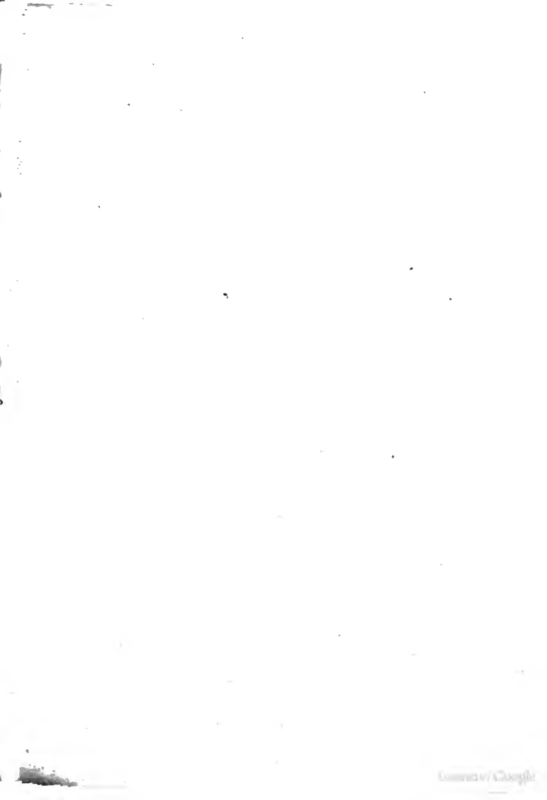

WIDENER
HN LASZ 5


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
STEPHEN SALISBURY,
OF WORCESTER, MASS.
(Class of 1817).
Rec'd 25 June, 1872.





Bilder

aus dem

altgriechischen Leben.

Bilder

aus dem

altgriechischen Leben.

Von

H. W. Stoll,
Professor an dem Gymnasium zu Weilburg.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1870.

1872, June 25.
Salisbury Fund.

Vorwort.

Obgleich der Verfasser bei Ausarbeitung der vorliegenden Aufsätze über das altgriechische Leben, welchen demnächst ähnliche Bilder aus dem altrömischen Leben folgen werden, auch an Leser aus allgemeineren Kreisen gedacht hat, welche ein Interesse für das Alterthum haben, so ist das Buch doch vorzugsweise für die Schüler unserer Gymnasien und höheren Schulen überhaupt bestimmt. Es soll den öffentlichen Unterricht, der sich oft in sehr engen Grenzen bewegen muß, unterstützen und ergänzen und den Schüler in den Stand setzen, das Bild des Alterthums, welches ihm in der Schule gegeben wird, nach verschiedenen Seiten hin zu vervollständigen, mit frischen und lebendigen Farben sich auszumalen. Darum ist auch die Auswahl der Gegenstände, die allerdings keine erschöpfende sein konnte, mit besonderer Rücksicht auf die Schule getroffen; namentlich ist deshalb dem homerischen Leben ein bedeutender Raum zugestanden; seiner Betrachtung ist das ganze erste Buch gewidmet. Das zweite Buch enthält besonders solche Erscheinungen des griechischen Lebens, welche in der Periode zwischen der homerischen Zeit und den Perserkriegen in den Vordergrund getreten sind; das Leben in Athen, der Hauptstadt Griechenlands seit den Perserkriegen, findet im 3. und 4. Buche eine vorzugsweise Berücksichtigung.

Abbildungen wären hier und da zur besseren Veranschaulichung allerdings wünschenswerth gewesen; da jedoch zu befürchten steht, daß eine größere Zahl von Bildern einer

allgemeineren Verbreitung des Buches Eintrag thun würde, so beschränken wir uns darauf, hier auf die Abbildungen in dem wohl in jeder Schulbibliothek vorhandenen Werke von Guhl und Kohner, „Das Leben der Griechen und Römer, nach antiken Bildwerken dargestellt. 1. Hälfte. Griechen." hinzuweisen. Siehe z. B. zu unseren Aufsätzen über homerische „Schifffahrt" (S. 108 ff.) und über „Das attische Seewesen" (S. 495 ff.) daselbst Fig. 287 ff., zu „Mykenä" (S. 138) Fig. 55. 63. 86. 87., zu „Gymnastik" (S. 183) Fig. 251 ff., zu „Fest zu Olympia" (S. 205) Fig. 27—29. 161., zu „Athen" (S. 260) Fig. 21. 23. 24. 36. 37. 50. 150. 153. 157. 158., zu „Theater" (S. 284) Fig. 166—186. — Auch enthält das allgemein verbreitete Reallexikon des klassischen Alterthums für Gymnasien von Lübker eine Anzahl von Bildwerken, welche Einzelnes in unserem Buche veranschaulichen können, wie z. B. die Bilder bei den Artikeln Aratrum, Attika (der Plan von Athen jedoch weicht von unserer Darstellung ab), Olympia, Schifffahrt, Theater.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Homer und die Heroenzeit.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Erstes Buch.

Homer und die Heroenzeit.

Der Sänger.

Mit dem Anruf der Musen begann der epische Sänger; mit den Musen wollen auch wir beginnen, den Töchtern der Mnemosyne, der Erinnerungskraft, die da wissen das Vergangene und das Zukünftige. Sie ergötzen mit ihren holdseligen Gesängen den Sinn ihres Vaters Zeus und der übrigen Götter im himmlischen Saal, aber auch den Menschen auf der weitgebreiteten Erde ertönen ihre Lieder durch den Mund des Sängers. Denn sie verleihen dem Sänger die Gesangesgabe und legen ihm den Stoff der Lieder in die Seele. Der von den Musen begnadete Sänger belehret die Welt über die Macht und das Walten der Götter und verkündet uns die ruhmreichen Thaten der Vorzeit. „Wir selber", sagt der Sänger der Ilias beim Anruf der Musen, „wissen Nichts, wir horchen allein dem Gerüchte; ihr seid Göttinnen, ihr waret bei Allem und wisset Alles."

Die Musen heißen die olympischen, die pierischen Göttinnen; die Landschaft Pierien an den quellenreichen Abhängen des Götterberges Olympos an der Nordgrenze von Griechenland war ihre Heimat, war der Ort, wo zuerst die Vorstellung von ihnen und ihre Verehrung entstand. Dort wohnten in vorhistorischer Zeit die sogenannten mythischen Thraker, welche von den später bekannt

gewordenen, weiter im Norden sitzenden barbarischen Thrakern durchaus verschieden waren, ein griechischer Volksstamm, bei dem zuerst unter allen Griechen die Liebe zu Gesang und Dichtkunst erwacht ist. Ihre begeisternden Quellnymphen, die Musen, wurden ihre Gesangesgöttinnen. Die Thraker haben zuerst den über ihren Häuptern hoch in Himmel und Wolken ragenden Olympos zum Götterberge geweiht, dort um den höchsten Zeus die olympische Götterfamilie — wenn auch noch nicht vollzählig — versammelt, und ihre Sänger haben mit ihren Liedern diese Vorstellung zu den andern Griechenstämmen getragen. Denn das thrakische Volk breitete sich auch weiter nach Süden aus, nahm Wohnsitze mitten unter den verwandten Stämmen in Böotien und Phokis am Helikon und Parnaß, wo gleichfalls jetzt der Musencultus aufblühte. So fand die Musenkunst auch Eingang in dem übrigen Griechenland und gewann, indem sie bei dem reichbegabten Volke die schlummernden Geisteskeime weckte, gewiß auch hier bald ihre begeisterten Jünger.

Als Sänger der Thraker — von einzelnen Musen geboren — werden unter andern genannt Musaios und Eumolpos und vor allen Orpheus, „der Vater der Gesänge", wie ihn Pindar nennt. Sie sind von der Sage gebildete Repräsentanten der thrakischen Poesie, an denen ganz besonders die süße Wundermacht der Gesangeskunst gepriesen ward. Wenn Orpheus zu seiner Laute seine lieblichen Klagen sang um die verlorene Gattin Eurydike, so rührte er nicht blos die Herzen der Menschen, sondern die ganze Natur ward bezaubert, Bäume und Felsen und das Wild des Waldes. Im Allgemeinen wird die thrakische Poesie als eine Priesterpoesie von mystisch-enthusiastischer Art bezeichnet, und wenn auch der mystische Charakter jenen Sängern erst durch eine späte mystische Religionssekte der Griechen beigelegt worden ist, so dürfen wir sie doch als eine Art von priesterlichen Sängern annehmen; denn alle Poesie hat ihren Ausgang von der Religion genommen. Die ältesten Lieder waren theils kurze gottesdienstliche Gesänge, die

vorzugsweise beim Opfer gesungen wurden, theils einfache auf den Wechsel der Natur bezügliche Lieder, Brautgesänge, Klagen um die Todten, sämmtlich von vorherrschend religiösem Charakter, entstanden in der patriarchalischen Zeit eines friedlichen Hirten- und Landlebens. Als aber diese einfache ruhige Zeit bei weiterer Entwicklung einem bewegteren kriegerischen Leben Platz gemacht hatte, thatenlustige Kriegsfürsten mit ihren waffentüchtigen Edlen in den einzelnen Gauen zur Herrschaft gekommen waren, da genügten jene einfachen Cultusgesänge und Naturlieder nicht mehr, der von der Natur abgewendete heroische Sinn verlangte nach der Schilderung von Thaten. Da geschah es, daß der Sänger, nachdem er bei der Verrichtung des Opfers den Gefühlen der Andacht und religiösen Erhebung Ausdruck gegeben, bei dem darauf folgenden Opferschmaus die Fürsten und Edlen ergötzte durch die Erzählung von Göttergeschichten und den Preis von Ruhmesthaten der Helden. So wurde der Grund gelegt zur epischen Poesie.

Unter den thrakischen Sängern wird Einer genannt, der entschieden in die heroische Zeit fällt und den wir für einen epischen Sänger erklären müssen. Es ist Thamyris, dessen Heimat wahrscheinlich in dem thrakischen Daulis am Parnaß zu suchen ist. Er wanderte von einem Fürstenhof zum andern, um an denselben nach Art der Sänger, wie sie in den Gedichten des Homer erscheinen, seine Lieder zu singen. Als er einst — so erzählt Homer (Il. 2, 594 ff.) — von Oichalia, von dem Hofe des Königs Eurytos kam, begegneten ihm in Messenien die Musen, und er forderte sie zum Wettgesang auf; denn er wähnte in seinem Uebermuth, daß er sogar die Gesangesgöttinnen, die Töchter des Zeus, deren Gnade er doch selbst seine Kunst verdankte, besiegen werde. Die erzürnten Göttinnen machten ihn zur Strafe blind und beraubten ihn der Kunst des Gesanges und des Zitherspiels.

Das Heldenzeitalter der Griechen lieferte den epischen Sängern, den Aöden, genugsamen Stoff für ihre Lieder. Da waren die Männer des älteren Heldenthums wie Perseus, Bellerophon und vor allen

Herakles, Helden von übergewaltiger Kraft, welche einzeln unter dem Schutze einer Gottheit schwere Abenteuer bestanden, Ungeheuer und gewaltthätige Riesen aus der Welt schafften und so der wilden Natur erst den Boden abrangen für ein civilisirteres Menschenleben. Es folgte das jüngere Heldenalter, die Heroenzeit im engeren Sinne, mit ihren Kriegen und Heerfahrten, unter denen wir die Kämpfe der Kureten und Aetolier, der Lapithen und Kentauren, die beiden thebanischen Kriege und den Krieg um die Mauern von Troja wegen ihrer besonderen Berühmtheit hervorheben. Alle diese Kämpfe mit ihren zahlreichen Helden wurden der Gegenstand einer vielzüngigen, nie ermüdenden Sage, welche nirgends reichere Blüthen getrieben hat, als bei dem mit so schöpferischer Phantasie gesegneten Griechenvolke. Und aus dieser wuchernden Sagenmenge nahm die jetzt über die meisten griechischen Stämme verbreitete Zunft der Sänger ihre Stoffe und gestaltete sie zu kleinen Liedern.

Ungefähr 130 Jahre nach Troja's Zerstörung zogen in Folge der großen Wanderungen im griechischen Mutterlande zahlreiche Schaaren von Achäern und Aeoliern nach der kleinasiatischen Westküste hinüber, um in den Gegenden, wo einst Troja gestanden, sich neue Wohnsitze zu gründen, und etwa 10 Jahre nachher setzten sich jonische Auswanderer südlich von ihnen auf derselben Küste und auf den Inseln des Archipelagos fest. Die erstgenannte Wanderung ging aus von den Achäersitzen in Argolis und Lakedämon unter Führern aus dem Geschlechte des Agamemnon, der Troja bezwungen, und es vereinigten sich mit ihnen auf ihrem Zuge noch größere Schaaren von Aeoliern aus Böotien und Thessalien, aus den Gebieten des Achilleus und Philoktetes. Sie gründeten zuerst Mytilene auf Lesbos und Kyme und darauf unter langwierigen Kämpfen noch etwa 30 meist unbedeutende Orte auf dem Festland. Ihre südlichste Stadt war Smyrna. Die jonischen Auswanderer kamen aus Attika, wohin sie ebenfalls aus dem Peloponnes, aus Pylos, von den Ufern des korinthischen Meerbusens und aus den Städten des östlichen Argolis, zusammengeströmt waren, und gründeten, untermischt

mit vielen Heimatlosen fast aller griechischen Stämme, unter Führern aus dem Geschlechte des pylischen Nestor an der asiatischen Küste eine Anzahl von Städten, unter denen Milet, Ephesos und Kolophon die bedeutendsten waren. Die Anführer aus jenen Heldengeschlechtern wurden die Könige in den neuen Städten, deren Bewohner die Enkel jener Schaaren waren, die Troja zerstört hatten. Rasch entwickelte sich unter dem freundlichen Himmel Kleinasiens ein thätiges und geistig bewegtes Leben, und die Poesie, welche die Ansiedler mit einem reichen Schatz von Sagen aus allen Landschaften des Mutterlandes mit herübergebracht hatten, nahm einen frischen freudigen Aufschwung. Mit besonderem Interesse wurden die Sagen gepflegt, welche sich auf den trojanischen Krieg bezogen; denn die Einwandrer standen und kämpften ja jetzt auf demselben Boden, auf welchem ihre Väter einst unter den Ahnen ihrer Fürsten und Edlen so ruhm- und siegreich gefochten hatten. Aber auch die übrigen Sagen von ihren nationalen Helden, von den Kämpfen und Geschicken ihrer Vorfahren im Mutterland wurden nicht vergessen; man hielt sie mit um so größerer Liebe fest, da sie ein theures Vermächtniß der alten Heimat waren, die sie gezwungen verlassen, in der jetzt rauhere feindselige Stämme die Herrschaft innehatten.

So ist die äolische und jonische Küste Kleinasiens der fruchtbarste Boden für die epische Posie geworden, die zuletzt durch den genialen Geist des Homer zur höchsten Blüthe gedieh. Doch von Homer werden wir später reden; jetzt wollen wir sehen, welches Bild er uns in seinen Gedichten von seinen Vorgängern entwirft.

In der Odyssee singt der Sänger Phemios den Freiern der Penelope in dem Hause des Odysseus — gezwungen, denn der fromme Sänger würde den Ruchlosen, die ohne Scheu vor Göttern und Menschen zuchtlos in dem Hause ihres verschollenen Königs schalteten, sein Gut verpraßten und seinem Sohne nach dem Leben trachteten, nicht freiwillig sich zugesellt haben. Auch sie, die Ruchlosen, wollten bei ihren Mahlen des „göttlichen" Sängers nicht

entbehren; „denn Gesang und Tanz sind die Krone des Mahles." Als der Phäakenkönig Alkinoos seinem Gaste Odysseus zu Ehren in seinem Hause ein Gastmahl veranstaltete, zu welchem die Edlen und viele aus dem Volke geladen wurden (Od. 8, 43), sprach er:

„Auch ruft mir den göttlichen Sänger,
Unsern Demodokos her, den der Gott zu Gesange begeistert,
Daß er erfreut, wie auch immer das Herz zu singen ihn antreibt."

Der dienende Herold ging und holte den trauten Sänger,

„Lieb vor Allen der Muse, doch gab sie ihm Gutes und Böses:
Denn die Augen entnahm sie und gab ihm süßen Gesang ein."

Der Herold stellte ihm einen Thronsessel in die Mitte der Schmausenden wider eine hohe Säule, hängte die Phorminx, die Laute, über seinem Haupte an der Säule auf, daß er sie greifen konnte, und brachte ihm dann Speise und Trank. Alle ließen sich es wohl schmecken;

„Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war,
Trieb den Sänger die Muse, das Lob der Helden zu singen.
Aus dem Gesang, deß Ruhm damals den Himmel erreichte,
Wählt er Odysseus' Zank und des Peleiaden Achilleus."

So geschah es gewöhnlich: wenn das Essen vorüber war und die Männer noch weiter beim Weine saßen, dann nahm der Sänger die Phorminx, oder der Herold legte sie ihm in die Hände, und „er begann zitherspielend lieblich zu singen." Und zwar singt er irgend ein episches Lied. Der Sänger „weiß viele Erzählungen der Menschen, Werke der Männer und Götter"; davon wählet er eins, wie der Sinn es ihm eingibt, oder auch wie die Zuhörer es wünschen. Die Phorminx, eine größere Art von Kithara, die an einem Bande über die Schulter getragen ward, „die Genossin des Mahles," diente nicht zur beständigen Begleitung des Gesanges, sondern der Sänger leitete mit ihren Tönen sein Lied präludirend ein, im Verlaufe des Vortrags aber griff er nur dann und wann in die Saiten, zur Ausfüllung der Pausen und wohl auch zur Hervorhebung einzelner prägnanter Stellen. Während des Vortrags, der

als ein Mittel zwischen Sprechen und Singen zu denken ist, sitzt die ganze Versammlung schweigend und ruhig da und horcht bezaubert mit gespannter Aufmerksamkeit dem süßen Sang, doch ohne des Bechers zu vergessen.

Aber der Sänger erscheint nicht blos bei den Gastmahlen der Könige und Edlen. Phemios sagt von sich (Od. 22, 346), er singe den Göttern und den Menschen, das heißt doch wohl, daß er den Göttern singe bei ihren Festen; den Menschen aber sang er außer bei ihren Gastmahlen und an den Götterfesten auch bei andern Zusammenkünften, namentlich wohl in den Leschen, den Sitz- und Gesprächshallen, wo die Männer zu freier Unterhaltung zusammenkamen. Phemios und Demodokos waren der Eine in Ithaka, der Andre in der Phaiakenstadt, an den Orten, wo sie sangen, auch heimisch. Aber sonst wandern die Sänger auch, wie wir dies schon von dem Thraker Thamyris sahen, an den Fürstenhöfen umher, ziehen von einem Ort zum andern; sie gehören zu den sogenannten Demiurgen (d. h. Volksarbeitern), Leuten, welche, wie die Seher, die Aerzte, die Zimmerer, eine gemeinnützige Kunst, die sie vor Andern voraushaben, treiben und wegen ihrer Geschicklichkeit nach dem jedesmaligen Bedürfniß zu den betreffenden Leistungen herbeigerufen wurden (Od. 17, 382 ff.). So wurden auch die Sänger zu den Festen und Mahlen von anderswo geholt und geladen, und wo sie erschienen, da waren sie willkommen. „Bei allen Menschen", sagt Odysseus zu Demodokos, „sind die Sänger der Ehrfurcht theilhaftig, weil die Muse sie die Lieder gelehrt, die das Geschlecht der Sänger liebt."

Die Kunst der Sänger ist eine göttliche und geheiligte; sie singen den Preis der ewigen Götter und der Helden der Vorzeit, und wie sie von den Menschen hochgeachtet und geliebt sind, so stehen sie unter dem besonderen Schutze der Götter. Als dem Odysseus nach der Ermordung der Freier Phemios, auch für sein Leben fürchtend, gnadeflehend zu Füßen fiel, sprach er (Od. 22, 344): „Ich flehe dich an, Odysseus, bei deinen Knien, schone mein und

habe Erbarmen; Du selbst wirst in Zukunft es bedauern, wenn du mich tödtetest, den Sänger, der ich den Göttern und den Menschen singe."

Die Sänger sind die geehrten Freunde der Könige, bei denen sie täglich zu Gaste sind. Welches Vertrauen dem Sänger von Seiten der Könige bisweilen zu Theil ward, dafür zeugt das Beispiel des Agamemnon (Od. 3, 267), der bei seinem Auszug gegen Troja seiner Gemahlin Klytaimnestra einen Aöden als Beschützer zur Seite ließ, daß er sie durch Rath und treue Mahnung auf guten Wegen erhalte. Und Klytaimnestra behielt ihren trefflichen Sinn, so lange der Sänger ihr zur Seite stand. Nachdem aber der frevelhafte Aigisthos ihn auf eine einsame Insel gebracht und ermordet hatte, da erlag sie seinen Werbungen und verfiel dem Verbrechen.

Die Aöden waren natürlich hinsichtlich ihrer Begabung verschieden. Phemios sagt von sich: „Aus mir selber hab' ich gelernt, und ein Gott hat mancherlei Weisen mir in die Seele gepflanzt." Ein Gott, d. h. die Muse*), hat ihm im Vergleich zu andern

*) Anmerkung. Od. 8, 487 ff. sagt Odysseus zu Demodokos:

„Hoch, o Demodokos, preist dich mein Herz vor den Sterblichen allen!
Dich hat die Muse gelehrt, Zeus Tochter sie, oder Apollon!
So genau nach der Ordnung besingst du der Danaer Schicksal,
Was sie gethan und erduldet im lang abmüdenden Feldzug;
Gleich als ob du selber dabei warst oder es hörtest."

Aus dieser Stelle darf man nicht abnehmen wollen, daß neben den Musen Apollon ein Gott des Gesanges sei. In der älteren Zeit, bei Homer und Hesiod, sind nur die Musen Gesangesgöttinen, niemals Apollon; bei den Göttern singen die Musen, Apollon spielt nur die Zither (Il. 1, 603). Erst später wurde den Musen auch Instrumentalmusik beigelegt, und Apollon ward auch Sänger und so ein Gönneer der menschlichen Sänger und Dichter. In der oben angeführten Stelle ist Apollon als der Weissagegott aufzufassen, „der das Geschehene und das Zukünftige weiß"; als solcher kann er den Demodokos gelehrt haben, seinen Stoff genau nach der Ordnung zu singen, als wenn er selbst dabei gewesen wäre.

Sängern eine größere Gunst zugewandt, und er ist Autodidakt, indem er die Gesänge, welche er vorträgt, selber schafft. Neben ihm mögen viele Sänger existirt haben, welche ihre Lieder nur von Andern gelernt hatten. Das Schaffen der Gedichte ist aber nicht so zu verstehen, als ob der Aöde, wenn er sich getrieben fühlte, im Kreise seiner Hörer zu singen, von plötzlicher willenloser Begeisterung fortgerissen, irgend ein Stück der Sage aus dem Stegreif zum Liede geformt habe; er brachte den Schatz seiner Lieder im Gedächtniß mit in die Versammlung, und wenn es heißt: „er begann, angeregt von der Gottheit", so bedeutet dies blos, daß die Muse ihn mit wohlwollender Gunst bei seinem Vortrag unterstützte, ihm das Gedächtniß stärkte und den Geist erhob.

Die Aöden vor Homer sangen kleinere Lieder, deren Stoffe aus den dem Volke im Allgemeinen bekannten Sagenkreisen genommen waren, so daß den Zuhörern der Zusammenhang des vorgetragenen Liedes mit dem ganzen Verlauf der Sage leicht zu finden und der Inhalt verständlich war. Phemios sang (Od. 1, 326) vor den Freiern die traurige Heimkehr der Achäer nach der Zerstörung Ilions, Demodokos den Streit des Achilleus und Odysseus vor Troja, von denen der Eine mit List und Klugheit, der Andere mit Tapferkeit und offener Gewalt den Krieg geführt wissen wollte (Od. 8, 75), und bald darauf auf des Odysseus Wunsch die Eroberung Troja's durch das hölzerne Roß (Od. 8, 492). Dagegen ist die scherzhafte Liebesgeschichte des Ares und der Aphrodite, welche als zum Tanze der Phaiakenjünglinge gesungen gedacht werden soll, höchst wahrscheinlich späteres Einschiebsel. Die beiden von Homer als seine unmittelbaren Vorgänger eingeführten Aöden sangen also Stücke aus der Geschichte des trojanischen Krieges, „denn das neueste Lied ist den Menschen das liebste Lied" (Od. 1, 351); und so mögen unmittelbar vor Homer vorzugsweise die einzelnen Partien dieses Krieges in Kleinasien gesungen worden sein, ja aus dem, was im 8. Buche der Odyssee von den Vorträgen des Demodokos gesagt wird, scheint hervorzugehen, daß schon größere zusammen-

hängende Reihen von Liedern über den Verlauf desselben vorhanden waren, aus denen der Sänger bald dieses bald jenes wählte. Indessen ist aus den homerischen Gesängen ersichtbar, daß außer den troischen auch andere Liederstoffe aus alter Zeit bei den kleinasiatischen Griechen bekannt und im Gange waren. So z. B. ein Lied von der „Allen im Sinne liegenden“, oder wie Voß übersetzt, von der „allbesungenen“ Argo (Od. 12, 69), Lieder von den Abenteuern des Herakles (Il. 8, 362), des Bellerophon (Il. 6, 155), von der kalydonischen Jagd und dem ätolischen Helden Meleagros (Il. 9, 529), Lieder über Ereignisse der beiden thebanischen Kriege u. s. w.

Noch wollen wir erwähnen, daß bei Homer nicht blos Sänger von Profession, sondern auch streitbare Helden den Gesang pflegten. Doch war diese Kunst bei ihnen selten; blos von Achilleus, dem Heldenideal der Ilias, wird angeführt, daß er, während er grollend vom Kampfe sich zurückhielt, in seinem Zelte zur Laute „Ruhmeslieder der Männer“ gesungen habe. Es war dies bei ihm nur eine besondere Fertigkeit, durch die er sich vor Andern auszeichnete; wie er dem Unterrichte des Kentauren Cheiron die Heilkunde als eine besondere Geschicklichkeit verdankte, so hatte er von einem Sänger Heldenlieder und die Gesangeskunst gelernt. An eignes Dichten ist nicht zu denken.

Mehr als ein Jahrhundert hatten die Aöden in dem europäischen und dem asiatischen Griechenland ihre Einzellieder gesungen, die von der unerschöpflich fließenden Sage gelieferten Stoffe dichterisch geformt und umgeformt, bis die epische Dichtung, immer mehr nach größern Compositionen drängend, durch den schöpferischen Geist des Homer ihren Gipfelpunkt erreichte, in Ilias und Odyssee das eigentliche Epos, die Epopöe entstand, Werke höchster Vollendung, welche für ihre Gattung zu allen Zeiten Maßstab und Muster sind. Homer hängt mit der ihm vorausgehenden Zeit eng zusammen; er bildet den Schlußpunkt einer langen Reihe von Entwickelungen. Von seinen Vorgängern waren ihm seine Stoffe in zahl-

reichen Liedern vorgebildet; er überkam von ihnen ein ausgebildetes Metrum, eine reich entwickelte Sprache. Metrum und Sprache und Styl werden von seinem eminenten Dichtergeiste noch zu größerer Vollendung gebracht worden sein; wodurch er aber wesentlich sich von den früheren Dichtern unterschied, war die kunstvolle Schöpfung großer organischer Ganzen, die von einer sittlichen Idee durchdrungen und getragen sind — daß er aus dem überlieferten Sagenstoff einen Hauptheldenn und eine abgeschlossene Handlung auswählte und um diesen beherrschenden Mittelpunkt, die früheren Lieder umdichtend und mit eigenen verschmelzend, in einheitlicher Composition eine Fülle von Persönlichkeiten und Ereignissen zur Entfaltung brachte. Er wählte aus einem populären Stoffe von nationalem Intresse, aus den Sagen des trojanischen Krieges, und stellte in dem einen seiner Gedichte, der Ilias, den Achilleus in den Mittelpunkt, den jugendlichen Helden der geraden Thatkraft, in der Odyssee den Odysseus, den Vertreter der schlauen Klugheit, beide die wahren Typen des altgriechischen Volkscharakters.

Der Entwickelungsgang der epischen Poesie der Griechen also war der, daß aus der Volkssage zuerst das Einzellied hervorging, auf die Einzellieder die Epopöe folgte. Zu diesen Resultaten ist die Wissenschaft in letzter Zeit gelangt durch eine mehr als fünfzigjährige Forschung auf dem Gebiete der Poesie der verschiedensten Völker. Auch die Ueberzeugung kommt immer mehr wieder zur Geltung, daß es wirklich einen Homer gegeben habe und daß Ilias und Odyssee von dieser einzelnen Persönlichkeit gedichtet worden sind, oder doch daß jedes dieser beiden Gedichte einen einzigen Verfasser hat. Am Ende des vorigen Jahrhunderts nämlich stellte Fr. Aug. Wolf in seinen Prolegomenen zum Homer über die Entstehung der Ilias und Odyssee die Behauptung auf, von mehreren jonischen Sängern und Sängerinnungen — die sich Homeriden nannten und sich einen Stammheros Homer erdichteten — seien einzelne selbständige Lieder, welche die verschiedenen Ereignisse aus der Geschichte des troischen Krieges romanzenartig behandelten, hervorgegangen, und

nachdem sie unabhängig von einander Jahrhunderte lang sich durch mündliche Tradition fortgepflanzt, seien sie zuletzt im Auftrag des athenischen Tyrannen Peisistratos durch mehrere gelehrte Dichter zu zwei großen Körpern, zu Ilias und Odyssee, unter dem Namen Homers zusammengefaßt worden. Diese Ansicht fand bei Vielen Beifall, aber auch großen Widerspruch, und gab den Anlaß zu einem eifrigen und eingehenden Forschen in der homerischen Frage während unseres ganzen Jahrhunderts, das jetzt jedoch in den Hauptpunkten so ziemlich zum Abschluß gekommen ist. Die Versuche, in der Ilias (und auch in der Odyssee) die einzelnen kleinen Lieder nachzuweisen, sind als gescheitert zu betrachten, und ein tieferes Eingehen in den Geist und die Compositionen der homerischen Gedichte läßt keinen Zweifel über den einheitlichen Charakter und einheitlichen Plan derselben, der von einem einzigen Dichtergenius ausgegangen sein muß. Durch ein äußerliches Zusammenfügen von selbständigen kleinen Liedern konnten solche organische Ganze, wie Ilias und Odyssee sind, unmöglich zu Stande gebracht werden.

Die Persönlichkeit eines Homer ist also festzuhalten, und auch die Griechen selbst haben zu keiner Zeit an seiner Existenz gezweifelt, obgleich sie von seinen Verhältnissen und Schicksalen nichts als Sagen und Dichtungen zu berichten wußten. Mehr als sieben Städte stritten sich um die Ehre, sein Geburtsort zu sein, doch weisen die meisten Spuren darauf hin, daß er aus Smyrna stammte, einer auf der Grenze der Ionier und Aeolier gelegenen Stadt, in welcher die Mischung von äolischen, achäischen und ionischen Elementen eine große geistige Regsamkeit hervorgerufen hatte und für die epische Poesie eine Fülle von Sagen der verschiedenen Stämme zusammengeflossen war; und zwar lassen uns manche einzelne Züge in seinen Gedichten „den Pulsschlag eines ionischen Herzens“ in seiner Brust erkennen. Seine Lebenszeit setzen wir am besten mit Herodot einige Menschenalter nach der ionischen Wanderung, um das J. 900 v. Chr., wo die eingewanderten Stämme in der neuen Heimat schon sich eingewohnt hatten und zu Wohlstand und behaglichem Lebensgenuß gelangt waren.

In seinem äußeren Leben müssen wir uns den Homer denken wie die Sänger, die er uns selbst in seinen Gedichten vorführt; ein Aöde gleich Demodokos und Phemios, sang er an den Höfen der Fürsten und vor dem Volke bei den Götterfesten und ist gewiß als ein überall gesuchter und gern gesehener Mann vielfach umhergewandert. Er gehörte, so dürfen wir behaupten, einem jonischen Sängergeschlecht an. Denn wie in alter Zeit überhaupt die Handwerke und Künste in der Regel sich in den Familien fortpflanzten, so erhielt sich auch die Kunst der Musik und des Gesanges in einzelnen Sängerfamilien; der Vater unterwies die Söhne und überlieferte ihnen seine Lieder, und von diesen wurden sie mit den eigenen, sofern sie wie Phemios Autodidakten waren, weitergetragen. Indeß ging man schon früh über den Kreis der eigentlichen Familie hinaus. Auch solche, die nicht verwandt waren und den Beruf zur Gesangeskunst in sich fühlten, schlossen sich einem Sängerhaupte an und ließen sich in das Geschlecht aufnehmen. So trat an die Stelle der Familie eine Innung, eine Corporation, welche aber die Form eines Geschlechtes beibehielt und irgend einen hervorragenden Meister aus ihrer Mitte nach seinem Tode als ihren Stammvater betrachtete. Als das Haupt eines solchen Sängergeschlechtes ist Homer anzusehen; inmitten seiner Jünger dichtete er die einzelnen Abtheilungen seiner großen Epen, und diese nahmen dieselben in ihrem Gedächtniß auf, um sie zugleich mit dem Meister in die Welt zu tragen. Denn wenn auch die Schreibkunst damals schon den Griechen bekannt gewesen sein mag, so war sie doch noch nicht in der Ausdehnung im Gebrauch, daß man umfangreiche Gedichte durch die Schrift fixirt hätte; eine Gedächtnißkraft aber, welche so große Gedichte wie Ilias und Odyssee umfaßte, können wir den Menschen damaliger Zeit nicht wohl absprechen, wenn wir bedenken, daß es noch zur Zeit des Sokrates Männer gab, welche beide vollständig aus dem Gedächtniß hersagen konnten. An Gelegenheiten zum Vortrag der ganzen Gedichte kann es nicht gefehlt haben. Während einzelne Abschnitte der Ilias und Odyssee, sowie auch noch Einzel-

lieder aus frührer Zeit überall vorgetragen wurden, traf man gewiß schon in homerischer Zeit wie auch später bei großen Volksfesten Veranstaltungen, um die ganze Ilias oder die ganze Odyssee zum Vortrag zu bringen, und zwar in der Art, daß verschiedene Sänger einander ablösten und nach der bei den Griechen beliebten Weise im Sängerwettkampf, im musischen Agon auftraten.

Die homerische Sängerinnung bestand nach Homer noch Jahrhunderte lang; sie nannten sich nach ihm Homeriden und verehrten ihn als ihren Stammvater durch gemeinsame Opfer. Wahrscheinlich zu der Zeit, wo die äolischen Einwohner Smyrna's den jonischen Theil der Bevölkerung austrieben — jedenfalls geraume Zeit vor dem J. 700 v. Chr. — ließen sie sich auf der Insel Chios nieder. Zu ihnen gehörte der Verfasser des homerischen Hymnus auf den delischen Apollon, der zum musischen Wettkampf an dem großen Apollofest zu Delos kam und am Schlusse jenes Hymnus zu den delischen Jungfrauen, welche dem Gott zu Ehren einen Chortanz aufgeführt hatten, also sprach: „Lebet alle wohl, ihr Mädchen, und gedenket meiner auch in Zukunft, und wenn von den fremden Menschen, die eure Stadt besuchen, Einer euch fragt: welcher Sänger ist euch der liebste von allen, so da kommen, und welcher ergötzt euch am meisten? so antwortet allen mit freundlichem Sinne: Der blinde Mann, der in dem felsigen Chios wohnt, dessen Lieder auch in Zukunft vor allen andern den Preis davontragen werden. Ich aber werde euren Ruhm verbreiten, soweit ich auf Erden umherwandere zu den Städten der Menschen." Dieser blinde Sänger von Chios ist von vielen Alten für Homer selbst gehalten worden, der wie Demodokos allgemein für blind galt. Die Blindheit hatte nämlich bei den Alten die Bedeutung ernster Sammlung und tiefer Weisheit, wie sie dem Dichter zukam.

Die Homeriden und überhaupt die Rhapsoden, wie man Jeden nannte, der einen epischen Stoff in episch recitirender Weise vortrug, haben das Verdienst, die homerischen Gedichte erhalten und verbreitet zu haben; bei der Fortpflanzung derselben aber durch

mündliche Tradition geschah es, daß der homerische Text mehrfache Veränderungen erlitt und mancher Vers sowie auch größere Partien in denselben eingeschoben wurden. Auch wurden im Verlauf der Zeit Ilias und Odyssee, da sie wegen der allmählichen Aufnahme auch anderer Dichtungsgattungen in die öffentlichen Vorträge bei den Festversammlungen nicht mehr vollständig, sondern nur in kleinern Abschnitten recitirt werden konnten, in einzelne Stücke zerrissen und in dieser Gestalt erhalten, und zwar jetzt schon vielfach in schriftlichen Exemplaren. Diese zerstreuten Stücke aber hat Peisistratos von Athen auf's neue zu organischen Ganzen zusammenfügen lassen, welche dann wieder in ihrer Vollständigkeit an dem Panathenäenfeste vorgetragen wurden. Aus diesem Schicksal der homerischen Gesänge sind die Unebenheiten in denselben zu erklären.

In den homerischen Gedichten tritt uns das griechische Leben zum erstenmale in seiner Totalität entgegen; wir haben in ihnen die lebendige Darstellung des heroischen Zeitalters, doch nicht in geschichtlich treuer Ueberlieferung, sondern so, wie sich die Vorzeit in dem Geiste des Dichters abgespiegelt hat. Zwar ist ihm die trojanische Zeit eine weit entlegene Vorzeit, er spricht von seinen Helden als einem Geschlecht, das die Menschen, „wie sie heute sind", weit überragt und noch in regem Verkehr mit den Göttern steht; aber er hat doch jedenfalls in seiner Schilderung der alten Sitten und Zustände gar manche Züge seiner eigenen Zeit einfließen lassen, die nur selten als solche auszuscheiden sind. Indeß müssen wir zwischen der Zeit des Homer und den heroischen Zeiten, deren Erinnerungen durch die Poesie lebendig erhalten waren, noch eine enge Verwandtschaft annehmen; noch bestand das alte Königthum, noch herrschten im Allgemeinen dieselben Grundsätze des politischen und geselligen Lebens, ähnliche Sitten und Anschauungen. Die folgenden den homerischen Gedichten entnommenen Schilderungen können daher im Allgemeinen als der Heroenwelt entsprechende Darstellungen angesehen werden.

Der König.

Odysseus kam auf seinen Irrfahrten im fernen Westmeer auch zu dem Lande der Kyklopen (Od. 9, 105 ff.), „der ungesetzlichen Frevler,

welche, der Macht unsterblicher Götter vertrauend,
Nirgends baun mit Händen zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
Sondern ohn' Anpflanzer und Ackerer steigt das Gewächs auf,
Weizen sowohl und Gerst' als edele Rebe, belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
Dort ist weder Gesetz, noch Rathsversammlung des Volkes;
Sondern all' umwohnen die Felsenhöhn der Gebirge,
Rings in gewölbeten Grotten; und Jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein, und Niemand achtet des Andern."

Die Kyklopen standen auf der niedrigsten Stufe der Cultur. Sie waren ein wildes Hirtenvolk, das nicht aus frommem Gottvertrauen, sondern in roher Sorglosigkeit zu pflanzen und zu ackern unterließ. In ihrer Roheit wußten sie nicht die Gunst der so freigebigen Natur ihres Landes zu benutzen; sie bebauten keinen Acker, sie legten keine Baumpflanzung und keinen Weingarten an, ja sie verstanden nicht einmal, aus dem wildwachsenden Getreide sich Speise zu bereiten, aus der Traube den Wein zu pressen. Sie lebten ohne alle bürgerliche Verbindung in Höhlen, Jeder für sich, ohne um den Andern sich zu kümmern. Volksversammlungen und öffentliche Rechtspflege, die entschiedendsten Merkmale staatlichen Lebens, kannten sie nicht; in patriarchalischer Weise gebot Jeder nur über seine Familie. Das war eine Culturstufe, die allem staatlichen Leben vorausliegt.

Wie ganz anders waren die Zustände in Griechenland, in des Odysseus schöner Heimat, nach der er vergebens den Weg suchte. Dort waren seit undenklicher Zeit Städte und Burgen und Dörfer, und dazwischen üppige Felder, wohlgepflegte Wein- und Baumpflanzungen. Auch an schönen Heerden war dort ein großer Reichthum, und das regsame Volk übte schon mancherlei Künste, trieb

Handel und Schifffahrt. In viele kleine Staaten zertheilt, bewegte sich das Volk frisch und freudig in geordnetem Verkehr. Es hatte seine Volksversammlungen und Gerichte und bildete keine unterschiedslose Masse, sondern war gegliedert in Stände. Ueber der zahlreichen Menge des arbeitenden Volkes erhob sich der reichbegüterte bevorrechtete Adel, und über diesem als Spitze der König, der Basileus, der im Verein mit einem Ausschuß des Adels für den Bestand und das Wohl des Ganzen zu sorgen hatte.

Der Staat ward von den Menschen des heroischen Zeitalters angesehen als eine göttliche Stiftung; der König stammet von Zeus und steht unter dessen Schutz. „Seine Ehr' ist von Zeus, und ihn schirmt Zeus' waltende Vorsicht" (Il. 2, 196). Wie Herakles, der Sohn des Zeus, von diesem in die Welt geschickt ward, um durch Wegräumung von Ungeheuern und wilden Frevlern eine gesittetere Zeit des Rechts und der Ordnung vorzubereiten, wie der göttliche Zeussohn Apollon auf Erden sein Orakel gründete, um den Menschen den Willen und die Satzungen seines Vaters zu verkündigen, so sind die Könige auf Erden von Zeus eingesetzt, um in seinem Namen die Ordnung zu handhaben und Recht und Gesetz, das vom Himmel stammt, zu schützen. Darum ist die Person des Königs eine geheiligte; er heißt „zeusentsprossen", leitet sein Geschlecht von Zeus ab, und darauf gründet denn auch zunächst seine Familie das Recht der Erblichkeit der königlichen Gewalt. Doch bedarf der König daneben der persönlichen Tüchtigkeit, um seine Autorität aufrecht zu erhalten und die Königswürde bei seiner Familie zu bewahren. Wenn das Königthum in schwachen Händen war oder die königliche Familie bei dem Volke keine Sympathien hatte, so konnte sich wohl aus dem zahlreichen Adel, der seine bevorzugte Stellung ebenfalls als eine von den Göttern verliehene Auszeichnung betrachtete und sich an Rang nicht geringer hielt als die Königsfamilie, diese oder jene Familie durch günstige Umstände zu dem Versuche verleitet fühlen, das Kleinod der Herrschaft an ihr Haus zu bringen. Sie alle ja führten auch den Namen Basileus.

Nicht jeder hochbetagte König war von solcher Ehrwürdigkeit und Ueberlegenheit der Erfahrung und Einsicht, wie der überdies von stattlichen Söhnen umgebene, von der Liebe seines Volkes getragene Nestor. Der Schatten des Achilleus fragte in der Unterwelt den Odysseus besorgt nach seinem alten Vater Peleus, ob er noch die königliche Würde unter den Myrmidonen besitze; denn es stand ihm kein jugendlich kräftiger Sohn mehr als Schützer zur Seite (Od. 11, 495). Der alternde Laertes hatte es für gut gefunden, bei seinen Lebzeiten die Regierung in die feste Hand seines Sohnes Odysseus zu geben. Als aber Odysseus nach seinem Auszug gegen Troja viele Jahre verschollen und das Königthum nur von dem schwachen Greis Laertes und dem unerwachsenen Königssohn Telemachos vertreten war, da wagte es die während seiner Abwesenheit in Uebermuth aufgewachsene adlige Jugend, unter dem Vorwand der Werbung um die Hand der Königin einen verschwörerischen Anfall auf das unvertheidigte Ehrenrecht der königlichen Familie zu machen, die Familie des Odysseus zu ruiniren, damit Einer aus ihrer Mitte König werde. Nicht ohne Grund fragte daher Odysseus seine Mutter in der Unterwelt (Od. 11, 174):

„Sage vom Vater zugleich und dem Sohne mir, den ich daheim ließ:
Ruht auf ihnen annoch mein Herrscheramt, oder empfing es
Schon ein anderer Mann, da man glaubt, ich kehre nicht wieder?"

Als Antinoos, der vornehmste und übermüthigste unter den Freiern der Penelope, der sich am meisten Hoffnung auf die Königswürde machte, zu Telemachos sprach (Od. 1, 385):

„Ei fürwahr, dich lehrten, Telemachos, selber die Götter
Hoch zu führen das Wort und entschlossenen Muthes zu reden!
Daß nur nicht dir Kronion die Herrschaft unseres Eilands
Anvertraue, die zwar durch Geburt dein väterlich Erb' ist!"

antwortete Telemachos:

„Wirst du mir's auch verargen, Antinoos, was ich dir sage?
Gern wohl möcht' ich dieses, wenn Zeus es schenkte, mir nehmen.
Achtest du dieses vielleicht das Schlechteste unter den Menschen?

Gar nicht schlecht ist wahrlich dem Herrschenden; bald ja erfüllt wird
Ihm von Schätzen das Haus, und ehrenhafter er selber.
Aber zur Herrschaft sind der achaiischen Fürsten noch andre
Viel im umflutheten Reiche von Ithaka, Jüngling' und Greise:
Deren empfang es Einer, wenn starb der edle Odysseus."

Unter der Ehre, welche die heroischen Könige besitzen, ist nicht blos das mit der Macht verbundene Ansehen zu verstehen, sondern sie besteht hauptsächlich in den ihnen vom Staate zugewiesenen Gütern und mancherlei Geschenken und Abgaben. Neben außerordentlichen Ehrengaben, womit die Unterthanen „ihren König ehrten wie einen Gott", erhielt er z. B. ein Geschenk für jeden einzelnen Richterspruch, im Krieg ward ihm ein großes und auserwähltes Beutestück als Ehrentheil, und bei den öffentlichen Mahlen außer dem Ehrensitz eine größere Portion und vollere Becher. Die Hauptausstattung des Königs aber war die Verleihung eines Krongutes (τέμενος), das, aus Ackerland, Wein- und Baumpflanzungen und Viehweiden bestehend, ihm die Mittel zu dem seiner Würde entsprechenden Aufwande lieferte. Bei solchen Einkünften wurde die Königsfamilie, die in der Regel ohnedies schon einen beträchtlichen Privatbesitz hatte, gewöhnlich die reichste im Lande. Von dem Vermögen des Odysseus sagte sein göttlicher Sauhirt Eumaios: „Ach, mein Herr hatte unsägliches Gut, mehr als irgend ein Fürst auf dem Festlande oder auf Ithaka, mehr als zwanzig andere Männer zusammen. Zwölf Rinderheerden weiden ihm auf dem Festland, ebensoviele Heerden von Schafen und ebensoviele von Schweinen und von Ziegen, welche ihm theils fremde Leute, theils eigne Hüter besorgen. Hier auf der Insel sind elf Ziegenheerden, gehütet von wackeren Männern; jeder von ihnen bringt täglich den auserlesensten Ziegenbock den Freiern zum Schmause, und ich sende jeden Tag den trefflichsten Eber." Schon ins vierte Jahr hausten so die Freier im Hause des Odysseus, und noch lange nicht war das unermeßliche Gut verzehrt. Die Heerde des Eumaios bestand noch aus 360 Ebern und 600 andern Schweinen. Zu dem Reich-

thum an Heerden kam dann ohne Zweifel noch ein entsprechender Grundbesitz.

Aeußerliche Abzeichen außer dem Scepter hatte der König nicht; denn Krone und Diadem sind erst zur Zeit Alexanders des Großen bei griechischen Fürsten aufgekommen, und wenn in den homerischen Gedichten von Purpurkleidern der Könige gesprochen wird, so waren dies Luxusgegenstände, welche sie mit andern reichen und vornehmen Leuten gemein hatten. Das Scepter aber war, was das Wort bedeutet, ein Stab, und zwar von ziemlicher Länge, so daß man sich darauf stützen konnte. Zum Unterschied vom gewöhnlichen Stabe hatte das königliche Scepter gewiß eine besondere Form und war mit goldenen Nägeln beschlagen. Ein solches Scepter trugen auch die Herolde, die Diener des Königs und der Gemeinde, es befand sich in den Händen dessen, der in der Volksversammlung sprach, und der Geronten, der Aeltesten, wenn sie zu Gericht saßen. Es war überhaupt das Zeichen der öffentlichen Handlung.

Ein König, der einen Reichthum besaß, wie der des Odysseus war, mochte wohl schon dadurch einen großen Einfluß im Lande haben, und wenn dazu noch eine thatkräftige Persönlichkeit kam, so hatte seine durch kein Gesetz bestimmt umgrenzte Macht einen weiten Spielraum und ein freies Feld für Glimpf und Unglimpf. Nicht jeder war ein echter „Hirte der Völker", war „mild und freundlich wie ein Vater" gleich Odysseus, der Keinem in dem Volke mit Wort oder That je eine Unbill angethan hatte, „wie dies wohl sonst herkömmliche Sitte ist, daß der König den Einen haßt, den Andern liebt" (Od. 4, 691). „Furchtbar und schwer", heißt es an einer andern Stelle (Il. 2, 196), „ist der Zorn des zeusentsprossenen Königs," und ein geringer Mann mag sich hüten, seinen Haß auf sich zu ziehen. Doch die dem griechischen Volke angeborne Scheu vor dem Willkürlichen und Maßlosen hielt gemeiniglich den König zurück von despotischem Schalten, er mußte Rücksicht nehmen auf die Stimme des Volkes, das, durch göttliche

Zeichen gewarnt, auch sich herausnahm, von seinem König mit Haß sich abzuwenden (Od. 3, 215).

Wie selbst Zeus, der Regierer der Welt, von einer höheren heiligen Weltordnung abhängig ist, so muß auch der irdische König die überkommene Ordnung und das altherkömmliche Recht, das von Zeus kommt, anerkennen und achten, und wie jener in seinem Regiment beschränkt wird durch eine Anzahl von Göttern, die mit besondern Rechten neben ihm stehen und mit ihm die Geschicke der Welt berathen, so ist auch der König von einer Anzahl von Männern umgeben, die das Recht haben, in der Verwaltung des Staates mitzureden. Dies sind die Geronten, die Volksältesten, welche den Rath des Königs bildeten. Sie bestanden aus den Häuptern der edelsten Familien, ohne gerade, was das Wort besagt, ältere Männer sein zu müssen; in dem Lager vor Troja waren es die einzelnen Fürsten unter dem Oberkönig Agamemnon, bei den Phaiaken zwölf „Könige“ unter dem Oberkönig Alkinoos.

Mit dem Rath der Geronten verhandelte der König alle wichtigeren Angelegenheiten, und zwar in der Regel in der Weise, daß er sie zu sich zum Mahle lud und nach der Mahlzeit die betreffende Sache beim „Aeltestenwein“ (*οἶνος γερούσιος*) besprochen ward. Was man beschlossen hatte, wurde gemeinsam vom König und den Geronten ausgeführt. So hatte Agamemnon, als er und das Heer wegen des Zorns des Achilleus sich in großer Noth befanden, auf Rath des Nestor die Fürsten zum Mahl und zur Berathung berufen, und nachdem er sich dazu verstanden hatte, den Achilleus zu versöhnen, schickte der Rath die Gesandtschaft an diesen ab (Il. 9, 70 ff.). Als die Messenier aus Ithaka 300 Schafe mitsammt den Hirten geraubt hatten, sandten der König Laertes und die Geronten den Odysseus, der kaum dem Knabenalter entwachsen war, nach Messenien, um Ersatz zu fordern (Od. 21, 21). Wenn ein Beschluß gefaßt worden ist, der dem Volke mitgetheilt werden soll, so hält der König mit den Geronten eine Volksversammlung ab. Auch bei den übrigen Functionen des Königs werden selten die Aeltesten

gefehlt haben, wie z. B. bei den Staatsopfern. Der König war nämlich auch der Vermittler zwischen seinem Volk und den Göttern und hatte, wie der Hausvater die Familienopfer, so als Haupt der ganzen Staatsfamilie die Staatsopfer zu besorgen, woran sich dann ein großes Opfermahl des Volkes anschloß. Ein solches Opfer und Opfermahl hielten Nestor und seine Pylier am Ufer des Meeres zu Ehren des Poseidon, als Telemachos dort landete (Od. 3, 1 ff.). Das Volk war in 9 Sitzabtheilungen vertheilt zu je 500 Mann, und jede Abtheilung hatte 9 Stiere vor sich.

Im Kriege hat der König die Oberanführung des Heeres, und hier hat er selbstverständlich eine viel größere Macht als im Frieden; er hat Gewalt über Leben und Tod. So kann Agamemnon drohen: „Wen ich mit Willen bei den Schiffen fern von der Schlacht bleiben sehe, den fressen die Hunde und die Vögel.“ Die wichtigste aller seiner Thätigkeiten daheim aber ist für den König die Rechtspflege, die er theils allein, theils mit den Geronten besorgt; auch mag er öfter den Richterspruch einem oder mehreren Geronten übertragen haben. Bei dem raschen Sinn, dem heißblütigen Wesen der damaligen Menschen waren gewiß Hader und Streit nichts Seltenes, so daß die richtenden Männer hinlänglich werden beschäftigt gewesen sein. Aus den Worten Od. 12, 439: „um die Zeit, wann ein Mann vom Markte zur Abendmahlzeit aufsteht, der viele Streitigkeiten rechtender Männer entscheidet“, ersieht man, daß die Gerichtssitzungen schon so regelmäßig waren, daß man die Zeit darnach bestimmte. Wenn der Richter aber an Einem Tage viele Rechtsfälle entscheidet, so müssen die Processe kurzhandig abgemacht worden sein, und zwar nicht nach geschriebenen Gesetzen, sondern nach Satzungen des Herkommens, „welche Zeus den richtenden Männern anvertraut hat.“ Il. 1, 239. Die Sitzungen wurden öffentlich vor allem Volk auf dem Markte gehalten.

Von dem Verfahren im Gericht haben wir in den homerischen Gedichten nur als einziges Beispiel die Scene auf dem Schilde des Achilleus (Il. 18, 497 ff.). Der Rechtshandel war die Folge eines

Mordes. Der Mord selbst wurde nicht von dem Staate bestraft; die Verfolgung des Mörders verblieb den Verwandten des Erschlagenen. Diese dürfen oder müssen vielmehr an ihm die Blutrache üben. Deshalb floh der Mörder gewöhnlich außer Land; doch konnte er sich durch eine Buße, welche er den Verwandten zahlte, abkaufen und im Lande bleiben. Der angeführte Rechtshandel wird nun folgendermaßen beschrieben: „Auf dem Markte war das Volk in Menge versammelt. Da erhob sich ein Streit: zwei Männer stritten wegen der Sühnung um einen erschlagenen Mann. Der Eine betheuerte dem Volke, er habe alles bezahlt, der Andere aber leugnete, etwas empfangen zu haben. Beide suchten den Streit durch Zeugen zu endigen. Beiden schrie das Volk begünstigend zu; einige vertheidigten diesen, andere jenen. Herolde aber geboten dem Volke Ruhe. Die Geronten saßen auf behauenen Steinen im heiligen Kreise. Sie hielten in den Händen die Stäbe der lautrufenden Herolde; mit diesen standen sie nun auf und sprachen nach einander ihr Urtheil. In der Mitte lagen zwei Talente Goldes, um sie dem zu geben, der sein Recht am besten dargethan haben werde."

Der letzte Satz ist so zu verstehen, daß bei der Einleitung des Processes jeder der Rechtenden ein Talent Goldes hatte erlegen müssen und der Sieger die ganze deponirte Summe erhielt, daß also der Unterliegende außer dem Verlust seiner Sache auch noch sein Depositum verlor, ein auch bei den späteren Griechen noch vorkommendes Verfahren, durch welches man leichtsinnigem Processiren vorbeugen wollte.

In der Volksversammlung wie im Gerichte bedarf der König der gewinnenden und überzeugenden Rede. Diese Wohlredenheit ist nach Hesiod (Theog. 81 ff.) eine Gabe der Musen:

> „Wen mit ehrendem Blicke die freundlichen Töchter Kronions
> Bei der Geburt anschaun von den gottbeseligten Herrschern,
> Dem wird sanft die Zunge mit süßem Thaue beträufelt,
> Und ihm gleitet wie Honig die Red' hin. Siehe, die Völker
> Schauen gesammt auf ihn, der Urtheil spricht und Entscheidung

Nach durchgehendem Recht; denn mit Nachdruck redet er treffend
Und weiß schnell auch ein großes Gezänk zu versöhnen mit Klugheit.
Darum sind Volkspfleger verstandvoll, daß sie den Völkern
Öffentlich vollen Ersatz für Beleidigung schaffen und Kränkung
Sonder Bemühn, zuredend mit sanft einnehmenden Worten.
Aber durchgeht er die Stadt, wie ein Gott rings wird er geehret
Mit anmuthiger Scheu, und er ragt in des Volkes Versammlung.
Also verleihn die Musen den Sterblichen heilige Mitgift."

Das Haupterforderniß eines Königs aber ist, daß er überall Gerechtigkeit übt, in der Verwaltung wie im Gerichte; sie bringt ihm selber den höchsten Ruhm und seinem Volke den größten Segen. Od. 19, 108 ff. sagt Odysseus:

„Dein Ruhm erreicht den gewölbeten Himmel,
Selbst wie des Königes auch, der gut und die Götter verehrend,
Ueber ein Volk zahlreicher und tapferer Männer gebietet
Und die Gerechtigkeit schützt. Ihm trägt das dunkele Erdreich
Weizen und Gerst' in Meng', und voll sind die Bäume des Obstes,
Häufig gebiert auch das Vieh, und das Meer gibt reichliche Fische,
Unter dem weisen Gebot, und in Wohlstand blühen die Völker."

Wenn aber die Richter auf dem Markte das Recht verletzen, so zürnet Zeus und schickt Ueberschwemmung und sonstige Landplagen. Il. 16, 384 ff.

„Stürmischer Regen deckt rings die dunkelen Lande
Am nachherbstlichen Tage, wann reißende Wasser ergießet
Zeus, heimsuchend im Zorn die Frevelthaten der Männer,
Welche gewaltsam richtend im Volk die Gesetze verdrehen
Und ausstoßen das Recht, sorglos um die Rache der Götter;
Ihnen sind hoch nun alle die fluthenden Ströme geschwollen,
Viel' Abhäng' auch verschwemmen die schroff aushöhlenden Wasser,
Und in das purpurne Meer mit lautem Geräusch sich ergießend,
Taumeln sie hoch vom Gebirg, und verheert sind die Werke der Menschen."

Wir fügen hierzu noch die Schilderung des Hesiod (Werke und Tage 220 ff.): „Wo geschenkefressende bestechliche Könige das Urtheil nach krummem Gericht aussprechen, da geht die verletzte Gerechtigkeit weinend durch die Stadt und die Sitze des Volkes und bringt Uebel den Männern;

Die die Gerechtigkeit aber dem Fremdling so wie dem Bürger
Grade verleihn und nirgend von dem abweichen, was recht ist,
Solchen gedeihet die Stadt, und es blühn die bewohnenden Völker.
Fried' auch nährt im Lande die Jünglinge; nimmer bedroht sie
Mit unseligem Kriege der waltende Herrscher der Welt, Zeus.
Niemals naht auch der Hunger den gradurtheilenden Männern
Oder der Fluch; nur Festen gewidmete Werke begehn sie.
Voll ist ihnen die Erd' an Fruchtbarkeit, und des Gebirges
Eich' ist oben von Eicheln erfüllt, in der Mitte von Bienen,
Und zu der Schur gehn Schafe, mit wolligem Vließe belastet.
Auch die Weiber gebären den Vätern gleichende Kinder.
Reiches Gut umblüht sie, unendliches; über das Meer auch
Steuern sie nie, Frucht bietet das nahrungsprossende Erdreich."

Als Musterbild eines glücklichen Volkslebens unter einem gottesfürchtigen König, wie er in den obigen Worten des Odysseus gerühmt wird, haben wir bei Homer die Phaiaken auf der Insel Scheria, das Volk des Alkinoos. Die „heilige Macht" des Alkinoos verwaltet das Königsamt mit Gerechtigkeit, mit väterlicher Milde und Freigebigkeit; mit seinen Fürsten lebt er in einträchtigem freundlichem Verkehr, und das übrige Volk liebt ihn und gehorcht ihm gern „wie einem Gotte". An seiner Seite waltet mit sinnigem Geiste die edle hochgeehrte Königin, welche selbst Zwiste der Männer mit Weisheit schlichtet und den Frieden zu erhalten weiß. Da herrscht Eintracht und Wohlwollen und heiterer Frohsinn durch das ganze Volk. Unter der Gunst freundlicher Götter übt es in reger Betriebsamkeit die Künste des Friedens, Schifffahrt und mancherlei Gewerbe, und genießt in Ruhe den Segen seiner Fluren; es ergötzt sich an heiteren Festen, die Zither erklingt bei den Mahlen der Fürsten und zu den Tänzen der Jugend.

Volksversammlung.

Die Fürsten und Edlen ragten über der Menge des gemeinen Volkes hervor, wie Eichen über dem niederen Wald. Aber trotzdem waren die gemeinfreien Leute von dem Adelsstande nicht schroff geschieden; es bestand zwischen beiden Ständen kein Unterschied der Bildung, und wenn selbst die Könige es nicht für zu gering hielten, an den Arbeiten ihrer Sklaven sich zu betheiligen und mit ihnen sich an Einen Tisch zu setzen, so war auch im gewöhnlichen Verkehr zwischen Adligen und Gemeinfreien keine merkliche Scheidewand. Der Gemeinfreie lebte nicht in gedrückter Unterwürfigkeit und verkehrte frei und ungezwungen mit dem Edlen und dem König.

Dagegen war die politische Bedeutung der Gemeinfreien sehr gering; „sie werden nicht gerechnet weder im Krieg noch im Rathe." Im Kriege bilden sie die blind gehorchende Masse, als deren Vorkämpfer die Edlen und die Fürsten dastehen, im Rathe sitzen nur der König und die Edlen. Das Volk wird nur zur Versammlung berufen, um die Gebote des Königs zu hören, um über das, was in wichtigen Angelegenheiten der Rath der Geronten beschlossen hat, unterrichtet zu werden. Da jedoch die Stimmung des Volkes nicht gleichgültig ist, da dem König daran gelegen sein muß, daß das Volk von der Zweckmäßigkeit der beschlossenen Anordnungen überzeugt werde und mit willigem Sinn gehorche, so wird die betreffende Sache gewöhnlich in längeren Reden vor der Versammlung besprochen und der Beschluß des Rathes dem Volke durch Gründe empfohlen. Uebrigens kommen auch Volksversammlungen vor, denen kein Rathsbeschluß vorherging, in welchen ohne Vorbereitung über irgend einen dringenden Gegenstand in Gegenwart des Volkes berathen wurde oder das Volk für diesen oder jenen Zweck bearbeitet werden sollte.

Zur Abhaltung der Volksversammlung diente ein besonders dazu bestimmter Platz unter freiem Himmel. Agora heißt sowohl die Versammlung als der Versammlungsplatz; zu Troja war er in der

Nähe der Königswohnung auf der Burg, bei dem Schiffervolke der Phaiaken am Hafen, bei den Griechen vor Troja in der Mitte des Lagers beim Zelte des Agamemnon. Die Zeit der Versammlung war gewöhnlich der Morgen; doch konnten zur Abhaltung derselben, wenn es nöthig war, natürlich auch andere Tageszeiten genommen werden. Nach der Eroberung von Troja hielten die beiden Atriden gegen Abend eine Versammlung, um wegen des Abzuges ihre einander widerstreitenden Ansichten vorzutragen (Od. 3, 137). Aber das thaten sie „verkehrt und nicht der Ordnung gemäß", nicht deswegen, weil die Abendzeit überhaupt zu einer Versammlung unschicklich war, sondern weil das Heer in der Freude des Sieges bei der lang ausgedehnten Mahlzeit dem Wein zu sehr gehuldigt hatte und nun berauscht zur Versammlung kam, so daß eine besonnene Ueberlegung nicht möglich war. Da gab es denn auch, während Menelaos sogleich abzuziehen rieth, Agamemnon aber das Heer noch zu einem Sühnopfer zurückhalten wollte, ein gewaltiges Lärmen und Schreien, und die Völker liefen auseinander verschiedenen Sinnes; die Einen zogen gleich am folgenden Morgen ihre Schiffe ins Meer und gingen davon, die Andern blieben mit Agamemnon zum Opfer zurück.

Die Volksversammlung wird gewöhnlich auf Befehl des Königs durch die lautrufenden Herolde zusammenberufen. Im Anfang der Ilias aber läßt auch ein Unterkönig, Achilleus, das Volk zusammenkommen, ohne daß Agamemnon sich darüber als eine Verletzung seines Rechtes beschwert hätte; ja bei besonderer Gefahr, wenn z. B. unerwartet ein feindliches Heer nahte, konnte Jeder, der zuerst davon unterrichtet war, die Versammlung berufen. Das Volk bekundet durch zahlreiches und schnelles Erscheinen sein Interesse für die öffentlichen Dinge. Für den König und die Geronten war ein besonderer Platz ausgewählt; sie saßen „auf geglätteten Steinen in heiligem Kreise", einem Raume, der wahrscheinlich durch Opfer und Altar geweiht war. Eine besondere Rednerbühne war nicht vorhanden; ein Jeder sprach von dem Platze aus, von wo er am besten

glaubte verstanden zu werden. Nachdem die Herolde das tosende Volk zum Schweigen und zur Ruhe gebracht, beginnt die Verhandlung. Dem, der reden will, gibt der Herold das Scepter, das Zeichen des öffentlichen Redners, in die Hand. Es reden der König und die Geronten, während das Volk rings im Kreise stehend oder auch sitzend zuhört. Daß einmal ein Gemeinfreier geredet hätte, dafür findet sich im Homer kein Beispiel; doch ist es wahrscheinlich, daß einem tüchtigen Mann aus dem Volke nicht verwehrt war, ein freies Wort zu sprechen. Allerdings ein frecher Schreier wie Thersites, der, ohne das Scepter in der Hand zu haben, lärmte und schmähte, empfing verdiente Züchtigung. Eine förmliche Abstimmung des Volkes fand nicht statt; die Menge gab nur durch lautes Geschrei dem Redner ihren Beifall oder ihr Mißfallen zu erkennen. Geschah nicht, was sie wünschte, so blieb ihr schließlich nichts übrig als zu gehorchen.

Eine sehr bewegte Volksversammlung führt uns Homer im zweiten Buche der Ilias vor. Agamemnon hatte in der Nacht durch einen trügerischen Traum von Zeus das Versprechen erhalten, daß er an diesem Tage siegen und Troja erobern werde, und wollte daher seine Völker zur Schlacht führen. Um sie kampflustiger zu machen, will er erst in einer Versammlung sie zum Abzug auffordern, während die übrigen Fürsten ihm widersprechen und das Volk zum Bleiben und Kämpfen ermuntern sollen. Nachdem er sich angekleidet und das väterliche Scepter in die Hand genommen, verläßt der König sein Zelt und befiehlt den lautrufenden Herolden, die Achäer zur Versammlung zu rufen. Vorerst aber hielt er eine Versammlung der Fürsten bei dem Schiffe des Nestor und trug ihnen seinen Traum und seinen Plan vor. Sie waren einverstanden und folgten ihm zum Versammlungsplatz des Volkes. Dort war ein buntes Gewühl. Von allen Seiten strömten die Völker herbei, zahlreich wie die Schwärme der Bienen, und setzten sich unter brausendem Getöse. Neun Herolde waren beschäftigt, die Menge zur Ruhe zu bringen. Nachdem dies mit Mühe gelungen, erhob sich

Agamemnon, sein ererbtes Scepter in der Hand, auf welches er sich stützte, während er sprach. Er setzte in längerer Rede auseinander, wie sie schon im zehnten Jahre fern von den Ihrigen unter vielem Ungemach die Stadt belagerten, ohne daß ein Ende abzusehen sei, und forderte zuletzt zum Heimzug auf. Kaum hatte er dies Wort gesprochen, so kam die ganze Versammlung in Bewegung wie das wogende Meer, und Alles stürzte unter lautem Jubel zu den Schiffen, um sie ins Meer zu ziehen und sich zur Abfahrt zu rüsten.

Das hatten Agamemnon und die eingeweihten Fürsten nicht erwartet. Sie standen rathlos da, und es wäre wirklich zum Abzug gekommen, wenn nicht Odysseus, vom Geist der Athena angetrieben, sich dazwischen geworfen hätte. Ohne Mantel eilte er durch das Lager, nahm dem Agamemnon, welchem er begegnete, das Scepter ab, wodurch der Oberbefehl in seine Hände überging, und wo er nun auf einen der Führer stieß, der in den Plan des Agamemnon nicht eingeweiht gewesen war, den hielt er mit freundlichen Worten an und hieß ihn zum Versammlungsort zurückgehen und die Andern mitführen; wen er aber von dem niederen Volke lärmend und schreiend traf, den schlug er mit dem Scepter, indem er ihn anfuhr:

„Seltsamer, rege dich nicht und hör' auf Anderer Rede,
Die mehr gelten als du! Unkriegerisch bist du und kraftlos,
Nie auch weder im Kampf ein Gerechneter noch in dem Rathe.
Nicht wir alle zugleich sind Könige hier, wir Achäer.
Niemals frommt Vielherrschaft im Volk; nur Einer sei Herrscher,
Einer König allein, dem der Sohn des verborgenen Kronos
Scepter gab und Gesetze, daß ihm die Obergewalt sei."

Die ganze Masse strömt wieder brausend zur Versammlung zurück. Sie setzten sich nieder und wurden allmählich ruhig. Nur Einer wagte es zu schreien und auf die Könige zu schelten. Es war der freche Thersites, das erste Beispiel eines gegen die Fürstenmacht sich erhebenden Demokraten, welchen der an den Höfen der Fürsten singende Homer ins Häßlichste ausmalt und als einen Ausbund von Unliebenswürdigkeit hinstellt. Er war krummbeinig und an dem einen Fuß lahm; die Schultern waren ihm höckerig und nach der

Brust hin zusammengeengt; sein Kopf war spitz und auf dem Scheitel nur mit dünnlicher Wolle besetzt. Verkehrten Sinnes schmähte er beständig mit vielen thörichten Worten auf die Fürsten, wo ihm nur etwas erschien, das lächerlich wäre vor den Achäern, zumeist aber auf die Ausgezeichnetsten, auf Achilleus und Odysseus, denen er am meisten verhaßt war. Heute jedoch wandte er seine Zunge hellkreischend gegen Agamemnon. „Atride“ rief er, „was begehrst du noch? Voll sind dir die Zelte von Erz und von Weibern, auserlesenen, die wir Achäer dir immer zuerst gaben, wenn wir eine Stadt erobert hatten. Mangelt dir's noch an Gold, das ein Troer als Lösegeld für seinen Sohn bringen soll, den ich oder ein andrer Achäer in Banden weggeführt? Oder verlangst du noch nach einem jungen Weibe? Fürwahr, nicht ziemt sichs für dich als Führer, die Achäer in Noth und Unglück hineinzuführen. Feiglinge ihr, verworfenes Volk, Achäerinnen, nicht mehr Achäer! Auf, laßt uns nach Hause ziehn, der mag allein sich vor Troja an Ehrengeschenken sättigen, daß er erkennt, ob auch wir ihm beistehen oder nicht, er, der auch jetzt dem Achilleus sein Ehrengeschenk genommen hat. Aber Achilleus, der Schlaffe, hat keine Galle, sonst hättest du jetzt, Agamemnon, zum letztenmal gefrevelt.“

Während der Freche also schmähte, trat Odysseus rasch an ihn heran und sprach mit zornigem Blick: „Schweig, thörichter Schreier, denn du bist doch der Schlechteste unter allen Achäern, die mit den Söhnen des Atreus nach Ilion zogen. Wagst du noch einmal so wahnsinnig zu toben, fürwahr, mein Haupt soll nicht mehr auf meinen Schultern stehen und ich will nicht Vater des Telemachos heißen, wenn ich dir nicht die Kleider abziehe bis auf die Blöße und dich mit schmählichen Hieben unter lautem Geheul aus der Versammlung zu den Schiffen treibe.“ Damit schlug er den Ueberraschten mit dem Scepter über den Rücken und die Schulter, daß sogleich sich eine blutige Beule unter dem Scepter erhob und der Schreier weinend sich krümmte und zitternd vor Furcht und Schmerz sich niedersetzte. Mit verzerrtem Gesicht wischte er sich die Thränen,

während die andern Achäer, die den Frechen alle haßten, obgleich betrübt über die vereitelte Hoffnung der Rückkehr, in herzliches Gelächter ausbrachen und Mancher lachend zu seinem Nachbar sprach: „Traun, manche treffliche That hat Odysseus schon vollführt; aber dies ist doch der schönste Streich, den ich je von ihm gesehen."

Nachdem so Thersites zur Ruhe gebracht war, trat Odysseus, das Scepter in der Hand, vor die Versammlung, und Athena stand in Gestalt eines Heroldes neben ihm, das Volk zur Ruhe mahnend, damit die Hintersten wie die Vordersten ihn hören könnten. Er forderte das Volk auf, den Agamemnon nicht mit Schmach zu beladen, da sie ihm doch versprochen, nicht eher heimzukehren, als bis sie die Feste von Troja genommen, sondern auszuharren und zu kämpfen; bald werde sich die Weissagung des Kalchas vollenden, der bei dem Auszug in Aulis verkündet habe, daß sie im zehnten Jahre Troja zerstören würden. Die Achäer, eben noch ganz von dem Gedanken an die Heimkehr erfüllt, jauchzten ihm mit frischem Kriegsmuth lauten Beifall zu, daß weithin die Schiffe wiederhallten.

Hierauf erhob sich der alte Nestor. Er warf dem Volke seinen Unbestand und seine Feigheit vor und forderte den Agamemnon auf, mit kräftigem unerschütterlichem Sinn wie bisher seines Feldherrnamtes zu warten, das Heer zu ordnen und sogleich zur Schlacht zu führen, auf daß er erfahre, ob göttliche Schicksalsgewalt oder Feigheit des Heeres und mangelnde Kriegserfahrung die Eroberung der Stadt verhindere. Mit freudiger Zuversicht antwortete Agamemnon und gab zuletzt den Befehl, daß sich das Heer in seine Zelte zerstreue und jeder zur Schlacht sich rüste.

Lauten Beifall jauchzend, sprang das Volk auf und eilte kampfesmuthig zu den Zelten.

Der Seher und die Mantik.

Das Bereich des menschlichen Wissens ist von engem Horizont umgrenzt. Ein undurchdringlicher Schleier deckt das Zukünftige, und die in die Vergangenheit zurückgehenden Wurzeln der Ereignisse, die aus dem Boden der Gegenwart aufsprießen, verlieren so oft sich in dunkeln Tiefen, die dem sterblichen Auge verschlossen sind. Wie oft steht der Mensch bei wichtigen Unternehmungen, in Drangsal und Noth zweifelnd und rathlos da und möchte einen Blick in die dunkele Zukunft thun, wünscht einen sicheren zuverlässigen Wink als Richtschnur für sein Thun, wie gerne hätte er oft Aufschluß über die Veranlassung des Unglücks, das ihn betroffen, und über die Mittel, sich aus demselben zu befreien. In solchen Lagen, wo menschlicher Verstand und menschliche Hülfe nicht ausreicht, ist es natürlich, wenn der Sterbliche zu den höheren Mächten hülfesuchend seine Blicke wendet, wenn er die Offenbarung der Gottheit sucht. Und so finden wir denn in aller Welt, nicht blos bei den alten heidnischen, sondern auch bei den christlichen Völkern, die Weissagerei und Wahrsagekunst verbreitet, welche wenigstens bei den heidnischen Völkern ihre Berechtigung hat, solange sie mit dem religiösen Bewußtsein des Volkes und der Bildung der Zeit in Uebereinstimmung bleibt und nicht zu vorwitziger Neugier wird oder in sinnloses Formelwerk verfällt.

In der von Homer geschilderten Heroenzeit finden wir in dem religiösen Glauben wie auch in der damit eng zusammenhängenden Weissagerei eine erfreuliche Einfachheit und Natürlichkeit; nirgends stoßen wir auf widernatürliche Verirrungen oder lächerliche Künstelei. Nach dem Bewußtsein der homerischen Menschen standen die Götter der Menschenwelt freundlich nah; in älterer Zeit hatten sie gerne mit den Menschen verkehrt, und noch unter den Helden, die vor Troja kämpften, war mancher Göttersohn. Und wenn die Götter auch zur Zeit des troischen Krieges sich schon mehr von dem Verkehr der Menschen zurückgezogen hatten, nur noch einzelnen

Lieblingen zu Hülfe und Rath leibhaftig erschienen, wie Athena dem Diomedes, dem Odysseus, so behielten sie doch immer noch die Einzelnen im Auge, um ihnen im Augenblick der Noth hülfreich zu sein. Die Götter wollen den Menschen helfen, und darum geben sie, wenn sie auch nicht persönlich erscheinen, gern durch mancherlei Zeichen ihre Winke, um ihren Willen zu verkünden, um zu rathen, zu ermuthigen und zu warnen.

Auf dieser Ueberzeugung der homerischen Menschen beruht ihre Weissagung aus allerlei ungewöhnlichen Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben; sie galten ihnen als Zeichen der Götter, die für sie etwas bedeuten sollten. Vor allen wurden als solche angesehen Erscheinungen, welche aus der Höhe des Himmels, dem Sitze der Götter und des Zeus, der als Schicksalslenker vorzugsweise die Schicksalszeichen gab, zur Erde niederkamen, wie Blitz und Donner, der Regenbogen, Sturm und Wind, große hoch und alleinfliegende Vögel, wie der Adler, „der Bote des Zeus", der Habicht und Reiher; aber auch das unerwartete und bedeutsam zutreffende Menschenwort, das Niesen und dergl. wurden als göttliche Offenbarungen angenommen. Widernatürliche Wundererscheinungen dagegen kommen im Ganzen selten vor, wie in Aulis die Verwandlung der Schlange in einen Stein und die Grauenzeichen auf der Insel Thrinakia, wo die Gefährten des Odysseus die Sonnenrinder geschlachtet hatten. Die Häute der Thiere krochen auf der Erde umher, und das Fleisch an den Bratspießen brüllte laut wie Rindergebrüll, den Frevlern ein Zeichen des Götterzornes und des nahen Verderbens (Od. 12, 394). Ebenso verkündeten den Freiern in dem Hause des Odysseus schreckliche Wunder den nahenden Untergang (Od. 20, 345).

Solche von den Göttern geschickten Wundererscheinungen konnten nicht anders als schicksalverkündend sein, sowie auch beim heftigen Wetterleuchten und beim Erscheinen eines Regenbogens die Menschen gleich mit Besorgniß ein Unglück ahneten, eine große Ueberschwemmung, Hagel oder Schneegestöber, schaurigen Winter-

sturm oder Krieg (Il. 10, 5. 17, 547). Von sonstigen Zeichen aber war es nicht immer gewiß, ob sie göttliche Offenbarungen waren. Das Zeichen mußte ungewöhnlich und auffallend sein, so daß man eine besondere Aeußerung der Gottheit darin vermuthen konnte, es mußte mit einer Lage oder einer Handlung so zusammentreffen, daß der Mensch augenblicklich es damit in Verbindung setzte, was um so eher geschah, je wichtiger ein Lebensmoment und je erregter die Gemüthsstimmung war, mit der es zusammenfiel. Auch wenn Jemand die Götter um ein Zeichen gebeten hatte, konnte über die Bedeutsamkeit desselben kein Zweifel sein. Wir führen einige Beispiele an.

Als Hektor bis zu den Schiffen der Achäer gedrungen war, richtete Teukros seinen Pfeil gegen ihn; da zerriß ihm die Sehne, und er erkannte sogleich darin einen neuen Wink von der Ungunst des Zeus gegen die Achäer. Denn er hatte ja erst am Morgen die Bogensehne frisch aufgespannt, und außerdem waren damals die Achäer schon hart bedrängt (Il. 15, 458 ff.). — Telemachos hatte zum erstenmal in seinem Leben eine Volksversammlung zusammenberufen, und der Ausgang lag ihm schwer auf dem Herzen. Da erhob sich der greise Aigyptios und fragte, wer die Versammlung berufen, und wünschte dem „Gesegneten", der dies gethan, „daß Zeus ihm das Gute gedeihen lasse, was er auch im Herzen vorhabe." Solche Worte erfaßte der Jüngling erfreut als ein ermunterndes glückliches Zeichen (Od. 2,1 ff.). — Penelope sitzt in ihrem Gemach, entrüstet über das Treiben der Freier, und wünscht, daß Odysseus zurückkehre und mit seinem Sohne die Freier bestrafe. Kaum hatte sie das Wort gesprochen, so hörte sie den Telemachos im Saale laut niesen. Da lachte sie, das unerwartet zutreffende Niesen war ihr ein glückliches Zeichen (Od. 17, 539 ff.). — Als Odysseus am frühen Morgen des Tages, an welchem er den Angriff auf die Freier vorhatte, sich vom Lager erhob, betete er zu Zeus, daß er ihm als Gewähr des Gelingens einen glücklichen Laut aus dem Hause und ein Zeichen von draußen zukommen lassen möchte

(Od. 20, 97). Plötzlich erscholl vom hohen Himmel herab ein Donner, und Odysseus freute sich. Eine schwache Magd aber, welche in einem Gemache des Hauses die ganze Nacht hindurch Getreide für die Freier gemahlen hatte, hielt, sowie sie den Donner hörte, die Mühle an und sprach:

„Vater Zeus, der du Götter und sterbliche Menschen beherrschest,
Traun, laut donnertest du vom Sterngewölbe des Himmels;
Doch ist nirgends Gewölk: du gewährst wohl Einem ein Zeichen!
Auch mir Elenden nun vollende das Wort, was ich sage.
Einmal noch und zuletzt laß heut die üppigen Freier
Hier in Odysseus' Haus sich freun am lieblichen Festschmaus,
Welche mir schon die Knie gelöst durch die kränkende Arbeit,
Ihnen das Mehl zu bereiten! Zuletzt nun schmauseb er Schwarm hier!"

Odysseus freute sich der vorbedeutenden Rede und des Donners des Zeus; „denn zu züchtigen hofft' er die Frevler."

In all diesen und vielen ähnlichen Fällen ist leicht deutlich, wem jedesmal das Zeichen galt und was es bedeutete. Sie verkünden im Allgemeinen nur Glück und Unglück, sagen zu dem, was der Betreffende im Sinne führt, ein Ja oder Nein, sagen meistens nicht blos, was geschehen **wird**, sondern auch, was geschehen **soll**, wie z. B. Diomedes, als er den siegreichen Troern sich aufs Neue stellen will, aus dem Blitz, der vor ihm niederfällt, erkennt, daß er für jetzt dem Feinde weichen soll (Il. 8, 133). Indeß kann solch einfaches Zeichen auch doppeldeutig sein, so daß von zwei einander entgegenstehenden Parteien es jede zu ihren Gunsten auslegt. Il. 15, 370 fleht Nestor in der höchsten Noth der Achäer den Zeus um Abwehr des gänzlichen Verderbens an, und der Gott gibt ihm durch einen Donner ein günstiges Zeichen; denselben Donner aber deuten die siegesmuthigen Troer sich zum Glück und dringen nur noch muthiger vor.

Nicht immer sind die Offenbarungen der Götter von so einfacher Art. Oft geschieht es, daß die Erscheinung sich mit einer Art Handlung verbindet, so daß sie nicht blos Glück oder Unglück überhaupt, sondern etwas Bestimmtes und Einzelnes vorbedeutet, daß

ihr ein bestimmter Gehalt untergelegt werden muß. Hier nun ergibt sich die Deutung nicht von selbst, sondern es tritt die Kunst der Mantik im eigentlichen Sinne ein, welche von einem zunftmäßigen Weissager geübt wird. Dieser erklärt das Zeichen nach bestimmten Regeln, die jedoch nicht auf gewöhnlichem, verstandesmäßigem Denken beruhen, sondern auf dem Gebiete der Phantasie und des religiösen Empfindens erwachsen sind. Nur in seltenen Fällen kommt es vor, daß eine nicht zünftige Person eine solche Deutung übernimmt. Dies geschah bei dem Zeichen, welches dem Telemachos bei seinem Abschied von Menelaos wurde (Od. 15, 144 ff.). Als er eben mit seinem Freunde Peisistratos abfahren wollte und den Wunsch aussprach, daß er doch bei der Heimkehr den Vater finden möchte, um ihm sagen zu können, wie freundlich er von Menelaos bewirthet worden sei, kommt rechts vor den Pferden vorüber ein Adler mit einer weißen Gans in den Klauen, die er aus dem Hofe geraubt hat. Laut schreiend verfolgten ihn Männer und Frauen. Alle freuten sich des Zeichens, doch wußte im Augenblick keiner, was es bedeute und wem es gesandt sei. „Sinne nach, Menelaos", sprach Peisistratos, „ob uns ein Gott das Zeichen gesandt hat oder dir selber." Noch überlegte der schwerfällige Menelaos, als Helena, von schnellerem und feinerem Geiste, sprach: „Höret mich, ich will euch weissagen, wie die Unsterblichen mir es in den Sinn geben und wie ich glaube, daß es sich vollenden wird.

> Wie er die Gans wegraffte, die fett sich genährt in der Wohnung,
> Aus dem Gebirg' ankommend, allwo ihm Nest und Geschlecht ist:
> So wird Odysseus auch, nach unendlichen Leiden und Irren,
> Wieder zur Heimat kehren, ein Rächender; oder anitzt schon
> Ist er daheim, und die Freier bedrohet er alle mit Unglück."

Man sieht, sagt über diese Stelle Nägelsbach in seiner homerischen Theologie, wie bei der Auslegung verfahren, wie die Bedeutung der Haupthandlung durch Nebenumstände bestimmt und modificirt, dagegen von Hauptsachen in derselben auch wohl Umgang genommen wird. Daß der Adler, der den Odysseus vorbildet,

eben aus seinem Neste, aus seiner Heimat kommt, dies bleibt unbeachtet; Helena hält sich blos an die Vorstellung des Kommens; dagegen muß die Gans, die doch im Hofraum des Besitzers nur an dem Ort ist, wo sie sein soll, die widerrechtlich in Odysseus' Haus eingedrungenen Freier bedeuten, so daß bei der Auslegung nur das Fortmüssen aus dem Hause, vielleicht auch der Ausdruck „die fett sich genährt" in Betracht kommt. Indem somit dieses Zeichen recht gut auch auf einen Räuber gedeutet werden könnte, der einen friedlichen wohlhäbigen Besitzer aus seinem Eigenthum verdrängt, zeigt uns dieses Beispiel, mit welcher Willkür die Zeichendeutung behaftet ist.

Wir erwähnen noch zwei solcher Vogelzeichen, welche von zünftigen Sehern erklärt werden. Telemachos fordert in der Volksversammlung die Freier auf, aus seinem Hause fern zu bleiben, wo nicht, so werde er Zeus anflehen, daß ihnen die gebührende Strafe werde, daß sie ungerächt in seinem Hause umkämen (Od. 2, 145). Als er so sprach, sandte ihm Zeus zwei Adler hoch vom Gipfel des Gebirges, die flogen Anfangs nahe an einander daher mit ausgebreiteten Flügeln. Als sie aber mitten über die Versammlung kamen, flogen sie mit häufigem Flügelschlag im Kreise herum und schauten, Verderben blickend, auf Aller Häupter. Dann zerkratzten sie einander mit den Klauen Wangen und Hälse und flogen rechts hin durch die Stadt und die Häuser von Ithaka. Alle staunten und überlegten besorgt, was das bedeute. Da trat der greise Halitherses, der vor Allen sich auszeichnete durch die Kunst „Vogelflug zu erkennen und Schicksalsworte zu reden", vor das Volk und sprach: „Höret mich, Ithakesier, zumeist aber sollen die Freier es hören; denn diesen wälzt sich ein großes Unglück heran. Wahrlich Odysseus wird nicht lange mehr von den Seinen fern sein; sondern er ist irgend wo schon nah und pflanzet diesen allen Tod und Verderben. Und auch vielen Andern droht das Unheil, die wir in dem sonnigen Ithaka wohnen." — Als Hektor (Il. 12, 195) bereits siegesgewiß mit seinen Tapfersten vor dem Wall und Graben des

griechischen Schiffslagers stand, begierig durchzubrechen und die Schiffe in Brand zu stecken, da kam, die Männer linkshin abschneidend vom Feind, ein Adler mit einer Schlange in den Krallen, die sich hin und her wand und den Kampf noch nicht aufgab. Sie bog den Kopf rückwärts und stach den Adler in die Brust, daß er vor Schmerz sie zur Erde fallen ließ, mitten unter die Streiter. Er selbst flog davon mit lautem Schrei. Während die Troer in starrem Schreck die im Staub sich ringelnde Schlange betrachteten, trat der Seher Polydamas zu Hektor heran und mahnte ihn, nicht weiter vorzudringen. „Denn", so sprach er, „wie dieser Adler die Schlange, die er in seinen Klauen hatte, nicht heimbrachte zum Fraß für seine Kinder, so werden auch wir, wenn wir anders in das Schiffslager einbrechen, nicht in Ordnung desselbigen Weges von den Schiffen zurückkehren, sondern viele erschlagene Troer hinter uns zurücklassen. So würde ein Seher deuten, welcher im Geiste den Sinn der Zeichen versteht und dem die Völker glauben und folgen."

Diese Art der Weissagung aus äußeren Zeichen ist in homerischer Zeit bei weitem die vorherrschende. Die Alten nannten sie die künstliche und stellten ihr die kunstlose Weissagung entgegen, von welcher sich übrigens auch Beispiele bei Homer finden. Diese letztere besteht darin, daß die göttliche Offenbarung ohne äußere Vermittelung im Bereich des inneren Menschen geschieht, daß sie sich unmittelbar der menschlichen Seele mittheilt. Solches geschah z. B. im Traum, in dem zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwebenden Zustand des Schlafes, in welchem die Seele für den Verkehr mit der Gottheit und für göttliche Mittheilungen besonders empfänglich schien. „Der Traum kommt von Zeus", sagt Achilleus; denn durch menschliches Wollen und Wissen kann er doch nicht hervorgebracht werden. Ein eigentlicher Traumgott, wie er später geglaubt wird, existirt in homerischer Zeit nicht. Der Gott, welcher dem Menschen eine Offenbarung geben will, erscheint ihm entweder selbst im Traum unter dieser oder jener Maske, oder er

schickt eine von ihm in einen Scheinkörper gekleidete wesenlose Gestalt, welche nur für die Dauer des Traumes ein kurzes Scheinleben hat. In beiden Fällen sprechen die Erscheinungen eine einfache Offenbarung aus, die keiner Deutung bedarf. Die Träume können aber auch in symbolischer Weise bestimmte Ereignisse und Handlungen darstellen, ganz ähnlich den früher besprochenen vordeutenden Erscheinungen, welche im wachen Leben vorkommen. So träumte z. B. Penelope (Od. 19, 536), daß ein großer Adler vom Gebirge her kam und ihren zwanzig Gänsen, die sie in ihrem Hause hielt, die Hälse brach. Wild durcheinander lagen sie im Palaste, er aber flog in die Lüfte. Penelope weinte und schluchzte um ihre Lieblingsthiere, und die Frauen versammelten sich, sie zu trösten; da kehrte der Adler zurück, setzte sich auf das Gesimse und sprach mit menschlicher Stimme: „Sei gutes Muths, Tochter des Ikarios, dies ist nicht Traum, es ist eine Erscheinung, die sich dir zum Heil vollenden wird. Die Gänse sind die Freier, und ich, ich war vorhin dir ein Adler, jetzt aber bin ich als dein Gemahl gekommen, der den Freiern allen ein schrecklich Ende bereiten wird." Hier deutet das Traumbild sich selber; in den meisten Fällen der Art aber war der Traumdeuter nöthig.

In dem Momente des Sterbens, wo die Seele sich von den Banden des Körpers frei macht und die Schranken der menschlichen Erkenntniß fallen, tritt nach dem Glauben der Alten ein Zustand des Hellsehens ein, so daß der Sterbende im letzten Augenblick, ehe sein Mund sich für immer schließt, noch eine Weissagung spricht. So prophezeihte der sterbende Patroklos dem Hektor den baldigen Tod durch Achilleus' Hand, und der sterbende Hektor dem Achilleus den Tod am skäischen Thor durch Paris und Apollon. Der Zustand höherer Erleuchtung aber, der bei dem Sterbenden nur momentan hervortritt, ist ein immerwährender bei dem Seher, dem Mantis im engeren Sinne, wie Kalchas, der „nicht blos die Zukunft wußte, sondern auch die Gegenwart und Vergangenheit" durch eine fortwährende Inspiration, die nicht erst durch einen äußeren Anlaß

geweckt werden mußte. Die Scheidewand zwischen göttlichem und menschlichem Wissen war aufgehoben, er stand mit der Gottheit in einem beständigen unmittelbaren Verkehr, ohne durch eine hinreißende Verzückung der Freiheit des Bewußtseins beraubt zu werden. Mit klarer Besonnenheit und ohne in irgend einer Weise eine stärkere Erregung zu zeigen, gab er im Anfang der Ilias seinen Bescheid über die Ursachen der Pest und die Mittel, wie der Zorn des Apollon zu besänftigen sei. Das Einzige, wodurch er sich zu seiner Weissagung vorbereitet, ist ein Gebet zu Apollon; denn wie die Sänger von den Musen ihre Begabung und Begeisterung haben, so haben die Seher ihre Kunst von Apollon, oder von Apollon und Zeus, den beiden Göttern, die vorzugsweise der Weissagung vorstehen.

Der Name Mantis scheint ursprünglich den Weissager aus innerem Geiste zu bezeichnen, doch hat er auch eine weitere Bedeutung erhalten, so daß er auch die Seher umfaßt, welche aus äußeren Zeichen weissagen. Ein Seher aus innerem Geiste, wie Kalchas, ist jedenfalls auch im Stande, jedes äußere Zeichen zu erklären, Kalchas selbst heißt der beste Vogelschauer, und er deutet die Erscheinung des Drachen in Aulis, andre berühmte Seher, wie Teiresias, Melampus und sein Geschlecht, Helenos, heißen Mantis und sind zugleich Zeichendeuter und Vogelschauer; dagegen wird man nicht von jedem Weissager aus äußeren Zeichen behaupten können, daß er auch der inneren höheren Weissagung fähig gewesen sei. Neben diesen Weissagern im weiteren Sinne bilden die Traumdeuter wieder eine besondere Classe. Auch die Priester an den Tempeln (ἱερεύς) und die Opferer bei festlichen Mahlen (θυοσκόος) werden bisweilen mit den Weissagern zusammen genannt; doch ist nicht jeder Opferer mit der Weissagekunst vertraut, und jedenfalls prophezeiht er nicht aus den Eingeweiden der Opferthiere, denn diese Art der Wahrsagerei war zu homerischer Zeit bei den Griechen noch nicht üblich. Von den Priestern ist nicht anzunehmen, daß sie als Propheten aus innerem Geiste dem Mantis an die Seite getreten

wären, sondern wenn sie einmal irgend ein äußeres Zeichen erklärten, so schenkte man ihnen leicht Glauben als heiligen mit den Göttern in vertrauterem Verhältniß stehenden Personen.

Die Seher bilden nicht wie die Sänger und Priester einen besonderen Stand. Man findet solche unter Königen und Prinzen, wie den Amphiaraos und Helenos. Polydamas und Helenos u. A. sind Kämpfer vor Troja, und Halitherses in Ithaka ist ganz den übrigen Bürgern gleich, er ist arm und von niederem Stande und muß sich von Einem der Freier verächtlich behandeln lassen. Wenn ein Seher in besonderem Ansehen steht, so verdankt er dies nicht seiner bürgerlichen Stellung, sondern seiner persönlichen Geschicklichkeit. Die nicht fürstlichen Seher gehörten zu den Demiurgen (s. S. 7) und wurden wie Sänger und Aerzte in die Häuser berufen, um sich befragen zu lassen. Dafür erhielten sie Geschenke.

Kalchas ist uns ein Beispiel von dem großen Einfluß, den ein Seher haben konnte. Es heißt von ihm, er habe durch seine Weissagung die Schiffe der Achäer gen Ilion geführt (Il. 1, 71). Als er erklärte, Apollon habe die Pest ins Lager gesandt aus Zorn über Agamemnon, und das Unheil werde nur enden, wenn Agamemnon die Chryseis ihrem Vater, dem Apollopriester, ohne Lösegeld wieder zustelle, da wagte der König nicht sich zu widersetzen, obgleich er höchst ungern sich von seiner Lieblingssklavin trennte. Aus den Zornesworten, die er damals sprach (Il. 1, 106):

„Unglücksseher, der nie ein freundliches Wort mir geredet!
Immerdar nur Böses erfreut dein Herz zu verkünden,
Gutes hast du noch nimmer geweissagt oder vollendet."

möchte man schließen, daß Homer hier an die Weissagung des Kalchas in Aulis dachte, durch welche er den König sogar zwang, seine geliebte Tochter Iphigeneia zum Heile des Heeres zu opfern, wovon allerdings nirgends im Homer ausdrücklich die Rede ist. Doch sei dem, wie ihm wolle, aus den Worten des Agamemnon ersehen wir, daß der mächtige König auch da, wo es seinem Sinn und Herzen widerstrebte, dem Ausspruch des Sehers sich fügte. Hinter dem Seher

stand in solchen Fällen das ganze Volk, dessen Stimmung der König respectiren mußte. Daß eine Weissagung ein Volk sogar veranlassen konnte, einer Königsfamilie ihre Würde zu nehmen, beweist die Frage des Nestor an Telemachos (Od. 3, 214): „Sage mir, ob du dich gern und nach eigenem Willen (von den Freiern) unterdrücken lässest, oder das Volk dich haßt, folgend einer Schicksalsstimme", d. h. einer Prophezeihung von Seiten eines Sehers.

Andrerseits aber sehen wir das Ansehen und die Kunst des Wahrsagers auch angefochten. Der Grund dazu liegt theils in der Person des Sehers selbst, der ja meist ein Gewerbe aus seiner Kunst macht, theils in der Natur der zu deutenden Erscheinungen. Dem Halitherses gegenüber spielt der Freier Eurymachos darauf an, daß sich die Weissager durch Bestechung zu falschen Sprüchen verleiten ließen, indem er ihm vorwirft, er erwarte, daß Telemachos ihm ein Geschenk ins Haus schicke. „Viele Vögel," sagt er, „fliegen einher unter den Strahlen der Sonne, aber nicht alle sind schicksalskündend." Es kann also der Verdacht gegen den Seher rege werden, daß er aus Unkenntniß, aus Eigennutz oder einem sonstigen selbstsüchtigen Motiv eine zufällige und gleichgültige Erscheinung für eine Offenbarung der Gottheit erkläre; es kann ihm aber auch der Vorwurf gemacht werden, daß er absichtlich falsch deute. Und zudem sind die Zeichen oft doppeldeutig, so daß sie den Erklärer irre führen. Somit ist es nicht auffällig, wenn hier und da der Unglaube sich geltend macht, wenn Telemach sagt (Od. 1, 415): „Nicht kümmere ich mich weiter um eine Weissagung, wenn einmal meine Mutter einen Wahrsager ins Haus beruft und ihn ausforscht." Als Priamos auf Geheiß der Iris, der Botin des Zeus, sich anschickte ins griechische Lager zu gehen, um die Leiche des Hektor zu lösen, und Hekabe ihn zurückhalten wollte, antwortete er (Il. 24, 218):

„Halte mich nicht, der zu gehen beschloß, noch werde du selber
Zum wehdrohenden Vogel im Hause mir, nimmer gehorch' ich.
Hätt' es ein anderer mir der Erdbewohner geboten,
Etwa ein Zeichendeuter, ein Opferprophet und ein Priester,

Lug wohl nennten wir solches und wendeten uns mit Verachtung.
Nun — denn ich hörte die Göttin ja selbst und schaut' ihr ins Antlitz —
Gehe ich."

In ähnlicher Lage sehen wir Hektor auf dem Schlachtfeld. Zeus hatte ihm durch Iris verkündet, daß er heute siegen werde, und er trieb den Feind bis hinter seine Schiffsmauer. Als er diese zu bestürmen begann, kam ihm das oben erwähnte Zeichen (S. 38), der Adler mit der Schlange, wegen dessen der Seher Polydamas ihn zum Rückzug mahnte (Il. 12, 200 ff.). Da antwortete er zornigen Muthes:

„Keineswegs gefällt mir, Polydamas, was du geredet!
Leicht wohl könntest du sonst ein Besseres rathen, denn solches.
Aber wofern du wirklich im völligen Ernste geredet,
Traun, dann raubeten dir die Unsterblichen selbst die Besinnung,
Der du besiehlst, zu vergessen des Donnerers Zeus Kronion
Rathschluß, welchen er selbst mir zugewinkt und gelobet.
Du hingegen ermahnst, den weitgeflügelten Vögeln
Mehr zu vertraun. Ich achte sie nicht, noch kümmert mich solches,
Ob sie rechtshin fliegen zum Tagesglanz und zur Sonne,
Oder auch links dorthin, zum nächtlichen Dunkel gewendet.
Wir vertrauen auf Zeus', des hocherhabenen, Rathschluß,
Der die Sterblichen all und die ewigen Götter beherrschet.
Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten."

Der Geist des siegesmuthigen Helden reißt sich kräftig los von der ängstlichen Rücksicht auf äußere dunkele Zeichen und vertraut dem Zeus und seiner Verkündung, und vertraut dem Gott in der eigenen Brust. Die rechte Weissagung erkennt die gehobene Stimmung des Menschen nicht in äußeren Erscheinungen, die leicht täuschen können, sondern in seinem Innern, in der Stimme des Gewissens, die ihn den Weg der Pflicht weist, sowie in dem historischen Gang der Ereignisse, in welchem der Wille der Gottheit waltet; das Gewissen sagt ihm, was geschehen soll, der Gang der Geschicke, was geschehen wird.

Priester und Opfer.

Als der Phaiakenkönig Nausithoos, aus der Nähe der Kyklopen vertrieben, mit seinem Volke nach der Insel Scheria zog, um sich daselbst einen neuen Wohnsitz zu gründen, „führte er", wie die Odyssee erzählt (10, 7), „eine Ringmauer für die Stadt auf, baute Häuser und Tempel der Götter und vertheilte die Aecker." Wie in dieser Phaiakenstadt, so werden wir auch in den Griechenstädten überall uns Tempel zu denken haben, wenn auch Homer im Ganzen nur wenige derselben erwähnt, wie den der Athena zu Athen, des Apollon in Delphi; in Troja wird der Tempel der Athena genannt mit einem Holzbilde der Göttin, auf dessen Knie die trojanischen Matronen ein kostbares Gewand (Peplos) legten als Weihgeschenk, damit sie sich der Stadt erbarme und die Gewalt des Feindes abhalte. Außer den Tempeln hatten die Götter auch Altäre unter freiem Himmel in geweihten Bezirken und in Hainen. Achilleus spricht von einem heiligen Hain und Altar des Flußgottes Spercheios an den Quellen dieses Flusses in seiner Heimat Phthia. In Ithaka befand sich in der Nähe der Stadt ein schöngefaßter Brunnen, aus dem die Bürger Wasser holten; rings um denselben standen Pappeln und auf dem Felsen über der Quelle ein Altar der Nymphen, an welchem die Wanderer zu opfern pflegten.

Jedes dieser Heiligthümer hatte seinen besonderen Priester, der an demselben den Gottesdienst versah. Er wohnte in oder an dem Tempel und war sein beständiger Hüter und Vorsteher, er schmückte den Tempel für die Festfeier, nahm die Weihgeschenke, welche dem Gotte dargebracht wurden, in Empfang und besorgte die regelmäßigen Opfer, wobei er für die Gemeinde das herkömmliche Gebet sprach. Von diesen beiden Hauptstücken des Cultus, Opfer und Gebet, hatte er seine Namen „Opferer" und „Beter" (ἱερεύς und ἀρητήρ). Wenn ein Andrer an dem Heiligthum ein Opfer brachte, so war seine Mitwirkung erforderlich; er gab Anleitung, wie das Opfer zu vollziehen sei, schlachtete das Thier, wählte die

Opferstücke aus und legte sie auf den Altar und betete. Als die trojanischen Frauen der Athena den Peplos weihen wollten, öffnete ihnen die Priesterin Theano den Tempel, legte das Weihgeschenk auf den Schoß der Göttin und sprach das Gebet.

Auf diesen Dienst eines bestimmten Gottes in seinem Heiligthum beschränkte sich das Amt des Priesters oder der Priesterin; von irgend einer politischen Macht, die der Priester als Berather der Könige, als Leiter und Führer des Volkes besessen hätte, ist nicht die Rede. Aber da sie in beständigem Verkehr mit der Gottheit standen, so genossen sie ein hohes Ansehen, „sie wurden im Volke verehrt wie ein Gott," um so mehr, je größer die Verehrung des Heiligthums war, welchem sie vorstanden. Es geschah nicht selten, daß man bei dem Vertrauten der Gottheit sich eine göttliche Offenbarung suchte, daß man von dem Priester ein Gebet für sich verlangte, da ein solches aus seinem Munde wirksamer sein mußte, als wenn man selber betete. Selbst der Feind vergreift sich nicht leicht an dem Priester. Als Odysseus Ismaros zerstörte, verschonte er den Apollopriester Maron mit Weib und Kind, während alle übrigen Bewohner entweder getödtet oder in Gefangenschaft genommen wurden. Der Gott, in dessen Dienst der Priester steht, ist seinem Diener gewogen und schützt ihn, er schützt seine Söhne in den Gefahren der Schlacht, „damit der Vater ihm nicht in Kummer und Gram verfalle." Schwer büßten die Achäer durch verderbliche Pest den Zorn des Apollon, als Agamemnon seinen Priester Chryses, ohne Rücksicht auf den Gott, mit harten Worten aus dem Lager gejagt hatte. Die Priester und Priesterinnen gehörten gewiß stets vornehmen Häusern an. Theano, die Priesterin der Athena zu Troja, war die Gemahlin eines Volksältesten, des Antenor. Sie hatte ihr Amt durch Wahl erhalten, und es ist wahrscheinlich, daß man die meisten Priester wählete; doch mag auch manches Priesterthum in einer bestimmten Familie erblich gewesen sein.

Die Priester waren reich und hochverehrt, aber nicht als besondere Kaste von dem übrigen Volke geschieden. Sie waren nicht

im ausschließlichen Besitz einer tieferen Gotteserkenntniß, einer speciellen Lehre, die Vorstellungen vom Wesen und Wirken der Götter waren gleichmäßig im ganzen Volke verbreitet und erhielten ihr eigenthümliches Gepräge mehr durch die Sänger als durch die Priester. Auch waren die Priester nicht die alleinigen Vermittler zwischen Menschen und Göttern; sie besorgten nur den Cultus an ihrem Tempel, aber an diese allein war der Gottesdienst nicht gebunden. Jeder Hausvater konnte in und außer seinem Hause ohne priesterliche Mitwirkung den Göttern opfern, und zu Staatsopfern, welche der König brachte, ward kein Priester zugezogen. Bei weitem die meisten Opfer, welche in den homerischen Gedichten vorkommen, sind keine priesterlichen, sondern häusliche oder Staatsopfer.

Die homerischen Menschen sind ein frommes gottesfürchtiges Geschlecht. Durch das ganze Leben hindurch, in allen Lagen und Verhältnissen erkennen sie an, daß sie abhängig sind von der Macht der Götter, daß sie ihrer Huld und Gnade bedürfen. „Wenn du gespendet und gebetet, so gib auch diesem den Becher süßen Weines, auf daß er spende; ich glaube, auch er betet zu den Unsterblichen, denn alle Menschen bedürfen der Götter." So sprach Peisistratos, Nestors Sohn, bei der Begrüßung zu Athena, als sie in Gestalt des Mentor mit Telemachos nach Pylos gekommen war. Die äußere Anerkennung dieser Abhängigkeit geschieht durch das mit dem Gebet vereinigte Opfer, „und es ist gut, wenn man den Göttern die gebührenden Gaben gibt, denn alsdann stehen auch die Götter dem Menschen bei."

Ein Opfer ist eigentlich jede Gabe, die man der Gottheit darbringt, auch das Weihgeschenk, welches sich von dem Opfer im engeren Sinne nur dadurch unterscheidet, daß es nicht wie dieses vernichtet, sondern der Gottheit zu bleibendem Besitz an irgend einer geweihten Stelle niedergelegt wird. Die Darbringung von Erstlingen der Früchte, von Blumen, Backwerk und dergl. muß schon zu den eigentlichen Opfern, nicht zu den Weihgeschenken, gerechnet werden, da diese Gegenstände nicht von langer Dauer

waren und, wenn sie eine Zeitlang auf dem Altar gelegen hatten, entfernt wurden. Bei Homer wird diese Art von Opfern nirgends erwähnt; doch ist daraus nicht zu schließen, daß sie in mythischer Zeit noch gar nicht vorgekommen wären, ja Plato u. A. erklären sie gerade für das älteste, einer einfachen kindlichen Zeit angemessene Opfer. Die häufigsten Opfer sind bei Homer das Trankopfer oder die Spende und das Thieropfer, und zwar geschah die Spende theils für sich, theils in Verbindung mit dem Thieropfer. Wie die Spende, so kommt auch das Rauchopfer von angezündeten Wohlgerüchen hier und da bei Homer allein vor, wie denn die troischen Matronen die Darbringung des Peplos im Tempel der Athena nur mit einem Rauchopfer begleiten, zumeist aber war es mit dem Thieropfer verbunden; und hier mochte es nöthig sein, um den üblen Geruch, den das Oeffnen der Eingeweide und das Verbrennen des Opferfleisches erzeugte, zu versüßen. Den Weihrauch des Morgenlandes indeß, der später üblich war, kannte Homer noch nicht; man bediente sich besonders des Thyon, einer einheimischen Cedernart mit duftenden Früchten und wohlriechendem Holze.

Die Opfer wurden zum Theil zu bestimmten jährlich wiederkehrenden Zeiten gebracht; die meisten jedoch, die bei Homer vorkommen, waren Gelegenheitsopfer. Man opferte und spendete bei den mannigfaltigsten Veranlassungen, brachte Dankopfer für jede Segensgabe, für die Ernte, für errungenen Sieg, überstandene Gefahr, oder Bittopfer vor irgend einer wichtigen oder gefährlichen Unternehmung, vor der Schlacht, beim Antritt einer Reise, vor einem entscheidenden Bogenschuß u. s. w. Wenn man den Zorn irgend einer Gottheit glaubte auf sich geladen zu haben, so suchte man denselben durch ein Sühnopfer zu beschwichtigen, „denn auch die Götter sind umzustimmen, sie vermag durch Räuchern und demuthsvolle Gelübde, durch Weinguß und Gedüft der Sterbliche umzulenken, bittend mit Flehn, wenn sich Einer versündigt oder gefehlet." Auch bei den gewöhnlichen Vorgängen des Tages vergaß man der Götter nicht, namentlich gab man bei jedem Genuß von

Speise und Trank den Göttern opfernd ihren Antheil ab. Beim Weintrinken goß man am Anfang wie am Schluß den Göttern zur Ehre etwas aus dem Becher auf den Boden. Bei jeder Mahlzeit verbrannte man ihnen einige Abschnittlinge von Fleisch auf dem Heerde. Der Mensch will einen Theil seiner Nahrung den Göttern als schuldigen Tribut zollen, um dankend anzuerkennen, daß von ihrer Huld diese Gaben ihm kommen, er will dem eigenen Genuß dadurch eine Rechtfertigung und Weihe schaffen, daß er die Götter, die Geber des Guten, zum Mitgenuß einladet, sie gewissermaßen zu seinen Gästen macht. Indeß war dies nur ein symbolischer Act; nur ein ganz roher Aberglaube konnte vermeinen, daß die Götter das Dargebrachte wirklich genössen, daß sie mit dem ausgegossenen Wein und dem Fettdunst der verbrannten Fleischstücke getränket und gespeist würden. Würde man wohl, wenn auf diesem Glauben die Entstehung der Opfer beruhte, den Göttern den Wein auf die Erde gegossen haben? Man opferte vielmehr, um die Götter durch den symbolischen Beweis seiner Anerkennung ihrer Macht und Gnade zu erfreuen und zu gewinnen, indem man zu ihrer Ehre sich eines Theils des Trankes und der Speise entäußerte, und vernichtete, was man dem eigenen Genuß entzog, auf die einfachste Weise, das Getränk durch Ausgießen, das Fleisch durch Verbrennen in der heiligen Flamme.

Sehen wir einmal zu, wie eine Mahlzeit im Zelte des Achilleus hergerichtet wurde. Es war schon später Abend. Achilleus saß in seinem Zelte und ergötzte sich an den Klängen seiner Leier und dem Gesang von Heldenliedern. Patroklos, sein Freund, saß allein ihm gegenüber und harrte schweigend, bis er seinen Gesang beendet habe. Da traten unerwartet drei Abgesandte des Agamemnon und der griechischen Fürsten herein, Odysseus, der telamonische Aias und Phoinix; sie waren geschickt, um dem Achilleus von Agamemnon Genugthuung anzubieten und ihn zu bitten, daß er wieder am Kampfe sich betheilige. Ueberrascht sprangen Achilleus und Patroklos auf, und jener reichte ihnen die Hand zum Gruße

und ließ sie sich niedersetzen. Dann sprach er zu Patroklos: „Jetzo stelle uns, Patroklos, einen größeren Mischkrug auf und mische stärkeren Wein; denn die werthesten Männer sind unter meinem Dache." Patroklos that, wie der Freund ihn geheißen; Achilleus aber stellte eine mächtige Fleischbank im Lichte des Feuers auf und legte darauf den Rücken eines Schafes und einer fetten Ziege und das fette Rippenstück eines Schweines. Dann schnitt er das Fleisch in Stücke, indem sein Freund Automedon es ihm festhielt, und steckte Alles an Spieße. Unterdessen hatte Patroklos das Feuer zu flammender Gluth angefacht. Nachdem die Lohe zusammengebrannt war, scharrte Achilleus die Kohlen auseinander und richtete die Spieße darüber, streute Salz auf das Fleisch und drehte es auf stützenden Gabeln. Als nun Alles gebraten und auf Bretter geschüttet war, vertheilte Patroklos auf dem Tische das Brot in schönen Körbchen, und Achilleus vertheilte das Fleisch. Dann setzte sich dieser dem Odysseus gegenüber an die andere Wand und hieß den Patroklos den Göttern zu opfern. Der gehorchte und warf die Opferstückchen ins Feuer. Hierauf erhoben sie die Hände zum lecker bereiteten Mahle. Als sie sich an Trank und Speise gesättigt, trugen die Gäste ihr Anliegen vor, aber umsonst; sie gingen unverrichteter Sache zurück, nachdem sie alle zum Schlusse des Mahls noch aus ihren Bechern gespendet (Il. 9, 185 ff.).

Die Opferungen, von denen wir zuletzt sprachen, haben Ausgangspunkt und Veranlassung in dem Genusse des Menschen, zu dessen Theilnahme die Gottheit gewissermaßen eingeladen wird; die vorher erwähnten Dank- und Bittopfer dagegen stehen nicht in solchem Zusammenhang, sie sind selbständige religiöse Handlungen, welche in irgend einer speciellen Lage ihren Grund haben. Ein Opfer der Art ist das schon erwähnte Rauchopfer der troischen Matronen, sowie das der Penelope Od. 4, 759. Nachdem diese sich gebadet und in reine Gewande gekleidet hatte, ging sie mit ihren Dienerinnen in den Oberstock des Hauses, um an einem Altar ihrer Hausgöttin Athena ein Rauchopfer von heiliger Gerste, welche sie in einem

Körbchen trug, darzubringen und zu beten, daß die Göttin ihr den Sohn errette und die übermüthigen Freier abwehre.

Eine Spende, welche nicht mit Mahl und Weingenuß verbunden war, brachte Priamos, bevor er ins griechische Lager ging, um Hektors Leiche von Achilleus zu erbitten (Il. 24, 283 ff.). Nachdem er mit seinem Herold die Rosse angespannt hatte, nahte ihm Hekabe bekümmerten Herzens, in der Rechten einen goldenen Becher, und sprach: „Nimm und spende dem Zeus und bete zu ihm, daß er dich wohlbehalten aus der Gewalt der feindlichen Männer zurückkehren lasse, und daß er dir zum guten Zeichen rechtshin einen Adler sende. Wenn er dir aber nicht seinen Vogel sendet, so möchte ich dich nicht ermuntern, in das Lager der Achäer zu gehen." Priamos antwortete: „Liebes Weib, dein Rath soll nicht unvollendet bleiben; denn gut ist's, zu Zeus die Hände zu erheben und um Erbarmen zu flehn." Darauf berief er die Schaffnerin, daß sie ihm die Hände mit lauterem Wasser besprenge. Sie trat heran mit dem Waschgefäß und der Kanne, und nachdem der Greis sich die Hände gewaschen, nahm er den Becher aus der Hand der Gattin, trat in die Mitte des Hofes, wo der Altar des hausschützenden Zeus (Z. Herkeios) stand, und goß, die Augen zum Himmel erhebend, die Spende aus, indem er betete. Und der Gott erhörte sein Gebet und sandte ihm seinen Adler, daß der Alte vertrauensvoll in das Lager der Feinde fuhr.

Als Achilleus eben den Patroklos mit seinen Myrmidonen in den Kampf gesandt hatte, um die Troer aus dem Lager zu treiben, ging er in sein Zelt zurück, hob von einer kunstvoll gearbeiteten Kiste, die voll war von Leibröcken, Decken und Mänteln, den Deckel auf und nahm aus derselben einen Becher, um zu spenden. Der Becher war mit kunstreicher Arbeit geschmückt, und nie hatte aus ihm ein andrer Mann des funkelnden Weins getrunken, noch hatte er selbst aus demselben je einem andern Gotte gespendet als dem Zeus. Jetzt nahm er ihn aus der Kiste, reinigte ihn mit Schwefel, wusch ihn in lauterem Wasser, wusch sich dann selber die

Hände und schöpfte den funkelnden Wein. Dann trat er in die Mitte des Hofes, betete zu Zeus und goß die Spende aus mit zum Himmel erhobenem Blick. Er erflehte dem Freunde Ruhm und Sieg und glückliche Rückkehr. Das Erste verlieh der Gott, das Andere versagte er (Il. 16, 220 ff.).

Bei dem Thieropfer trat das umgekehrte Verhältniß ein, wie bei dem gewöhnlichen Mahle. Während hier, wie wir gesehen, die Menschen bei ihrem Genusse den Göttern zu Dank und Ehre einen Theil abgaben, sie gewissermaßen zu ihren Gästen machten, machten sie sich bei dem den Göttern dargebrachten Thieropfer selbst zu Gästen der Götter, indem sie nach dem Opfer für sich aus dem größten Theile des Opferfleisches ein Mahl bereiteten.

Homer beschreibt ein solches Opfer ausführlich Od. 4, 404 ff. Der alte Nestor hatte der Athena ein einjähriges Rind, das noch kein Joch getragen, zu opfern gelobt, weil sie als Begleiterin des Telemachos in Gestalt des Mentor zu seinem Opfermahle gekommen war. Am Tage darnach, als am frühen Morgen vor dem Hause seine sechs Söhne und Telemach sich um ihn versammelt hatten, gab er seine Befehle zur Veranstaltung des Opfers. Einer der Söhne sollte draußen im Felde bestellen, daß der Hirte ein Rind hereinbringe; ein zweiter wurde zu dem Schiffe des Telemachos geschickt, um dessen Genossen alle herbeizuholen bis auf zwei, die auf dem Schiffe Wache zu halten hatten, ein dritter sollte den Goldarbeiter Laerkes rufen, daß er dem Opferthier die Hörner vergolde. Die übrigen sollten dableiben und den Mägden drinnen sagen, daß sie im Palaste die Vorbereitungen zum Mahle träfen, Sitze und Holz und klares Wasser brächten. Das Rind kam, es kamen die Genossen des Telemachos und der Goldarbeiter mit den Werkzeugen seiner Kunst, Ambos, Hammer und Zange, und Nestor gab ihm das Gold, mit dem er die Hörner des Rindes kunstreich umzog, damit die Göttin, die auch unsichtbar zur Entgegennahme des Opfers gekommen war, an dem Schmucke sich erfreue.

Die Opferung geschah im Hofe vor dem Palaste. Stratios und Echephron, zwei Söhne des Nestor, führten das Thier an den Hörnern zum Altar, Aretos brachte das Weihwasser in einem blumichten Becken, in der andern Hand trug er einen Korb mit der heiligen Gerste. Thrasymedes, der älteste Sohn, trat heran mit der scharfen Axt, um das Thier zu erschlagen; Perseus hält die Schale, um das Blut aufzufangen. Das eigentliche Priesteramt aber wird der alte Nestor verrichten. Dieser begann jetzt das Opfer. Nachdem er in dem Weihwasser sich die Hände gewaschen, streute er die heilige Gerste — grob geschrotene Gerstenkörner, die wahrscheinlich mit Salz gemischt waren — über das Opferthier und den Altar, schnitt einen Büschel Haare von dem Kopfe des Rindes und warf ihn in das Feuer auf dem Altar. Dabei sprach er Gebete zu Athena. Nach dieser Einleitung des Opfers schlug Thrasymedes mit der Axt dem Thier in den Nacken, daß es zusammenstürzte. Bei dem Sturze schrien die Gattin, die Töchter und Schwiegertöchter des Nestor laute Gebete. Darauf richteten die Männer den Kopf des Opferthieres rückwärts empor, und Peisistratos, der jüngste von Nestors Söhnen, durchschnitt ihm den Hals. Schwarz strömt das Blut in die vorgehaltene Schale, und das Thier verendet. Das aufgefangene Blut ward über den Altar gegossen.

Hierauf enthäuteten und zerlegten sie das Opferthier, schnitten die Schenkelknochen aus und legten sie, mit der fetten Netzhaut doppelt umwickelt, in die Opferflamme auf dem Altar. Darüber legten sie dann noch verschiedene Stückchen von den Eingeweiden und andern Gliedern. Auf das brennende Opfer goß der Alte dunkelen Wein, während die jungen Männer daneben standen und mit fünfzackigen Gabeln das Feuer schürten und das Opferfleisch zusammenhielten, daß es nicht auseinander sprühte. Von den edlen Eingeweiden, Herz, Lunge, Leber, hatten die Opferer unterdessen Einiges im Feuer gebraten und gekostet; aber erst nachdem die der Göttin bestimmten Opferstücke völlig verbrannt waren, zerstückte man das übrige Fleisch und briet es an den Brat-

spießen für das Opfermahl. Dieses wurde heute in dem Hause gehalten.

Zur Ergänzung dieser Beschreibung fügen wir noch Einiges zu. Die Thiere, welche bei Homer geopfert werden, sind Rinder, Schafe und Lämmer, Ziegen und Schweine, also lauter eßbare Hausthiere; nur dem Flußgott Skamandros wurden Rosse geopfert, aber nicht geschlachtet, sondern lebend in den Fluß gestürzt. Daß die Opferthiere vollkommen und fehlerlos sein mußten, versteht sich von selbst. Die Zahl der Opferthiere ist verschieden; es werden an einer Stelle 12, an einer andern sogar 81 genannt. Unter einer Hekatombe verstand man dem Worte nach ein Opfer von 100 Rindern, übrigens wurde der Ausdruck von jedem größeren Opfer gebraucht. Die Vergoldung der Hörner war nicht nothwendig, es war dies eine gesteigerte Ehre, die man der Gottheit erwies. Ein Haupterforderniß bei dem Opfer wie bei jeder religiösen Handlung war die äußere Reinheit, die nicht als Symbol innerer Reinheit anzusehen ist; die Ehrfurcht vor den Göttern verlangte es, daß man ihnen mit reinem Leib, reinen Kleidern, Händen und Geräthen nahte. Deshalb badete man sich vor dem Opfer, zog reine Kleider an oder wusch doch zum wenigsten die Hände. Die Bekränzung beim Opfer, welche später allgemein üblich war, kennt Homer noch nicht. Vor dem Beginn des Opfers wurde jedesmal erst Andachtsstille geboten (εὐφημεῖτε). Das Rind bei dem Opfer des Nestor wurde mit einer Art zu Boden geschlagen; Eumaios schlug das zu opfernde Schwein mit einem Holzscheit nieder und stach es dann ab. Sonst kommt es auch vor, daß das Thier nicht erst niedergeschlagen, sondern ihm sogleich der Hals durchgeschnitten wird. Beim Schluß des Opfermahls schnitt man die Zunge aus dem Kopfe des Opferthiers und verbrannte sie den Göttern, indem man Wein darauf libirte. Es ziemte sich aber, daß man nicht bis in die Nacht hinein beim Mahle der Götter saß.

Neben den Opfern, welche der Mensch den Göttern als den Gebern von Speise und Trank und allen guten Gaben darbrachte, kommt bei Homer noch eine besondere Art von Opfern zur Bekräfti-

gung eines Vertrages vor. Hier ist die Symbolik von anderer Art. Im 3. Buche der Ilias schließen die Achäer und Troer einen Vertrag ab, wonach Menelaos und Paris in einem Zweikampf um Helena und die geraubten Schätze kämpfen sollen. Zu dem Bundesopfer liefern die Troer zwei Lämmer, ein weißes männliches für Helios, ein schwarzes weibliches für die Erde, die Achäer eins für Zeus. Von troischer Seite kamen zu dem Act auf das Schlachtfeld der König Priamos und der Volksälteste Antenor, von achäischer Seite fungirten Agamemnon und Odysseus. Als die vier Fürsten zusammengetreten waren, führten die Herolde die Opferthiere herbei, mischten für die Spende in einem Mischkrug troischen und achäischen Wein und gossen den Königen Wasser über die Hände. Darauf schnitt Agamemnon Haare von den Köpfen der Lämmer, und die Herolde vertheilten die Haare unter die Ersten der Troer und Achäer, zum Zeichen, daß diese alle zur Aufrechterhaltung des Vertrages sich verpflichteten. Dann rief Agamemnon betend mit erhobenen Händen Zeus und Helios, die Flüsse und die Erde und die Götter der Unterwelt, also die Mächte des Himmels und der Erde und der Tiefe, als Zeugen an für den Bundesvertrag, daß, wenn Paris siege, er die Helena und die Schätze behalten und die Griechen heimkehren sollten, wenn aber Menelaos siegt, so sollen die Troer Helena und das Geraubte zurückgeben und den Griechen eine Buße zahlen. Hierauf schnitt er den Lämmern die Kehlen durch und legte sie auf die Erde, wo sie zappelnd verendeten. Dann gossen die Umstehenden die Weinspende aus, indem sie sprachen: „Zeus und ihr andern Götter, wer den Vertrag verletzt, dessen Gehirn und seiner Kinder Gehirn fließe auf die Erde wie dieser Wein.“ Damit war der Vertrag beschworen, und Priamos fuhr nach der Stadt zurück. Die Thiere, welche zu einem solchen Opfer gebraucht worden waren, wurden nicht gegessen, sondern vergraben oder ins Meer geworfen.

Von einem Todtencultus kommt in den homerischen Gedichten noch nichts vor; doch findet sich an Einer Stelle in der Odyssee

(11, 23 ff.) ein den Todten dargebrachtes Opfer, welches in seinen Formen mit den in späteren Zeiten üblichen Todtenopfern übereinstimmt und an die späteren Todtencitationen und Todtenorakel erinnert. Odysseus fährt auf Anweisung der Kirke über den Okeanos zu einer Stelle, wo außerhalb des Bereichs des Tageslichts ein Eingang und gewissermaßen der Vorhof der Unterwelt ist, um daselbst den Schatten des Sehers Teiresias über seine Heimkehr zu befragen. Er bringt den Todten nach Vorschrift der Kirke ein Opfer in folgender Weise. Zuerst gräbt er eine Grube von einer Elle im Durchmesser und gießt um dieselbe eine Spende für alle Todten aus, zuerst Milch und Honig, dann Wein und drittens Wasser, und streut weißes Mehl darauf. Dabei betet er zu den Todten und gelobt ihnen, wenn er nach Ithaka zurückgekehrt sei, ihnen eine unfruchtbare Kuh zu opfern, die beste aus der Heerde, und einen Scheiterhaufen zu verbrennen mit allerlei köstlichen Dingen; dem Teiresias aber versprach er allein ein schwarzes Schaf zu opfern. Darauf schlachtete er als Opfer zwei schwarze Schafe, ein männliches und ein weibliches, in die Grube, und zwar so, daß er ihre Köpfe zur Erde niederbog, was immer bei den Todtenopfern geschah, während bei den andern Opfern der Kopf des Thieres rückwärts in die Höhe gebogen ward. Das Blut der Opferthiere strömte in die Grube. Nun kamen die Schatten der Todten aus dem tieferen Dunkel des Hades heran, um von dem Blute zu trinken; aber Odysseus wehrte sie mit dem Schwerte ab, bis Teiresias getrunken und ihm geweissagt hatte. Dann ließ er auch manche von den andern Schatten trinken, worauf diese ihre Besinnung und Erinnerung wieder erhielten und sich mit ihm unterredeten. Während so Odysseus beschäftigt war, häuteten seine Gefährten die geschlachteten Thiere ab und verbrannten sie vollständig, indem sie zu Hades und Persephone beteten. Das vollständige Verbrennen der Opferthiere kam sonst nur noch bei den Sühnopfern vor.

Haus und Familie.

Ueber das Haus des gewöhnlichen Mannes haben wir im Homer gar keine Andeutungen. Dagegen ist öfter die Rede von den Häusern der Herrscher, dem des Priamos, Menelaos, Alkinoos und besonders in der Odyssee von dem Hause des Odysseus. Die Angaben über diese Anaktenhäuser sind der Art, daß wir im Allgemeinen wohl uns eine Vorstellung von denselben bilden, doch nicht bis ins Einzelne sie genau und sicher construiren können. Es sind große ausgedehnte Bauten, aus drei Haupttheilen bestehend, dem Gehöfte (αὐλή), dem Männersaal (μέγαρον) und der Frauenwohnung (θάλαμος), und umgeben von einer hohen Ringmauer. Als Odysseus in Gestalt eines Bettlers unerkannt sich seinem eigenen Hause näherte, das auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt und des Hafens lag, sprach er zu dem ihn begleitenden Sauhirten Eumaios (Od. 17, 264): „Schön in der That ist diese Wohnung des Odysseus, leicht zu erkennen und sehenswerth unter vielen. Der Vorhof ist durch Mauern und Zinnen wohl befestigt. Auch dienen hier wohlgefügte Doppelthüren zum Schutz, welche nicht leicht ein Mann bewältigen könnte." Wir werden in dem Folgenden uns besonders in dem Hause des Odysseus zu orientiren suchen.

Von der Straße führte durch die Außenmauer in den Hof zunächst ein längerer Thorweg, welcher durch hohe Doppelthüren vorn und hinten geschlossen werden konnte. Die Thüren alle hatten statt unserer Thürangeln zwei Zapfen, von denen der eine unten in der Schwelle, der andere oben im Thürstock sich drehte, und öffneten sich nach Innen; sie wurden daher von Innen durch Vorschiebung eines langen von Wand zu Wand gehenden Querriegels verschlossen. Geschah dies bei den gewöhnlichen einfachen Thüren von Außen, so zog man den Riegel mit einem daran befestigten Riemen, welcher durch ein in der Nähe des Thürpfostens befindliches Loch herausging, aus der einen Vertiefung der Seitenwand in die entgegen-

gesetzte querüber und schlang den Riemen um den Thürring, womit man vor dem Verschließen die Thür anzog. Sollte die Thüre wieder geöffnet werden, so wurde der Riemen vom Ringe gelöst und der Riegel durch einen Schlüssel, einen sichelförmigen Haken oder Dietrich, den man durch das Riemenloch steckte, zurückgeschoben. Bei den großen Doppelthüren, welche den Thorweg verschlossen, bestand der Riegel in einem (oder auch zwei) großen starken Balken. Bei Tage standen die Thüren des Hauses sämmtlich offen. Vor dem äußersten Thore befanden sich steinerne Bänke an der Mauer, auf welchen die Hausbewohner gern saßen, wie es denn überhaupt Gewohnheit war, in müßigen Stunden, besonders während der Morgenzeit bis zur Hauptmahlzeit vor den Thüren zuzubringen.

Der Raum zwischen der äußern Ringmauer und der vorderen Mauer des eigentlichen Hofes, bis zu welcher der vorerwähnte Thorweg führte, diente zu wirthschaftlichen Zwecken. Hier waren Ställe für Rinder und Maulthiere, soviele deren in der Stadt gehalten werden mußten, da die meisten sich draußen auf den Gehöften oder auf den Weiden befanden; hier lagen Haufen von Dung, um später auf die Felder gebracht zu werden. Wenn Fremde zu Wagen kamen, so hielten sie in dem Thorwege still; die Pferde wurden in die Ställe geführt, zu welchen man durch die Eingänge in den mit weißem Kalk angestrichenen Seitenwänden des Thorwegs gelangte, die Wagen lehnte man wider die Seitenwand. Als Odysseus, der Bettler, nach zwanzigjähriger Abwesenheit durch diesen Raum seines Hauses ging, sah er auf dem Miste seinen treuen Hund Argos liegen. Das alte und vernachlässigte Thier erkannte seinen Herrn, senkte die Ohren und starb.

Wenn man, von Außen durch den Thorweg kommend, das innere zweiflügelige Thor desselben erreicht hat, so hat man den großen rings umschlossenen Hof vor sich und hinter diesem die stattliche Fronte des Hauses. Der Boden dieses Hofes ist festgestampft, vielleicht auch gepflastert; in seiner Mitte steht der Altar des Zeus Herkeios (des Hauszeus), auf welchem der Hausherr häufig opferte.

In dem Hofe unter freiem Himmel hielt sich oft die Familie auf; als Athena in Gestalt des Mentor, das Haus des Odysseus besuchend, auf der Schwelle des Hofes erschien, sah sie vor sich in demselben die Freier der Penelope auf Häuten von Rindern sitzen, die sie selbst geschlachtet hatten, und am Steinspiel sich ergötzen. Telemachos saß betrübten Herzens unter ihnen und gedachte des fernen Vaters.

Auf beiden Seiten des Hofes, sowohl vor der Fronte des Hauses, als auch gegenüber an der Hofmauer, in welcher sich die innere Thüre des Thorwegs befindet, ziehen sich hohe überbaute Säulenhallen hin. In der vorderen Halle am Thorweg wurden die Ziegen und die Rinder angebunden, welche zum Schmause der Freier hereingebracht wurden; dort ließ Odysseus die Leichen der erschlagenen Freier aufschichten. In der Halle, welche sich an der Fronte des Hauses hinzog, erhielten die fremden Gäste ihr Nachtlager. Die Mägde schlugen ihnen daselbst gewöhnlich eine Bettstelle auf, legten Kissen mit kostbaren, theils gefärbten, theils weißen und durch öfteres Waschen rein und blank erhaltenen Ueberzügen hinein und breiteten darüber Teppiche oder wollene gewirkte Decken. Auf dieser weichen Unterlage ruhte der Gast, zugedeckt oder eingewickelt in dichte wollene Mäntel. Auch Odysseus schlief, als er als Bettler in sein Haus eingekehrt war, die erste Nacht in dieser Halle; doch lehnte er ein solch förmliches Bett ab; er schlief auf einer ungegerbten Rindshaut und wolligen Schafvließen, in einen Mantel gewickelt, den die Schaffnerin Eurynome ihm dazu hingelegt hatte. Nicht weit von seiner Schlafstätte, zur Seite der Halle und mit dieser in gleicher Linie, befand sich, mit dem Ausgang nach dem Hofe, ein Gemach, in welchem jede Nacht zwölf Mägde auf Handmühlen das für die Freier nöthige Getreide mahlen mußten. Eine von ihnen, die schwächste, war bis tief in die Nacht, bis gegen Morgen mit ihrer harten Arbeit beschäftigt. Odysseus hörte sie klagen und die Freier verwünschen. Auf der andern Seite der Halle war die sogenannte Tholos, ein

mit schmal zulaufendem Kuppeldach versehenes Rundgebäude, bestimmt zur Aufbewahrung von Gegenständen des täglichen Gebrauches, namentlich von Geräthschaften, die bei Gastmählern und Gelagen gebraucht wurden.

In dem Hofe hatte auch Telemachos sein Schlafgemach, an einer hochgelegenen Stelle mit weiter Aussicht. Das Haus des Priamos hatte im Hof eine große Menge von Schlafgemächern. Auf der einen Seite waren fünfzig Gemächer aus schön geglättetem Marmor nachbarlich aneinander, in diesen ruhten die Söhne des Priamos mit ihren anvermählten Weibern; ihnen gegenüber zur andern Seite des Hofes lagen zwölf ähnliche Gemächer, in welchen die Eidame des Königs mit ihren Frauen ruheten.

Aus dem Hofe führte ein vielfach geschmückter Eingang, eine breite Flur mit geweißten Seitenwänden und wohlgefügten Flügelthüren in den großen Männersaal. In einem Zwischenraum zwischen zwei geglätteten Pfeilern der Flur befand sich ein Speerbehälter, in welchen der Eintretende seinen Speer stellte; denn in jener Zeit machte man einen größeren Weg nie ohne Speer. Auf der Seite nach dem Hofe hatte die Flur eine Schwelle von Eschenholz, nach dem Saale zu eine Schwelle von Stein. Als der Bettler Odysseus sich dem Männersaale, in welchem die Freier zum Mahle versammelt waren, nahete, setzte er sich bescheiden und schüchtern auf die äußere Schwelle und lehnte sich wieder die cypressenen Pfosten. Der einheimische Bettler Iros, der täglich bei den Freiern bettelte und eben auch wieder herankam, hätte neben ihm auf der breiten Schwelle Platz gehabt und ruhig neben ihm sein Fleisch und Brot verzehren können; allein die Eifersucht reizte ihn zu groben Drohungen. Die Freier hetzten beide Bettler zu einem Faustkampf aneinander, in welchem Iros zu Boden geschlagen ward. Odysseus schleppte den Betäubten durch die Flur und über den Hof nach der gegenüberliegenden Halle und setzte ihn dort wider die Hofmauer.

Der Männersaal war ein großes hohes Gemach mit flachem

Dache, in welchem sich wahrscheinlich eine Lücke zum Abzug des Rauches befand. Sein Licht empfing er außerdem durch die offene Thür und, wie alle Gemächer, durch Oeffnungen in den Wänden, welche durch Läden geschlossen werden konnten. Diese Oeffnungen müssen hoch oben angebracht gewesen sein; denn als Odysseus die Freier in dem geschlossenen Saale angriff, kam es keinem derselben in den Sinn, durch eine solche Lücke dem Tod zu entfliehen. Des Abends wurde der Saal durch das Heerdfeuer und durch Leuchtpfannen erhellt, in welchen kleingespaltenes mit Kienspänen gemischtes Holz brannte. Der Boden war gestampft; als der Schuß mit dem Bogen des Odysseus durch die zwölf Artöhren in dem Saal vorgenommen werden sollte, befestigte man die Aexte in dem festgestampften Thon des Bodens.

Nach dem Hintergrunde des „rauchgeschwärzten" Saales zu stand der Heerd, und hinter diesem ging quer hindurch eine Reihe von Säulen, auf welcher ein starker Durchzugsbalken ruhte. Der Raum zwischen der Säulenreihe und der hinteren Saalwand, durch welche die Thür zu dem Frauengemach führte, bildete eine besondere Halle, deren Decke von jenem Querbalken getragen wurde. Ueber dieser Halle (μυχός), auf dem Querbalken ruhend, befand sich zwischen Querbalken und Dach eine Gallerie oder Bühne; manchmal auch war sie an dem Tragbalken unten befestigt als eine Art Hängeboden. Durch eine Lucke, eine Springthüre (ὀρσοθύρη) auf der rechten Seite des Saales konnte man auf die Bühne sich hinaufschwingen und alsdann von da durch eine Thür in einen Gang hinabgelangen, der außerhalb des Hauses auf der rechten Seite längs des Männersaals zu der vorderen Thüre des Saals, und ebenso nach der entgegengesetzten Seite längs des hinter dem Männersaal gelegenen Frauengemachs zu den hintersten Kammern des Hauses führte, unter denen sich auch die Waffenkammer befand. Als Odysseus im Begriff stand die Freier anzugreifen, hieß er den Eumaios jene Thür im Auge behalten; aber der treulose Geishirt Melanthios, der es mit den Freiern hielt, schlüpfte auf diesem

Wege unbemerkt zu der Waffenkammer und holte Waffen für die Freier.

Der Männersaal war der gewöhnliche Versammlungsplatz der Familie; dort speiste sie, empfing und bewirthete die Fremden. Es befand sich darin eine Menge verschiedenartiger Sitze, mit schönem Schnitzwerk versehene Thronsessel (θρόνος) mit Armstützen, Lehne und hohen Füßen, so daß man davor eines Fußschemels bedurfte, dann niedrigere Stühle mit Rücklehnen (κλισμός), Sessel ohne alle Lehne (δίφρος), ferner eine große Zahl von kleinen Tischen; denn man pflegte nicht zusammen an einer einzigen großen Tafel zu speisen, sondern entweder einzeln oder paarweise an besonderen Tischchen. Die Tische wurden mit Tüchern und Teppichen, zum Theil mit kostbaren Pupurdecken belegt. In des Odysseus Hause hingen Waffen an den Wänden, in dem durch Glanz und Luxus ausgezeichneten Hause des Menelaos sah man eine Menge Kostbarkeiten aufgestellt.

In dem Saale des Odysseus schmausten alltäglich die Freier. An jedem Morgen mußten die Mägde, ehe die Freier sich einstellten, für sie den Saal zurechtmachen. Zunächst zündeten sie das Feuer auf dem Herde an; sie sprengten den Boden mit Wasser und kehrten ihn, dann legten sie die purpurnen Teppiche auf die Sessel. Andere rieben unterdessen die Tische mit Schwämmen ab, reinigten die Mischkrüge und die Becher, wieder andere, zwanzig an der Zahl, holten Wasser am Brunnen. Bald kamen die Diener der Freier in den Hof und spalteten Holz, es kamen die Hirten des Odysseus und brachten Rinder, Ziegen und Schweine zum Schmause. Nach einer Weile stellten sich auch die Freier ein. Sie legten ein Jeder seinen Mantel im Saale ab auf den Sessel, auf welchem er gewöhnlich saß, dann schlachteten sie im Hofe das Vieh und brieten zunächst für das Frühmahl die edleren Eingeweide, welche im Stehen verzehrt wurden. Unterdessen war auch der Wein in den Mischkrügen gemischt worden. Ein Diener schenkte ihnen aus einer Kanne den Wein in die Becher, welche ein anderer ihnen in die Hände gegeben,

ein dritter vertheilte Brot. Nach dem Frühmahl trieben die Freier für längere Zeit mancherlei Kurzweil, sie spielten das Steinspiel, warfen mit dem Diskus und dergl. Währenddem wurden von den Dienern die Vorbereitungen zu der Hauptmahlzeit getroffen, welche im Saale eingenommen ward. Das Fleisch der Thiere wurde gebraten, in Stücke geschnitten und auf die zurechtgesetzten Tische gelegt, der Wein wurde in die Becher gegossen, Weizenbrot in Körbchen aufgesetzt. Nun kommen die Freier in den Saal; sie setzen sich zum Mahle ein Jeder an seinen Platz, und die dienenden Herolde gießen ihnen Wasser auf die Hände zum Händewaschen. Dann langen sie ohne Gabel eifrig mit den Händen zu und ergötzen sich an dem leckeren Mahle.

Das war im Hause des Odysseus ein ruchloses Treiben übermüthiger Gesellen; ein viel freundlicheres und friedlicheres Bild sehen wir in dem Hause des Alkinoos. Dort saß des Abends, als Odysseus daselbst eintrat, im Hintergrunde des Saals in der Halle vor dem Frauengemach die ehrwürdige Königin Areta in der Nähe des Herdes im Glanze des Feuers, mit Spinnen beschäftigt, und hinter ihr die emsigen Mägde; neben ihr saß der König auf seinem Thronsessel Wein trinkend „wie ein Unsterblicher", und mit ihm tranken die um ihn versammelten Aeltesten des Volkes. Nicht minder freundlich ist die Scene in dem Hause des Menelaos. Während dieser mit seinen zwei jungen noch unbekannten Gästen Telemachos und Peisistratos im Saale sitzt, kommt seine Gattin Helena, schön wie Artemis, aus ihrem duftenden Gemache, um an der Gesellschaft Theil zu nehmen. Eine der Mägde trug ihr den Arbeitsstuhl aus ihrem Gemache nach und stellte ihn neben Menelaos, eine andere trug ihr silbernes Arbeitskörbchen herbei mit feingesponnenem Garne, und darüber lag die Spindel mit veilchenfarbner Wolle. Ob Helena viel gesponnen, ist fraglich; denn nachdem ihr weiblicher Scharfblick sogleich den Telemachos an der Aehnlichkeit mit seinem Vater erkannt und auch der Sohn des Nestor sich zu erkennen gegeben, entstand eine lebhafte und die Gemüther erschütternde Unterhaltung.

Kehren wir zu dem Hause des Odysseus zurück, in welchem wir vorgedrungen waren bis zu dem Hintergrunde des Männersaals, zu der Halle vor der Frauenwohnung. Diese lag zweistöckig unmittelbar hinter dem Männersaal und war durch eine Thüre mit demselben verbunden. In dem Frauengemach zu ebener Erde war die Hausfrau gewöhnlich mit der Schaar ihrer Mägde beschäftigt, doch zog sich Penelope oft allein oder mit ihren vertrauteren Dienerinnen in den Oberstock, den Söller zurück, um dem lärmenden Treiben der Freier ferner zu sein. Dort in dem Oberstock webte sie auch das berühmte Gewebe, das sie in der Nacht stets wieder aufzog; im Obergemach schlief sie während der Abwesenheit ihres Gemahls, auch schliefen daselbst alle weiblichen Personen des Hauses. Das Schlafgemach des Hausherrn und der Hausfrau war aber zu ebener Erde hinter dem Frauengemach im Innersten des Hauses. Dort hatte sich Odysseus sein Ehebett gar künstlich selbst verfertigt; er hatte um einen grünenden Oelbaum das Schlafgemach gebaut, dann die Krone des Baumes abgekuppt, den Stamm von der Wurzel an geglättet und auf demselben die Bettstelle befestigt, welche er mit eingelegtem Gold und Silber und Elfenbein kostbar ausschmückte.

Zu den hintersten Räumen des Hauses gehörte die wohlverschlossene weite Vorrathskammer, welche etwas tiefer als die andern Gemächer im Erdgeschoß lag. Da waren dem Odysseus aufgehäuft Gold, Erz und Eisen, da wurde kostbare Kleidung in Kisten aufbewahrt, viel wohlduftendes Oel und auch die gemahlene Gerste; an den Wänden standen in Reihen irdene Fässer mit altem süßem Wein. Auch der berühmte Bogen des Odysseus mit dem Köcher und den Pfeilen war hier in Verwahrung. Ob die Waffenkammer des Odysseus mit der Vorrathskammer ein und derselbe Raum war, ist zu bezweifeln; jedenfalls aber gehörte auch sie zu den hintersten Gebäulichkeiten des Hauses.

Fügen wir noch zu die Beschreibung von der Wohnung des Alkinoos, deren Pracht und Herrlichkeit an die glänzenden Königspaläste des Orients erinnert, aber doch größtentheils ein Product

der dichtenden Phantasie ist. Sie strahlte wie der Sonne und des Mondes Glanz; denn rings um das Ganze zogen sich Mauern von Erz mit Zinnen von blauem Stahl — zu vergleichen mit den Palästen von Ekbatana und Persepolis, deren Dächer und Thore und Wände mit Erzplatten, mit glänzendem Silber- und Goldblech beschlagen waren. Die Doppelthüre am Eingangsthor des Hofes bestand aus Gold und drehte sich mit ihren Angelzapfen unten in einer ehernen Schwelle, oben in einem Sturz von Silber; der Thürring war von Gold. Auf jeder Seite des Thores hielten Wache ein goldener und ein silberner Hund, Werke des Hephaistos. In dem Männersaal standen ringsum an den Wänden in ununterbrochener Reihe zahlreiche Thronsessel, überdeckt mit leichten schöngewebten Teppichen; auf denen saßen die Geronten der Phaiaken, wenn sie bei dem König schmausten und tranken. Auf Postamenten standen goldene Knaben mit Fackeln in den Händen, um am Abend den Saal zu erleuchten. Fünfzig Mägde waren in dem Hause beschäftigt mit Mahlen des Getreides, mit Spinnen und Weben. Außerhalb des Hofes, nahe bei dem Thore lag ein großer viereckiger wohlumzäunter Garten, theils Obstgarten, theils Rebenflur und theils Gemüseland. In dem Obstgarten standen herrliche Bäume mit Birnen, Granaten und Aepfeln, süßen Feigen und Oliven; das ganze Jahr hindurch sind die Bäume mit Früchten versehen, Birne reift auf Birne und Apfel auf Apfel, Feige auf Feige. Aehnlich ist es in der Rebenflur; da hangen auf dem einen Felde die reifen Trauben in der Sonnengluth, andere werden abgeerntet, wieder andere gekeltert; daneben ist ein Feld, auf welchem die Beeren zum Theil eben die Blüthen abstoßen, zum Theil sich zu färben beginnen. In dem Gemüsefeld sind die Beete mit mancherlei stets üppig grünenden Gewächsen bepflanzt. In dem Garten springen auch zwei Quellen; von denen fließt die eine durch den ganzen Garten hin, die andre geht nach der entgegengesetzten Seite unter der Hofschwelle hin in das Haus und ist vorne am Eingange als Brunnen gefaßt, aus welchem die Bürger ihr Wasser holen (Od. 7, 84 ff.).

Die Obmacht und das entscheidende Wort im Hause hat der Hausvater oder, ist dieser gestorben oder verschollen, der mündig gewordene älteste Sohn. Nach seinem Willen muß das gesammte Hauswesen sich richten, doch steht dem Hausherrn die Hausfrau ebenbürtig zur Seite, soweit die durch das Geschlecht gegebenen Beschränkungen es zulassen. Sie ist nicht, wie bei rohen Völkern, die Sklavin des Mannes, der es für gut findet, alle schweren Arbeiten auf sie abzuwälzen, sondern sie ist seine geliebte und geachtete Lebensgefährtin, die würdige Mutter und Erzieherin seiner Kinder, die er treu beschützt, für deren Vertheidigung er kämpft und jede Gefahr besteht. „Jeder gute und vernünftige Mann", sagt Achilleus, „liebet seine Gattin und sorgt für sie." Während der Mann selbst seine meiste Beschäftigung außer dem Hause hat, der Jagd nachgeht und dem Krieg, auf seinen Feldern und Gehöften die Wirthschaft überwacht, in Gesellschaft der Männer um die staatlichen Dinge sich kümmert, sich in den Waffen übt und bei fröhlichen Mahlen und Spielen seine Ergötzung sucht, überläßt er der Gattin die Sorge für das Innere des Hauses. Sie führt, unterstützt von einer oder mehreren Schaffnerinnen, die Aufsicht über die Dienerinnen des Hauses, vertheilt ihnen die tägliche Arbeit, unterweist sie im Weben und Spinnen, woran sie selbst sich betheiligt, sie überwacht die Küche und die Vorrathskammer. So ist ihr Leben größtentheils an das Haus gebannt, wo das Frauengemach vornehmlich ihr Aufenthaltsort und ihre Arbeitsstätte ist. Doch ist sie hier nicht von dem Verkehr mit den Männern abgeschlossen. Der Hausherr findet sich öfter in dem Frauengemach ein, und auch andern Männern ist der Zutritt zu demselben nicht verwehrt; Penelope trat bisweilen aus der Frauenwohnung in den Männersaal unter die Freier, und öfter auch sehen wir die Frauen außerhalb des Hauses, in den Straßen der Stadt, auf der Stadtmauer, um dem Kampfe zuzuschauen u. s. f.; doch gingen die vornehmeren Frauen, wenn sie unter Männer traten oder das Haus verließen, stets in Begleitung von einer oder mehreren Dienerinnen.

Nur wo die Hausfrau dem Manne ebenbürtig zur Seite steht, ist die eheliche Eintracht möglich; denn wo der unumschränkte Wille des einen Theils den andern Theil niederhält, da kann von einer Einträchtigkeit nicht die Rede sein. Diese eheliche Eintracht wird von den beiden Hauptheldenn der homerischen Gesänge als ein hohes Glück gepriesen. Odysseus sagt zu Nausikaa, der Tochter des Phaiakenkönigs (Od. 6, 180):

„Mögen die Götter dir schenken, soviel dein Herz nur begehret,
Einen Mann und ein Haus, und Fried' euch gewähren und Eintracht,
Selige. Nichts ist wahrlich so wünschenswerth und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten, dem Feind ein kränkender Anblick,
Aber Wonne dem Freund; und mehr noch genießen sie's selber."

Und Achilleus sagt (Il. 9, 393):

„Peleus selbst wird ein edles Weib mir vermählen.
Viel der Achaierinnen sind rings in Hellas und Phthia,
Töchter erhabener Fürsten, die Städt' und Länder beherrschen.
Hievon, die mir gefällt, erwähl' ich zur trauten Gemahlin.
Dort, o wie oftmals hebt mein muthiges Herz sich vor Sehnsucht,
Einer gefälligen Gattin vermählt, in ehlicher Eintracht
Mich der Güter zu freun, die Peleus der Greis sich gesammelt."

In den Ehen, die wir bei Homer kennen lernen, herrscht, mit wenig Ausnahmen, durchgehends ein reiner sittlicher Geist, der Geist der Liebe und Treue, und dieser tritt, wie alles Treffliche, in Unglück und Bedrängniß um so schöner und kräftiger hervor, wie bei Hektor und Andromache in der Noth des Krieges, bei Odysseus und Penelope während ihrer langen Trennung. Dem Odysseus versprach die schöne Nymphe Kalypso, bei welcher er sieben Jahre lang weilen mußte, ewige Jugend und unsterbliches Leben, wenn er der Heimkehr vergessen und ihr Gemahl werden wollte; aber er kann die theure Gattin und den Sohn und den lieben Vater nicht vergessen. Weinend sitzt er oft am Strande und schaut sehnsüchtigen Herzens über das weite Meer; nur noch einmal wünscht er den Rauch der Heimat aufsteigen zu sehen und dann zu sterben. Und

während dieser Zeit vertrauert die edle Penelope, die treueste der Frauen, thränenreiche Nächte und Tage in Sehnsucht um den theuren Gemahl. Stets noch, obgleich durch falsche Nachrichten oft getäuscht, hoffte sie auf seine Wiederkehr, und als die Hoffnung immer schwächer ward und Bangen und Zagen über sie kam, da suchte sie noch immer, streng die weibliche Würde wahrend, duldend und harrend, die Entscheidung in Betreff einer neuen Ehe hinauszuschieben und das gefährliche Drängen der Freier durch seine List zu beschwichtigen. Und als endlich nach zwanzigjähriger Trennung Odysseus vor ihr saß und sich zu erkennen gab, wie vorsichtig und besonnen wußte sie ihre Freude zurückzuhalten und ihre Liebe zu bemeistern, aus kluger Sorge, irgend ein schlauer Betrüger könne sie täuschen, bis sie zuletzt, nachdem der Gatte die Probe bestanden, mit Thränen der Freude den Freund ihrer Jugend in die Arme schloß.

Ein unvergleichliches Bild edler seelenvoller Gatten- und Elternliebe sehen wir zu Troja am skäischen Thor, wo der zur Schlacht eilende Hektor von seinem Weibe Abschied nimmt. Andromache war auf die Nachricht, daß die Troer in der Schlacht bedrängt würden, mit ihrem Knäblein Astyanar und einer Dienerin zum skäischen Thore geeilt, von wo man die Aussicht auf das Schlachtfeld hatte. Da sah sie ihren Gatten, der, aus der Stadt kommend, zur Schlacht zurückkehren wollte, und flog ihm hastigen Schrittes entgegen, zugleich mit der Dienerin, die das Knäblein trug. Der Vater sah mit stillem Lächeln sein Söhnchen an; Andromache aber trat mit thränenfeuchtem Auge zu dem Gatten, faßte seine Hand und sprach: „Entsetzlicher Mann, gewiß dich tödtet noch dein Muth, du erbarmst dich weder deines stammelnden Kindes noch deines unglückseligen Weibes, das du bald zur Wittwe machen wirst; denn dich werden gewiß die Achäer tödten, indem sie alle auf dich einstürmen. Dann wäre es mir das Beste, wenn ich in die Erde versänke; denn wenn ich deiner beraubt bin, ist mir kein Trost mehr übrig, sondern lauter Weh. Denn ich habe nicht Vater, nicht Mutter

mehr; den Vater erschlug Achilleus, als er Theben zerstörte, nebst meinen sieben Brüdern, und die Mutter starb bald darauf eines schnellen Todes. Nun bist du mir Vater und Mutter und Bruder, du bist mir blühender Gatte. Drum erbarme dich und bleibe hier auf dem Thurme, mache nicht dein Kind zur Waise und zur Wittwe deine Gattin; das Heer stelle dort an den Feigenhügel, wo die Mauer leicht zu ersteigen ist."

Liebreich antwortete ihr Hektor: „Auch mich härmt das Alles, theures Weib, doch ich müßte mich schämen vor Troja's Männern und Frauen, wenn ich wie ein Feiger aus der Ferne dem Kampfe zuschaute. Auch leidet das mein Herz nicht; denn ich lernte stets biederen Muthes zu sein und zu streiten unter den Vordersten für meines Vaters hohen Ruhm und für den meinen. Zwar es ahnet mir in meinem Herzen, der Tag wird einst kommen, wo das heilige Ilion in Staub sinkt und Priamos und das Volk des lanzenschwingenden Priamos; aber weder das Leid der Troer, noch selbst das der Hekabe und des Herrschers Priamos und der Brüder, wenn sie unter der Hand der feindlichen Männer hinsinken, geht mir so zu Herzen, wie das deine, wenn Einer der Achäer dich weinend fortführt in das Joch der Knechtschaft und du dann, von hartem Zwang belastet, in Argos traurigen Sinnes am Webstuhl sitzest und Wasser holst, und dann wohl ein Mann, der dich in Thränen sieht, spricht: Sehet, das ist Hektors Weib, des tapfersten Helden unter den Troern, da sie kämpften um Ilion. Möge das Grab mich decken, ehe ich dein Schreien hören muß, wenn sie dich entführen."

So sprach er und reichte nach dem Knäblein; aber das Kind schmiegte sich schreiend an den Busen der Amme, erschreckt durch den Glanz des ehernen Helmes und den Helmbusch, der furchtbar von dem Haupte des Vaters herniedernickte. Und der Vater lächelte, und die Mutter auch, und er nahm den Helm vom Haupte und legte ihn auf die Erde, küßte das liebe Kind und wiegte es in den Armen. Darauf flehte er zum Himmel empor: „Zeus und ihr andern Götter, laßt mein Kind werden wie mich selbst, voran-

strebend dem Volke der Troer und stark an Kraft, und laßt ihn mächtig herrschen über Ilion; möge man einst sagen: der überragt noch weit seinen Vater! wenn er beutebeladen aus dem Streit heimkehrt, seiner Mutter zur Freude." Darauf reichte er das Kind der lieben Gattin, die drückte es an den duftigen Busen und lächelte unter Thränen. Hektor aber streichelte sie voll inniger Wehmuth mit der Hand und sprach: „Armes Herz, nicht mußt du so dich grämen; Niemand wird mich tödten gegen das Geschick, dem Verhängniß aber ist noch kein Sterblicher entgangen. Gehe du jetzt zum Hause zurück, zu Webestuhl und Spindel; der Krieg aber gebühret uns Männern, am meisten mir." Darauf nahm er seinen Helm vom Boden auf, und sein theures Weib ging nach Hause, indem sie noch oft sich umsah und Thränen vergoß. Als sie in das Haus trat und die Dienerinnen sie weinen sahen, theilte ihr Gram sich allen mit, und sie klagten um Hektor, wie wenn er schon gestorben wäre.

Einige Tage nachher erlag Hektor dem Speer des Achilleus. Andromache saß in ihrem Gemache mit den Mägden am Webstuhl und ahnete nichts von dem Unglück. Eben hatte sie die Mägde geheißen, Wasser ans Feuer zu stellen, damit ihr heimkehrender Gatte nach dem Kampfe seine Glieder durch ein warmes Bad erquicken könnte; da hörte sie von dem skäischen Thore her Geheul und Klaggeschrei, und vor Schreck fiel ihr das Webschiff zur Erde, denn ihr Herz sagte ihr, daß ihr Gatte, den seine Kühnheit nie im Haufen der Uebrigen weilen lasse, wohl jetzt durch den furchtbaren Achilleus gefährdet oder wohl gar schon erschlagen sei. Sie eilte einer Rasenden gleich mit klopfendem Herzen aus dem Palaste, begleitet von ihren Mägden, und als sie den Thurm und den Schwarm der Männer erreicht, sah sie, von der Mauer herabschauend, wie in der Ferne der Leib ihres geliebten Gatten mitleidlos von den Rossen des Peliden zu dem Lager der Griechen geschleift wurde. Da sank sie rückwärts, wie zum Tode betäubt, und ihr Haarschmuck fiel ihr weit vom Haupte ab. Als sie endlich wieder in den Armen ihrer

Schwägerinnen aus der tiefen Ohnmacht sich erholte, begann sie mit Schluchzen und Stöhnen unter den sie umringenden Frauen Troja's zu klagen: „O Hektor, ich Unglückliche! zu gleichem Unheil wurden wir beide geboren, du in Troja, ich im Hause des Eetion! Jetzt gehst du in die Behausung des Hades, in die Tiefe der Erde und lässest mich, eine arme Wittwe, in Schmerz und Jammer zurück mit dem unmündigen Söhnlein. Dem wirst du nie ein Trost sein, o Hektor, da du todt bist, noch jener dir. Ueberlebt er auch vielleicht den traurigen Krieg, so wird ihm doch hinfort nur Sorge und Gram beschieden sein, und sie werden ihm abschmälern sein Erbgut. Darbend, mit thränendem niedergeschlagenen Blick wird er umhergehn zu den Freunden seines Vaters; den faßt er flehend am Rock, den am Mantel, und wer sich seiner erbarmt, der reicht ihm wohl ein wenig eine Schale, daß er die Lippen sich netzt und kaum den Gaumen. Oft verstößt ihn mit Schlägen und kränkenden Worten ein Kind glücklicher Eltern von dem Schmause: „Hebe dich weg", sagt es, „dein Vater ist nicht bei unserem Gastmahl!" und weinend geht dann das Kind zurück zur verwittweten Mutter. Sonst wohl nährte sich unser Astyanax auf den Knien des Vaters von Mark und dem fetten Fleische der Lämmer, und wenn er müde des Spiels war, schlummerte er, das Herz mit Freude gesättigt, auf sanftschwellendem Lager ein in den Armen seiner Amme; doch in Zukunft wird er vieles Leid erdulden müssen, da er seines Vaters beraubt ist, den jetzt bei den Schiffen der Danaer die Hunde zerfleischen und reges Gewürm verzehren wird, nachdem er so tapfer Troja's Thore und Mauern beschirmt hat." So sprach sie weinend, und ringsumher seufzten die Troerinnen.

Neue tiefgefühlte Klagen hören wir von dem unglücklichen Weibe, nachdem die Leiche ihres Gatten von Priamos aus dem achäischen Lager geholt und zu Hause auf das Todtenbett gelegt worden war. Das theure Haupt des Todten in den Händen haltend, sprach sie: „Mein Gatte, du kamst um in der Kraft der Jugend und lässest mich als Wittwe in dem Hause zurück mit dem

unmündigen Knäblein, unsrem lieben Kinde. Ach ich befürchte, er wird nicht zum Jüngling heranblühen; denn vorher wird unsere Stadt zerstört werden, da du, ihr Beschützer, dahinsankst. Bald nun werden Troja's Frauen als Gefangene zu den Schiffen der Danaer geschleppt werden, und ich mit ihnen; und du, mein Söhnlein, wirst mir folgen, um in Schmach zu arbeiten vor einem unsanften Frohnherrn, oder ein Achäer wird dich am Arme fassen und vom Thurme werfen, daß du schmählich umkommst, aus Zorn, weil dein Vater ihm den Bruder tödtete oder den Vater oder Sohn; denn dein Vater schonete nicht in der traurigen Schlacht. Drum wehklagen auch um ihn die Völker in der Stadt. Unaussprechlichen Gram schufst du deinen Eltern, o Hektor, zumeist aber hinterließest du mir Jammer und Leid. Denn nicht hast du mir sterbend die Hand aus dem Bette gereicht und ein weises Wort mir gesagt, dessen ich ewig in Thränen Tag und Nacht gedenken könnte."

Dem so schön geschilderten Unglück des Wittwen- und Waisenstandes gegenüber finden wir in den homerischen Gedichten viele, wenn auch zum Theil nur beiläufig angeführte Züge eines auf elterlicher, kindlicher und geschwisterlicher Liebe beruhenden glücklichen Familienlebens. Da sehen wir, wie die Mutter sorglich dem schlummernden Säugling die Fliegen abwehrt, wie dem nach Hause gekehrten Kriegsmann die Kindlein sich froh an die Knie schmiegen und ihm zur Lust ihr „Papachen" stammeln, wie die Kinder sich freuen über die Wiedergenesung des theuren Vaters, der so lange in schwerer Krankheit gelegen. In kindlicher Liebe empfiehlt Odysseus bei seinem Auszug gen Troja die alten Eltern der Gattin, „daß sie im Hause für Vater und Mutter sorge wie bisher, oder noch mehr, da er selbst abwesend sei." Telemachos zeigt gegen die Mutter stets die zärtlichste Liebe, wenn er gleich sein Recht als Hausherr ihr gegenüber festhält. In dem Hause des Alkinoos waltete die herzlichste Liebe zwischen allen Familiengliedern. Die Königin Arete ward hoch geehrt von ihrem Gatten und ihren Kindern. Jeden Abend sitzen die Gatten am Herde traulich zusammen, die Mutter

spinnt, der Vater trinkt seinen Wein. Mit stolzer Lust schauen Vater und Brüder auf die schöne jungfräuliche Nausikaa. Als sie in Voraussicht baldiger Verehelichung eine große Wäsche vornehmen will, bittet sie den Vater um einen Wagen, damit sie mit der Wäsche zu den Waschgruben fahren könne, aber in ihrer Verschämtheit wagt sie vor dem Vater das Wort Hochzeit nicht auszusprechen; doch der durchschaute sie und sprach freundlich: „Ich gewähre dir gerne, mein Kind, den Wagen, wie ich dir alles gerne gewähre." Als sie von dem Flusse zurückkam, versammelten sich zu ihrem Dienste die Brüder alle um sie und lösten ihr die Maulthiere vom Wagen und trugen die Gewänder in das Haus.

Die physische Erziehung des Kindes lag in den ersten Jahren der Mutter ob, oder dieser und einer Amme, welche indeß nicht immer auch das Kind gesäugt haben muß. Bei fortschreitendem Alter wird das Mädchen vorzugsweise durch die Unterweisungen der Mutter, der Sohn durch die des Vaters die weitere Bildung erhalten haben. Die sittliche und religiöse Ausbildung wurde nicht durch besonderen Unterricht erzielt, sondern kam von selbst durch das allmähliche Hineinwachsen in die Sitte der Familie und der Gemeinde. In Bezug auf das praktische Leben hatte bei dem Knaben die Erziehung den Zweck, ihn in Wort und That zu einem tüchtigen Manne heranzubilden, namentlich ihn durch Uebung in den Waffen für den Krieg geschickt zu machen und ihn zu befähigen, daß er in den Versammlungen der Männer verständig zu rathen und sachgemäß zu sprechen vermochte. Zu diesem Zwecke gesellte man dem Knaben und heranreifenden Jüngling oft einen älteren Genossen oder einen Führer und Lehrer zu, der als zu der Familie gehörig angesehen werden konnte. So hatte Peleus den Phoinix, der, vor seinem Vater flüchtend, Aufnahme bei ihm gefunden hatte, seinem Sohne Achilleus zum Lehrer gegeben, und er schickte ihn auch mit dem Sohne nach Troja; „denn Achilleus war damals noch gar jung, unerfahren im Kriege und in rathschlagender Rede, wodurch sich Männer hervorthun; darum sandte er jenen mit, um getreu ihn

das alles zu lehren, wohlberedt in Worten zu sein und rüstig in Thaten." Auch Patroklos hatte als Knabe in dem Hause des Peleus Aufnahme gefunden — sein Vater Menoitios flüchtete ihn dorthin, weil er zu Hause einen Gespielen zufällig erschlagen hatte; Peleus zog ihn auf und machte ihn zum Genossen, zum Therapon-ten seines Sohnes, der an Jahren etwas jünger war. Beide wurden die innigsten Freunde. Als sie bei ihrem Auszug gen Troja von den Vätern Abschied nahmen, sprach Menoitios zu seinem Sohne: „Mein Kind, du bist älter an Jahren als Achilleus, doch er an Kraft viel stärker; sei du dem Freund ein treuer Leiter, hilf ihm mit Rath und kluger Ermahnung, er folgt dir gerne zum Guten."

Auch die Sklaven können im weiteren Sinn zur Familie gerechnet werden. Außer denen, welche von den Sklavinnen des Hauses geboren waren, erwarb man sich Sklaven durch Kauf, oder man brachte sie auf Raub- und Kriegszügen zusammen. Doch war das Sklavenwesen in jenen alten Zeiten bei weitem nicht so ausgedehnt wie später, und die Behandlung war im Ganzen mild und human, obgleich der Sklave seinem Herrn gegenüber durchaus rechtlos war. Im Hause des Alkinoos waren 50 Sklavinnen, ebensoviele in dem des Odysseus; nicht größer mag die Zahl der männlichen Sklaven gewesen sein. Diese waren zum größten Theil draußen auf den Feldern und bei den Heerden beschäftigt; die Sklavinnen dagegen wurden, wie es scheint, zu den schweren Arbeiten im Felde gar nicht verwendet, sondern besorgten die häuslichen Dienste. Die Sklaverei ist an sich ein unsittliches Verhältniß, und der rechtlose Zustand, in welchem der Sklave sich befindet, benimmt ihm leicht das Pflichtgefühl, so daß er nur widerwillig und aus Zwang arbeitet und keine Treue bei ihm zu finden ist, „der Mann, der in Sklaverei gefallen, verliert die Hälfte seiner Tugend und Tüchtigkeit;" aber die freundliche und humane Behandlung, welche ihm zu Theil ward, übte eine versittlichende Kraft, sie erhielt und stärkte die bessere Seite seines Gemüthes, sie zog ihn in den

Kreis der Familie herein und machte ihn zu einem treuen Anhänger und Freund seines Herrn.

Das Haus des Odysseus zeichnete sich aus durch eine milde Behandlung der Sklaven und ein freundliches und inniges Verhältniß zwischen Herrn und Diener. Die Sklaven und Sklavinnen verkehren ungezwungen und zum Theil sogar vertraulich mit Penelope und Telemachos. Die alte Eurykleia nennt ihre Herrin ganz herzlich „mein Kind", Telemachos den Sauhirt Eumaios „Väterchen"; Penelope redet ihre Mägde „liebe Freundinnen" an, sie hat die Magd Melantho selbst im Hause aufgezogen und wie ihr Kind gehalten. Als Odysseus zurückgekehrt war und nach Besiegung der Freier wieder als Herr in seinem Saale stand, da eilten die Mägde mit freudigem Gruße herbei und küßten ihm Antlitz und Schultern und Hände, so daß er, von inniger Wehmuth ergriffen, laut schluchzete; er erkannte noch alle. Allerdings waren manche, durch die frechen Freier verführt, unbotmäßig und treulos geworden; sie büßten jetzt mit schimpflichem Tode.

Musterbilder treuer Sklaven waren Eumaios und Eurykleia im Hause des Odysseus. Diese war in ihrer Jugend von Laertes um hohen Preis, um 20 Rinder, gekauft worden, und er hatte sie geehrt gleich der trauten Gattin. Sie hatte unter Odysseus die Aufsicht über die andern Sklavinnen und verwaltete, unterstützt von der jüngeren Eurynome, das Amt einer Schaffnerin des Hauses; sie war die treue mütterliche Freundin der Hausfrau, des Hausherrn und des Telemachos; die beiden letzteren hat sie als Kinder gewartet und aufwachsen sehen. Wir sehen mit wohlthuendem Gefühl, wie sie mit zärtlicher Liebe noch immer an Telemachos wie an einem Kinde hängt und mütterlich ihn bedient und für ihn sorgt. Wenn er schlafen geht, so begleitet sie ihn mit der Fackel, nimmt ihm das Gewand aus den Händen, das er eben ablegt, faltet es sorglich und hängt es zur Seite des Bettes an einem Pflocke auf; dann verläßt sie das Gemach und verschließt von Außen die Thür. Als Telemachos sich ohne Wissen der Mutter zur Reise nach Pylos rüstete,

machte er die Eurykleia, sein „Mütterchen", allein zur Vertrauten; aber wie erschrak und wie klagte sie, als sie hörte, in welche Gefahr sich das liebe Kind begeben wollte. Wie ward sie von freudigem Schreck ergriffen, als sie dem Bettler Odysseus die Füße wusch und an der Narbe am Knie ihren geliebten Herrn erkannte. Sie bewahrte fest ihr Geheimniß, bis Odysseus mit den Freiern ein Ende gemacht hatte. Als sie da in den Saal trat und die Frevler all' erschlagen sah, jubelte sie laut auf vor Freude; aber Odysseus wehrte ihr, da es Sünde sei, um erschlagene Männer zu jauchzen. Frohlockend stieg sie dann, so schnell sie mit ihren schwachen Knien vermochte, zum Obergemache hinauf, um der Herrin, die dort während des Kampfes mit den Freiern beständig geschlafen, die frohe Botschaft zu bringen:

„Wach' auf, Penelopeia, mein Töchterchen, daß du es sehest
Selbst mit eigenen Augen, worauf du täglich geharret:
Heim ist Odysseus gekehrt und im Haus' hier, endlich doch, endlich!
Auch die Freier erschlug er, die Trotzigen, welche das Haus ihm
Also gekränkt und die Güter verschwelgt und den Sohn ihm entehret."

Eumaios war als kleines Kind aus dem Hause seines Vaters, der König auf der Insel Syria war, durch eine treulose Magd entführt und phönikischen Kauffahrern in die Hände geliefert worden. Die verkauften ihn an Laertes, dessen Gemahlin ihn mit ihrem Töchterchen Ktimene zusammen aufzog. Als beide erwachsen waren, wurde Ktimene nach Same verheirathet, den Eumaios kleidete die Königin mit Mantel und Leibrock, gab ihm Fußsohlen und schickte ihn auf das Land, wo er auf einem Gehöfte der Obersauhirt der königlichen Familie ward. Er zeigte in allen Lagen seinem Herrn die treuste Anhänglichkeit und liebevollste Hingebung. Das Unglück des königlichen Hauses bereitet ihm viel Herzeleid, und er kann den so lange abwesenden Herrn, der ungefähr gleichalterig mit ihm war, nimmer vergessen. In dem Kampf mit den Freiern steht er sowie der Rinderhirt Philoitios dem Odysseus und Telemachos treu und tapfer zur Seite. Als vor diesem Kampfe Odysseus sich beiden

Sklaven entdeckte, wußten sie vor Freude sich kaum zu fassen; sie umarmten und küßten ihn unter Thränen. Was ihnen Odysseus damals versprach, hat er ihnen gewiß auch gehalten; er versprach ihnen, wenn er die Freier bezwinge, so wolle er jedem ein Weib und Besitzungen geben und ein Haus ganz in seiner Nähe, und sie sollten ihm wie Freunde und Brüder des Telemachos angesehen werden. Das Gegenbild dieser treuen Diener war der freche Geißhirt Melanthios, der es mit den Freiern hielt; er büßte seine Schlechtigkeit mit schrecklichem Tod.

Brautwerbung und Hochzeit.

Die Jünglinge und Jungfrauen der homerischen Zeit verlebten ihre Jugend bis zu dem Tag der Verehelichung in reiner keuscher Sitte. Daß Achilleus und Patroklos, Jünglinge von reiferem Alter, vor Troja jeder seine Lieblingssklavin hatte, war eine Folge des Lagerlebens und der langen Dauer des Krieges, welche sie verhinderte eine Familie zu begründen, und fand außerdem seine Entschuldigung in der Sitte, daß selbst dem verheiratheten Manne ein Kebsweib zu halten erlaubt war. Das schönste Beispiel reiner Züchtigkeit unter den Jünglingen des Homer ist Telemachos, der im Gegensatz zu den unzüchtigen Freiern seiner Mutter bei aller Energie des Charakters eine wahrhaft jungfräuliche Reinheit des Gemüthes zeigt; unter den Jungfrauen ist Nausikaa vor allen ein anmuthiges Bild von Unschuld und sittlicher Zartheit.

Aus den Worten des Achilleus: „Wenn ich nach Phthia zurückkehre, dann wird Peleus mir ein Weib vermählen", scheint hervorzugehen, daß der Vater dem Sohne die Gattin aussuchte, wie es denn auch von Menelaos heißt, er habe seinem Sohne Megapenthes eine Gattin aus Sparta zugeführt; wenn aber Achilleus unmittelbar nach den obigen Worten fortfährt: „Viele Achäerinnen sind in Hellas und Phthia, Töchter waltender Fürsten, davon

werde ich mir Eine, die mir gefällt, zur lieben Gattin nehmen", so dürfen wir annehmen, daß auch die Wünsche des Sohnes bei der Wahl seiner Lebensgefährtin billige Berücksichtigung fanden. In Betreff des Alters, in welchem Jüngling oder Jungfrau die Ehe einging, wird die Lebensregel, welche wir bei Hesiod lesen, nicht immer maßgebend gewesen sein; danach sollte der junge Mann heirathen, wenn er etwas mehr oder weniger als dreißig Jahre habe, die Jungfrau aber im fünften Jahre nach erreichter voller Jugendblüthe.

In den alten Sagengeschichten kommt es öfter vor, daß ein König die Hand seiner Tochter als Preis aussetzt für den, der in irgend einem Wettkampfe siegen oder irgend eine schwere Arbeit ausführen werde. So bestimmte der Schütze Eurytos seine Tochter Jole dem, der ihn im Bogenschießen, Oinomaos, der König in Pisa, seine Tochter Hippodameia und sein Reich dem, der ihn im Wettrennen übertreffen werde. Aehnliches finden wir auch in den homerischen Gedichten, wie z. B. das Versprechen der Penelope, daß sie von den Freiern den zum Gemahl nehmen wolle, der den großen Bogen des Odysseus am leichtesten spannen und am besten mit demselben schießen werde. Freilich dachte sie, daß keiner die Kraft besitzen werde, den Bogen zu spannen. Neleus versprach seine schöne vielumworbene Tochter Pero dem Manne geben zu wollen, welcher ihm die wohlbewachten Rinder des Iphiklos aus Phylake bringe. Bias, für welchen sein Bruder Melampus die Rinder geholt, führte die Braut heim. Othryoneus verlangte von Priamos seine Tochter Kassandra zur Ehe und machte sich dafür anheischig, die Achäer aus dem troischen Lande zu vertreiben; doch er fiel in der Schlacht, ehe er dies große Werk, das er eitel versprochen, vollführete.

Gewöhnlich geschah aber die Brautwerbung in anderer Weise. Der Freier bot dem Vater der Jungfrau als Preis eine Anzahl von Vieh und sonstige werthvolle Dinge, er kaufte also gewissermaßen die Braut. So gab Iphidamas dem Kisseus für die Tochter hundert Rinder, und er versprach noch weiter tausend Schafe und

Ziegen zu geben. Darum hieß eine schöne vielumworbene Jungfrau, bei deren Werbung die Freier einander überboten, eine „Rinder einbringende" Tochter. Ein solcher Kaufpreis ward nicht verlangt, wenn der Manne die Braut durch Arbeit und gute Dienste erwarb, oder wenn der Vater der Jungfrau sie aus irgend einem Grunde einem Manne anbot. Odysseus, der ohne alle Habe auf die Insel der Phaiaken verschlagen wurde, gefiel dem Alkinoos so sehr, daß er ihn gerne zum Eidam angenommen hätte, und Agamemnon bot dem Achilleus, um ihn zu versöhnen, eine seiner Töchter, welche er wünsche, ohne Gegengabe an und versprach ihm noch dazu sieben Städte in seinem Land.

Von diesem Preise, womit der Bewerber die Braut gleichsam kauft, sind die Geschenke zu unterscheiden, welche er außerdem noch der Jungfrau und ihren Eltern und Anverwandten gibt. Als Penelope ihren Freiern einst vorwarf, daß sie nicht nach guter herkömmlicher Sitte freieten, sagte sie: „Die, welche ein edles Weib und die Tochter eines begüterten Mannes heimzuführen verlangen, bringen wetteifernd Rinder zum Schmause und gemästete Schafe für die Verwandten der Braut und schenken ihr köstliche Gabe; aber nicht verzehren sie, wie ihr, fremdes Gut ohne Vergeltung." Dadurch veranlaßte sie die Freier, daß jeder jetzt für sie ein Geschenk holen ließ. Die Diener des Antinoos brachten ein großes buntgewirktes Prachtgewand mit zwölf goldenen Spangen, die des Eurymachos ein kunstvolles licht blinkendes Busengeschmeide aus Gold, mit Elektron besetzt; Eurydamas verehrte ihr ein Paar schöne Ohrgehänge, Peisandros einen köstlichen Halsschmuck, und so ein jeder ein werthvolles Kleinod.

Der Vater wählte unter den Freiern gewöhnlich den, der am meisten gab; doch wurde auch auf die Wünsche der Tochter und auf die persönlichen Eigenschaften des Freiers Rücksicht genommen. So erzählte Odysseus, als er sich für einen Kreter ausgab, er habe, obgleich von einem Kebsweibe geboren und von seinen Stiefbrüdern nur mit geringem Erbe bedacht, doch ein Weib von reichen Eltern

gewonnen wegen seiner Tugend und Tüchtigkeit. Alkinoos bot dem fremden, aller Habe baren Odysseus seine Tochter an. Auch freite ein reicher Mann öfter die Tochter eines minder Begüterten; denn außer dem Besitzthum sah man bei der Braut auf Schönheit und Tugend, auf vernünftigen klugen Sinn und Geschicklichkeit in weiblicher Arbeit. Auch kommt im Homer schon der Gedanke vor, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, daß ein Paar durch Schicksalsfügung zusammen kommt. Ehen von nahen Verwandten werden öfter erwähnt; Diomedes war mit der Schwester seiner Mutter vermählt; ebenso der obengenannte Iphidamas. Geschwisterehen, die später bei den Griechen nicht selten waren, fanden bei Homer nur unter Göttern statt und zwischen den sechs Söhnen und sechs Töchtern des Winddämons Aiolos, die auf einsamer Insel zusammenwohnten.

Wie der Vater der Braut von dem Bräutigam eine Art von Kaufpreis erhielt, so stattete er seinerseits die sein Haus verlassende Tochter mit einer Mitgift aus, deren Maß sich nach seinem Besitzthum und wohl auch nach der Größe des empfangenen Kaufpreises richtete. Sie bestand hauptsächlich in Vieh, außerdem in Gewändern und Geweben von mancherlei Art, Gold und Erz; auch wurden treue Sklaven der lieben Tochter mitgegeben. Wurde nach dem Tode des Mannes die Frau von den Erben wieder in das elterliche Haus zurückgeschickt, so mußte die Mitgift zurückerstattet werden; kam aber der Mann in den Fall, seine Frau wegen Ehebruchs verstoßen zu müssen, so konnte er den Preis, den er für sie gezahlt, zurückfordern.

Die Schließung der Ehe geschah durch eine öffentliche Hochzeitsfeier, die als ein rein bürgerlicher Act anzusehen ist. Der Vater der Braut richtete in seinem Hause ein großes Hochzeitsmahl aus, an welchem die Verwandten und Freunde Theil nahmen, und wie kein Mahl ohne Opfer war, so müssen wir uns auch mit dieser Vermählungsfeier ein Opfer verbunden denken zugleich mit Gebeten zu den Göttern für das Glück der Neuvermählten, um häuslichen

Frieden und Eintracht, um Kindersegen und Wohlstand. Des Abends wurde die Braut in feierlichem Zuge aus dem Frauengemach durch die Straßen unter dem Glanze von Fackeln zu dem Hause des Mannes geführt; laut erscholl der Hochzeitsgesang, der Hymenaios, Jünglinge schwangen sich umher, während Flöten und Kitharen ertönten; auf den Thüren standen die Frauen und schauten bewundernd den herrlichen lustigen Zug an. So beschreibt Homer in wenig Worten den Hochzeitszug auf dem Schilde des Achilleus. Ausführlicher schildert einen solchen Zug Hesiod in seinem Gedichte über den Schild des Herakles: „Männer führten auf schönrädrigem Wagen dem Manne die Braut zu, und ringsum tönte der Hymenaios von blühenden Mädchen, die dem Zuge vorangingen; weithin leuchtete der Glanz der lodernden Fackeln in den Händen der Diener. Hinter dem Wagen folgten scherzende Tanzchöre; der eine, aus Jünglingen bestehend, sang mit zarter Stimme zu den hellen Tönen der Syringen (Pansflöten) und weckete rings den Wiederhall; der andre, zarte Jungfrauen, tanzte liebliche Reigen zu den Klängen der Kithara." — Möge die holde Braut zum Glück eingehen in das neue Haus.

Der Fremdling.

Nur in der Heimat fühlte in heroischer Zeit der Mensch sich völlig sicher; in der Mitte seiner Freunde, seines Familienanhangs und der Gemeinde drohte ihm so leicht keine Gefahr durch fremde Gewalt. Aber draußen in der Fremde ist der Mensch rechtlich ohne Schutz; da kann ihn jeder berauben, als Sklaven fortführen, ihn morden, ohne daß eine Obrigkeit ihn schützt, es müßte denn ein besonderer Freundschaftsvertrag zwischen den beiderseitigen Staaten geschlossen sein; und das mag in der Regel nur bei benachbarten Staaten stattgefunden haben. Doch wo das positive Recht ausgeht, da tritt ergänzend die humane Sitte und die Religion ein. Geht

der Fremdling auch auf seinem Wege schutzlos dahin, jedem Angriff preisgegeben, kein rechtlicher Mann wird ihn kränken, und sobald er in ein Haus eingetreten ist, kann er des Schutzes und jeglicher Hülfe versichert sein. Nur ganz wilde Völker, wie die riesigen Kyklopen und die Laistrygonen, ehren den Gast nicht, ja sie fressen ihn auf; aber bei gesitteten und gottesfürchtigen Völkern herrscht durchgehends ein edles Gastrecht. Do wohnen ja Menschen, die menschlich fühlen. Eine Familie, die am eignen Herde des häuslichen Friedens und der Sicherheit sich erfreut, wird gerne einem Unglücklichen, der keine Heimat hat, einem Wanderer, der fern von den Seinen als Fremdling umherzieht, einen Tag oder mehr mitleidsvoll in ihrer Mitte ein schützendes Obdach gönnen. Manches Mitglied des Hauses hat ja wohl auch schon draußen das Gastrecht genossen, oder kann doch in Zukunft in eine solche Lage kommen. Und zudem „gehören ja Fremdlinge und Bettler dem Zeus“, „Zeus ist der Beschützer der Schutzflehenden und der Fremden“, wer sie kränkt oder hartherzig von sich stößt, hat die Strafe des Zeus zu erwarten, des höchsten Walters über allen sittlichen Verhältnissen des Menschenlebens. Darum ist der Fremdling gewissermaßen eine geheiligte Person, und nicht blos der Wohlhabende, wie jener an der Landstraße wohnende Axylos, der jeden Vorüberziehenden freundlich bewirthete, sondern auch der geringe Mann, wie Eumaios, nimmt aus Mitleid und aus Gottesfurcht den Fremdling unter seinem Dache auf und theilt mit ihm, was er hat. An einem Gaste sich zu vergreifen gilt für die größte Sünde. Mit Entsetzen spricht Homer von dem Frevel des Herakles, der im eignen Hause seinen Gast Iphitos erschlug, „der Entsetzliche, der der Götter Gericht nicht scheute und den gastlichen Tisch, den er ihm vorgesetzt.“

Die Fremdlinge, die das Gastrecht in Anspruch nehmen, sind von verschiedener Art. Da hat ein Mann daheim das Unglück gehabt, einen andern zu erschlagen. Hat er's auch nicht mit Willen gethan, um der Blutrache der Verwandten des Gemordeten zu ent-

gehen, muß er über die Grenze flüchten in fremdes Land. Er tritt in das Haus eines reichen Mannes und setzt sich an den Herd auf den Boden; man schaut ihn an mit bangem Staunen. Es ist ein unglücklicher Flüchtling, das sieht man; ja es ist ein mit Blutschuld Beladener, der die Heimat meiden muß; sein Unglück, seine Hülflosigkeit heiligt ihn, es wäre eine große Sünde, ihn fortzuweisen. In dem Hause, das er betreten, findet er eine neue Heimat. So nahm Peleus den Menoitios auf, der mit seinem Söhnchen Patroklos von Hause flüchten mußte, weil dieses im Spiel einen andern Knaben getödtet hatte, und beide blieben für immer in dem gastlichen Hause. — Da hat einem Unglücklichen — es ist Odysseus — der Sturm das Schiff zerschlagen, er rettete nur das nackte Leben an die phaiakische Küste. Die Königstochter besorgt eben hier mit den Mägden die Wäsche; sie erbarmt sich des Flehenden, sie gibt ihm ein Gewand und weist ihm den Weg nach ihres Vaters Haus. Als Hülfeflehender tritt er in das Haus des Königs Alkinoos, wirft sich der Königin zu Füßen und bittet sie und ihren Gemahl, daß sie ihn heimbringen lassen in sein Vaterland. Der König nimmt ihn auf als seinen werthen Gast, und nachdem er ihn durch Gasterei und sonstige Ehren, soviel er konnte, erfreut, entsendet er ihn auf einem Phaiakenschiff in seine Heimat. So war es allgemeine Sitte; man brachte den unglücklich Verschlagenen, nachdem man ihn mit dem Nöthigen versehen und ihn auch noch durch Gastgeschenke geehrt hatte, wenn nicht bis zur fernen Heimat, so doch zu einem dieser näher gelegenen Orte, wo man einen Mann wußte, der ihn weiter entsenden würde.

Da kommt ein alter Bettler gebückt am Stabe, mit kahlem Scheitel, in schlechtem Kleid; an der Seite trägt er einen alten Ranzen. Es ist kein Bettler aus der Stadt oder der Umgegend, der, wie Iros in Ithaka, in der nächsten Nähe das Privilegium des Bettelns hat, sondern ein fremder Mann. Woher er stammt, durch welches Geschick er die Heimat verlassen, wir wissen's nicht; jedenfalls treibt er sich schon lange bettelnd herum von Land zu

Land. An Rückkehr in die Heimat denkt er wohl nicht mehr, man hat ihn dort wohl längst vergessen. Bei seinem langen Umherschweifen hat er die Kunst des Bettelns gründlich gelernt, und an der nöthigen Dreistigkeit fehlt es ihm nicht. Willkommen ist er gerade nicht, und eine besondere Ehre wird ihm nicht zu Theil; doch kein ordentlicher Mann stößt ihn von seiner Thüre. Man gibt ihm Speise und Trank und schützt ihn vor Unbilden, so lange er im Hause ist. Auch schenkt man ihm vielleicht ein Kleid und läßt ihn in der Vorhalle wie andre Fremden schlafen. Doch darf man ihm auch zumuthen, ein Nachtlager sich in dem Gemeindehaus (der Lesche) oder in der Schmiede zu suchen. Aber ihm eine Beleidigung anzuthun, ist Frevel, der nicht unbestraft bleibt. Als Odysseus unerkannt in seinem eignen Saale bei den Freiern bettelnd umherging und Antinoos ihn mit dem Schemel warf, sprach er: „Hört mich, ihr Freier, nie bringt es Schmerz und Betrübniß, wenn ein Mann im Kampf um sein Besitzthum, um Rinder und Schafe Würfe empfängt; aber Antinoos warf mich Elenden wegen des Magens, dessen verderbliche Wuth den Sterblichen viel Leiden bringt. Aber wenn es noch Götter und Erinyen auch für die Armen gibt, so treffe den Antinoos des Todes Geschick vor der Vermählung." Und auch die Freier, so gottlos sie sonst waren, sprachen voll Unwillens: „Unrecht thatst du, Antinoos, daß du den umherschweifenden Armen warfst. Rasender, wenn es nun gar ein Gott wäre; denn auch die Götter ziehen oft in Gestalt wandernder Fremdlinge auf der Erde umher, um den Uebermuth oder die Frömmigkeit der Menschen zu erproben." Als Penelope von der Unthat des Antinoos hörte, rief sie: „Also treffe dich selbst der bogenberühmte Apollon!" Telemachos, der Herr des Hauses, hätte gewiß den Frevler auf der Stelle blutig bestraft, wenn es nicht der Wille des Vaters gewesen wäre, daß er jeder ihn treffenden Kränkung ruhig zusehe bis zum entscheidenden Augenblick.

Von den Unglücklichen, die wir eben gesehen, ist der gewöhnliche Reisende verschieden, der wegen irgend eines Geschäftes ein

fremdes Land besucht. Auch er ist der Hülfe bedürftig, wie jene; denn Gasthäuser gibt es nicht, Geld ist nicht vorhanden, und Werthsachen, mit denen der Reisende sich seine Bedürfnisse eintauschen könnte, vermag er nicht in der nöthigen Menge mit sich zu führen. Da muß, wenn der Fremde nicht ein durch Gastfreundschaft verbundenes Haus in der Stadt hat, die Menschenliebe helfend eingreifen; jeder Mann, in dessen Haus er tritt, ist durch das von Zeus überwachte Gastrecht verpflichtet, ihm Aufnahme und freundliche Bewirthung zu gewähren. Dies geschieht nach bestimmten herkömmlichen Formen.

Als Telemachos die Athene in Gestalt eines Reisenden auf der Hofschwelle stehen sah, eilte er sogleich auf sie zu und ärgerte sich, daß der Fremde so lange in der Thüre stehen mußte. Er reichte ihm die Rechte, nahm ihm den Speer ab und sprach: „Sei gegrüßt, Fremdling, du wirst bei uns freundliche Aufnahme finden; wenn du gespeist hast, wirst du uns sagen, was dein Begehr ist.“ Darauf führte er ihn in den Saal, hieß ihn sich setzen und nahm selbst Platz neben ihm. Es wird Wasser zum Händewaschen gebracht und ihm ein Tisch mit Speise vorgesetzt; der Diener kommt öfter herzu und schenkt Wein ein. Erst nachdem der Fremde sich gesättigt, fragt ihn der Jüngling nach seinem Namen und seiner Heimat. Der Fremde bekannte sich als den alten Gastfreund seines Vaters, den Taphier Mentes; im Vorüberfahren habe er sich erkundigen wollen, ob Odysseus wirklich, wie er gehört, zurückgekehrt sei. Darum will er jetzt auch gleich wieder weiterfahren. Telemachos bittet ihn, noch zu bleiben und erst, nachdem er sich durch ein Bad erfrischt habe, mit einem Gastgeschenke, das er ihm reichen will, zu seinem Schiffe zu gehn.

Die unerläßlichen Formen bei der Aufnahme des Gastes sind das freundliche Entgegengehen und Begrüßen, das Einführen in den Saal und die Bewirthung; auch empfängt der Gast entweder sogleich oder später ein Bad. Erst nachdem der Gast sich am Mahle gelabt, ist es erlaubt, ihn nach seinem Namen und Vaterland und

nach seinem Begehren und dergl. zu fragen. Dies geschah etwa in der Formel, die Nestor dem Telemach und Mentor gegenüber gebrauchte:

„Nun geziemt es ja wohl, Nachfrage zu thun und zu forschen,
Wer die Fremdlinge sind, nachdem sie der Kost sich gesättigt.
Fremdlinge, sagt, wer seid ihr? Woher durchschifft ihr die Woge?
Ist es vielleicht um Gewerb, ist's wahllos, daß ihr umherirrt,
Gleichwie ein Räubergeschwader im Salzmeer, welches umherschweift,
Selbst dransetzend das Leben, ein Volk zu befehden im Ausland?"

Gewöhnlich wird der Gast gebeten, länger zu bleiben; doch darf der Wirth nicht zudringlich sein und den Gast gegen seinen Willen zurückhalten wollen. Die Regel in dieser Beziehung spricht Menelaos aus, Od. 15, 67:

„Fern, Telemachos, sei's, dich länger allhier zu verweilen,
Wenn du nach Hause dich sehnst. —
Traun gleich arg sind beide: wer seinen verziehenden Gastfreund
Heimzukehren ermahnt, und wer den Eilenden aufhält."

Telemachos war viele Tage lang bei Menelaos geblieben. Oineus bewirthete den Bellerophon zwanzig Tage, Aithon in Kreta den gen Troja ziehenden Odysseus zwölf Tage. Während des Aufenthaltes hat der Wirth die Pflicht, seinem Gaste alles Gute widerfahren zu lassen; ihn zu unterhalten und zu vergnügen, wie dies Alkinoos dem Odysseus that. „Lieb wie ein Bruder", sagte Alkinoos, „ist ein Gast und flehender Fremdling jedem Manne, der nur ein wenig verständigen Sinn hat." Als Bellerophon zu dem König in Lykien kam, gesendet von dessen Schwiegersohn Proitos in Argos, ehrte der König ihn hoch und gab ihm neun Tage lang gastlichen Schmaus, indem er an jedem Tage einen Stier schlachtete; erst am zehnten Tage fragte er ihn und forderte das Täfelchen, das sein Schwiegersohn ihm schicke.

Wenn der Gast abzieht, so versieht ihn der Wirth mit den nöthigen Lebensmitteln und reicht ihm Gastgeschenke. Menelaos wollte dem Telemachos drei Rosse und einen Wagen und einen

Becher schenken. Die Rosse schlug er aus, da Ithaka für Rossezucht nicht tauglich sei. Statt deren gab ihm daher Menelaos einen silbernen Mischbecher mit goldenem Rande; Helena fügte ein schönes glänzendes Gewand hinzu, das er einst seiner Braut als Hochzeitsgabe schenken solle. Als Gastgeschenke werden genannt außer kostbaren Trinkgefäßen und Gewändern schöne Waffen, Gürtel, silberne Badewannen, Dreifüße, Gold in größerer Menge, kunstverständige Sklavinnen u. s. f.

Der Gast schuldet dem Wirthe während seines Aufenthaltes bei ihm ein bescheidenes rücksichtsvolles Wesen und für alle Zeiten eine dankbare Erinnerung; ein Frevel aber gegen den Gastgeber, wie der des Paris gegen Menelaos, gilt als das fluchwürdigste Verbrechen, dem die Strafe nicht ausbleibt. Die Gastgeschenke werden als ein liebes Kleinod im Hause aufbewahrt und erinnern noch Kinder und Kindeskinder an die ihrer Familie einst widerfahrene Wohlthat und an die geschlossene Gastfreundschaft. Denn von jener Zeit an besteht zwischen den beiden Häusern ein gastliches Bündniß, das von Geschlecht zu Geschlecht forterbt und selbst im Kriege von zwei einander gegenüberstehenden Feinden anerkannt wird. Als in der Schlacht vor Troja der Lykier Glaukos und Diomedes auf einander trafen und sich gegenseitig nach Namen und Geschlecht fragten, erinnerten sie sich mit Freuden, daß ihre Großväter Bellerophon und Oineus Gastfreundschaft geschlossen und sich Gastgeschenke gegeben hatten, welche sie noch zu Hause bewahrten. Sie waren also Gastfreunde von den Vätern her; sie tauschten ihre Rüstungen und versprachen einander, daß sie sich in der Schlacht stets meiden wollten.

Wald-, Jagd- und Hirtenleben.

In den vorausgehenden, den homerischen Gedichten entnommenen Schilderungen des heroischen Lebens sind, wie schon früher bemerkt, jedenfalls manche Züge aus der Gegenwart des Dichters eingewebt, ohne daß es uns möglich wäre, sie zu erkennen und auszuscheiden. Die hier folgenden Bilder des Wald-, Jagd- und Hirtenlebens sind zum größten Theil aus Gleichnißbildern des Homer zusammengestellt, welche natürlicherweise aus der Gegenwart des Dichters selbst genommen sind und vorzugsweise seiner Heimat angehören; wir haben also hier ein Stück Leben der speciell homerischen Zeit vor uns, und zwar wie es sich an der äolisch-jonischen Küste Kleinasiens gestaltet hat. Doch glauben wir, daß dies Hirten- und Jägerleben nicht sonderlich verschieden war von dem der früheren Jahrhunderte in dem europäischen Griechenland.

Die Vaterstadt des Homer ist höchstwahrscheinlich Smyrna, seine weitere Heimat aber, die ihm besonders bekannt war, ohne Zweifel die äolisch-jonische Küste von dem Gebiete des Kaïkos bis zu dem Maiandros, nebst den anliegenden Inseln. Die beiden genannten Flüsse sowie der zwischen ihnen fließende Hermos und Kaÿstros gehen in westlicher Richtung dem ägäischen Meere zu und sind getrennt durch gleichlaufende Gebirgszüge (Tmolos und Sipylos, Mesogis), welche zum Theil in steilen Terrassen zum Meere abfallen und eine mannigfaltige Küste bilden. An der Küste hat sich das städtische Leben entwickelt; da liegen Kyme, Smyrna, Kolophon, Ephesos, Milet u. a. Städte, regsam in Gewerbe, Handel und Seefahrt, und um sie herum in den Ebenen und den weiten unteren Flußthälern ein reiches Saat- und Weinland. Hinter dieser Region des Ackerbaus, der für das bürgerliche Gemeinwesen noch immer die Hauptgrundlage bildet, erhebt sich die Waldregion, das Revier der Jäger und der Hirten.

Da ziehen sich bis in die blaue Ferne hochragende Gebirge mit zackigen Felsenhäuptern, bald in schroffen Gehängen, bald in

sanften Bergeshalden hier zu üppigen Thälern, dort zu dunkelen Schluchten sich niedersenkend; vom Fuße fast bis zu den Kämmen der Berge zieht sich der stattliche Wald. In kräftigstem Wuchse erheben sich hochwipfelige Eichen, mächtige Eschen und Platanen, schlanke hohe Fichten und Pappeln und andere großstämmige Bäume und bilden mit dem niederen verwachsenen Gesträuch einen dichten Urwald. Heute glänzen seine Wipfel in stiller Ruh' unter dem goldenen Schein der heißen Sommersonne; aber wenn im Spätherbst der Süd und Ost in wetteiferndem Ringen dahinstürmen über die Höhen und durch die Bergthäler, dann schlagen die riesigen Buchen und Eschen unter entsetzlichem Getöse ihre langen Zweige wider einander, daß sie krachend zerbrechen. Wenn unter brausendem Sturm die winterlichen Regengüsse zur Erde fallen, dann reißt wohl des Wassers Gewalt von der Krone des Berges einen Felsblock los, der, die Bäume zerschmetternd, durch den Wald dahinstürzt, unhemmbar, bis er drunten in der Ebene endlich sein Ziel gefunden. Dann schwellen die Waldbäche, deren Quellen ihr dunkeles Wasser von steilem Felsen herabgießen, hoch auf und schütten aus mächtigem Bett ihre strudelnden Gewässer in den ausgehöhlten Abgrund einer Thalschlucht zusammen, daß fernhin der Hirt das dumpfe Getöse hört. Der Hirtenknab versuchts noch, über den gewohnten Waldgraben zu setzen; der tobende Gießbach aber reißt ihn fort in den Tod. Weiter fluthet der Wasserschwall mit trübem Schlamm in die Ebene, dürre Eichen und Kiefern in Masse mit sich führend, und zerstört die Dämme und Brücken und die Zäune der Felder und verwüstet das Saatland.

Hier und da ist von Natur eine lichte Waldpartie, anderwärts lichtet den Urwald die Axt des Holzhauers. Dort, wo die großstämmigen Eichen, die Fichten und Platanen stehen — treffliches Bauholz — holt man die Balken für das Haus, das Holz für den Schiffbau, für Wagen und sonstiges Geräthe. Laut erschallt aus der Tiefe des Waldes der Schlag der Aexte und der Ruf der Männer; krachend stürzen die Stämme. Nachdem sie aus dem

kleinen Holz herausgehauen sind, schleppen Maulthiere die schweren Blöcke mit Müh' und Schweiß auf steinigen Pfaden die Berge hinab zu den Wohnsitzen der Menschen. — Dort zieht eine andre Schaar nach dem Walde die Berge hinauf und hinab auf Krümmungen und Richtwegen, Männer mit Aerten und mit Seilen, voran gehen die Maulthiere; sie wollen auf der Höhe das Holz holen zu einem Scheiterhaufen für einen geliebten Todten. Nachdem sie die Bäume gefällt und zerstückt, binden sie es zusammen und laden es auf die Mäuler, die tragen es in raschem Schritt durch das Gesträuch zu der Ebene; auch die Männer tragen jeder seine schwere Last.

Es ist schwüle Mittagszeit, die Holzhauer auf der Bergeshöhe bereiten sich eben nach langer schwerer Arbeit am Feuer ihr Mittagsmahl. Da kommt über das Meer, vom Westwind getrieben, ein dunkeles Gewölk, pechschwarz, verderbenvoll. Schon erhebt sich der Sturm, schon zucket der Blitz. Erschreckt treibt dort der Hirt seine Schafe unter den Schutz der Felskluft; mit bangem Erwarten sehen die Holzfäller das dunkele Wetter näher und näher ziehen. Da bricht aus der schwarzen Wolke, die drüben an dem Kamme des Berges hängt, ein schmetternder Blitz und zertrümmert mit seinem Strahl unter donnerndem Krachen den mächtigen Eichstamm bis zur Wurzel; rings duftet der Schwefelqualm. Die Männer stehen entsetzt; doch es war der letzte Schreck, der Zorn des Wetters hat sich entladen, und rasch treibt der Wind die Wolken fort; wieder treten licht hervor alle Warten und zackigen Gipfel der Berge, und die Thäler drunten lachen in dem Glanze des entwölkten Aethers. Doch da drüben an der Bergeshalde, wo der Blitz den Baum gefällt, da dampft und qualmt es, da schlagen licht die Flammen auf und züngeln an den Bäumen hinan hier und dort. Weiter und immer weiter greift der Waldbrand um sich; der Wind wälzt die sausenden Flammen nach allen Seiten. Hier dringt das Feuer hinab bis ins Thal, alles verzehrend, Baum und Gras und Gesträuch. Ein Heuschreckenschwarm haust in dem Thal; sie wollen der sengenden Gluth entschwirren und fallen gescheucht all' in den Strom. Nach vielen

Tagen erst erlosch der verderbliche Brand, wir wissen nicht wie, aber eine weite Strecke Waldes war zerstört.

In dem Waldgebirg und den anstoßenden Thälern lebt eine reiche großartige Thierwelt. Hoch in den Wolken kreiset der Adler mit weitgebreiteten Schwingen, man sieht ihn kaum. Da erspäht sein scharfer Blick ein zartes Lamm im Gefilde oder einen Hasen im laubigen Gebüsch; pfeilschnell schießt er herab und erfaßt die Beute und raubt ihr das Leben. Dort an dem Fluß auf feuchter Wiese tummelt sich eine zahlreiche Schaar von Vögeln, Kraniche und Gänse und langhalsige Schwäne; sie fliegen mit freudigem Flügelschwung bald hierhin bald dorthin und setzen sich nieder mit lautem Geschrei. Da plötzlich fliegen sie mit Entsetzen auseinander; der Adler stürzt mordbegierig unter sie. Einen Schwan trägt er davon. Droben auf zackigem Felsen bekämpfen sich laut schreiend zwei Lämmergeier mit scharfen Krallen und den krummen Schnäbeln. Ein schneller Habicht, der Feind der kleinen Vögel, schwingt sich herab vom Gebirge. Schwärme von Staaren und Dohlen sehen ihn, und sie entfliehen laut schreiend noch zu rechter Zeit. Er stößt auf eine Schaar von Tauben, und Eine trennt sich von dem Flug; er folgt ihr voll heißer Begier, sie zu haschen, mit hellem Schrei, doch sie entschlüpft ihm oft, seitwärts schießend, bis sie den hohlen Felsen erreicht hat, in dem sie sich birgt.

In dem Dickicht des Waldes haust eine Menge Wildes, Hirsch und Reh und wilde Ziegen, Eber und zahlreiches Raubwild. Ihr ewiger Krieg unter einander liefert dem Dichter Bilder von unvergleichlicher Schönheit. Da ist der Hirsch in beständiger Flucht; denn ihm jagen nach der Löwe und Schakal, Pardel und Wolf. Vom Pfeil des Jägers verwundet, fliegt er dahin durch Berg und Thal, und es folgt ihm heißhungrig ein Rudel Schakale. Warm strömt sein Blut; endlich tragen ihn die Glieder nicht mehr, er stürzt zusammen, tief im schattigen Hain. Da fallen die Schakale über ihn her und zerreißen ihn und verzehren sein Fleisch. Doch ein Stärkerer kommt, es kommt der grimmige Löwe; er verscheucht die

Schakale und verschlingt selbst das Thier. — Hungrige Wölfe haben einen großen Hirsch im Gebirge erwürgt; fressend umstehn sie das Thier, die Backen von Blut geröthet. Jetzt trabt das ganze Rudel zur dunkelen Quelle, und sie lecken mit ihren dünnen Zungen schlappend die Oberfläche des Wassers, indem sie das rothe Blut ausspeien, trotzigen Muthes, mit vollen gespannten Bäuchen. — Der Löwe trifft im Waldesdickicht die Jungen der Hindin und frißt sie auf mit mächtigen Zähnen. Die Hindin, so nahe sie ist, sie kann nicht helfen; vor Furcht bebend, flieht sie durch das Gehölz, rastlos, triefend von Schweiß. Doch sie entgeht dem Tode nicht; ein zweiter Löwe, den der Hunger umhertreibt, springt plötzlich mit freudigem Sprung ihr in den Nacken und reißt sie nieder. Begierig frißt er ihr Fleisch und kümmert sich nicht um die Jäger und die Hunde, die ihn von seiner Beute zu verscheuchen suchen. — Hier kämpfen zwei hungrige Löwen blutig, mit trotzigem Muthe um eine getödtete Hindin. Dort geht ein Löwe zu dem schwachen Quell, um zu trinken; in gleicher Absicht war gerade ein Eber gekommen; sie bekämpfen sich lange mit unbändigem Muth, bis der schnaubende Eber erliegt.

In diesen wildreichen Wäldern ertönt oft das laute Hallo der Jagd. Bewaffnet mit dem Wurfspieß und dem Bogen, begleitet von zahlreichen großen Hunden, ziehen die Jäger einzeln oder in größerer Gesellschaft hinaus, um dem Hirsch oder dem Gemsbock aufzulauern, um den Löwen und den Eber zu bekämpfen. Die Jagd ist stets für den rüstigen Mann eine Lust; aber nicht blos zum Vergnügen zogen die Jäger in die Berge. Der Schutz der eignen Person, der Felder und Heerden forderte den Kampf gegen das Wild als eine Nothwendigkeit; wollte der Mensch Herr sein in seinem Lande, so mußte er das im Uebermaß vorhandene Wild vermindern und zurückdrängen. Und zudem war die Jagd ein einträgliches Geschäft; sie lieferte Fleisch zur Nahrung, und die schönen Felle und stattlichen Geweihe waren nicht ohne Werth.

Folgen wir einmal dem Jäger in den Wald. Er stellt sich

lauernd ins Versteck. Da kommt ein kletternder Gemsbock vom Felsen herab; ein Schuß, und mit durchbohrter Brust stürzt er rücklings auf den Felsen. Der Jäger freut sich seiner Beute, die Hörner sind sechzehn Handbreit lang; daraus wird er sich einen kräftigen Bogen machen. — Ein Hirsch kommt eben von der Weide des Waldes; er will zum Flusse gehen, um zu trinken, denn die Hitze der Sonne beschwert ihn. Sowie er an den Rand des Waldes tritt, stattlich mit hohem Gehörn, da trifft ihn der Wurfspeer des Jägers, dem ein gütiger Gott das Wild in den Weg gesandt. Der Speer ging durch den Rücken hindurch, daß die eherne Spitze auf der andern Seite wieder hervordrang und das Thier blökend zusammenstürzte. Mit gewundenen Zweigen band der Jäger die Füße des Hirsches zusammen und trug ihn auf dem Nacken heim, mit dem Speer sich stützend, denn es war ein gewaltiges Thier. — Mehrere Jäger mit Hunden verfolgen den Hirsch; ihn rettet der schroffe Fels und das schattige Dickicht. Auf ihr lautes Geschrei erscheint ein bärtiger Löwe drohend am Weg und scheucht die Verfolgenden zurück; sie wagen es nicht in ihrer geringen Zahl mit dem Löwen anzubinden. Aber morgen kommen sie zahlreicher wieder, um ihn zu bewältigen. Sie umstellen ihn im Kreise, in geschlossene Glieder geordnet, und werfen nach ihm mit ihren Spießen. Aber sein Herz zaget nicht; er dreht sich bald hierhin bald dahin, die Reihen der Männer versuchend; aber wo er gerade anrennt, da weichen die Männer. Jetzt trifft ihn der Speer eines muthigen Jünglings. Gähnend krümmt er sich zum Sprung, und Schaum rinnt von seinen Zähnen, es stöhnt sein wildes Herz in der Brust; dann geißelt er sich mit dem Schweife die Hüften auf beiden Seiten und treibt sich anspornend zum Kampf. Mit funkelndem Blick thut er den Sprung, um den Mann zu fassen, wenn er auch selbst gleich erliegen soll. — Ein Paar Wildschweine hat in der Nacht, aus dem Walde vorbrechend, die Felder und die Baumpflanzung verheert. Man zieht in den Wald, sie aufzusuchen. Der Eber hört im Dickicht das Gelärm der Nahenden, und mit trotziger Kühnheit erwartet er sie. Er sträubt

den borstigen Rücken empor und wetzt seine Hauer mit funkelndem Aug'; dann stürzt er gereizt, seitwärts die Aeste zerbrechend, aus dem Gebüsch hervor und dringt mit klappernden Hauern gegen die Männer und Hunde. Diese stieben auseinander; doch gehetzt von den Jägern, rennen jetzt die weißzahnigen Hunde gegen das grimme Thier an, das, von einem Speer verwundet, zur Flucht durchdringt. Mit lautem Lärm folgt der Jagdzug; die Hunde streben den Eber zu fassen, doch wie er sich dreht, ziehn sie scheu sich zurück. Zuletzt, nachdem noch mehr als ein Speer es getroffen, erliegt das Thier schnaubend unter den Zähnen der wüthigen Hunde. — Hartnäckig im Kampf ist der Pardel. Kühn rennt er aus dem Dickicht gegen die Jäger an. Kein Angriff der Hunde, keine Waffe schreckt ihn; mit Wunden bedeckt, selbst von der Lanze durchbohrt, rastet er nicht, sondern stürzt grimmig auf den Jäger und kämpft mit ihm, bis er zusammensinkt.

Auch die Vögel wurden gejagt und in Masse gefangen. Zur Vogeljagd richtete man Lämmergeier ab, die man jung aus den Nestern genommen. Die Schlingen zum Fang der Krammetsvögel und Tauben hängte man besonders in der Nähe ihrer Ruhestätten auf, so daß die Vögel, wenn sie sich zur Ruhe begaben, in die Schlingen hineinflogen. Da hingen sie dann reihenweise, die Schlinge um den Hals.

Am Rande und in den Lichtungen der Wälder hausen die Hirten mit ihren Heerden. Dort liegen die Gehöfte mit den Viehställen auf der Höhe oder im stillen Waldthale in der Nähe der kräuterreichen Bergeshalden und Kühlung bietenden Gehölze, zu welchen den Tag über die Heerden der Rinder und Schafe, der Ziegen und Schweine getrieben werden. Die Gehöfte bestehen aus einer oder mehreren Hütten und Schoppen zur Wohnung für die Hirten und einer Anzahl von Ställen zur Unterbringung des Viehs; eine das Ganze umschließende hohe Mauer bildet um die Gebäulichkeiten einen geräumigen Hof. Die Mauer, welche das Gehöfte des Sauhirten Eumaios in Ithaka umschloß, war oben mit einer

lebendigen Dornhecke bepflanzt und von außen noch einmal von einem dichten Zaun aus Eichenpfählen geschützt. Innerhalb dieses Geheges war nur eine einzige Hütte als Wohnung mit einer Vorhalle, gerade dem Hofthor gegenüber, und zwölf Kofen für die weiblichen Zuchtschweine; die Eber dagegen hatten ihre Stallung außerhalb des Hofes in einer nahegelegenen weiten Grotte, und vier große Hunde, wilden Thieren gleich, bewachten sie beständig. Auf diesem Gehöfte, das dem Odysseus gehörte, war der Sklave Eumaios der Oberknecht oder Verwalter, und er hatte noch mehrere Sklaven als Hirten unter sich. So wird es gewöhnlich auf den Viehöfen gewesen sein; doch dienten daselbst auch freie Leute. Die Eigenthümer der Höfe und der Heerden, welche einen递haupttheil des Reichthums ausmachten, waren die Könige und die Edlen, die drunten in der Stadt wohnen, aber auch öfter, sogar mit der ganzen Familie, heraufkommen, um das Vieh zu besichtigen. Die Söhne der Besitzer, selbst Königssöhne, verweilten oft längere Zeit auf dem Gehöfte, um mit den Knechten und den Hunden die Heerden zu bewachen und zum Schutze derselben die Jagd in der Nähe zu betreiben. Uebrigens hatte jedenfalls auch der geringe Mann seine Anzahl Vieh; wahrscheinlich vereinigte eine größere Zahl solcher Leute oder eine ganze Gemeinde ihr Besitzthum zu einzelnen Heerden und sorgte dann für die nöthigen Hirten und Gehege.

Zur weiteren Ausmalung eines solchen Viehstandes kann uns die Höhlenwohnung des Kyklopen Polyphemos dienen, welcher eine Heerde von Ziegen und Schafen hatte. Als Odysseus mit seinen Gefährten zu der Wohnung desselben kam, war er mit der Heerde auf den Bergen. Sie sahen in der Höhle Lämmer und Zicklein in Ställen eingeschlossen, jede Gattung besonders, die Frühlinge allein und ebenso die Mittleren und die Spätlinge. An den Wänden umher standen schwerbelastete Käsedarren, Melkeimer, Butten und Näpfe voll Molken. Gegen Abend kam der Kyklop mit der Heerde. Die Widder und Ziegenböcke ließ er draußen im Hof, die Ziegen und Schafe aber wurden davon getrennt und in die Höhle getrieben.

Hier melkte er alle der Reihe nach und ließ die Jungen an den Müttern saufen; die Hälfte der Milch machte er durch Hineinwerfen von Feigenlab gerinnen und legte sie in die Körbe für die Darren, die andere Hälfte stellte er in Gefäßen bei Seite, um sie süß zu trinken. Am andern Morgen, ehe er zur Weide austrieb, melkte er wieder alle Thiere und ließ die Jungen saufen.

Die Hauptfeinde der weidenden Heerden sind die Raubthiere. — Eine Schafheerde weidet zerstreut an dem buschigen Abhang, während der Hirt, auf seiner Syrinx sich ergötzend, gar wenig auf sie Acht hat. Die jungen Lämmer grasen sorglos weiter und weiter und irren ab von der Heerde. Das sehen räuberische Wölfe, die verborgen im nahen Dickicht standen; sie eilen herbei und würgen die schwachen muthlosen Thierchen. — Da geht am frühen Morgen eine große Rinderheerde durch das Hofthor mit frohem Gebrüll zur Weide hinaus; friedlich geht der Zug durch das grasreiche Thal den Fluß entlang zu der höher gelegenen Trift. Vier Hirten folgen der Heerde mit neun schnellfüßigen Hunden; mit den Hunden, mit ihrer Stimme und den krummen Hirtenstäben, die dann und wann wirbelnd unter die abschweifenden Thiere fliegen, lenken und treiben sie die Heerde. Vorn in dem Zuge geht, seiner Kraft sich freuend, der Zuchtstier. Da plötzlich stürzen zwei entsetzliche Löwen aus dem nahen Gehölz und fassen ihn und schleifen ihn davon. Laut brüllt der Stier, mit Geschrei und Lärm folgen Hirten und Hunde. Doch die Löwen kümmern sich wenig um sie, sie reißen die Haut des gewaltigen Stieres auf und schlürfen die Eingeweide und das schwarze Blut. Zwar suchen die Hirten sie von der Beute wegzutreiben, indem sie die Hunde anhetzen; die springen auch nah, doch anzubeißen wagen sie nicht, sie stehen und bellen und zucken zurück, sobald einer der Löwen das grimme Gesicht gegen sie kehrt. — Diese beiden Löwen waren schon lange der Schrecken der ganzen Gegend. Im Dickicht des tiefen Waldes hatte die Mutter sie aufgezogen; sobald sie ihre Kraft fühlten, zogen sie gemeinsam aus zur Jagd. Hier rauben sie kühn ein Lamm oder ein Kalb, dort haschen sie, die

weißzahnigen Hunde verachtend, aus der weitschweifenden Heerde eine Ziege und tragen sie hoch in dem blutigen Rachen in das Dickicht zum Fraß. Bald wagen sie sich auch an den starken Stier und brechen raubend zur Nachtzeit in die Gehöfte ein. Wie lange noch werden sie ihr gefährliches Werk forttreiben? Zuletzt werden sie doch dem Eisen der Männer erliegen.

Auch in den Stallungen ist während der Nacht das Vieh gefährdet, durch den Dieb, der in dem Nebel dahinschleicht, wie durch die einbrechenden Raubthiere. Darum lagerte sich Eumaios in stürmischer Regennacht, mit Schwert und Lanze bewaffnet, außerhalb des Hofes zur Wache in der Höhle, wo die Eberställe waren. In den Höfen wurde gewöhnlich während der Nacht ein Wachtfeuer unterhalten, das fernhin dem Schiffer auf dem Meer ein leitendes Zeichen war. Bei dem Feuer hält Einer der Hirten Wacht, während die Andern ruhig im Schlafe liegen. Die Nacht ist still, und der Hirte schaut mit Vergnügen hinauf zu dem klaren sternbesäeten Himmel; doch vergißt er der Wache nicht, er wacht mit doppelter Sorgfalt, denn noch gestern war ein starker Berglöwe in der Nachbarschaft in einen Hof eingesprungen und hatte den Hund bei den Rindern gemordet; doch erschreckt war er davongeflohen, ehe die Schaar der Männer herankam. Jetzt hört der Wächter plötzlich die Stimme eines Löwen, der durch den Gebirgswald herabkommt, und sogleich entsteht auf dem Hofe ein großes Getümmel; der Wächter hat nicht nöthig gehabt, seine Genossen und die Hunde zu wecken; auch die Rinder in den Ställen werden unruhig. Das Raubthier kommt auf den Hof zu, schon hört man ganz in der Nähe sein heißhungriges Brüllen. Da ist er, eben will er über die Mauer springen; aber zahlreiche Speere und lodernde Brände fliegen ihm entgegen und scheuchen ihn zurück. Doch der Hunger und der Zorn treiben ihn auf's Neu, mit funkelndem Aug' und gerunzelten Brau'n naht er wieder, seiner Kraft vertrauend; aber wieder schrecken ihn die Feuerbrände und die Speere der Männer zurück. Bekümmerten Herzens scheidet er vor der Morgendämmerung. Was soll er thun?

Der gewaltige Tyrann, der Magen will befriedigt sein. Er wendet sich nach dem benachbarten Schafstande. Als er eben über den Zaun in den Hof springt, trifft ihn der Spieß des wachehaltenden Hirten; doch das Geschoß streift ihn nur, es erregt seine Wuth zum Entsetzen, daß der Hirte sich schnell in den Ställen birgt und die Schafe schutzlos läßt. Die würgt jetzt der Wüthige haufenweis; dann springt er über das hohe Gehege zurück und geht gesättigt in seine Berge.

Der Landbau.

In dem heroischen Zeitalter sehen wir alle Lebensverhältnisse schon in so vorgeschrittenem Zustande, daß wir den Landbau als die Grundlage dieses Lebens und als die Hauptbeschäftigung der damaligen Menschen annehmen müssen. Als die Griechen sich an der kleinasiatischen Küste niederließen, wandten sie sich jedenfalls auch sogleich hauptsächlich dem Landbau zu, der dann in der Folge, in den Zeiten des Homer, die wichtigste und allgemeinste Beschäftigung war, obgleich dieser in seinen Gedichten mehr vom wilden Krieg und weiten Meeresfahrten spricht, als von den friedlichen Werken des Feldbaus, und die Götter des Feldbaus, Demeter und Dionysos, bei ihm sehr in den Hintergrund treten. Doch gebraucht er gerne Bilder und Gleichnisse aus dem Leben des Landmannes, und aus seiner Beschreibung der Ziegeninsel ersieht man nicht blos, daß die Menschen seiner Zeit nicht leicht einen tragfähigen Boden uncultivirt ließen, sondern auch, daß er selbst ein Interesse für landwirthschaftliche Dinge hatte. „Die Insel enthält weder Heerden noch Aecker, sondern sie ist stets unbesät, ungepflügt und menschenleer. Wenn Menschen auf ihren Schiffen dahin kämen, sie würden sie trefflich anbauen; denn sie ist keineswegs schlecht, sie würde alles zu rechter Zeit hervorbringen. Am Meeresstrand sind wasserreiche weiche Wiesen, immer dauernde Weinstöcke würden dort wachsen; es ist

da ein ebenes Ackerland; tiefe Saat würden die Menschen stets zur Erntezeit mähen, denn fett ist unten der Boden."

Homer betrachtet den Landbau als uralt. Bei einer Coloniengründung gehört ihm zu den ersten Dingen, die vorgenommen wurden, die Vertheilung des Ackerlandes. „Einen großen rauhen schwarzen Stein, den Männer der Vorzeit gesetzt hatten, um die Grenze des Ackers zu bezeichnen", nahm Athene von dem Schlachtfeld auf und warf damit den Ares zu Boden. Das zum Ackerbau bestimmte Land war in Stücke zertheilt, welche durch Raine und durch Grenzsteine bezeichnet waren; oft auch waren diese Stücke umfriedet mit Dornhecken und Gräben, vielleicht auch mit Dämmen und Mauern. Streitigkeiten um die Grenzen mögen nicht selten gewesen sein. „Wie zwei Männer über die Grenze sich streiten; Maße in der Hand haltend, stehen sie auf der gemeinsamen Scheidung des Ackers in geringer Entfernung von einander und hadern wegen der Gleichung."

Das bebaute Land zerfiel in Ackerfeld, Weinland und Baumpflanzungen; auch scheint schon Wiesencultur bestanden zu haben. Auf den Feldern, die auch gedüngt wurden, baute man besonders Getreide, und zwar Weizen, Gerste und Spelt, letzterer wird jedoch nur als Viehfutter erwähnt. Der Roggen ist erst zur Zeit der Völkerwanderung in Europa bekannt geworden. Die Gerste, „das Mark der Männer", wurde am meisten gezogen, Weizen wuchs vorzugsweise auf den Aeckern der Reichen. Von Gemüsen werden genannt Kichererbsen und Saubohnen, Zwiebeln und Mohn, dieser aber blos in einem Gleichniß, so daß man nicht ersehen kann, ob er gegessen ward. Zu den Feldarbeiten bediente man sich theils der männlichen Sklaven, theils freier Lohndiener. Zu dem Bettler Odysseus sagte Einer der Freier: „Fremdling, wolltest du wohl, wenn ich dich annähme, dich mir verdingen auf entferntem Acker — Lohn sollst du hinlänglich erhalten — daß du Dornen (zur Umzäunung) sammelst und große Bäume pflanzest? Da würde ich dir auf ein Jahr die Kost reichen, dich mit Kleidern versorgen und

dir Schuhe an die Füße geben. Aber du hast nur schlechte Dinge gelernt, du wirst nicht arbeiten wollen."

Man pflügte den Acker mit Rindern und mit Maulthieren. „Als er soweit entfernt war, wie die Maulthiere beim Pflügen Vorsprung vor den Ochsen haben; denn jene ziehen schneller als Stiere den Pflug durch die tiefe Brache." „Die Helden standen nah bei einander, wie zwei schwarze Pflugstiere, die den stämmigen Pflug durch das Brachfeld ziehn. Beide, durch Ein wohlgeglättetes Joch getrennt, schneiden die Furche hinab zu dem Ende des Feldes; reicher Schweiß quillt um die ragenden Hörner." Als der Bettler Odysseus in den eben angeführten Worten eines Freiers geschmäht ward, daß er nichts Ordentliches gelernt habe, antwortete er: „Wären zum Pflügen zwei der trefflichsten Stiere da, muthvoll, groß, gesättigt des Grases, gleich an Alter und Stärke, von unendlicher Kraft; wäre dann auch ein Feld von vier Morgen, und wiche die Scholle unter dem Pfluge, dann solltest du sehen, ob ich dir nicht um eine ganze Furche vorpflügen wollte." Auf dem Schilde des Achilleus war auch das Bild eines großen lockeren und fruchtbaren Ackerfeldes, auf welchem viele Ackerleute die Gespanne auf und ab trieben. So oft sie mit ihrem Pfluge an das Ende des Ackers kamen, trat ein Mann zu ihnen heran mit einem Becher süßen Weines und gab ihnen zu trinken. Dann wendeten sie wieder in die Furchen um, frohen Muthes und bestrebt, recht bald wieder an das Ende des Ackers zu gelangen — eine schöne Sitte, den Eifer der Pflüger zu beleben, welche auch unsern reichen Grundherren anzurathen sein möchte.

Der Pflug heißt bei Homer „zusammengefügt", doch wird er nicht weiter beschrieben; er wird von dem zusammengesetzten, vom Werkmeister verfertigten Pfluge, welchen Hesiod beschreibt, nicht verschieden gewesen sein. Dieser besteht aus einer Deichsel, deren hinteres Ende durch ein Krummholz mit dem der Deichsel fast parallelen kurzen Schaarbaum, an welchem vorn die eiserne Pflugschaar sitzt, verbunden ist; an dem Krummholz steht nach hinten die

Sterze empor, mit welcher der Pflug gelenkt wird. Das beste Holz für die Deichsel ist Lorbeer und Ulme, für das Krummholz Steineiche, für den Schaarbaum die gewöhnliche Eiche. Vorn an der Deichsel ist durch einen hölzernen Nagel das Joch befestigt, in welches die Stiere zu beiden Seiten der Deichsel mittelst eines Riemens gespannt werden. Hesiod gibt die Vorschrift, immer zwei Pflüge sich zu halten, den zusammengesetzten künstlichen und einen einfachen Naturpflug, damit, wenn der eine zerbricht, die nothwendige Arbeit nicht unterbrochen werde. Bei diesem natürlichen Pflug bestehen Deichsel, Krummholz und Schaarholz aus einem einzigen von Natur krummen Holze, an welchem nur noch die Sterze und die Pflugschaar anzubringen sind.

Die Art, das Getreide zu ernten, war ähnlich wie bei uns. Auf dem Schilde des Achilleus war auch eine Erntescene abgebildet. Auf einem großen Felde mit tiefwallender Saat mähten die Schnitter, mit scharfen Sicheln bewaffnet; die Büschel oder Griffe (von der linken Hand der Schnitter gefaßt und mit der rechten abgeschnitten) sanken zahlreich zur Erde auf das Schwad. Hinter den Schnittern sammelten Knaben die Griffe, trugen sie in ihren Armen und reichten sie rastlos den drei Garbenbindern, welche die Garben mit gewundenen Strohseilen zusammenbanden. Der König, dem das Feld gehörte, stand schweigend unter ihnen am Schwad, den Scepter in der Hand, mit freudigem Herzen. Seitwärts unter einer Eiche bereiteten dienende Herolde die Mahlzeit; sie waren um einen großen Stier beschäftigt, den sie geschlachtet hatten, und die Weiber streuten zur Speise für die Erntenden viel weißes Mehl auf. — An einer andern Stelle werden die gegeneinander kämpfenden Reihen der Troer und Achäer mit Schnittern verglichen, welche auf dem Felde eines begüterten Mannes Weizen oder Gerste von entgegengesetzten Enden des Stückes aus in Reihen gegeneinander mähen.

Das Getreide wurde nicht, wie bei uns, gedröschen, sondern von Stieren auf der festen Tenne im freien Felde ausgetreten, was

bei Weizen und Gerste, deren dicke Aehren durch das Treten leichter die Körner verlieren als Roggen und Hafer, ohne große Einbuße geschehen konnte. „Wie wenn Jemand zusammengespannt hat breitstirnige Stiere, weiße Gerste zu dreschen auf schön geebneter Tenne; leicht werden die Aehren zermalmt unter den Füßen der laut brüllenden Stiere." Nach dem Dreschen wurde die Frucht auf der Tenne durch Worfeln gereinigt. „Wie der Wind die Spreu durch die heilige Tenne hinführt, indem die Männer worfeln, wenn die blonde Demeter unter dem Wehen der Winde Frucht und Spreu von einander sondert." „Wie wenn von der breiten Wurfschaufel in der großen Tenne die schwarzen Bohnen und die Erbsen hüpfen unter dem rauschenden Winde und der Kraft des Worflers." Die Spreu blieb auf der Tenne liegen, bis der Wind sie wegfegte.

Zum Mahlen des Getreides besaßen die reichen Leute künstliche Handmühlen. Diese bestanden wahrscheinlich in zwei platten und runden Steinen, die durch eine hölzerne Kurbel herumgedreht wurden, um das durch eine oben befindliche Oeffnung aufgeschüttete Getreide zwischen sich zu zermalmen. Das Mahlen gehörte zu den Geschäften der Mägde; im Hause des Odysseus hatten zwölf Mägde diesen Dienst. Die Arbeit muß schwer und die Einrichtung der Mühle noch unvollkommen gewesen sein, da so viele Menschen dazu erfordert wurden und die schwächste von den mahlenden Dienerinnen des Odysseus bis tief in die Nacht arbeiten mußte, um mit ihrem Pensum fertig zu werden. Vor dem Mahlen wurde das Getreide gedörrt oder geröstet. Die geringeren Leute werden sich allgemein zur Zermalmung des Getreides des hölzernen Mörsers bedient haben, wovon Hesiod spricht; er verlangt, daß der Mörser drei Fuß und die ebenfalls aus Holz bestehende Keule vier Fuß hoch sein soll.

Der Weinbau war in Griechenland allgemein verbreitet; ja manche Stellen des Homer lassen schließen, daß fast eben so viel Land zum Wein= als zum Ackerbau benutzt wurde, wie z. B. wenn die ätolischen Volksältesten den Meleagros heißen sich ein schönes Stück



Landes auszuwählen, die Hälfte Weinland, die Hälfte unbepflanztes Ackerland. Die Reben wurden in Reihen gepflanzt. Als Laertes mit seinem Knäblein Odysseus durch den Garten ging und das Kind ihn um jeden Baum bat, versprach er ihm dreizehn Birnbäume, zehn Aepfel- und vierzehn Feigenbäume und fünfzig Reihen von Reben. Auf dem Schilde des Achilleus befand sich eine Weinpflanzung und Weinlese. „Der Künstler Hephaistos bildete darauf ein von schwellenden Trauben belastetes Gefilde schön aus Gold, doch schwärzlich glänzten die Trauben. In geraden Reihen standen die Weinstöcke an silbernen Pfählen. Er zog darum einen bläulichen Graben aus Stahl und ein Gehege aus Zinn. Nur ein Weg führte zu demselben, auf welchem die Träger gingen, wenn sie Weinlese hielten. Jünglinge und rosige Mädchen trugen jugendlich scherzend in geflochtenen Körben die süße Frucht. In ihrer Mitte spielte ein Knabe lieblich die klingende Leier und sang mit heller Stimme das Linoslied; jene folgten ihm tanzend und hüpfend mit Gesang und Jauchzen." Eine Weinlese befand sich auch auf dem von Hesiod beschriebenen Schilde des Herakles. Die Einen schnitten mit Hippen die Trauben ab, weiße und schwarze, die Andern legten sie in Körbe, nachdem sie ihnen von den Winzern gereicht worden waren von dem Rebengeländer her, das von der Blätter Last und den silbernen Ranken gebeugt war. Andre trugen die Trauben in Körben weg. In der Kelter wurden sie von Männern mit den Füßen gestampft, während Andre den Traubensaft schöpften. In den „Werken und Tagen" schreibt Hesiod vor, nach der Weinlese solle man die Trauben zehn Tage lang in der Sonne und fünf Tage im Schatten ausgebreitet liegen lassen, am sechzehnten Tage aber solle man keltern und den Saft in die Fässer schöpfen.

Man verwahrte den Wein in irdenen Fässern, und zwar oft viele Jahre lang, denn die Jahre steigerten seine Güte. Nestor setzte dem Telemach einen Wein vor, den die Schaffnerin erst im elften Jahre öffnete. In der Vorrathskammer des Odysseus standen in langer Reihe die Fässer an der Wand mit dem edelsten alten Wein,

der für den Hausherrn aufgehoben wurde, wenn er je wieder heimkehrete. Zum Transport des Weines bediente man sich großer Krüge oder Schläuche aus Ziegenfell. Der Gebrauch des Weins war allgemein, er war damals das einzige geistige Getränk; man trank ihn zum Genuß und zur Stärkung. „Brot und Wein bringen Kraft und Stärke", „der Wein ist dem ermüdeten Manne kräftige Stärkung." Solche Lobsprüche auf den Wein kommen bei Homer selten vor, doch zeigen die ihm beigelegten Attribute: „süß, lieblich duftend, ein göttlicher Trank" und dergleichen, was man von ihm hielt. Man trank aber den Wein stets mit Wasser gemischt, und der übermäßige Genuß desselben war eine Schmach.

Auf den großen Landgütern der Reichen befanden sich zum Theil auch Gebäulichkeiten. So kennen wir das Landgut des Laertes, auf welches er sich in Trauer um seinen verschollenen Sohn zurückgezogen hatte. Er selbst wohnte in dem Herrenhause, und rings um dasselbe liefen die Wirthschaftsgebäude, worin die Sklaven saßen, speisten und schliefen. In der Nähe der Gebäude befand sich ein großer Garten mit Weinland, Baumpflanzungen und Gemüsebeeten, in ähnlicher Weise, wie der uns bekannte dichterisch ausgeschmückte Garten des Alkinoos (S. 64). Blumen wurden als Zierpflanzen noch nicht in den Gärten gezogen, so oft sie sonst auch erwähnt werden. Das Obst, welches in den Gärten des Laertes und Alkinoos vorkam, waren Feigen, Oliven, Birnen, Aepfel und Granaten. Als der eben zurückgekehrte Odysseus unerkannt zu seinem Vater in den Garten kam, war dieser mit dem Behacken der Bäume beschäftigt, was im Herbste zu geschehen pflegte. Die Gärten und Baumpflanzungen wurden bewässert. „Wie wenn ein grabenziehender Mann, die Hacke in der Hand, von der dunkelen Quelle einen Strom Wassers in Pflanzungen und Gärten leitet und, was die Rinne verstopft, herauswirft; das hervorströmende Wasser wälzt alle Kiesel mit fort, in schnellem Lauf rauscht es dahin auf dem abschüssigen Boden und kommt noch dem Führer zuvor."

Am meisten wird unter den Bäumen die Olive, der Oelbaum,



cultivirt worden sein. Doch scheint man noch nicht erkannt zu haben, daß der Oelbaum in trockenem leichtem Boden, wie der von Attika war, bessere Früchte trägt, als in feuchtem und fruchtbarerem Lande, obgleich der Baum selbst hier ein schöneres Aussehen hat. „Wie den schönen kraftvoll wachsenden Sproß des Oelbaums ein Mann nährt am einsamen Ort, wo Wasser genug hervorquillt; ihn bewegt der Hauch aller Winde, und voll ist er von weißer Blüthe."

Ueber die Zeiten der verschiedenen Feldarbeiten finden wir bei Homer nichts. Dagegen liefert der etwa hundert Jahre nach ihm lebende Hesiod in seinen „Werken und Tagen" dem Landmann so zu sagen einen Arbeitskalender für das ganze Jahr. Er selbst war ein Bauersmann in geringen Verhältnissen, wohnhaft zu Askra in Böotien am Helikon, wohin sein Vater aus dem kleinasiatischen Kyme ausgewandert war. Bei der Theilung des väterlichen Erbes war Hesiod von seinem Bruder Perses, der die Richter bestochen hatte, übervortheilt worden, und als nun Perses nach Verschwendung seines Gutes eine neue Theilung forderte, verfaßte Hesiod das oben genannte Gedicht, in welchem er den Bruder ermahnt, nicht durch Unrecht, sondern durch Arbeit sich Vermögen zu erwerben, und ihm über Haushalt, Ackerbau, Schifffahrt und dergl. ökonomische Lehren gibt. Die hesiodischen Vorschriften haben also einen Bauersmann von geringen Verhältnissen im Auge und beziehen sich auf seine eigene Heimat, das böotische Land; sie sind, wie er selbst sagt, nicht für die höher gelegenen Gebirgsgegenden bestimmt, sondern für die Ebenen, Thäler und Meeresküsten, welche um den Helikon herumliegen. Sie können daher, weil die griechischen Landschaften an Klima und Bodenbeschaffenheit so sehr verschieden sind, nicht allgemeine Geltung für das ganze von den Griechen besetzte Land beanspruchen.

Zuerst spricht Hesiod von den Erfordernissen, die der Landmann zu seiner Wirthschaft nöthig hat. Er muß zunächst sich für ein Haus

sorgen und ein Eheweib, das ihn in der Wirthschaft unterstützt, und für Pflugochsen. Ferner muß er sich einen Lohnarbeiter dingen, der keinen eignen Hausstand hat, denn ein solcher wird ihm treu dienen, und eine Lohnarbeiterin ohne Kind. Auch darf ein guter Hund nicht fehlen zum Schutz gegen nächtliche Diebe. Dann müssen alle nöthigen Geräthe für die Landwirthschaft mit Sorgfalt beschafft werden, damit jede Arbeit zu rechter Zeit gethan werden kann. Das Holz zu den Geräthen ist im Herbst vor der Saatzeit zu hauen, da es zu dieser Zeit am gesundesten ist; die Herstellung der Geräthschaften aber mag während des Winters vorgenommen werden, wo die Arbeiten im Felde ruhn. Von den Geräthen werden genannt zwei Pflüge, ein zusammengesetzter und ein einfacher, Mörser und Mörserkeule zur Bereitung des Mehles, ein Wagen. Die Achse des aus gar vielen Stücken bestehenden Wagens muß sieben Fuß haben; ist das Holz acht Fuß lang, so fällt wohl noch ein Stück für einen Schlägel ab.

Zur Zeit des Frühuntergangs der Plejaden (Anfang November) ertönt aus hoher Luft die Stimme des wandernden Kranichs und mahnet den Landmann zum Pflügen und Säen, bevor der regnichte Winter naht. Dann müssen die Rinder, welche bisher im Freien auf den Matten des Helikon weideten, heruntergetrieben und in den Pferchen oder Ställen zum Pflügen bereit gehalten werden. Ein Paar neunjährige Ochsen sind die besten zum Pflügen, sie sind voll unverwüstlicher Kraft und werden nicht jugendlich wetteifernd in der Furche den Pflug zerbrechen. In aller Frühe mußt du aufstehen und mit deinen Knechten hinauseilen zur Bestellung des Ackers; doch bevor du die Sterze in die Hand nimmst und den Stachel gegen den Rücken der Stiere ausstreckest, bete zu dem unterirdischen Zeus und zu Demeter um Gedeihen deines Werkes. Pflügst du nicht selbst, so nimm dazu von deinen Knechten einen vierzigjährigen Mann; der wird seinen Sinn nur auf das Geschäft richten und nicht nach den Jugendgenossen umhergaffen; er führt gerad die Furche hinaus und versteht gut und gleichmäßig zu säen. Dem

Säenden soll ein kleiner Junge mit dem Karst in der Hand folgen und den Samen einscharren, damit die Vögel ihn nicht fressen.

Säest du in der angegebenen Zeit, so erhältst du eine reiche Ernte, wofern Zeus eine gute Witterung und guten Erfolg gibt. Wenn du aber zu spät säest, um die Wintersonnenwende, dann wird die Ernte schlecht, dann hältst du die Ernte sitzend und trägst den Ertrag im Korbe nach Haus. Doch bleibt auch für einen solchen zaudernden Spätling noch einige Hoffnung, aber nur durch die Gunst des Zeus, der noch manchmal es durch die Witterung gut füget. Nämlich zu der Zeit, wo im Frühjahr zum ersten Mal der Kukuk in den Blättern der Eiche zur Freude der Menschen Kukuk ruft, regnet bisweilen Zeus drei Tage lang in Einem fort, so daß das Wasser die Spur des Stierhufes bis oben füllt, ohne daß es jedoch überfließt; kommt dieser Regen, so kann auch die Ernte des Zauderers noch gut werden.

In der bald nach der Saat eintretenden Winterzeit, wo im Felde nichts mehr zu schaffen ist, muß der Landmann sich vor verderblichem Müßiggang hüten; er soll die Schmiede meiden und die Volksherberge (Lesche), wo die Müßiggänger zum Schwatzen zusammenkommen, und lieber zu Hause seine Zeit nützlich verwenden zur Verfertigung von allerlei Ackergeräthen und von warmen Kleidungsstücken, damit er durch den Monat Lenaion (Mitte Januar — Mitte Februar), den kältesten und schlimmsten der Wintermonate, ohne Gefahr hindurchkommt. Denn dann bedeckt eisiger Reif das Gefilde, der Nordwind entwurzelt die höchsten Bäume und die Thiere des Waldes fliehen schauernd, die Schwänze an die Bäuche geschmiegt, feuchte Winternebel steigen am Morgen aus der Ebene auf und fallen gegen Abend wieder in dichtem Regen zur Erde.

Sechzig Tage nach der Wintersonnenwende, gegen Ende Februar, ist der helle Glanz des Arkturus am Abendhimmel das erste Zeichen des nahenden Frühlings. Bald kommt die Schwalbe, die liebe Botin des Lenzes; aber die Thätigkeit des Landmanns muß ihr

zuvorkommen, er muß vorher schon die Reben beschneiden und die Weinberge umgraben. Wenn darauf die Hitze zunimmt, so daß die Schnecke auf Büschen und Stauden Schutz suchen muß, mit dem Frühaufgang der Plejaden in der Mitte des Mais, dann kommt die Zeit der Getreideernte, dann schärfe die Sichel und treibe die Knechte zur Arbeit. Früh mit der Morgendämmerung, mit dem Krähen des Hahns mußt du ans Werk gehen; denn die Hitze während des Tages ist groß, und wer mit der Morgendämmerung aufsteht, hat bei Tagesanbruch schon den dritten Theil der Arbeit gethan.

Bald nach der Ernte kommt die heißeste Jahreszeit. Unter der Gluth der Sonne sind die zarten Blumen verwelkt, verstummet das Lied der Vögel; nur die rauhe Distel blühet noch, und statt der Vögel singt die Cicade im welken Laub der Bäume. Des Menschen Kraft ist durch die Hitze gelähmt. Da mag der Landmann nach vollbrachter Ernte der Ruhe pflegen; er suche den Schatten unter dem Fels und erfreue sein Herz und stärke den Leib an süßem Wein, an Brot und Ziegenmilch und Fleisch vom jungen Rinde. Die Knechte und die Rinder haben noch eine Zeitlang zu schaffen. Es wird gedroschen und geworfelt und die Frucht in die Fässer eingemessen; dann muß noch Heu und Spreu hereingeschafft werden, um Rinder und Maulthiere das Jahr hindurch zu verköstigen. Ist das Alles geschehen, so mögen auch der Knecht und der Stier ruhen.

Mit dem Frühaufgang des Arkturus am 18. September soll die Weinlese beginnen und sechzehn Tage nach dieser das Keltern. Zu erwähnen ist noch, daß der böotische Bauer auch oft noch Schifffahrt trieb, um die Produkte seines Fleißes selbst in den Handel zu bringen. Doch mag Hesiod von der gefährlichen Meerfahrt nichts wissen.

Schifffahrt und Handel.

Der Dichter der Ilias und Odyssee zeigt eine lebendige Freude an der See und dem Seeleben; er ist ein echter Jonier, ein Sohn des Stammes, der bei seiner leichten Erregbarkeit und seinem empfänglichen, auf die Außenwelt gerichteten Sinn schon früh mehr als alle andern Hellenen dem freien fröhlichen Leben zur See sich zugewandt hat. Schon vor den großen Wanderungen hatten die Jonier vorzugsweise ihren Wohnsitz am Meer, in Euböa, an der Küste des saronischen und korinthischen Busens, auf den Inseln des noch heute nach ihnen benannten jonischen Meeres, wo Odysseus herrschte, der viel umhergetriebene kluge und gewandte Held der Odyssee, der, ein Meister im Schiffbau und am Steuer, in alle Verhältnisse sich zu finden, aus allen Gefahren sich zu retten wußte — der echte Typus eines jonischen Mannes. Nachdem sie auf den Inseln des ägäischen Meeres und an der asiatischen Küste eine neue Heimat gefunden, da erwachte auf dem schönen Inselmeer, an dem sie ihre Städte erbaut hatten, ein frisches reges Leben; neben dem Ackerbau und der Landwirthschaft, auf welche das Leben noch immer vornehmlich gegründet war, blühte die Gewerbthätigkeit auf, und die schwarzen Meeresrosse durchflogen die blaue Fluth nach allen Richtungen, um den Verkehr zu vermitteln, um die mannigfaltigen Produkte der Landwirthschaft und die Erzeugnisse des Gewerbfleißes zum Austausch von Ort zu Ort zu bringen.

Der Gegenstand der homerischen Gesänge sind Ereignisse altvergangener Zeiten, in welchen die Jonier noch nicht ihre neuen Wohnsitze bezogen hatten; der Dichter konnte daher das Seeleben, wie er es mit eigenen Augen sah, nicht in seiner vollen Ausdehnung schildern. In seinen Gemälden tummeln sich noch keine jonischen und äolischen Schiffer und Handelsleute auf dem ägäischen Meer, als Handelsleute werden blos die Lemnier, die Taphier, die Phöniker erwähnt, Orchomenos in Böotien ist eine reiche Kaufmannsstadt, wo die Fremden zusammenströmen; aber die Schifffahrt wird doch

als eine allgemein verbreitete angesehen; und sie mußte es wohl sein bei der Eigenthümlichkeit des griechischen Landes, bei den zahlreichen Inseln und der vielgegliederten Küste des Festlandes. Darum haben auch die mehr als tausend Schiffe, auf welchen die Griechen gen Troja gefahren sein sollen, nichts besonders Auffälliges. Will nun auch Homer die einfacheren, weniger entwickelten Zustände der Vorzeit seinen Zuhörern vorführen, so hängt er doch in seinen auf das Seewesen bezüglichen Anschauungen vielfach von der Gegenwart ab; aus der Gegenwart ist genommen, was sich über die Einrichtung der Schiffe und die Art und Weise der Schifffahrt und des Handels bei ihm findet, das Terrain, auf welchem sich seine Seefahrer bewegen, ist die Welt, wie sie ihm und seiner Zeit bekannt ist.

In der Länder- und Völkerkunde ist der Gesichtskreis des Homer noch ziemlich beschränkt. Genau bekannt ist ihm das ägäische Meer mit seinen Küsten, Inseln und Vorgebirgen. Im Westen jenseits des europäischen Griechenlands kennt er außer dem Inselreich des Odysseus noch die Inseln an der epirotischen Küste, auch werden Sicilien und die Sikuler genannt; aber was weiter gen Westen liegt, ist eine phantastische Wunderwelt, in welcher der unglückliche Odysseus seine märchenhaften Abenteuer erlebt. Von Italien weiß der Dichter nichts. Nördlich vom ägäischen Meere werden die Thraker und einige Ströme Thrakiens und darüber hinaus die Rossemelker oder die Skythen erwähnt; vom schwarzen Meer findet sich keine Kunde. Oestlich im asiatischen Binnenland hat Homer nur von den Phrygern einige Kenntniß; im Südosten kennt er die Insel Kypros, Phönikien und die Stadt Sidon, den Strom Aigyptos oder den Nil und die Hauptstadt Aegyptens, das hundertthorige Theben, sowie die Insel Pharos. Diese östlichsten Länder am Mittelmeer gelten dem Homer als sehr weit entlegen, und seine Kenntniß davon ist höchst ungenau; doch sind die Worte des Nestor, daß aus jenen Gegenden, in welchen Menelaos mit seinen Schiffen acht Jahre umherirrte, ein Vogel nicht in einem Jahre nach Griechenland herüberfliegen könnte, nicht wörtlich zu nehmen. Jene Völker

des Ostens waren sehr verschieden von den unholden Völkern, zu denen im Westen Odysseus kam; sie hatten eine weit vorgeschrittene Cultur und erwiesen sich dem Menelaos äußerst gastfreundlich.

Als Kalypso von den olympischen Göttern den Befehl erhielt, den Odysseus ziehen zu lassen, und ihn aufforderte, sich ein Schiff zu bauen, gab sie ihm eine große Doppelaxt und ein Beil und führte ihn an ein entlegenes Ufer der Insel, wo große Bäume standen, Erlen und Pappeln und himmelhohe Tannen, schon längst verdorrt und trocken, so daß sie leicht schwammen. Davon hieb er mit der Axt zwanzig Stämme um, schlichtete sie mit dem Beil und hieb sie gerade nach der Richtschnur. Unterdessen hatte ihm Kalypso einen Bohrer geholt; damit bohrte er die Balken und fügte sie genau zusammen. Dann verband er das Fahrzeug mit Pflöcken und Klammern. So groß als ein Zimmermann den Boden eines geräumigen Lastschiffes anlegt, so groß baute Odysseus das breite Fahrzeug. Ueber den Schiffsrippen im Vorder- und Hintertheil machte er durch zusammengefügte Querbalken Verdecke und dann umkleidete er den ganzen Rumpf mit langen auf die Rippen genagelten Planken. Im Innern stellte er den Mast auf mit der daran befestigten Segelstange und machte das Steuerruder zum Lenken des Fahrzeugs. Hierauf überzog er inwendig die Wände ringsum mit Weidengeflechten und füllte den untersten Raum mit Ballast. Zuletzt machte er ein Segel aus Leinwand und die Taue zum Aufspannen, Einreffen und Drehen des Segels. Nach vier Tagen hatte er das Fahrzeug vollendet und schob es auf Walzen ins Meer. Am fünften Tage fuhr er in die weite See, von der Nymhpe mit Wein und Wasser und Speise wohl versehen. Freudig spannte er das Segel dem Winde aus und lenkte, am Steuer sitzend, kunstverständig sein Schiff durch die Fluth. Kein Schlaf sank auf seine Augenlider, denn er schaute unverwandt nach den Plejaden, dem Bootes und der Bärin. Kalypso hatte ihn geheißen, diese Gestirne stets zur Linken zu behalten. (Od. 5, 234 ff.)

Dieses Fahrzeug des Odysseus war im Ganzen gebaut wie auch sonst die Schiffe in homerischer Zeit, nur hatte es keine Ruder. Der Rumpf der Schiffe war so construirt, daß nach der ganzen Länge des Fahrzeugs unten zuerst der eigentliche Kiel oder Schiffsboden lag und über demselben ein zweiter Balken, der sich vorn aufkrümmte, der Kielbalken. Aus den Seiten desselben erstreckten sich die Rippen, die am Vorder- und Hintertheil länger, in der Mitte kürzer waren. Sie wurden innerhalb mit Langbalken, außerhalb mit Brettern, der eigentlichen Umwandung, belegt. Vorder- und Hintertheil mit überragenden Schnäbeln waren mit einem Verdeck versehen. Den mittleren Raum zwischen diesen nahmen die Ruderbänke ein, Querbalken, welche zugleich die Seitenwände in Spannung erhielten. Nach vorn endigte das Schiff in einer scharf zugespitzten Schneide, hinterwärts, am Steuerruder, war es mehr gerundet und höher. Der Mast war mit seinem unteren Ende in einen Querbalken eingelassen, der auf dem Kielbalken lag, und ging weiter oben durch einen andern Querbalken hindurch; er konnte in einen Behälter niedergelassen werden. Die Taue für Mast und Segel waren aus Rindsleder geschnitten oder aus Byblos geflochten. Die Ruder, wie das Steuer aus dem Blatt, der Stange und dem Griff bestehend, hingen, wie auf unseren Schaluppen in Riemenschlingen, welche um einen in der oberen Schiffsrippe befindlichen Pflock befestigt waren, so daß sie bei der Bewegung festhingen und bequem zu handhaben waren. Ueber die Zahl der Ruder ist nichts Bestimmtes anzugeben; einmal wird ein Schiff von zwanzig Rudern erwähnt. Statt der späteren Anker hatte man Ankersteine, die an Tauen vom Vordertheil ins Meer ausgeworfen wurden, während man das Hintertheil durch Taue am Land anband, an einen Baum oder einen Felszack oder in den Häfen auch in einen durchlöcherten Stein. An guten Landungsplätzen ließ man ohne Weiteres die Vordertheile auf das flache Ufer auflaufen. Wenn man mit dem Schiff längere Zeit an einem Orte verweilte, so ward es ganz ans Land gezogen. Die gegen Troja ausziehenden

Schiffe trugen eine Mannschaft von je fünfzig bis einhundertzwanzig Mann.

Da wird gegen Abend im Hafen von Ithaka ein Schiff zur Fahrt in das Meer gezogen und mit dem nöthigen Takelwerk versehen; es ist das beste im ganzen Hafen. Allmählich kommen zwanzig rüstige Jünglinge aus der Stadt heran und setzen sich an die Ruder, sie wollen den Königssohn Telemachos nach Pylos fahren. Jetzt kommt auch Telemach selbst, begleitet von Mentor, dem Freund seiner Familie; er fordert sie auf, mit ihm die Reisekost in seinem Hause zu holen, Schläuche mit Gerstenkraupen gefüllt und zwölf Krüge mit Wein. Als Alles im Schiffe war und Telemachos sich mit seinem väterlichen Freunde auf das Verdeck des Hintertheiles gesetzt hatte, lösten die Jünglinge das Tau, mit dem das Hintertheil ans Ufer gebunden war, stiegen ein und setzten sich auf die Ruderbänke. Doch des Ruderns bedurfte es heute nicht; man hatte einen guten Fahrwind. Deswegen richteten sie den Mast in dem Querbalken auf, banden ihn fest mit den Tauen und hißten das Segel auf. Mit frischem Wehen sauset der Wind über die dunkele Fluth mitten ins Segel, und das beschwingte Schiff fliegt lustig dahin; laut braust um den Kiel die schäumende Woge. Nachdem sie hierauf durch das Schiff hin das Takelwerk befestigt, die Schoten und Brassen festgesetzt, stellten sie Mischbecher voll Wein auf und tranken die ganze Nacht, während das schwarze Schiff rüstig die feuchten Pfade durchlief. Mit dem Aufgang der Sonne hatte es sein Ziel erreicht, das Ufer von Pylos; die Mannschaft zog das Segelwerk ein, legte das Schiff vor Anker und trat ans Land. (Od. 2, 383 ff.)

Nicht immer gelangt ein Fahrzeug, wie das des Telemach, so sicher zum Ziel. Mancher Schiffer wird, während er eben um das scharfe Cap biegt, von dem Wind und der Strömung von seinem Pfade abgetrieben ins weite unbekannte Meer, von wo er vielleicht erst nach Jahren wieder nach Hause kehrt. — Im offenen Meere fern der Heimat trifft ihn der Sturm. Düstere Wolken umziehen den

Himmel, und Dunkel lagert sich auf die aufgeregte Meeresfluth; da kommt der Orkan mit tobender Gewalt und wälzt vor sich her unermeßliche Wogen. Die Schiffer zittern, sie glauben die letzte Stunde nah. Da stürzt von des Sturmes Wuth krachend der Mast, er fällt dem Steuermann auf's Haupt und zerschmettert ihm alle Knochen; wie ein Taucher schießt er entseelt hinab in die Fluth. Ein Blitz unter donnerndem Schlag fällt in das Schiff, daß es zerberstet. Die Schiffer stürzen ins Meer und wogen auf und nieder wie schwimmende Meerkrähen, bis sie versinken. Nur Einer — es ist der Herr des Schiffes — entgeht dem Verderben. Er erfaßt eine Schiffstrümmer, und nachdem er lange hierhin und dorthin von den Wogen getrieben ward, gelangt er an ein rettendes Ufer. In welches Land ist er gekommen? Kam er zu einem Volk von wilden übermüthigen Frevlern oder zu gerechten Menschen, die gottesfürchtig Gastlichkeit üben und ihm die Heimkehr bereiten werden? Endlich nach langer Gefahr gelangt er zur Heimat, ein unerkannter Bettler; aber seiner Gefährten weißes Gebein modert irgendwo fern auf sandigem Ufer im Regen, oder die Woge wälzt es im Meer.

Als Telemachos mit seinen Leuten an der Küste von Pylos landete, fragte sie der alte Nestor ganz arglos: „Fahrt ihr nach irgend einem Geschäft aus, oder seid ihr Seeräuber, die, das eigene Leben auf's Spiel setzend, umherschweifen, um andern Menschen Unglück zu bringen?" Dasselbe fragte Polyphem den Odysseus. Mit Bezug auf diese Stellen sagt Thukydides (1, 5): „Sowohl die Hellenen als die Barbaren, welche die Küsten des Festlandes oder die Inseln bewohnten, wandten sich vor Alters, als sie erst angefangen hatten mit ihren Schiffen weiter zu einander zu verkehren, zur Seeräuberei, wobei die Mächtigeren sowohl des eigenen Gewinnes halber, als auch zum Erwerb des Unterhaltes für die Unbegüterten ihre Anführer waren. Sie überfielen und plünderten unbefestigte Städte und offene Wohnplätze und verschafften sich auf diese Weise ihren meisten Unterhalt, ohne daß ein solches Treiben Schande brachte; vielmehr brachte es einigen Ruhm. Dies beweisen auch

jetzt noch einige Bewohner des Festlandes, bei denen es als ehrenhaft gilt, jenes mit Geschick zu treiben, sowie die alten Dichter, bei denen die Landenden überall gefragt werden, ob sie Seeräuber wären, in der Voraussetzung, daß die Befragten dies Gewerbe nicht für entehrend halten, noch die Fragenden es ihnen zum Vorwurf machen." Solche Raubzüge waren eine Art Krieg, welcher gegen jedes Volk erlaubt war, mit welchem man nicht gerade in Freundschaft stand. Odysseus hatte vor seinem Zug gegen Troja öfter solche räuberische Einfälle in fremdes Land gemacht und sich Sklaven zusammengeraubt, und nach seiner Rückkehr hofft er auf diese Weise seine von den Freiern geleerten Viehställe bald wieder zu füllen und den Bestand seiner Sklaven zu mehren. Aber der Ithakesier Eupeithes, der Vater des Freiers Antinoos, welcher sich mit den Taphiern zu einem Raubzuge gegen die mit den Ithakesiern befreundeten Thesproter verbunden hatte, wäre von den erzürnten Ithakesiern beinahe getödtet worden; Odysseus schützte ihn noch und beruhigte das Volk. Diese kühnen, dem Krieg ähnlichen Raubzüge hatten nichts Schimpfliches und Entehrendes und wurden wohl geschieden von der diebischen Küstenräuberei, welche sich die Kauffahrer gegen einzelne wehrlose Menschen erlaubten.

Ein treffliches Bild von dem Seeräuberleben jener Zeit enthält die Erzählung des Odysseus, in der er sich bei dem Sauhirten Eumaios für einen abenteuernden kretischen Seeräuber ausgibt. „Ich bin", so erzählt er, „ein Kreter von Geburt, der Sohn eines reichen Mannes. Der hatte viele Söhne von seiner ehelichen Gattin; ich aber war von einem Kebsweibe geboren, doch hielt er mich werth gleich seinen rechtmäßigen Kindern. Als er starb und die erbberechtigten Söhne sein Besitzthum durch's Loos vertheilten, gaben sie mir nur gar Weniges von dem Gut und ein Haus. Aber ich heirathete ein Weib von reichen Eltern vermöge meiner Tüchtigkeit; denn ich war redlich und tapferen Muthes. Wenn es galt, einen Hinterhalt zu legen, war ich immer der Erste, der gegen den Feind ansprang, und jedesmal erlegte ich sicher mit der Lanze meinen

Mann. So war ich im Krieg. Feldarbeit und friedliches Walten im Haus liebte ich nicht, wohlberuderte Schiffe, Kriegsgetümmel, glatte Speere und Pfeile waren meine Freude. Bevor die Achäer nach Ilion zogen, machte ich neunmal zur See Raubzüge in fremdes Land an der Spitze verbündeter Männer, und ich gewann gar vieles Gut. Davon wählte ich mir zuerst als Ehrentheil aus, was mir gefiel, und dann looste ich noch mit bei der Vertheilung des Uebrigen. So ward mein Haus schnell reich, und ich ward hoch angesehen unter den Kretern. Darauf zog ich als Anführer neben Idomeneus nach Troja, das wir in zehn Jahren nahmen. Ich kam glücklich nach Hause; aber kaum hatte ich mich einen Monat lang erfreut an Weib und Kindern und meinem Gute, so trieb mich der abenteuernde Muth wieder fort. Ich rüstete neun Schiffe aus mit meinen Freunden, um nach Aegypten zu fahren. Sechs Tage lang bewirthete ich meine lieben Genossen und am siebenten gingen wir zu Schiff. Nach fünftägiger glücklicher Fahrt landeten wir in dem Strom Aigyptos. Ich befahl meinen Genossen bei den Schiffen am Strom zu bleiben und sie zu hüten, und sandte dann Späher auf die Warten des Landes; doch die Leute ließen sich von ihrem Uebermuth hinreißen, daß sie die Aecker der Aegyptier plünderten, Weiber und Kinder fortführten und die Männer erschlugen. Schnell kam die Kunde davon in die Stadt, und mit dem frühen Morgen füllte sich das ganze Gefilde mit Fußvolk und Reiterei. Meine Leute flohen; viele wurden erschlagen, viele wurden gefangen fortgeführt, um Zwangsarbeit zu thun. Mir selbst gab Zeus den Gedanken ein, daß ich Helm und Schild und Lanze von mir warf, zu des Königs Wagen eilte und seine Knie umfassend um Gnade flehte. Der König gewährte mir Rettung; er nahm mich in seinen Wagen und führte mich nach seinem Hause. Unterwegs stürzten zwar öfter noch Männer voll Zorn mit den Lanzen gegen mich heran, um mich zu tödten; aber der König schützte mich, aus Scheu vor Zeus, dem Horte der Fremdlinge. — Sieben Jahre blieb ich in Aegypten und sammelte mir Güter unter dem Volke; im achten verleitete mich ein Phöni-

kier, ein im Trug gewandter Gauner, durch allerlei schöne Verheißungen, mit ihm nach Phönikien zu gehen, wo ihm sein Haus und seine Besitzungen lagen. Dort verweilte ich, bis das Jahr um war. Dann nahm er mich mit in seinem Schiffe nach Libyen, unter dem Vorwand, daß ich ihn bei seinem Geschäft unterstützte, in Wahrheit aber, um mich für einen guten Preis zu verkaufen. Nachdem wir zwischen Libyen und Kreta hingefahren waren, überfiel uns mitten im Meer ein schrecklicher Sturm, in welchem das Schiff mit der ganzen Mannschaft zu Grunde ging; nur ich rettete mich auf den Maste und ward in der zehnten Nacht an das Land der Thesproter getrieben. Dort lag ich starr vor Frost und Ermüdung. Da kam der Sohn des Königs Pheidon und hob mich auf und brachte mich in das Haus seines Vaters. Der König pflegte mich als seinen Gast und sandte mich dann auf einem thesprotischen Schiffe nach Dulichion zu dem König Akastos. Aber die Schiffer sannen unterwegs mir Böses; sie gedachten mich als Sklaven zu verkaufen, entrissen mir meine schönen Kleider und hängten mir diese Lumpen um. Als sie des Abends an Ithaka landeten, banden sie mich im Schiffe fest und stiegen selbst ans Land, um sich die Abendmahlzeit zu bereiten. Ich aber zerriß meine Fesseln, glitt leise am Steuerruder hinab und rettete mich ans Ufer, wo ich mich im Gebüsche verbarg. Jene suchten lange, doch da sie mich nicht fänden, fuhren sie ab. So bin ich nach Ithaka gekommen, ein alter Bettler in Lumpen, aber an dem Stumpfe noch siehst du, wie kräftig der Baum einst war." (Od. 14, 199 ff.)

Der Handel der heroischen Zeit war im Wesentlichen noch Tauschhandel. Mentes, der König der Taphier, welche an der Küste und auf den Inseln Akarnaniens wohnten, fuhr nach Kypros, um Kupfer gegen Eisen einzutauschen; den Griechen vor Troja wurde von Schiffern des Königs von Lemnos, Euneos, eines Sohns des Jason, Wein zugebracht, und sie gaben dagegen Erz und Eisen, Stierhäute, lebende Rinder, Kriegsgefangene. Auch in Thrakien, wo die achäischen Schiffe täglich Wein holten, wird mit denselben

Dingen gezahlt worden sein. Der gewöhnliche Werthmesser für die Waaren war das Rind. Ein schönes Becken wird ein Rind geschätzt, ein in allerlei Arbeit geschicktes Weib vier Rinder, ein kostbarer Dreifuß zwölf; die brave Amme Eurykleia kaufte Laertes für zwanzig Rinder; der Kaufpreis eines Gefangenen wird auf hundert Rinder angegeben. Die goldene Rüstung des Lykiers Glaukos, die er mit der ehernen des Diomedes, seines Gastfreundes, vertauschte, war hundert, die andre nur neun Rinder werth. Der Seeverkehr machte einen bequemeren Werthmesser nöthig; man fand ihn in den Metallen, namentlich im Gold, dem werthvollsten Metall, dessen Werth, wie aus der oben erwähnten Vergleichung der beiden Rüstungen zu schließen ist, sich zum Erze verhielt wie hundert zu neun. Geprägtes Geld war noch nicht vorhanden, man wägte das Geld einander ab. Ein Talent Goldes aber war nur ein kleines Gewicht. Von Silber ist wenig die Rede.

Außer den oben genannten Lemniern und Taphiern, welche kaum für eigentliche Hellenen angesehen werden können, erwähnt Homer als seefahrende Kaufleute nur noch die Phönikier; die Kreter werden nicht als Kaufleute, sondern als kühne Schiffer und Küstenräuber genannt. Die Phönikier hatten in ältesten Zeiten feste Handelsstationen im ägäischen Meere besessen; in der von Homer geschilderten Zeit aber sind diese Stationen verschwunden, und sie kommen nur noch mit einzelnen Schiffen in die griechischen Gewässer, um vorübergehend Handel zu treiben. Die meisten Prachtgeräthe, welche von Homer erwähnt werden, wie silberne Mischbecher, silberne Körbchen, kunstvolle Dreifüße, prächtige Panzer aus Stahl, Gold und Zinn, ferner schöne Prachtgewänder, stammten aus den Culturländern des Ostens, aus Aegypten und Phönikien, waren von sidonischen Männern und Frauen gefertigt. Die phönikischen Kaufleute brachten solche kostbaren Dinge, aber auch Erz, Gold, geschmiedetes Eisen, Seile aus ägyptischem Byblos und andere Waaren nach den Westländern und boten sie in den Häfen feil. Wenn sie irgendwo gelandet waren, so legten sie an dem Ufer und

auf dem Schiffe ihre Waaren aus und eröffneten einen Markt. Sie blieben Wochen und Monate lang, bis sie das Meiste verkauft und ihr Schiff mit mancherlei Gütern gefüllt hatten. Aber diesen phönikischen Händlern gegenüber mußte man auf der Hut sein. Sie heißen Gauner und betrügerisches Volk und mögen bei ihrem Handel vielfachen Trug geübt haben. Doch das war's nicht allein, wodurch sie gefährlich waren; wo sich Gelegenheit bot, trieben sie auch Raub und Dieberei, sie raubten die Menschen auf dem Felde, sie lockten neugierige Mädchen auf ihr Schiff und führten sie fort, um sie zu verkaufen.

Einst legten phönikische Kaufleute sich an der Insel Syria vor Anker und eröffneten einen Markt mit allerlei schönen Luxusartikeln. Im Hause des Königs war eine phönikische Magd, die Tochter eines reichen Mannes aus Sidon, welche von taphischen Seeräubern, als sie vom Felde kam, geraubt und hierher verkauft worden war. Diese machte mit ihren Landsleuten Bekanntschaft und erhielt von ihnen die eidliche Zusage, daß sie sie in ihre Heimat zurückbringen wollten, wogegen sie versprach, ihnen als Lohn so viel Gold, als sie bekommen könnte, und zugleich den kleinen Sohn ihres Herrn, der ihrer Pflege und Aufsicht übergeben war, in die Hände zu liefern. Das ganze Jahr lang blieben die Kaufleute im Hafen, und als endlich das Schiff ihnen zur Rückkehr hinlänglich befrachtet war, schickten sie dem Weib einen Boten. Es kam ein listiger Mann in den Königspalast mit einem Busengeschmeide aus Gold und Elektron, und während die Königin und die Mägde das Kleinod betrachteten und um den Preis handelten, gab er der Phönikierin heimlich einen Wink. Sobald er verkauft hatte, eilte er zum Schiffe zurück; die Magd aber nahm, als es Abend ward, den kleinen Königssohn an die Hand und verließ das Haus, indem sie noch drei goldene Becher im Vorhause wegnahm und in den Busen steckte. Die Phönikier nahmen das Weib und das Kind auf ihr Schiff und fuhren davon. Am siebenten Tage der Fahrt starb das Weib und ward über Bord geworfen, den Fischen zum Fraß; das arme Kind

blieb allein unter den fremden Männern. Diese landeten bald darauf an der Insel Ithaka, wo der König Laertes den Knaben kaufte. Die Königin zog ihn auf, und er wurde der treuste Diener des Hauses; es war der uns bekannte Sauhirt Eumaios. (Od. 15, 403 ff.)

Solche Leute, die mit einem Schiff des Handels wegen umherzogen, waren öfter zu einer Handelsgesellschaft vereinigt unter einem Oberhaupt und Führer, der vorzugsweise für die Interessen der Gesellschaft zu sorgen, aber dann auch wohl einen größeren Antheil am Gewinn zu beanspruchen hatte. In besonderem Ansehen standen diese Kaufleute nicht im Vergleich zu Männern, die sich auf die Handhabung der Waffen verstanden.

Wir lassen noch die Vorschriften des Hesiod über die Schifffahrt folgen. Im Frühling, wenn in der Spitze des Feigenbaums die Blätter so weit, als die Fußspur einer Krähe groß ist, zum Vorschein gekommen sind, ist die Meeresbahn zugänglich, und wiederum fünfzig Tage nach der Sonnenwende, wenn der arbeitsvolle Sommer zu Ende geht. Dann ist die Luft rein und entschieden, und das Meer ist ohne Gefahr, dann ziehe, den Winden vertrauend, dein Schiff in die Fluth und befrachte es; aber eile, daß du bald wieder nach Hause kommst, ehe der herbstliche Sturm das Meer aufwühlt. Sobald die Plejaden sich ins Meer senken (Anfang November) und die Stürme zu wüthen beginnen, dann halte das Schiff nicht mehr in der finsteren Brandung, sondern denke lieber an den Anbau des Landes. Dann ziehe das Schiff ans trockene Gestade und befestige es ringsum mit Steinen, lüfte den Zapfen des Rumpfes, damit nicht der Platzregen hineinfault. Sämmtliche Takelwerke bringe in dein Haus, falte die Segel sorglich zusammen und hänge das Steuer über den Rauch des Herdes.

Der Krieg.

Nach den im vorigen Abschnitt angeführten Worten des Thukydides über den Seeraub fährt der Geschichtschreiber fort: „Auch auf dem Festland trieb man gegenseitig Räuberei; und bis heute haben noch manche Gegenden von Hellas Bewohner von der alten Lebensart, z. B. die ozolischen Lokrer, Aetolier und Akarnanen. Auch das Waffentragen haben die Einwohner dieser Gegenden aus der alten Raubzeit beibehalten." Kleine Fehden wegen streitiger Grenzgebiete, Raub= und Rachezüge, bei denen es besonders auf Wegtreiben des Viehs abgesehen war, mögen in jener kriegslustigen und beutesüchtigen Zeit zwischen Nachbarstämmen recht häufig gewesen sein, wie zwischen den Pyliern und den Epeern in Elis während der Jugendzeit des Nestor. Nachdem Herakles die Pylier niedergeworfen und sämmtliche Söhne des Königs Neleus bis auf Nestor, den jüngsten, erschlagen hatte, glaubten die Epeer die Schwäche der Pylier ausbeuten zu können, sie fielen häufig in das Land ein, trieben die Heerden weg und belagerten die Städte. Einst legten sie sich vor Thryoessa, die nördlichste Stadt der Pylier am Alpheios*), um sie zu vertilgen. Sobald die Nachricht hiervon nach Pylos kam, bewaffnete sich Alles noch in der Nacht, und die Männer mit den Streitwagen zogen sogleich aus. Unter diesen war auch der junge Nestor; sein Vater hatte ihm die Rosse vorenthalten, weil er noch zu jung sei und zu schwach zum Krieg, aber er war dennoch zu Fuß mitgegangen. Sie lagerten sich am Fluß Minyeios und erwarteten daselbst den Tag und das von allen Seiten zuströmende Fußvolk. Gegen Mittag zogen sie mit der gesammten Macht weiter und kamen zu dem Alpheios, wo sie opferten und ihre Abendmahlzeit einnahmen. Nachdem sie die Nacht über hier in den

*) Dieses Nestorlied (Il. 11, 707—761) ist sowie das nachher erwähnte (11, 670—707) erst später in die Ilias eingefügt. In demselben liegt das Pylos des Nestor in Triphylien, eine halbe Tagereise vom Alpheios, während es sonst in Ilias und Odyssee nach Messenien verlegt wird.

Waffen liegen geblieben, griffen sie am Morgen den Feind in dem Felde von Thryoessa an. Der junge Nestor war der Erste, der einen Mann mit dem Speer erlegte, den Mulios, einen Eidam des Epeerkönigs Augeias. Er stürzte vom Wagen, und Nestor schwang sich hinauf, und nun stürmte er unter den Vorderkämpfern so gewaltig in die durch den Sturz ihres Führers erschreckten Feinde, daß sie zerstreut davon flohen. Weithin durch das elische Land verfolgten sie die Fliehenden, mordend und die Rüstungen sammelnd; Nestor allein erbeutete fünfzig Wagen, und bei jedem Wagen lagen zwei Männer, die sein Speer in den Sand gestreckt. Bei Buprasion erschlug er den letzten Mann. Von da zogen sie siegreich nach Pylos zurück, den Zeus preisend unter den Göttern, unter den Männern den Nestor.

Ein andermal machte der junge Nestor einen Beutezug nach Elis, um die Epeer wegen wiederholten Rinderraubs gründlich zu bestrafen. Es kam zu einem Kampfe, in welchem Nestor den seine Rinder vertheidigenden Itomeneus niederstreckte und das von ihm angeführte Landvolk zerstreute. Nun ging es ans Plündern. Es wurden fortgetrieben fünfzig Rinderheerden und eben so viele Heerden von Schafen, Schweinen und Ziegen und hundertfünfzig Stuten mit vielen Fohlen. In der Nacht kamen sie mit der Beute in Pylos an, und Neleus freute sich, daß sein Sohn schon in so jugendlichem Alter einen so glücklichen Zug gemacht. Am folgenden Morgen ließ der König durch Herolde alle zusammenrufen, welchen die Epeer Vieh geraubt hatten. Die Aeltesten des Pyliervolks theilten die Beute unter sie aus, nachdem der König sich zuvor seinen Antheil ausgewählt hatte, eine Rinder- und eine Schafheerde, 300 Stück sammt den Hirten; denn er hatte von Elis viel Buße zu fordern. Der König Augeias hatte ihm vier Rosse sammt dem Wagen, die er zum Wettrennen dorthin geschickt, zurückbehalten.

Kriege von größeren Dimensionen, in denen es sich um die Zerstörung großer Städte und die Vernichtung ganzer Reiche handelte, waren die beiden thebanischen Kriege und besonders der

durch die homerischen Gesänge so berühmt gewordene trojanische Krieg. Dieser letztere bezweckte keine Eroberung, es war, wie bekannt, ein Rachekrieg wegen verletzten Gastrechts, wegen der Entführung der Helena und der geraubten Schätze des Menelaos. Fast alle Fürsten Griechenlands zogen — sei es freiwillig, sei es gezwungen — mit ihren Schaaren gen Troja aus, unter Anführung Agamemnons, des Herrschers von Mykenä, des mächtigsten unter den hellenischen Königen — über 100,000 Mann auf 1186 Schiffen*).

*) Wir wollen hier aufführen, was Thukydides (I, 9 ff.) von seinem historischen Standpunkte aus über den trojanischen Krieg sagt. „Agamemnon scheint mir nicht sowohl als Anführer von Helena's Freiern, die ein Schwur dem Tyndareos verpflichtete, sondern durch das Uebergewicht seiner Macht über seine Zeitgenossen jenen Seezug zu Stande gebracht zu haben. Da die von seinen Vorfahren Pelops und Atreus gegründete Macht auf ihn überging und er zugleich durch die Seemacht den Andern überlegen war, so brachte er, wie mir dünkt, nicht sowohl durch Gunst als durch Furcht das Heer zu jenem Zuge zusammen. Denn es findet sich, daß Agamemnon nicht allein selbst die größte Zahl Schiffe mit sich führte, sondern auch den Arkadern deren überließ, wie Homer bezeugt, wofern dieser ein tüchtiger Gewährsmann ist. Und da, wo er die Vererbung des Scepters beschreibt (Il. 2, 101 ff.), sagt er: „Vieler Inseln war er und des sämmtlichen Argos Gebieter.“ Wenn übrigens Mykenä eine kleine Stadt war und manche der damaligen Ortschaften jetzt für unbedeutend gilt, so ist dies kein entscheidender Beweis gegen die Annahme, daß jene Seeunternehmung so groß gewesen, als die Dichter angeben und die Sage behauptet; man darf mit Grund annehmen, daß jener Kriegszug größer als alle früheren war, jedoch den neueren nicht gleich kam. Denn wenn man auch in dieser Hinsicht Homers Gedichten einigen Glauben schenken darf, obwohl er als Dichter wahrscheinlich verschönernd ins Größere gemalt hat, so erscheint doch jenes Heer auch so noch minder bedeutend. Denn er zählt 1200 Schiffe, den böotischen gibt er 120 Mann, denen des Philoktetes fünfzig; womit er die größten und kleinsten andeuten will. Ferner gibt er zu verstehen, daß alle auf des Philoktetes Schiffen bewaffnete Ruderer und Streiter waren; denn die Ruderer macht er alle zu Bogenschützen. Die außerordentliche Bemannung aber war ohne Zweifel klein. Nimmt man also das Mittel zwischen den größten und kleinsten Schiffen, so zeigt sich, daß für eine gemeinsame Ausrüstung aus ganz Hellas das

Nachdem sie die Trojaner in ihre Stadt zurückgetrieben, zogen sie die Schiffe an den Strand und schlugen bei denselben an dem Busen zwischen den etwa 3/4 Meilen von einander gelegenen Vorgebirgen Rhoiteion und Sigeion ihr Lager auf, das gleich einer großen Stadt einen Markt mit Altären hatte zu Versammlungen und Gerichten. Ein Theil des Heeres benutzte wahrscheinlich die Schiffe als Aufenthalt, andre mögen unter einfachen Zelten gelagert haben; die Zelte der Fürsten dagegen waren starke und geräumige Blockhäuser. Das etwas näher beschriebene Zelt des Achilleus war aus Fichtenstämmen aufgebaut und mit Schilf bedeckt; ringsum zog sich ein mit dichten Pallisaden umgebener Hof mit einem starken Thor, dessen Querriegel kaum drei Männer vor- und zurückschieben konnten; nur Achilleus vermochte allein ihn vorzuschieben. Das Innere des Zeltes bestand aus mehreren Gemächern und umfaßte viele Menschen und Geräthe; vor dem Hauptgemach war, wie vor dem Männersaal der Königshäuser, eine Vorhalle, in welcher man den fremden Gästen ein Nachtlager bereitete. Um das ganze Lager zog sich ein Graben und ein Wall mit Pallisaden, Zinnen und Thürmen, an welchem während der Nacht die Wachen nicht fehlten. Diese Befestigung soll nach der Ilias in ihrer jetzigen Gestalt erst im zehnten Jahre des

vereinte Heer nicht groß war. Daran aber war nicht sowohl die geringe Bevölkerung als der Mangel an Geldmitteln Schuld. Wegen der Schwierigkeit der Unterhaltung nahm man ein minder großes Heer mit und nur so viel Mannschaft, als man bei dem Kriege in der dortigen Gegend erhalten zu können hoffte. Sie gebrauchten bei der Belagerung nicht ihre ganze Heeresmacht, sondern sie beschäftigten sich aus Mangel an Lebensmitteln mit Ackerbau auf dem thrakischen Chersones und mit Räuberei. Darum vermochten die Trojaner ihnen zehn Jahre zu widerstehen. Hätten die Hellenen den Krieg mit gesammter Macht führen können, so würden sie Troja in kürzester Frist genommen haben; aber wegen des Geldmangels war nicht allein ihre Macht vor dieser Zeit gering, sondern selbst diese Unternehmung, welche doch berühmter als alle früheren wurde, erscheint in der Wirklichkeit weniger bedeutend, als sie der Ruf darstellt und die Sage, die sich unter uns durch die Dichter darüber erhalten hat."

Kriegs erbaut worden sein; doch finden sich in dem Gedichte noch Spuren einer Erzählung, wonach das Lager schon gleich nach der Landung befestigt worden war. Die Stadt Troja lag noch beträchtlich entfernt von dem griechischen Lager.

Da die in die Stadt geschickte Gesandtschaft, welche die Rückgabe der Helena und der geraubten Schätze und eine Buße verlangen sollte, ohne Erfolg blieb, so begann der Ernst des Krieges, der die Vernichtung des Gegners zum Ziele hatte. Aber Troja war eine hochgelegene, stark befestigte Stadt, und von einer künstlichen Belagerung verstand die damalige Zeit nichts; sie beschränkte sich lediglich darauf, daß man dann und wann die Mauer an einer schwachen Stelle zu ersteigen oder die Thore zu zerbrechen versuchte. Darum zog sich der Krieg sehr in die Länge, zumal da die Griechen nicht Mannschaft genug hatten, um die Stadt von allen Seiten einzuschließen und durch Hunger zu bezwingen. Neun Jahre lang wurde das Land umher von den Griechen verheert und ausgeplündert und die kleineren trojanischen oder mit Troja verbündeten Städte, welche minder befestigt waren, eingenommen und zerstört; zu größeren Schlachten mit den Trojanern kam es nach dem Zeugniß der Ilias erst im zehnten Jahre.

Bevor wir die Heere zur Schlacht ausrücken lassen, wollen wir uns die Waffen und Waffengattungen betrachten. Eine Reiterei gab es damals noch nicht; die Massen der Heere fochten zu Fuß, während die Führer und Fürsten fast immer auf Streitwagen, die auch bei den Assyriern, Babyloniern und andern asiatischen Völkern in Gebrauch waren, in den Kampf gingen. Der Streitwagen ruhte auf Einer Achse und wurde gewöhnlich von zwei Pferden gezogen, denen bisweilen noch ein drittes Pferd als Reserve zur Seite ging. Der Wagenkorb hatte nach vorn eine gerundete Brüstung und war nach hinten offen, so daß man von dieser Seite bequem auf den Wagen springen konnte. Hinter der Brüstung standen zwei Männer, der Kämpfer und der Wagenlenker; dieser aber ist kein Diener des Kämpfers, sondern dessen Freund und Waffengefährte, und es

kommt häufig vor, daß beide die Rollen wechseln, daß jener die Lenkung des Wagens und der Andere den Kampf übernimmt. Manchmal steigt auch der Kämpfer ab, um zu Fuß zu fechten, während der Wagenlenker sich mit dem Wagen in seiner Nähe hält, um den Freund nöthigenfalls wieder aufzunehmen. — Die vornehmen Krieger sind vollständig mit Schutz- und Trutzwaffen versehen, die größtentheils durch Kostbarkeit und mannigfaltigen Schmuck ausgezeichnet sind. Zu den Schutzwaffen gehören die Beinschienen, mit Leder oder sonstigem Stoff gefütterte Metallplatten, welche das Bein vom Knöchel bis zum Knie beschützen und mit Schnallen befestigt werden. Ferner der blanke feste Panzer, zwei metallene gewölbte Platten, von denen die eine den Rücken, die andre die Brust deckten; sie wurden durch Riemen oder Schnallen unter den Armen zusammengehalten und reichten bis zum Unterleib. Der kleine Aias und der Troer Amphios trugen linnene Panzer; Andre hatten statt des Panzers eine Art Waffenrock, der vielleicht aus Leder bestand und mit Metallplatten belegt war. Unter dem Panzer lag ein Gurt (ζῶμα), um dessen Druck zu mindern, sowie eine inwendig mit Wolle gefütterte, oben mit Erzplatten belegte Binde (μίτρη) zum Schutz für den Unterleib. Der Kopf war geschützt durch den Helm, der verschiedene Namen und Formen hatte. Er bestand aus einer Mütze von Leder, die gewöhnlich in mannigfaltiger Weise mit Metall überzogen und verziert war, und hatte zu beiden Seiten zum Schutz der Wangen mit metallenen Schuppen beschlagene Backenstücke, welche unter dem Kinn zusammengebunden wurden. Manchmal hatte der Helm auch eine Gesichtsdecke mit Visirlöchern. An der oberen Rundung des Helms befand sich ein Buckel (φάλος), in welchem ein Helmbusch aus Roßhaaren befestigt war. Die wichtigste Schutzwaffe war der Schild, von dem es zwei Arten gab. Der kleinere, leichte Schild bestand vielleicht aus einer einzigen rohen Haut; der große Schild, welcher den ganzen Mann deckte, war zusammengefügt aus mehreren aufeinander liegenden Stierhäuten, die von einer Lage glänzenden

Metalls überzogen waren. Der gewaltige Schild des Telamoniers Aias hatte sieben, der des Odysseus vier Lagen von Stierleder. Diese Schilde waren rund, am Rande mit einem metallenen Ringe eingefaßt, und hatten in der Mitte eine Erhöhung, den Nabel des Schildes; außerdem waren sie mit Metallstreifen und Buckeln und mit wappenartigen Bildern verziert. Die Unterlage des Schildes, über welche die Häute gespannt waren, bildete wohl ein Flechtwerk von Ruthen oder ein Gestell von Metallstäben. An diesem Gestelle waren zwei parallel laufende Querspangen von Leder oder Metall. Durch die eine derselben steckte man den linken Arm und faßte dann die andre mit der Hand, um so den Schild festzuhalten und zu handhaben. An den Querspangen war ein Riemen befestigt, an welchem der Schild während des Marschirens an der Seite oder auf dem Rücken getragen wurde.

Als Angriffswaffen dienten vorzugsweise das scharfe zweischneidige Schwert, das an einem über Schulter und Brust gehenden Wehrgehenke an der linken Seite hing, und der große wuchtige Speer, welcher in der Regel zum Stoß, aber auch zum Wurf in die Ferne gebraucht ward. Zum Wurf diente besonders ein leichter Wurfspieß. Die eherne Spitze wurde durch einen metallenen Ring am Schafte festgehalten. Der Schaft bestand gewöhnlich aus Eschenholz und war unten noch mit einer eisernen Spitze versehen, so daß er in die Erde gesteckt werden konnte. Der Schaft an der Lanze des Hektor maß elf Ellen. Der Bogen ward blos von einigen Helden geführt. Auch werden Streitärte und Keulen erwähnt, aber sie sind bei den Kämpfern vor Troja nicht im Gebrauch. Sehr häufig greifen die Krieger auch zu großen Feldsteinen, um sie gegen den Feind zu schleudern; sie sind so gewaltig und schwer, „daß nicht leicht zwei Männer sie heben möchten, wie heute die Sterblichen sind." Das Metall, welches für die Waffen verwendet ward, namentlich für die Schwertklinge und für die Spitzen der Speere und Wurfgeschosse, ist das Eisen und das Erz (Kupfer mit Zinn gemischt); doch bezeichnet das Wort, welches im Griechischen Erz

bedeutet (χαλκός), auch im weiteren Sinn jedes Metall, so daß man da, wo es bei Angriffswaffen gebraucht wird, meistens an Eisen wird denken müssen.

Die große Masse des Heeres war gewiß nur mangelhaft und sehr verschiedenartig bewaffnet. Die Mannen des Philoktetes waren nur Bogenschützen, Andre werden als Nahekämpfer bezeichnet, wie die Arkader und Dardaner, Andre als Lanzenkämpfer, wie die Abanten von Euböa. Die Meisten werden als Schutzwaffen nur einen Helm und einen kleinen Schild geführt haben. Von den Lokrern des kleinen Aias wird gesagt, daß sie zum Kampf in der Nähe und in geschlossenen Gliedern nicht taugten; sie kämpften nur mit Bogen und Schleudern und hatten weder Lanzen noch irgend eine Schutzwaffe.

Sehen wir, wie Agamemnon, der Fürst der Schaaren, am Morgen vor der Schlacht sich wappnet; es geschieht in der allgemein üblichen Folge. Zuerst legt er um die Beine die schönen blanken Schienen, die mit silbernen Knöchelbändern zusammengefügt sind; dann schnallt er um die Brust den Panzer, ein Gastgeschenk des Kinyras, des Königs von Kypros. Auf demselben liefen zehn blauschimmernde Streifen von Stahl hin, zwölf von Gold und zwanzig andre von Zinn; drei bläuliche Drachen erhoben sich auf beiden Seiten gegen den Hals hin, glänzend wie der Regenbogen des Zeus. Hierauf warf er sich das Schwert um die Schulter; goldene Buckeln leuchteten über das Heft, die Scheide war von Silber und hing an goldenem Gehenke. Danach nahm er den künstlich gearbeiteten Schild, groß genug, den ganzen Mann zu decken. Zehn eherne Ringe liefen um denselben herum, und auf der Wölbung waren zwanzig Buckeln von Zinn und in der Mitte ein Nabel von dunkelem Stahl; außerdem war die Wölbung geziert mit einem Schreckbild der Gorgo. Der Schild hing an einem silbernen Riemen, auf welchem ein dreiköpfiger Drache sich hinschlängelte. Darauf bedeckte er sein Haupt mit der Kuppel des Helms, den ein Roßschweif und oben ein hoher Helmbusch schmückte, und nachdem er seinen ganzen

Leib in blendendes Erz gekleidet hatte, nahm er zwei mächtige scharfgespitzte Lanzen und trat vor das Zelt, um seine Schaaren gegen den Feind zu führen.

Im Lager der Griechen war schon früh ein reges Treiben. Der Feldherr hatte für diesen Tag eine Schlacht angekündigt und befohlen, daß ein Jeder seine Waffen in gehörigen Stand setze und sich durch eine Mahlzeit stärke, denn der Kampf werde schwerlich vor Abend enden und vielen Schweiß kosten. Da sah denn Jeder nach Rüstung und Waffen, die Rosse wurden gefüttert, die Wagen in Stand gesetzt, und durch das ganze Lager hin war man mit der Zurichtung der Mahlzeit beschäftigt; der Eine opferte dem, der Andre jenem Gott und betete, daß er dem Tod in der Schlacht entgehe. Auch der Feldherr hatte einen Stier geopfert und die ersten Fürsten zum Mahl geladen und zu Zeus um Sieg gefleht. Jetzt ließ er durch die Herolde verkünden, daß das Heer sich wappne und zur Schlacht aufstelle. Die Völker ordnen sich in Glieder und Colonnen nach Stämmen und Geschlechtern unter ihren Führern, die Fußgänger voran, hinter ihnen reihen sich die Wagen; die Bogenschützen und Schleuderer stehen gesondert in kleineren Schaaren zu beiden Seiten. Alles geschieht still und mit Ruhe. Auf den lauten Ruf der Führer setzt sich das Heer in Bewegung; denn die Trompete oder ein sonstiges Instrument zum Geben der Signale kannte man nicht, weshalb eine laute Stimme ein Haupterforderniß für einen Führer war. Nur einmal wird in der Ilias die Kriegstrompete erwähnt, und zwar in einem Gleichniß; hier hat sie der Dichter aus seiner eignen Zeit entnommen.

Auf dem hohen Grabmal des Aisyetes saß ein Späher der Troer. Als der das feindliche Heer aus dem Lager marschiren sah, meldete er es schnell in der Stadt, und die Troer mit ihren zahlreichen Bundesgenossen eilten auf Hektors Befehl mit den Waffen aus der Stadt und formirten vor dem Thore ihre Haufen. Darauf marschiren sie dem Feind entgegen mit Lärm und lautem Schreien, gleich den Schwärmen der Kraniche, wenn sie zum Ocean ziehen,

um mit den winzigen Pygmäen (den Fäustlingen) zu kriegen; die Achäer dagegen gingen schweigend und gefaßten Muthes dahin, bereit in der Gefahr einander getreulich beizustehen. Die Erde erdröhnt unter dem mächtigen Gang der gegen einander schreitenden Heere, die Waffen strahlen und blinken in dem aufwirbelnden Staub. Jetzt stoßen die Reihen wider einander, und es beginnt unter lautem Getöse ein gewaltiges Kämpfen. Bald ertönt das Wehgestöhn und der Siegesschrei der Würgenden und Gewürgten, und die Erde strömt von Blut.

Der Dichter bedarf der Individualisirung. Nachdem er daher beim Beginn der Schlacht das allgemeine Morden eingeleitet hat, läßt er stillschweigends den Kampf der Massen weitergehen und die Ungenannten und Namenlosen zahlreich in den Staub sinken, und wendet seinen Blick den hervorragenden Kämpfern zu, welche einzeln auf einander stoßen. Da faßte zuerst Antilochos einen troischen Mann unter den Vorderkämpfern; er durchbohrte ihm mit dem Speer den Helm und die Stirne, daß tief in den Schädel die eherne Spitze drang und die Nacht seine Augen umhüllte. Er sank in den Staub wie ein stürzender Thurm. Den faßte Elephenor, der Fürst der euböischen Abanten, am Fuß, um ihn aus dem Bereich der Geschosse zu ziehen und ihm die Rüstung zu rauben; doch seine Arbeit war kurz, denn der Troer Agenor sah ihn, wie er den Todten schleifte, und stieß ihm den Speer in die vom Schild entblößte Seite. Er lag am Boden mit gelösten Gliedern. Ueber der Leiche aber erhob sich ein furchtbares Kämpfen der Troer und Achäer, die gleich Wölfen wild an einander sprangen und Mann für Mann sich würgten. Aias, der Telamonier, erschlug den jugendlichen Simoeisios; er traf ihn neben die rechte Brustwarze, daß der eherne Speer hinten aus der Schulter drang. Gleich einer Pappel am Strom, die der Wagner abhaut, stürzt er in den Sand. Aias zieht ihm die Rüstung ab. Antiphos, des Priamos Sohn, sah ihn und warf im Gewühl die Lanze nach ihm. Doch er fehlte und traf den Leukos, einen Genossen des Odysseus, während er eben einen

Todten auf seine Seite zog. Der Getroffene taumelte sterbend über ihn, und der Leichnam entsank seiner Hand. Da entbrannte das Herz des Odysseus vor Zorn; in seiner strahlenden Rüstung ging er durch die Vorderkämpfer, und als er nahe bei dem Todten stand, schwang er, rings um sich schauend, zielend den blinkenden Speer. Scheu wichen die Troer zurück. Doch sein Geschoß flog nicht vergebens; er traf den Demokoon, einen Bastard des Priamos, in die Schläfe, daß die Spitze aus der andern Schläfe hervordrang und Nacht sein Auge deckte. „Dumpf hin kracht er im Fall und rasselten um ihn die Waffen.“ Erschreckt wichen die Vorkämpfer der Troer und selbst der muthige Hektor zurück; die Achäer aber zogen laut jauchzend die Todten an sich und drangen dann tiefer in den Feind.

Den ganzen Tag lang dauerte die Schlacht, und der Vortheil war bald auf dieser bald auf jener Seite. Mit der anbrechenden Nacht trennte man sich und ließ viele Todte auf dem Schlachtfelde. Die Troer bewachten die Nacht voll Sorge ihre Stadt und baten am nächsten Morgen durch einen Herold bei den Achäern um einen Waffenstillstand, damit man die Todten verbrenne. Die Waffenruhe ward gewährt, und nun eilten Troer und Achäer ihre Todten vom Felde und Holz aus den Wäldern zu holen. Die Leichen wurden auf beiden Seiten verbrannt, und die Achäer sammelten die Asche der Einzelnen, um sie dereinst, wenn sie nach Hause kehrten, ihren Kindern zu überbringen. An der Brandstätte aber errichteten sie für alle Todten einen gemeinsamen Grabhügel.

Bisweilen wurde der allgemeine Kampf der streitenden Völker eingestellt, und einzelne Helden traten zum Zweikampf vor. So forderte gegen Abend des vorhin erwähnten Schlachttages Hektor, um dem Blutbad ein Ende zu machen, einen der Besten unter den Achäern zum Kampfe. Die Völker lagerten sich auf beiden Seiten, und neun achäische Helden waren bereit sich zu stellen. Das Loos entschied für den Telamonier Aias. Nachdem er sich gewappnet, trat er mit ernst lächelndem Antlitz in die Mitte, mit mächtigen

Schritten, die lange wuchtige Lanze schwingend, vor sich den gewaltigen Schild. Als die beiden Kämpfer einander gegenüberstanden, sprach Aias drohend: „Hektor, nun wirst du erkennen, daß es auch außer dem Achilleus unter den Achäern noch tapfere Krieger gibt, und zwar mehr als Einen. Wohlan, beginne den Kampf." Hektor antwortete: „Aias, edler Telamonier, versuche mich nicht wie ein schwaches Kind oder ein unkriegerisches Weib; ich verstehe den Männerkampf in jeglicher Art. Aber ich will nicht mit heimlicher List meinen Speer nach dir senden, sondern offen, ob ich dich treffe." Mit diesen Worten schleuderte er seine Lanze und traf den mit sieben Stierhäuten überzogenen Schild des Aias auf das Erz, das als achte Lage darüber gelegt war. Die Lanze drang durch das Erz und durch sechs Stierhäute und blieb in der siebenten Lage stecken. Jetzt entsandte auch Aias seine Lanze und durchbohrte den starken Schild des Gegners, daß die Spitze noch durch den Panzer und den Leibrock drang, grade an den Weichen hin, und hätte Hektor sich nicht schnell auf die Seite gebogen, er wäre dem schwarzen Verhängniß nicht entgangen. Schnell rissen jetzt beide ihre Speere wieder los und stürmten, blutgierigen Löwen gleich, gegen einander. Hektor stieß mit dem eingelegten Speer mitten auf den Schild des Telamoniers, aber die Spitze bog sich um und durchdrang das Erz nicht; Aias aber durchrannte den Schild des Priamiden und streifte ihm mit der Spitze den Hals, daß das schwarze Blut hervorquoll. Doch Hektor ließ nicht ab vom Kampf; er wich etwas zurück, erfaßte einen schweren Feldstein und schleuderte ihn mitten gegen den Schild des Aias; auch dieser ergriff einen noch viel größeren Stein, schwang und warf ihn mit unermeßlicher Kraft, daß der Schild des Hektor nach innen zerbrach und der Held mit verletztem Knie rücklings niedersank. Doch er hielt den Schild fest in der Hand, und Apollon richtete ihn wieder auf. Und jetzt wären die beiden Helden mit den Schwertern auf einander losgegangen, wenn nicht die Herolde von beiden Seiten hinzutretend ihre Stäbe zwischen sie gestreckt und sie gehindert hätten. „Kämpfet

nicht mehr, ihr Kinder," sprach der Herold Idaios, „beide seid ihr dem Zeus lieb, beide seid ihr tapfere Kämpfer, das wissen wir alle. Doch nun nahet die Nacht, gehorchet der Nacht." Aias verlangte, daß Hektor sich zuerst für die Einstellung des Kampfes ausspreche, da dieser ja auch zum Zweikampfe gefordert habe. Und so geschah es. Die beiden Helden trennten sich, nachdem sie einander noch durch Geschenke geehrt. Hektor gab dem Aias sein kostbares Schwert und Aias jenem seinen purpurnen Gürtel.

Das hochgethürmte, mit starken Mauern und festen Thoren versehene Troja war mit Gewalt nicht zu nehmen. Endlich im zehnten Jahre, nachdem Viele gefallen und viele Kriegsgefangenen in die Sklaverei verkauft oder mit schwerem Lösegeld ausgelöst worden waren, gelang es durch List in die Stadt zu dringen und sie zu zerstören. — Schrecklich ist das Geschick einer eroberten Stadt. Die Häuser werden ausgeraubt und in Asche gelegt, alle Männer, der König nicht minder wie der geringe Bürger, werden erwürgt und ihre Leiber den Hunden und Vögeln preisgegeben, die Frauen und Kinder in die Knechtschaft fortgeführt. Die Sieger vertheilen alsdann die gesammte Beute; doch wurden den Fürsten und solchen, die sich durch Tapferkeit ausgezeichnet, aus der Beute noch besondere Ehrengaben ausgewählt. Diese bestanden gemeiniglich in den gefangenen Fürstentöchtern. So wurden auch Hekabe, die hochbejahrte Königin von Troja, und ihre Töchter und Schwiegertöchter als Sklavinnen in den Schiffen der Achäer davongeführt. Bleich, mit aufgelöstem Haar blicken sie klagend zurück nach den rauchenden Trümmern der Vaterstadt.

„Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern,
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach, wie glücklich sind die Todten!"

Heldenbestattung.

Patroklos war gefallen unter Hektors Speer. Nachdem man den Leichnam unter Kampf und Müh' bei sinkender Sonne ins Lager gebracht, zu dem Zelte des Achilleus, seines Herzensfreundes, wurde er mit warmem Wasser gewaschen und gesalbt; die Wunden füllte man mit neunjährigem Salböl. Darauf wurde die Leiche auf ein Ruhebett gelegt und in ein Linnengewand gehüllt von Kopf bis zu den Füßen, mit einem schimmernden Teppich bedeckt und so, mit den Füßen gegen die Thüre gekehrt, ausgestellt. Die ganze Nacht seufzten und klagten die Myrmidonen mit Achilleus um den geliebten Todten; die Bestattung aber will der von maßlosem Schmerz und Zorn erfüllte Achilleus nicht eher vornehmen, als bis er volle Rache geübt, bis er den Hektor, den Mörder des Freundes, diesem in den Tod nachgesandt.

Schon am folgenden Tage erlag Hektor der Lanze des Achilleus. Der Sieger schleifte die Leiche des Unglücklichen, mit den Füßen an seinen Wagen gebunden, durch den wirbelnden Staub nach dem Lager, während seine Mannen, den Päan, das Siegeslied, singend, ihm folgten. Nachdem sie bei seinem Zelte angekommen waren, fuhren sie dem Patroklos zu Ehren, trauernd und viele Thränen vergießend, mit ihren Streitwagen dreimal um dessen Leiche, an ihrer Spitze Achilleus, noch immer den verhaßten Todten am Boden schleifend. Dann sprach er, seine Hände auf die Brust des Freundes legend:

„Freude dir, Held Patroklos, auch noch in Aides Wohnung!
Alles ja wird dir jetzo vollbracht, was zuvor ich gelobet,
Hektor dahergeschleift den zerfleischenden Hunden zu geben;
Auch zwölf Jünglinge dir am Todtenfeuer zu schlachten,
Troja's edlere Söhn', im Zorn ob deiner Ermordung."

Darauf warf Achilleus die Leiche des Hektor am Bette des Patroklos in den Staub, das Antlitz am Boden, und befahl seinen Mannen, die Rüstung abzulegen und ihre Rosse von den Wagen zu

lösen, damit sie sich bei seinem Zelte niedersetzten zum Leichenschmaus. Da wurden viele mächtige Stiere geschlachtet, viele Schafe und Ziegen und fette Schweine, daß das Blut ringsumher den Todten umströmte. Zu Tausenden saßen die Männer am traurigen Leichenschmause; Achilleus aber nahm mit den Fürsten das Ehrenmahl ein bei dem König Agamemnon.

Während der Nacht lagerte der trauernde Achilleus mit seinen Myrmidonen nicht in den Zelten, sondern am Meeresstrand unter freiem Himmel. Im Schlafe trat die Seele des Patroklos vor ihn und bat, daß er ihn bestatte, damit er sobald als möglich in das Reich der Todten eingehe; denn er schweife noch immer ruhelos an den Pforten des Hades, da die Seelen der Verstorbenen ihn nicht einließen. So wurde denn gleich am folgenden Tage zur Bestattung geschritten. Am frühen Morgen schickte Agamemnon zahlreiche Schaaren in die Wälder, um Holz für den Scheiterhaufen herbeizubringen. Sobald dies zur Stelle war, wappneten sich auf des Achilleus Geheiß sämmtliche Myrmidonen, um die Leiche des Patroklos zur Brandstätte zu geleiten. Voraus zogen die Reisigen auf ihren Streitwagen, und es folgten die Tausende des Fußvolks; in der Mitte aber trug die Schaar der Freunde den Patroklos, dessen Haupt Achilleus nachfolgend in den Händen hielt. Die Leiche war ganz überstreut mit den Locken, welche die Freunde ihm zu Ehren sich abgeschoren hatten. Nachdem die Bahre an der Brandstätte niedergesetzt war, schnitt auch Achilleus sich die langen Locken vom Haupte und legte sie trauernd dem lieben Freund in die Hände, während alles Volk umher seufzte und klagte.

Unterdessen hatten die Myrmidonen den Scheiterhaufen aufgethürmt, je hundert Fuß ins Geviert. Nun legten sie die Leiche mitten auf das Gerüst, und schlachteten dann viele fette Schafe und Rinder, häuteten sie ab und richteten sie zu; Achilleus aber nahm von allen das Fett und überdeckte damit den Todten vom Kopf bis zu den Füßen. Dann häufte er die abgehäuteten Leiber der Thiere um die Leiche und stellte Krüge voll Honig und Oel gegen das

Leichenbett. Auch vier Rosse und zwei von seinen neun Haushunden, dem Patroklos geliebte Thiere, schlachtete er und warf sie auf den Scheiterhaufen, und zuletzt noch zwölf trojanische Jünglinge, die er in der gestrigen Schlacht zu Gefangenen gemacht; denn so hatte er in seinem grausamen Zorn dem Todten gelobt. Jetzt legte er, wehklagend und den Freund anrufend, die Flamme an den Holzstoß; die Winde stürzten brausend daher, und die zuckenden Flammen durchwühlten knatternd das Gerüst. Die ganze Nacht schlich Achilleus um den lodernden Holzstoß und goß, klagend und die Seele des Freundes anrufend, Wein zur Spende auf den Boden.

Als der Morgenstern das Tageslicht verkündete, sank das Gerüst in Staub, und die Flamme ruhete. Auch Achilleus genoß kurze Zeit am Boden der Ruhe; da kam Agamemnon, begleitet von vielen Fürsten, und weckte ihn. Achilleus hieß sie, den glimmenden Schutt mit Wein überall zu löschen und das Gebein des Patroklos zu sammeln. Es war leicht zu finden und zu erkennen; denn er lag in der Mitte der Gluth, während alles Andre am äußeren Rande aufgehäuft worden war. Das Gebein des Todten wurde, mit doppeltem Fett überzogen, in eine goldene Urne gelegt und zum Zelte des Achilleus gebracht. Hier ward die Urne in köstliche Leinwand gehüllt und sorglich aufbewahrt bis zu der Zeit, wo auch den Achilleus selbst das Todesloos treffen werde. Denn dieser wollte, daß sein eigenes Gebein mit dem seines Freundes in Einer Urne vereint unter Einem Grabhügel dereinst beigesetzt werde. Darum wurde jetzt der Grabeshügel für Patroklos nicht vollständig aufgeführt. Die Männer maßen das Grabmal auf der Brandstätte im Kreise ab, legten ringsdarum die Grundsteine und schütteten in dem Ring die Erde zu einem mäßigen Hügel auf. Dereinst, wenn die Asche der beiden Freunde darin geborgen ist, wird er zu einem hochragenden Denkmal sich erheben.

Nach vollbrachter Bestattung veranstaltete Achilleus seinem Freunde glänzende Leichenspiele mit Wagenrennen, Faust- und Ringkampf, mit Wettlauf, Speer- und Diskuswurf und Bogen-

schießen; so war es von alter Zeit her Sitte bei der Bestattung von Helden und Fürsten. Die Sieger erhielten werthvolle Preise.

Die Leiche des Hektor wollte Achilleus den Hunden und Vögeln zum Fraße preisgeben; doch die Götter erbarmten sich des edlen Helden und bewirkten, daß sein Leichnam dem Vater Priamos zur Bestattung ausgelöst ward. Nachdem dieser den Todten in sein glänzendes Haus gebracht, legten sie ihn auf ein schönes Gestell und bestellten Sänger für die Todtenklage. Diese huben in jammernden Tönen den Klaggesang an, begleitet von den Seufzern der Frauen. Dann sprach Andromache, die Gattin des Todten, sein Haupt in den Händen haltend, den wehmuthsvollen Nachruf, und es antwortete der Jammer der Frauen. In gleicher Weise antwortete auf die nun folgenden Liebes- und Abschiedsworte der Hekabe und der Helena das Jammern der Frauen und des zahlreich versammelten Volkes. — Bei Patroklos finden wir keine solche den Chorgesängen sich nähernde Todtenklage; deren Stelle vertrat der Waffenumzug um die Leiche, wobei die Myrmidonen klagten und weinten, daß von ihren Thränen die Rüstung und der Erdboden befeuchtet wurden. Neben solcher nach bestimmten Formen geregelten Todtenklage äußerten die Angehörigen ihren Schmerz in maßloser Weise; die Männer wälzten sich auf der Erde und schoren das Haupt, die Frauen zerschlugen sich die Brust, zerfleischten sich die Wangen, zerrauften das Haar; man streute Staub und Asche auf das Haupt und verschmähte Speise und Trank.

Nachdem Hektors Leiche neun Tage lang ausgestellt gewesen und jeden Tag sich die Todtenklage wiederholt hatte, wurde der Todte am zehnten auf hohem Scheiterhaufen verbrannt. Die verkohlten Gebeine wurden in ein goldenes Kästchen gelegt, dieses in weiche purpurne Gewande gehüllt und in einer auf der Brandstätte gemachten hohlen Grube aufgestellt, über welcher sie mächtige Steine dichtgeschlossen zusammenfügten. Ueber der Grube häuften sie den hohen Grabhügel auf. Nach der Bestattung folgte in dem Hause des Priamos ein großartiger Leichenschmaus.

Nicht lange nach Hektor fiel auch Achilleus. Als er gewaschen

und gesalbt auf dem Todtenbette lag, erschien seine Mutter Thetis mit der Schaar ihrer Schwestern, den Nereiden, und mit den neun Musen. Die Musen sangen im Wechselgesang die Todtenklage, in welche dann und wann die Nereiden einstimmten, während das versammelte Volk der Achäer viele Thränen vergoß. So wurde der große Held siebzehn Tage und Nächte lang von Göttern und Menschen beweint; am achtzehnten ward die Leiche verbrannt. Die Reste des Gebeins wurden zugleich mit denen des Patroklos in einer goldenen Urne beigesetzt, und daneben stellte man in besonderer Urne die Asche des Antilochos, welcher den beiden Andern der liebste Freund gewesen. Ueber der Asche der drei befreundeten Heldenjünglinge erhob sich ein gewaltiger Grabhügel, der noch heute am Vorgebirge Sigeion nebst dem Grabhügel des Telamoniers Aias an dem benachbarten Vorgebirge Rhoiteion dem vorbeisegelnden Schiffer als ein ehrwürdiges Denkmal vergangener Heldenzeit entgegenwinkt.

So wurden den großen Todten ihre letzten Ehren zu Theil; sie blieben nicht „unbeweint und unbestattet". Diese Bestattung in allen ihren uns jetzt bekannten Theilen war ein Ehrenrecht der Todten und eine heilige Pflicht der Angehörigen; ihre Versäumung erregte den Zorn der Götter. Selbst den erlegten Feind ehrte man zuweilen durch eine feierliche Bestattung. So verbrannte Achilleus den König Eetion, den Vater der Andromache, sammt seinem Waffenschmuck und errichtete ihm einen Grabhügel, welchen die Nymphen mit Ulmen umpflanzten. Auf dem Grabhügel wurde gewöhnlich eine Säule oder ein Grabstein errichtet, denn auch das „war ein Ehrenrecht der Todten".

In Lydien unweit des alten Sardes und des Gygessee's befinden sich ungefähr sechzig riesenhafte Grabhügel, Gräber lydischer Könige und Helden, welche mit den Heldengräbern der griechischen Heroenzeit ziemlich übereinstimmen. Ueber einem runden steinernen Unterbau bis zu hundert Fuß Durchmesser und darüber erheben sich kegelförmige Erdhügel, die auch heute noch eine beträchtliche Höhe haben. Sie umschließen in ihrer Mitte ein sarkophagförmiges Ge-

wölbe, dessen Wölbung jedoch nicht durch Keilsteine, sondern einfach durch horizontal aufeinander geschichtete Steinlagen erzielt wurde. Eins derselben ist wahrscheinlich das von Herodot (1, 93) beschriebene Grab des Alyattes, des Vaters von Krösus.

Mykenä.

Ehe wir das heroische Zeitalter verlassen, werfen wir noch einen Blick auf die Ruinen des Herrschersitzes der Atriden und des Agamemnon, auf die Ruinen von Mykenä, die großartigsten Baureste aus der griechischen Heroenzeit, welche dem Homer bezeugen, daß es einen mächtigen Völkerfürsten Agamemnon gegeben und daß die Mythen, welche sich an den Namen dieses Königs knüpfen, keine eiteln Fabeln sind. Wir nehmen dabei als Führer den verdienstvollen Gelehrten E. Curtius, der in seinem Buche über den Peloponnes eine genaue Beschreibung jener von ihm selbst durchforschten Oertlichkeiten liefert.

In der innersten Ecke der Inachosebene, wo die Felshöhen sich dicht zusammenschieben und die Pässe nach Norden bilden, liegt die Stadt Mykenä. Im Gegensatze zu der freien Lage der Stadt Argos, welche mit ihrer weitherrschenden Burg Larissa keck in die Mitte der Ebene vortritt, ist Mykenä eine versteckte, unscheinbare Winkelstadt; die Burghöhe verschwindet vor den hinten liegenden Gipfelbergen,[1] und gegen die Ebene dacht sie sich in milden Terrassen ab, so daß man von unten kommend nicht ohne Mühe zwischen den zusammengedrängten, grauen Kalksteingebirgen den Burgfelsen der Atriden herausfindet. Dennoch hatte die Stadt in doppelter Beziehung eine ausgezeichnete Lage. Einmal beherrschte sie den oberen Theil der großen Ebene, der sich gegen Westen und Süden hin unter ihren Mauern ausbreitete, und dann kommen bei Mykenä die wichtigsten Straßen aus dem Küstenlande des korinthischen Golfs, die Straßen von Phlius, Nemea, Kleonä, Korinthos, vereinigt über das Joch der Berge in die argivische Ebene herunter.

Zwei Schluchten ziehen sich von Osten nach Westen das Gebirge

herunter. Von beiden eingeschlossen, erstreckt sich in gleicher Richtung der im Osten mit dem Gebirge zusammenhängende Burghügel und weiter abwärts gegen Südwesten der flachere Höhenrücken der Unterstadt. Die Burg hat ungefähr die Gestalt eines Dreiecks, dessen Grundfläche nach Südwesten, die Spitze nach Osten gegen das Gebirge gerichtet ist. An der südlichen Seite zieht sich eine tiefe Schlucht hin mit schroffen Felswänden, das Bett eines Gießbachs, welcher nur im Frühjahre voll Wasser zu sein pflegt; auf der entgegengesetzten Seite sind die Abhänge sanfter und grasig. Auf dem Rande dieser platten Felskuppe von etwa 1000 Fuß Länge steht die alte Ringmauer, deren vortreffliche Erhaltung die Tüchtigkeit ihrer Werkmeister bezeugt. Das Material ist ein sehr fester dunkelfarbiger Conglomeratstein (Breccia), wie ihn die Umgegend liefert. Die Mauer besteht in ununterbrochenem Zusammenhange und ansehnlicher Höhe; nur an der Südseite verliert man ihre Spur auf eine kurze Strecke längs eines schroffen Klippenrandes, an welchem vielleicht keine gleich mächtige Befestigung nöthig befunden wurde. An einigen Stellen der Mauer sind die fast rohen Felsmassen von 18 Fuß Länge auf einander gethürmt und die Lücken mit kleinerem Gesteine ausgefüllt. Der bei weitem größere Theil besteht aber aus Vielecken, die mit großer Kunst in einander gepaßt sind und mit geglätteten Seitenflächen so zusammenschließen, daß sie bei unendlicher Mannigfaltigkeit der Fugenlinien ein fest vereinigtes und sauberes Steingefüge bilden. Endlich sind große Mauerstrecken aus horizontalen Steinbogen mit rechtwinkeligen Stoßfugen erbaut. Diese Verschiedenheit des Mauerwerks von der rohesten cyklopischen Art bis zum quaderähnlichen Kunstbau beweist bei der Gleichheit des Materials, daß in verschiedenen Zeitperioden hier gebaut worden ist und daß die Geschichte Mycens eine größere Ausdehnung hat, als man nach Maßgabe der spärlichen Zeugnisse anzunehmen geneigt ist.

Der Mauerring folgt genau dem Rande des Bergrückens, mit zahlreichen Ecken und Winkeln. Thurmartige Vorsprünge finden sich nur an den Thoren. Das Hauptthor liegt an der nordwestlichen

Seite, in der Tiefe eines Ganges, welchen zwei parallele, aus riesigen Blöcken aufgeführte Mauerzüge bilden. Der zur Linken des Eingangs gehört einer, dem Vorsprunge des Burgfelsens entsprechenden Mauerecke an; er steht auf schroffen Felsmassen, die aus dem Boden hervorragen und den Weg verengen. Der gegenüberliegende südliche Mauerarm ist dagegen eine eigentliche Bastion, ein vom Mauerringe rechtwinklig vorspringender Thurm, welcher zur Vertheidigung des Eingangs leicht in späterer Zeit angebaut sein kann. Diese beiden Mauerflügel bilden eine Thorgasse von 50 Fuß Länge, innerhalb welcher die Feinde nur mit einer Fronte von ungefähr acht Mann, den Geschossen und Steinwürfen von beiden Seiten preisgegeben, gegen das Thor vorrücken konnten.

Das Thor steht nicht ganz in der Mitte des Ganges, sondern etwas weiter zur Rechten. Es ist kein selbständiges Gebäude, sondern nur ein in der Mauer ausgesparter Eingang, etwa 14 — 16 Fuß hoch; die obere Breite beträgt gegen 10 Fuß. Das Thor besteht aus vier Baugliedern, den beiden Seitenpfosten, welche sich nach oben zusammenneigen, dem 15 Fuß langen und $4^1/_2$ Fuß hohen Thürsturze und der Reliefplatte, welche der dreieckigen Maueröffnung oberhalb des Sturzes eingefügt ist; sie ist bei 2 Fuß Dicke unten $11^1/_2$ Fuß breit und hat fast 10 Fuß Höhe; sie besteht aus einem feinkörnigen, gelblichen Kalksteine, wie er in der Gegend bricht. Auf dieser Platte befindet sich ein großes wappenartiges Relief, das älteste Denkmal europäischer Sculptur, zwei aufgerichtete, in steif symmetrischer Anordnung gegeneinander gewendete Löwen, die ihre Vordertatzen auf die Basis einer zwischen ihnen stehenden Säule aufgestemmt haben. Ihre jetzt abgebrochenen Köpfe sprangen aus der Oberfläche in freier Sculptur nach außen vor, dem nahenden Feinde ihr grimmiges Antlitz zeigend. Von diesem berühmten Relief hat das Thor den Namen Löwenthor.

Ein kleineres Thor, aus drei Seinblöcken gebildet und 5—6 Fuß breit, steht vollständig erhalten in einer Ecke der nördlichen Mauer, hart unter dem Gipfel der Burg. Auf dem horizontalen

Deckstein liegt ein dreikantiger Steinblock, mit welchem das Thorgebäude eine Höhe von 14 Fuß hat. Ein schmaler Pfad ist durch das Thor auf die Burghöhe zu verfolgen. — Der innere Raum der Burg ist im Verhältniß zu ihrer geschichtlichen Bedeutung, wie schon Thukydides bemerkt, auffallend klein; er bildet keine ebene Fläche; schroff nach dem Löwenthore zu, senkt er sich allmählicher gegen Osten. Am Rande dieses Burggipfels ziehen sich wieder Fundamente mächtiger Mauern hin, einen innersten Einschluß bildend, so daß in ihrer Mitte für die alten Burgherrn ein sehr enger Platz übrig blieb, wo sie hinter dreifachen Mauerzügen wohnen konnten.

In der Nähe des Löwenthores schloß sich die Mauer der unteren Stadt an, wahrscheinlich so, daß das Löwenthor selbst noch innerhalb der äußeren Mauerlinie lag und nicht unmittelbar von der Akropolis in das offene Land hinaus, sondern in die Unterstadt führte. Diese breitete sich auf dem Höhenrücken aus, welcher sich unter dem westlichen Absturze der Burg gegen Süden hinstreckt; gegen die Ebene zu fällt er wieder mit scharfem Rande ab, und längs dieses Randes kann man eine alte Mauerlinie verfolgen, die von Norden nach Süden läuft. Innerhalb derselben liegen die wichtigsten Denkmäler der unteren Stadt, deren Hauptstraße dem Kamme des Höhenrückens folgte; gegen Süden verlängert, würde sie bei den Ueberresten einer alten Brücke die Schlucht erreichen. Zu beiden Seiten dieser Straßenlinie erkennt man im Felsen die Spuren alter Gründungen und vor Allem vier unterirdische Gebäude, von denen das größte bei seiner vortrefflichen Erhaltung ein unschätzbares Beispiel jener unterirdischen Rundgebäude ist, die zu den merkwürdigsten Resten der heroischen Zeit gehören; es ist das bei den neugriechischen Fremdenführern als Grab Agamemnons, in der gelehrten Welt als Schatzhaus des Atreus bekannte Gebäude. Ein offener, schräg abfallender Gang führt durch eine jetzt 18 Fuß hohe, von zwei mächtigen Steinbalken überspannte Pforte, welche in halbbarbarischem Geschmack mit buntverzierten Halbsäulen und mit Marmortafeln von verschiedener Farbe bekleidet war, in ein

rundes, von einem niederen Erdhügel überdecktes Gebäude von der Form eines Bienenstockes. Die kreisrunde Grundfläche desselben hat einen Durchmesser von etwa 50 Fuß, die Höhe beträgt ungefähr eben so viel. Die kuppelartige Form des Gebäudes ist nicht durch eigentliche Wölbung, sondern dadurch erreicht, daß die umschließende Wand aus lauter Steinringen besteht, von denen immer die nächstfolgende Lage etwas über die untere vorgeschoben ist; in der Spitze ist es mit einer großen Steinplatte geschlossen. Die Wände waren mit glänzenden Erzplatten bekleidet; denn es war ein dem Heroenzeitalter eigenthümlicher Kunstgebrauch, Prachtgemächern durch polirtes Metall statt durch Bildwerke Glanz und Würde zu verleihen. Aus diesem runden Gebäude führte rechts vom Haupteingange eine Thüre in ein viereckiges, in den Felsen gehauenes Gemach von 27 Fuß Länge, 20 Fuß Breite und 19 Fuß Höhe, das als ein Grabgemach anzusehen ist, während das Rundgebäude ein Schatzhaus war, in welchem dem in der dunkelen Felskammer ruhenden Fürsten, gleichsam als eine Mitgift in das Grab, die ihm werthesten Gegenstände, Waffen, Streitwagen, andere Kunstwerke und Kleinode aufbewahrt wurden.

Mykenä's ganze Bedeutung gehört der heroischen Zeit an. Es war der Wohnsitz der Pelopiden oder Atriden; mit ihnen blühte, mit ihnen verfiel es. Nachdem durch die eingewanderten Dorier die Stadt Argos der Mittelpunkt des Landes geworden war, bewahrte es wohl noch viele Jahrhunderte hindurch Unabhängigkeit und kräftigen Bürgersinn; aber seine Macht und Bedeutung war dahin, und im J. 468 v. Chr. erlag die Stadt dem Angriff der Argiver. Die alten Mauern waren durch keine Gewalt zu brechen; die Einwohner, die Reste der einst im Lande herrschenden Achäer, wurden durch Hunger zur Ergebung gezwungen und verließen die Burg ihrer Väter, um zum Theil nach Makedonien, zum Theil nach Achaia auszuwandern, wo sie achäische Bevölkerung und achäische Culte fanden. Seitdem blieb die Burg der Atriden verödet; die Argiver ließen dort kein städtisches Leben wieder aufkommen.

Zweites Buch.

Delphi und seine Umgebung.

Im Lande Phokis, in der Mitte von Griechenland, erhebt sich der Parnassos, ein mächtiger Gebirgsstock, auf dessen Gipfel einst zur Zeit der großen Fluth Deukalion mit seiner Arche gelandet war, während noch ringsum alle Lande von tiefen Gewässern überdeckt waren. Denn der Parnassus, über 8000 Fuß hoch, galt für den höchsten Berg in Mittelgriechenland, und kam daher in der griechischen Sage zu derselben Ehre, welche dem Ararat, dem höchsten Berg des vorderen Asiens, in der asiatischen Sage zu Theil ward. Seine höchste, den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckte Spitze Lykoreia glühet, dem Lichtgott Apollon zu Ehren, dem der Berg geweiht ist, in den goldenen Strahlen des aufgehenden Tages, lange bevor drunten in den Thälern das Dunkel weicht. An der südlichen Seite des Berges ist in Urzeiten durch eine Erdrevolution ein tiefer Felsenspalt gerissen, das Thal des Pleistos, welches von dem Parnaß den Kirphis trennt, ein viel niedrigeres dürres Gebirg, dessen südlicher Fuß in dem korinthischen Meerbusen steht. Der Pleistos, welcher im Sommer oft wasserlos ist, fließt in einem Bogen, doch im Ganzen in südwestlicher Richtung dem korinthischen Busen zu. An seiner Mündung war Kirrha gelegen, der Hafenort der benachbarten Stadt Krissa.

Ungefähr vier Stunden von Kirrha das Pleistosthal aufwärts lag 2000 Fuß über dem Meer auf einer Felsenplatte dicht am Fuße

des Parnaß die durch ihr Orakel weltberühmte Stadt Delphi zurückgezogen zwischen hohen Felsen, in stiller erhabener Einsamkeit. Da, wo die Felsenplatte im Norden an den Parnaß sich anlehnt, erheben sich zwei senkrechte Steinwände bis zu einer Höhe von ungefähr 900 Fuß, die Phädriaden genannt, d. h. die Schimmerfelsen, weil von dem nackten Stein das Sonnenlicht schimmernd zurückstrahlt. Die beiden Felsen stoßen in einem stumpfen Winkel zusammen, nur durch eine höchstens sechs Schritt breite Schlucht von einander getrennt. In diesem Winkel der Phädriaden lag die Stadt Delphi in Form eines Halbkreises mit einem Umfang von sechzehn Stadien*), theaterartig bis zu dem steil abfallenden Ufer des Pleistos sich herabziehend, so daß an vielen Stellen nur durch Mauerwerk sichere Flächen für den Anbau gewonnen werden konnten. Am Fuße jener Schlucht entspringt die Quelle Kastalia, deren nach Süden durch ein enges Felsenbett abfließendes Wasser nach dem Pleistosthale geht und die Stadt in einen östlichen und einen westlichen Theil schied. Auf der westlichen Seite stand das berühmte Heiligthum mit dem Orakel, das dem Orte seine weltgeschichtliche Bedeutung gegeben, und darunter lag der größte Theil der Stadt.

Drei Straßen — heilige Straßen der Pilger — verbanden das einsam gelegene Delphi mit der hellenischen Welt. Die eine ging nach Norden durch Lokris und Doris nach Thessalien; die andre, ein steiler enger Felsenpfad, führte von Kirrha herauf, der Weg für die, welche zur See aus dem Peloponnes und aus dem Westen kamen. Doch benutzten die Peloponnesier auch vielfach die dritte Straße, auf welcher die heiligen Gesandtschaften der Athener und Böotier zogen; sie ging durch Böotien über Chäronea, über das phokische Panopeus und Daulis und nahte von Osten her dem Heiligthum. Auf dieser Straße befand sich unweit Delphi's da, wo die Wege von Daulis und Ambrysos am Eingange eines engen Thales zwischen Parnaß und Kirphis zur Straße nach Delphi zusammenstoßen, die berüch-

*) Vierzig Stadien sind eine deutsche Meile.

tigte Schiste, der Dreiweg, auf welchem Oidipus seinen Vater Laïos erschlug. „Die Oertlichkeit," sagt ein neuerer Reisender, „entspricht auch jetzt noch vollständig der grauenvollen That, nur ist sie wohl noch öder und trauriger als im Alterthum. Es ist einer der wildesten, einsamsten Punkte in Griechenland. Nirgends eine menschliche Wohnung, in der nächsten Umgebung keine Spur menschlicher Cultur, die Berge sind fast nackt, nur da und dort mit spärlichem Gebüsch bewachsen. Wo die Wege zusammentreffen, erlauben mehrere Steinhaufen der Phantasie, sich den Grabhügel des Laïos und seines Wagenlenkers, die man hier zeigte, zu vergegenwärtigen. Auch heute noch wird die Gegend von Räubern unsicher gemacht."

Wenn man auf dieser östlichen Straße nach Delphi kommt, so gelangt man zunächst zu den Resten von vier Tempeln, von denen der westlichste der der Athena Pronoia war. In der Nähe dieses Tempels oberhalb der Straße lag der heilige Bezirk des Heros Phylakos, „des Wächters"; denn er war mit dem Heros Autonoos der Beschützer des delphischen Heiligthums. Als eine Schaar von dem Heere des Xerxes heranzog, um die reichen Schätze des Apollon zu plündern, wurde sie in der Nähe der vorgenannten vier Tempel von jenen beiden Heroen durch vom Parnaß losgerissene Felsblöcke zurückgetrieben. Weiter nordwestlich, schon in der Nähe von dem Bett der Kastalia, lag das Gymnasion. Von hier aus in nördlicher Richtung, hart an der Schlucht, wo die Phädriaden zusammenstoßen, gelangt man zu der Quelle Kastalia, welche aus der zu einer großen viereckigen Wanne ausgehauenen Felswand mächtig hervorquillt. Die Partie der Phädriaden, welche über der Kastalia und dem benachbarten Heroon des Autonoos emporragt, war der Fels Hyampeia, von welchem man in alter Zeit die Tempelräuber herabstürzte.

Die Quelle Kastalia war das natürliche Weihwasserbecken zur Weihe und Reinigung für alle die, welche das Heiligthum des Apollon besuchen wollten; denn sie entsprang nicht fern von dem Eingang in den westlich von ihr gelegenen geräumigen Tempelhof. Der

Tempel selbst war über dem berühmten Orakelschlunde erbaut. Die eigenthümliche Kraft dieses Erdschlundes soll nach einer delphischen Legende in alter Zeit, als der Ort noch nicht bewohnt war, von einem Ziegenhirten entdeckt worden sein. Er machte die Beobachtung, daß seine Ziegen, wenn sie sich dem Schlunde näherten und hineinsahen, wunderliche Sprünge machten und allerlei ungewöhnliche Töne ausstießen, und als er sich nun selbst dem Felsenspalte näherte, gerieth er in Ekstase und begann zu weissagen. Seitdem kamen Mehrere zu dem Schlund, und es weissagte eben, wer wollte. Da aber bei dieser Gelegenheit Mancher in seiner Verzückung in den Schlund hineinsprang und für immer verschwand, so errichtete man über demselben einen dreifüßigen Sitz und stellte eine Frau an, welche den über die Zukunft Aufschluß Suchenden weissagen sollte. Und diese Einrichtung blieb für alle Folge bestehen. Später wurde ein Tempel über der Orakelstätte erbaut, angeblich von den mythischen Baumeistern Trophonios und Agamedes, und aus allen Landen kamen die Hellenen, um sich von der weissagenden Priesterin die Sprüche des Apollon, dem das Orakel gehörte, verkünden zu lassen. Der alte Tempel brannte ab im Jahre 548 v. Chr., worauf man zu einem neuen Bau unter allen Hellenen in und außer Griechenland die Geldmittel sammelte. Selbst der König von Aegypten, Amasis, gab seine Beisteuer, 1000 Talente Alaun. Das reiche, damals aus Athen vertriebene Geschlecht der Alkmäoniden übernahm es, für eine bedungene Summe den Bauplan auszuführen; sie erbauten ihn aber kostbarer und prächtiger, als der Contract ihnen vorschrieb, und gewannen sich dadurch die besondere Gunst der delphischen Priesterschaft. Im Contracte war bedungen, daß zu der Vorderseite des Tempels gewöhnlicher Tuffstein verwendet werde, sie aber bauten sie mit parischem Marmor aus. Der Baumeister war Spintharos aus Korinth. Der Bau wurde erst 480 v. Chr. vollendet.

Dieser Tempel hatte eine Cella von 100 Fuß Länge und war im Aeußeren mit dorischen, im Innern mit jonischen Säulen ge-

schmückt. Auf dem Vorplatze stand vor dem Eingang der gewöhnlichen Cultussitte gemäß der große Altar für die Brandopfer, und in seiner Nähe das eherne Bild eines Wolfes, des dem Apollon geheiligten Thieres. Auf seiner Stirne hatten die Delphier den Beschluß eingegraben, wodurch sie 448 v. Chr. den Lakedämoniern die Promantie zuerkannten, das Recht, vor allen Andern zuerst das Orakel zu befragen; allein Perikles ließ noch in demselben Jahre den gleichen Beschluß für die Athener in die rechte Seite des Wolfskopfes eingraben. In der Nähe des Brandaltars stand auch der große goldene Dreifuß, welchen die Hellenen nach der Schlacht bei Platäa von dem Zehnten der Beute dem delphischen Gott gestiftet hatten: ein goldenes Becken ruhte auf einem ehernen Gestell von drei in einander gewundenen Schlangen, deren Hälse und Köpfe oben auseinander gingen. Der Kaiser Constantin brachte später dies merkwürdige Schlangengestell nach Constantinopel in den Hippodrom, wo es noch heute steht, $5,_{55}$ Meter hoch. — Das vordere oder östliche Giebelfeld des Tempels zeigte Apollon, Leto und Artemis im Verein mit den Musen, das hintere den Dionysos in der schwärmenden Begleitung der Thyiaden, der zu Delphi und auf dem Parnaß verehrten bakchischen Nymphen, und das zum Untergang sich neigende Gespann des Helios. Dionysos theilte mit seinem Bruder Apollon den Besitz von Delphi und dem Parnaß.

Trat man in die mit vielen Weihgeschenken erfüllte Vorhalle ein, so fiel der Blick auf die mit goldenen Buchstaben an die Wand geschriebenen Sprüche: *γνῶϑι σαυτόν* und *μηδὲν ἄγαν*, „Erkenne dich selbst“ und „Nichts zu viel“, Sprüche, welche auf Mitglieder der sieben Weisen zurückgeführt wurden. Auch das dort befindliche große hölzerne *E*, welches man gewöhnlich als *EI* auffaßte und gar vielfach gedeutet hat, sollte von den sieben Weisen gemeinschaftlich gestiftet worden sein; daneben hatten die Athener ein Exemplar aus Erz und die Kaiserin Livia eins aus Gold geweiht. Zu diesen Sprüchen und Erinnerungen an die sieben Weisen hatte man die Bildsäule des weisen Altvaters Homeros gestellt. In dem Tempel

selbst stand an der Westseite das Bild des Apollon und davor der Opferherd (ἑστία), auf welchem von einer Wittwe ein ewig brennendes Feuer unterhalten wurde. Neben diesem befand sich ein mit Binden bedeckter Marmorblock von der Form eines abgestumpften Kegels, und auf jeder Seite desselben ein goldener Adler. Der Stein war der „Nabel" (ὀμφαλός), d. h. der Mittelpunkt der Erde; Zeus hatte einst, um die Mitte der Erde ausfindig zu machen, zwei Adler von den entgegengesetzten Enden der Welt gegeneinander fliegen lassen, und sie trafen über dieser Stelle zusammen. War der Nabel auch nicht der Mittelpunkt der Erde, so war doch Delphi lange Zeit hindurch der Mittelpunkt des griechischen Lebens. Die goldenen Adler wurden im phokischen Kriege geraubt und wurden später ersetzt durch das Mosaikbild zweier Adler in dem Fußboden. In der Nähe des Opferherdes stand noch der eiserne Thronsessel des Pindaros, auf welchem der fromme, zu Delphi hochverehrte Sänger den Apollon mit seinen Hymnen gepriesen hatte. Außerdem befanden sich in der Cella des Tempels noch die Bildsäulen von zwei Moiren (Schicksalsgöttinnen), gruppirt mit den Statuen des Zeus Moiragetes und des Apollon Moiragetes. Dieser Beinamen bezeichnete die beiden Götter als die „Schicksalsführer"; Zeus bestimmte den Sterblichen ihre Geschicke, und sein Sohn Apollon verkündete sie in seinem Namen.

Hinter der Cella ging man in das tiefer gelegene, höhlenartig überbaute Adyton, in das „Allerheiligste" hinab, in welchem sich die enge Oeffnung des Erdschlundes befand. Ueber demselben war ein colossaler Dreifuß errichtet. Auf dem dreifüßigen Gestelle ruhte ein Becken mit einer kreisförmigen durchbrochenen Scheibe, über welcher dann wieder eine Art von Sessel angebracht war; auf diesen setzte sich die Pythia, die Weissagepriesterin, wenn sie Orakel geben wollte. In dem Adyton stand eine goldene Statue des Apollon und ein alter Lorbeer, der heilige Baum des Gottes. Das Wasser der Quelle Kassotis, welche in dem Peribolos, dem Tempelhof, entsprang, war in dasselbe hereingeleitet.

Bei dem Tempel innerhalb des Peribolos befand sich ein Lorbeerhain und eine Anzahl verschiedenartiger Gebäude: das Theater, in welchem an dem Feste der Pythien die musischen Wettkämpfe aufgeführt wurden, das Rathhaus der Delphier mit dem heiligen Staatsherde, die von den Knidiern erbaute Lesche, ein zu geselliger Unterhaltung der Fremden und Einheimischen bestimmtes Gebäude mit zwei berühmten Gemälden des Polygnotos, zahlreiche Thesauren oder Schatzhäuser, welche einzelne Staaten erbaut hatten, um in denselben ihre Weihgeschenke aufzustellen. Außerdem war der Tempelhof mit einer ungeheuren Menge von Statuen und sonstigen Kunstwerken angefüllt. Noch erwähnen wir einen alten Stein, der in dem Peribolos gezeigt ward. Er wurde täglich mit Oel begossen, und an jedem Festtage legte man unverarbeitete Wolle darauf. Nach der Sage war es der Stein, welchen Kronos statt des Zeuskindes verschlungen und nachher wieder ausgespien hatte. „Zeus pflanzte ihn", sagt Hesiod, „in Delphi auf, daß er ein Zeichen und ein Wunder sei den sterblichen Menschen." Es war ein Meteorstein und, wie auch wahrscheinlich der Nabelstein im Tempel, ein Rest uralten Steindienstes; die hellenische Zeit betrachtete ihn als einen Gedenkstein an die Zeit, wo sich Zeus der Weltherrschaft bemächtigte und durch Apollon das delphische Orakel gründen ließ, damit er den Menschen seinen Willen verkünde.

Außerhalb des Peribolos, nicht weit von der nordwestlichen Mauer entsprang unter einer überhangenden Felswand die reiche Quelle Delphusa, welche der Stadt den Namen gab. Unfern davon, im äußersten Nordwesten der Stadt war das Stadion. Delphi hat immer den Charakter eines offenen Heiligthums behalten, es blieb ohne schützende Mauern; man vertraute auf die Heiligkeit des Orts und den Schutz des Gottes. Auch war es durch seine Lage in dem engen Felsenthal von keiner Seite dem Feinde leicht zugänglich. Die Engpässe der von Osten kommenden Straße boten hinlängliche Mittel zur Vertheidigung, und im Westen wurde die Stadt durch einen vom Parnaß aus nach Süden laufenden Vorsprung abgeschlossen,

den im phokischen Kriege der Feldherr Eumelos noch durch Befestigung sicherte. Jedoch jenseits dieses Vorsprungs lag noch eine Vorstadt, welche zur Zeit des Plutarch (c. 100 n. Chr.) mit mannigfaltigen Anlagen reich geschmückt war. Sie hieß Pylaia, weil die delphisch-pyläischen Amphiktyonen, von denen wir später sprechen werden, hier ihr Synedrion hatten.

Von den Herrlichkeiten der heiligen Stadt sind heute nur noch traurige Reste übrig. Ueber dem alten Peribolos und seiner nächsten Umgebung steht jetzt das Dorf Kastri, und dieser Umstand verbietet umfassende Nachgrabungen gerade an den interessantesten Stellen; sonst ließe sich wohl auch der prophetische Schlund noch ermitteln, den die eifernden Christen als einen Ort, wo der Teufel sein böses Spiel trieb, verschüttet haben. Aber die Lage der Hauptgebäude läßt sich an ihren Grundmauern und sonstigen Ueberresten unter Schutt und Häusern noch erkennen. Ueber den jetzigen Zustand sagt Professor Vischer in Basel, der den Ort im J. 1853 besucht hat: „Man sieht noch ansehnliche Stücke der Einfassungsmauer des Tempelhofes, Substructionen des Tempels und Fragmente dorischer und jonischer Säulen von demselben, Theile der Seitenmauer und einige Sitzstufen des Theaters, die Grundlagen der im östlichen Stadttheile gelegenen Tempel und andre Ruinen mehr, innerhalb und außerhalb des heiligen Bezirks. Am besten erhalten ist das zur Hälfte in den Felsen gehauene Stadium. In dem Bergvorsprung unterhalb der Mauer des Philomelos sind zahlreiche schöne Grabkammern und Nischen ausgehauen, nicht weit davon bei der Kirche des heil. Elias stehen mächtige Substructionen des Synedrions der Amphiktyonen; auch östlich vor der alten Stadt ist die Felswand links vom Wege voll Grabnischen, und in einem mächtigen gespaltenen Felsblock sieht man eine große Doppelthür eingemeißelt, als hätte man den Riß als Eingang in die Tiefe der Erde bezeichnen wollen. — Am lebendigsten vergegenwärtigt man sich das Alterthum an den genannten Quellen. Noch spendet der eigentliche Stadtbrunnen, die alte Delphusa, jetzt Kerna, reichliches

Wasser, noch befeuchtet die Kassotis, die einst den alten Lorbeerhain tränkte, ein Gärtchen bei der Kirche des heil. Nikolaos, wo bis vor wenigen Jahren der einzige Lorbeerbaum des delphischen Thales grünte. Ich habe ihn noch gesehen, aber dürr; man sagte mir, er sei im vorangegangenen Winter abgestorben. Am schönsten endlich und am wenigsten verändert sieht man die mächtige kastalische Quelle in das gleiche Bassin sprudeln, in dem einst die sich zu reinigen hatten, welche den Tempel betreten wollten, um die Stimme des Gottes zu vernehmen. In eine große alte Felsennische ist jetzt darüber eine kleine Kapelle des heiligen Johannes gesetzt. Bis vor wenigen Jahren stand einige Schritte von der Kastalia an dem Brunnen, in den ihr Wasser geleitet wird, eine uralte Platane, von der schon Ulrichs beklagte, daß sie der Aeste beraubt sei. Seitdem ist die Zerstörung weiter gegangen. Wie man mir in Kastri erzählte, fand ein utilitarisch gesinnter Demarch (Bürgermeister), sie nütze nichts, und ließ sie umhauen und aus dem Holze Fässer oder Kübel machen. Auch dieser Baum war der einzige seiner Art im Thale. Die Umgebung von Kastri ist jetzt fast baumlos. Getreidefelder bedecken die culturfähigen Abhänge, und nur das östlich von der Kastalia auf dem Platze des alten Gymnasiums gelegene Kloster der Panagia ist von schönen Oel- und Maulbeerbäumen umgeben."

Folgen wir unsrem Reisenden noch auf die Höhe des Parnasses. „Mit Delphi", sagt er, „ist der Parnaß so verknüpft, daß man es nur halb kennt, wenn man nicht auch die Höhe des Berges besteigt; sollen doch die Delphier selbst in ältester Zeit hoch oben in der Stadt Lykoreia gewohnt haben. Ein zweifacher, künstlicher, in das Gestein gearbeiteter Pfad führt an der westlichen Felswand der Phädriaden, dem Rhodini, im Zickzack hinauf, der jetzige Saumpfad und der etwas kürzere alte Treppenweg, der wohl über tausend in den Felsen gehauene Stufen hat. Während die Maulthiere, die ich sehr überflüssiger Weise mitgenommen hatte, — denn ich machte fast den ganzen Weg zu Fuß, — jenen einschlugen, ging ich auf

diesem. Hat man die Höhe der eigentlichen Felswand erreicht, so führt der Weg weniger steil zuerst in der zwischen Rhodini und Phlembukos, dem östlichen Theil der Phädriaden, sich hinziehenden bewaldeten Schlucht weiter: Rechts auf der Höhe des letzteren steht ein verfallener Thurm, von dem ich nicht weiß, welcher Zeit er angehört, da ich ihn nur von ferne sah. Zwischen überragenden Höhen kommt man dann durch ein ziemlich enges Thal, bei den Kalyvien oder Sommerhütten der Kastriten vorbei, in eine große, ganz von Bergen umschlossene Hochebene, auf der die wohlbebauten Felder der Einwohner von Arachova, einem östlich auf dem Parnaß gelegenen Flecken, liegen. Die von den Bergen kommenden Gewässer sammeln sich in einem am südlichen Ende gelegenen kleinen See, der im Winter oft die ganze Ebene überschwemmen soll, im Sommer aber ganz austrocknet und nur unterirdischen Abfluß durch eine Katavothre hat, welche das Wasser unterhalb Kastri dem Pleistos zuführt. Hoch auf dem Gebirge finden wir so die Eigenthümlichkeit der geschlossenen Thäler wieder. Bäume hat die Hochebene nur wenige. Links erhebt sich ein rundlicher Berg, an dem die berühmte, im Innern mit Tropfsteinbildungen bedeckte korykische Höhle sich befindet, einst dem Pan und den Nymphen geweiht. In alten und neuen Zeiten war sie den Umwohnern eine willkommene und schwer zu findende Zufluchtstätte. Denn der kleine, in neuerer Zeit noch durch eine Mauer verengte Eingang liegt so hoch am Berge, daß man von der Hochebene eine halbe Stunde braucht, um hinaufzuklimmen. Im Innern findet man zuerst einen geräumigen hohen Vorplatz, der durch eine Tropfsteinmauer begrenzt ist. Ueber diese steigt man mit einiger Mühe in den hinteren, höheren Theil, in dem sich verschiedene Gänge in noch unerforschter Tiefe in den Berg ziehen. Mein Führer behauptete, zwei davon hätten eine Länge von drei Stunden, die er freilich nicht selbst gemessen hatte.

„Die Hütten und Scheunen der Arachoviten, die nur vorübergehend zum Bau der Felder bewohnt werden, lehnen sich am nördlichen Ende der Ebene an den Berg. An ihnen vorbei steigt man

durch ein enges Waldthal weiter aufwärts. Aller Anbau hört jetzt auf; die Tannen, die man noch trifft, sind zwar oft groß und sehr malerisch, aber meist krumm gewachsen. Weiter aufwärts werden auch sie selten. Man findet nur noch nackte Weideplätze zwischen den Felsen mit einigen Sennhütten. Bis zu der obersten Hütte, wo ich mein Maulthier zurückließ, hatte ich von Kastri aus, den Weg von der korykischen Höhle nicht mitgerechnet (ich hatte sie am Tage zuvor von Arachova aus besucht), etwa vier Stunden gebraucht. Bald oberhalb derselben dehnten sich ansehnliche Schneeflächen aus — es war gegen Ende Mai — über welche ich nach etwa anderthalb Stunden einen hohen Kamm erreichte, den mir mein Führer als den Gipfel bezeichnet hatte. Allein als wir oben waren, sah ich, daß es nicht dieser war, sondern die östliche Fortsetzung des sogen. Greisenfelsens, welcher der Hauptspitze, die jetzt Lykeri heißt, an Höhe am nächsten steht. Große, unvermeidliche Schneefelder und ein ziemlich tiefes Thal, „die Teufelstenne", trennten uns noch von Lykeri. Nach anderthalb Stunden hatten wir diesen erklommen. Im Ganzen hatten wir von Kastri aus sieben Stunden gebraucht. Der Lykeri, in dem sich der alte Name Lykoreia mit geringer Veränderung erhalten hat, liegt an der Nordostseite des ganzen Bergstockes und ragt als eine isolirte Pyramide über fünf oder sechs andere Spitzen entschieden hervor, nach den französischen Messungen in einer Höhe von 2459 Meter. Und um diese richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß er nur wenige Stunden vom Meere entfernt ist, die ganze Erhebung sich also für das Auge geltend macht.

„Die Aussicht, die man auf der obersten Spitze, wo eine kleine Steinpyramide steht, genießt, ist eine ebenso ausgedehnte als großartig schöne, die ich nur in ihren Hauptzügen andeuten will. Halb Griechenland liegt vor dem Blicke ausgebreitet. Gerade unter mir sah ich nach Norden und Osten die in der damaligen Jahreszeit meist noch grünen Thäler und Ebenen von Phokis und Böotien, namentlich das obere und untere Kephissosthal und den kopaischen

See, dahinter die Berge der böotischen Küste und der östlichen Lokrer, Hypaton, Messapion, Ptoon, die opuntischen Berge und den Knemis, über welche weit hinaus sich die blauen Höhen Euböa's zeigten. Weiter rechts nach Südosten liegen zunächst die verschiedenen Rücken und Thäler des breiten Helikon, dann sieht man den Parnes und andere Gipfel der attischen Halbinsel, den Kithäron und die isthmischen Gebirge. Ueber die Berge weg und zwischen ihnen durch schweift der Blick auf das weite Meer, das sich in der Ferne im Dunstkreis des Horizonts verliert. Bei ganz klarem Himmel lassen sich viele Inseln erkennen. Wendet man sich weiter nach Süden, so steigt jenseits der blauen Wogen des korinthischen Meerbusens über dem schmalen Küstenstreife Achaia's die ganze steil abfallende, schön geformte Bergkette des nördlichen Peloponneses hervor, aus welcher der Chelmos (Aroania) und Ziria (Kyllene) ihre schneeigen Häupter am höchsten erheben. Am beschränktesten ist der Gesichtskreis nach Westen und doch der Blick hier am großartigsten. Denn über den kahlen und wilden Hochthälern des Parnasses, die man zunächst vor sich hat, ziehen sich vom korinthischen Meerbusen bis an den Oeta, fast in gerader Linie, die lokrisch-ätolischen Gebirge, deren höchste Gipfel selbst den Lykeri um mehr als hundert Fuß überragen und wenigstens in der Jahreszeit, in der ich sie sah, vollständig das Aussehen eigentlicher Schneeberge hatten. Nördlich schließt sich an sie der minder hohe, großentheils bewaldete Oeta an, der das obere Kephissosthal malerisch einfaßt und durch seinen östlichen Zweig, den Kallidromos, mit dem Knemis zusammenhängt. Ueber den Oeta hinaus aber erreichte das Auge weiter nach Norden die thessalischen Gebirge, den Pelion, den rundlichen Ossa, und in nebelhafter Ferne den alten Götterberg, den majestätischen Olympos, den höchsten und schönsten der griechischen Berge, neben dem sich der Ossa fast zwerghaft ausnimmt.

„Es wäre schwer, die Gedanken auch nur anzudeuten, die sich hier drängen, wenn das Auge von den arkadischen Bergen, wo die Wiege des Hermes war, über den Musensitz des Helikon nach den

olympischen Höhen schweift und dann zurückkehrt zu dem Gipfel selbst, auf dem einst Deukalion und Pyrrha landeten, um ein neues Menschengeschlecht zu gründen, und unter dessen Felsenhängen man das apollinische Heiligthum, „den Nabel der Erde" weiß. Die ganze Mythologie und Religion der Hellenen entrollt sich vor uns. Fällt aber der Blick auf den Kallidromosrücken über den Thermopylen, auf die zu Füßen liegende Ebene von Chäronea, oder ich weiß nicht auf wieviel andere Punkte, so macht die Geschichte ihre Rechte geltend; die Großthaten der hellenischen Heldenzeit, die unseligen Fehden, in denen das Volk sich selbst zerfleischte, und die letzten Kämpfe, in denen es unglücklich aber ruhmvoll die alte Freiheit zu schirmen unternahm, ziehen an unserer Seele vorüber. Der Berg ist so recht eigentlich der Mittelpunkt der griechischen Lande. Ja selbst, daß nach Westen der Blick beschränkt ist, scheint eine Bedeutung zu haben. Jene dahinter liegenden Landschaften blieben immer nur halb hellenisch. Und daß in der Mitte hellenischen Lebens das apollinische Nationalheiligthum lag, war nicht zufällig. Das altpelasgische Dodona, wo der Gott in formloser Weise des Naturdienstes verehrt und befragt wurde, lag in den Bergen des halbbarbarischen Epirus, der Olymp, die heitere Wohnung der Götter, aber der Götter für sich, an der Grenze hellenischen Lebens, meist durch Gewölk dem Blicke der Sterblichen entzogen; aber der Ort, wo der ewig jugendliche Zeussohn Apollon den Menschen des Vaters Willen offenbarte, wo die Gottheit im engsten Verkehr mit ihnen gedacht wurde, der mußte mitten in den Wohnsitzen des Volkes sein. Der Mittelpunkt des alten griechischen Landes und Lebens also war der Parnaß."

Das delphische Orakel.

Die Wahrsagerei war zu allen Zeiten in ihren verschiedenen Formen bei den Griechen allgemein verbreitet. In der von Homer beschriebenen Zeit war, wie wir gesehen (S. 32 ff.), die Weissagung aus zufälligen Zeichen die vorherrschende; in den folgenden Jahrhunderten trat sie zurück und kam nur noch bei gewöhnlichen Privatangelegenheiten zur Anwendung, während die Orakel immer mehr an Bedeutung gewannen und ihren Einfluß nicht blos in Privatsachen übten, sondern auch in den wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten geltend machten. Denn bei einem Orakel ist die Weissagung an eine bestimmte Oertlichkeit und an einen daselbst befindlichen Tempelcultus geknüpft, und dieselbe wird geübt durch eine ansässige Priesterschaft, welche sich als das vermittelnde Organ zwischen der Gottheit und dem Menschen hinstellt; daher ist es begreiflich, daß die Offenbarungen an solchen heiligen Stätten, wo man den Gott beständig gegenwärtig und wirksam dachte, wo eine gebildete und die Traditionen des Ortes klug benutzende Priesterschaft das Orakelinstitut leitete, mit viel größerem Vertrauen gesucht und aufgenommen wurden, als die oft von unzuverlässigen Wahrsagern ausgehenden Deutungen vereinzelter Götterzeichen, zufälliger Träume und dergl.

Die Orakelinstitute aber waren von verschiedener Art je nach den Mitteln, durch welche die göttlichen Offenbarungen erkundet wurden. Es gab Zeichenorakel, bei welchen man aus gewissen Zeichen weissagte, wie zu Dodona aus dem Rauschen der heiligen Eiche, dem Murmeln der am Fuße der Eiche sprudelnden Quelle, aus dem Fluge der dem Zeus geweihten Tauben, dem Klange von ehernen Becken. Anderwärts prophezeite man durch Loose, aus den geschlachteten Opferthieren, aus dem Brennen der Opferflamme und dergl. Eine andere Art von Orakeln waren die Traum- und Todtenorakel, welche meistens mit dem Culte von Heroen und unterirdischen Göttern verbunden waren; man legte sich in dem Heilig-

thum zum Schlafe nieder und empfing die göttliche Offenbarung im Traum. Die bedeutendsten Orakel aber waren die Spruchorakel. In diesen geschah die Prophezeiung durch den Mund eines Menschen, eines Priesters oder einer Priesterin, die durch irgend eine Veranstaltung sich in Ekstase versetzte, so daß, was sie aussprach, nicht aus ihrem eignen Geiste, sondern von dem Gotte zu kommen schien, der sie erfüllete.

Orakel befanden sich bei den Heiligthümern verschiedener Götter, des Zeus, des Hermes, des Pan u. s. w.; aber sämmtliche Spruchorakel gehörten dem Apollon. Dieser war vorzugsweise der wissende Gott. „Er weiß“, sagt Pindar, „wieviele Frühlingsblätter die Erde heraussendet und wieviele Sandkörner im Meer und in den Flüssen Wind und Welle dahinwälzt, was kommen wird und woher es kommt, er kennt aller Dinge Ende und Ziel und alle Mittel zu Allem.“ Als der Gott, dem nichts verborgen ist, stand Apollon jeder Weissagung vor, war er der Herr und Meister aller menschlichen Seher und Wahrsager; aber in den Spruchorakeln hatte er selbst die Prophetie übernommen, um durch den in Begeisterung versetzten Priester oder die Priesterin den Menschen nicht seinen eigenen Willen zu verkünden, sondern den Willen und die Rathschlüsse seines Vaters Zeus. Denn Zeus ist der höchste Leiter aller Geschicke und der Urquell aller Weissagung, Apollon aber der Mund des Zeus.

Spruchorakel gab es zu Abä in Phokis, zu Aidepsos auf Euböa, zu Hysiä in Böotien, in Argos, wo die weissagende Priesterin sich durch das Blut des Opferthiers begeisterte. In dem Heiligthum des klarischen Apollon bei Kolophon weissagte der Priester, nachdem er in einer heiligen Grotte sich durch einen Trunk Wassers begeistert hatte; die Priesterin in dem didymäischen Heiligthum bei Milet netzte, um in Ekstase zu gerathen, den Saum ihres Kleides und ihre Füße in einer Quelle und zog aufsteigende Dämpfe ein. Das bei weitem berühmteste Spruchorakel aber war das zu Delphi, wo die Pythia oder Pythias auf dem Dreifuß über dem heiligen Erd-

schlunde, dessen kalte Dünste sie in Verzückung setzten, die Schicksalssprüche des Apollon verkündete.

Ehe Apollon das delphische Orakel übernahm, sollen andere Götter im Besitz desselben gewesen sein. Im Anfang von des Aeschylus Eumeniden, in dem Gebete der Pythia, heißt Gaia, die Urprophetin Erde, die erste Besitzerin des Orakels, und es folgte ihr wie nach einer Art von Erbrecht ihre Tochter Themis. Diese trat den heiligen Seherstitz freiwillig an ihre Schwester Phoibe ab, und Phoibe gab ihn als ein Pathengeschenk dem Phoibos Apollon, ihrem Enkel. Der zog von Delos aus, wo er geboren war, unter dem Geleite der Athener, welche sich rühmten, die heilige Straße nach Delphi zuerst gebahnt, die Wälder gelichtet und die Felsensteige ausgehauen zu haben, nach Delphi, wo das Volk und der König Delphos ihn mit froher Huldigung empfingen. Es ist wahrscheinlich, daß schon vor der Einführung des Apollocultus zu Delphi an dieser Stätte wegen ihrer eigenthümlichen Naturbeschaffenheit der Cultus einer uralten Naturreligion und ein Orakel der Erdmutter Gaia, welcher ja prophetische Kraft eigen war, bestanden habe; vielleicht aber wollte man durch jene Reihenfolge der Besitzer nur erklären, wie es kam, daß ein Orakel, dessen Prophetie auf der Einwirkung einer tellurischen Kraft beruhte, im Besitz eines von dem Chthonischen durchaus abgewandten Gottes war, des lichten Gottes Apollon. Themis, die Göttin der Satzung und Ordnung, bezeichnet nur eine Seite der Erdgöttin; es ist die Erde als Weissagerin, die Sprüche des Orakels heißen Satzungen, Ordnungen (θέμιστες). Phoibe ist nur eingeschoben mit Rücksicht auf den Umstand, daß Apollon als delphischer Gott vorzugsweise den Beinamen Phoibos hat.

Die Gottheiten, welche bei Aeschylus als die Inhaber des delphischen Orakels aufgezählt werden, folgen einander friedlich und ohne Streit; nach andern Traditionen aber sollte Apollon nicht ohne Kampf in den Besitz des Orakels treten. Als eben der Gott auf Delos geboren war, sprach er: „Die Kithara wähle ich mir und den Bogen, und im Orakel will ich den Menschen verkünden den

untrüglichen Willen des Zeus." Und alsbald zog er aus, um sich eine Orakelstätte zu suchen. Das delphische Felsenthal gefiel ihm, und er beschloß, hier an dem Erdschlunde sein Orakel zu gründen. Aber ein furchtbares Ungeheuer, der Drache Python oder Delphyne, eine Ausgeburt der Erde, hauste in der Nähe an der Quelle Delphusa und verwehrte ihm den Zugang. Der junge Gott nahm den Kampf auf und erschoß mit seinen Pfeilen das Ungethüm. Nach dem Kampfe brach er sich zum Siegeskranz das erste Lorbeerreis, und zum ersten Mal erscholl aus seinem Munde und von dem Chore der delphischen Jungfrauen der Päan, ein helles freudiges Siegeslied, wie man es seitdem zu jeder Zeit sang nach Abwehr einer Gefahr durch den rettenden Apollon. Aber der Gott hatte sich mit Blut und Mord besudelt, er hatte die finsteren Gewalten der Erde zu Zorn und Rache gereizt, deswegen mußte er außer Landes flüchten und ein großes Jahr, acht Jahre, Knechtesdienste thun, so verlangten es die Gesetze der Mordsühne. Er floh nach Tessalien und diente dem König Admetos, und nachdem er in den Lorbeerhainen des Tempethales gereinigt worden war, kehrte er nach Delphi oder, wie es in alter Zeit hieß, nach Pytho, „der Fragestätte", zurück und übte jetzt als Phoibos, als „reiner und klarer" Gott, sein Orakelamt.

In der Sage von dem Drachenmorde sind die Ideen, die dem delphischen Apolloculte zu Grunde liegen, in einfachen großartigen Zügen verkörpert. Der Gott ist ein lichtgebornes reines Wesen voll jugendlicher Götterfülle, ein Freund alles Guten und Schönen, von dem allwaltenden Zeus dazu bestimmt, seine Ordnungen in die Welt einzuführen, alles Unreine, Wüste und Unholde in der Natur und im Bereiche der sittlichen Welt zu bekämpfen. Seine Waffe in diesem Kampf ist der Bogen. Mit seinen Pfeilen erlegt er den Python, eine rohe maßlose Ausgeburt der Natur, den Repräsentanten der Finsterniß in natürlicher und sittlicher Bedeutung. Von der natürlichen Seite bedeutete dieser die pestilenzialische Wüstenei des Pleistosthales, welche dort in alter Zeit herrschte, ehe Apollon

den Ort zu einem heiligen Sitze der Gesittung und Cultur gemacht hatte, in ethischer Beziehung ist er ein Bild wilder verderblicher Gesetzlosigkeit, welche der Weltordnung des Zeus widerstrebt. Apollon beseitigte ihn und gründete sein Orakel, von dem aus er durch Verkündigung des Willens des höchsten Weltregierers die geordneten Zustände eines gesitteten friedlichen Menschenlebens einführen und erhalten half. So erwies er sich als einen Gott des Heils und der Ordnung, des Lichtes und Lebens. Aber die Mantik ist nur Eine Seite seiner Wirksamkeit. Als der Gott der Reinheit und Klarheit, dem alles Düstere und Böse zuwider ist, fordert er von den Menschen einen sittlich reinen, ernst strebenden Sinn, weise Mäßigung bei innerer Selbsterkenntniß — in seinem Tempel standen die Sprüche *γνῶϑι σαυτόν* und *μηδὲν ἄγαν* (S. 147) — und wenn der Mensch durch verwirrende Leidenschaft zu böser That getrieben worden ist, so bietet er ihm die Mittel zur Sühne und Reinigung, damit er den Frieden des Gewissens und die besonnene Ruhe des Geistes wieder erlange: Er ist der sühnende und reinigende Gott durch allerlei feierliche Reinigungsgebräuche, welche sich von Delphi aus unter dem Griechenvolk verbreiteten. Namentlich standen auch die Satzungen der Mordsühne unter seiner Obhut. Er hatte selbst sich den Gesetzen der Mordsühne nach Erlegung des Python unterworfen und kehrte als Phoibos, als Reiner, nach Delphi zurück; um so eher konnte er von den Menschen ein Gleiches fordern. Durch die Mordsühne trat er dem starren Gesetze, welches Blut für Blut heischte und stets neuen Mord und neue Schuld zeugte, entgegen und gründete eine humane Menschensitte, in welcher der Sünde gegenüber die Reue und das Verlangen nach Wiedergewinnung der göttlichen Gnade zur Geltung kam. Und mit beidem, der apollinischen Mantik und Kathartik (Weissagung und Sühnung) stand in engem Zusammenhang die apollinische Musik, welche nach dem Drachenmorde zuerst erklungen sein soll und in Delphi vorzüglich gepflegt ward. Bei dem Feste der Pythien, welches Apollon nach Erlegung des Python gestiftet haben sollte, waren musische Wettkämpfe lange die einzigen,

und der sogenannte pythische Nomos, der in diesen vorgetragen und mit der Zeit immer kunstreicher ausgebildet wurde, hatte den Drachenkampf zum Grundthema. Das Instrument der apollinischen Musik war die Kithara oder Phormirx, deren ruhige und einfache Harmonie ganz besonders die menschliche Seele mit milder Gewalt ergriff, die Leidenschaften beschwichtigte, Schmerz und bange Sorge verscheuchte und eine heitere Ruhe über den Geist verbreitete. Mantik, Kathartik und Musik, auf gemeinsamer Grundlage beruhend, auf einer begeisterten Erhebung des Gemüthes, durch welche das Göttliche veredelnd und erhebend, heilend und reinigend, ordnend und beruhigend in das Menschenleben eintreten kann, waren die Hauptelemente der Apolloreligion, wie sie in den Jahrhunderten nach Homer zur Entwicklung kam, in einer Zeit, wo die poetisch naive Religion des Homer den Bedürfnissen des Herzens nicht mehr völlig genügte, wo eine vertieftere Sittlichkeit und religiöser Ernst in den Göttern die reinen und hehren Vorbilder menschlichen Lebens und Strebens und in dem Cultus eine tiefere Erbauung suchte. Die Ideen dieses delphischen Apollocultus verbreiteten sich unter dem ganzen Griechenvolke und waren von der segensreichsten Wirkung. In der Zeit zwischen Homer und den Perserkriegen war Apollon der einflußreichste Gott, während der Allvater Zeus in seiner göttlichen Hoheit mehr sich ferne hielt von der bewegten Menschenwelt, und das delphische Heiligthum mit seinem im Sinne des Apollon wirkenden Orakel war das erste in Griechenland.

Das delphische Orakel ist sehr alt. Schon Homer erwähnt der großen Reichthümer, welche in dem felsigen Pytho die steinerne Schwelle des unterirdischen Schatzhauses einschloß. Nach dem homerischen Hymnus auf den pythischen Apollon setzte der Gott nach Tödtung des Python kretische Männer, welche in Krissa den Cultus des Apollon Delphinios gegründet hatten, bei seinem Heiligthum zu Delphi als Priester ein. Als der Führer dieser Schaar das nackte Felsenthal mit Sorge betrachtete und den Gott fragte, wovon sie hier leben sollten, sprach der Gott mit lächelndem Munde: „Haltet

nur immer ein Jeder in der Rechten ein Opfermesser und schlachtet beständig die Opferthiere, welche die Menschen mir in unermeßlicher Zahl hierher bringen werden." So geschah es auch in der Folge. Von allen Enden kamen die um Rath Fragenden und die Verehrer des Gottes, und Jeder brachte seine Opfergaben, von denen die Priesterschaft ihren Genuß hatte; auch kostbare Geschenke der mannigfaltigsten Art wurden in Menge dem Gotte geweiht, so daß der Tempel allmählich einen ungeheuren Reichthum von edlen Metallen und von Kunstwerken gewann. Das Heiligthum lag in dem Gebiete der Krissäer, und diese hatten von Alters her die Oberaufsicht über dasselbe; als sie aber, ihre Stellung mißbrauchend, die Interessen des Gottes vielfach schädigten, die Pilger beraubten, wurde ihre Stadt von den Amphiktyonen nach zehnjährigem Kriege zerstört und sie selbst dem Gotte geknechtet, d. h. zu Tempelsklaven gemacht (586 v. Chr.). Die delphische Gemeinde, welche sich zu einem eigenthümlichen Priesterstaate ausgebildet hatte, erhielt jetzt die selbständige Verwaltung ihres Heiligthums, doch unter der Oberaufsicht der Amphiktyonen.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit hatten sich zwölf Völkerschaften in Mittel- und Nordgriechenland ohne Rücksicht auf Stammunterschiede zum Schutze des delphischen Heiligthums und zu gemeinschaftlicher Festesfeier an demselben zusammengethan. Dies war die delphische Amphiktyonie, auch die pyläische genannt, weil der Tempel der Demeter zu Anthela an den Thermopylen ein zweiter Vereinigungspunkt derselben Verbindung war. Auch die Abgeordneten dieser Völker, welche in bestimmten Zeiten zu gemeinschaftlicher Berathung in Betreff des Heiligthums zusammenkamen, hießen Amphiktyonen. Außer mehreren kleineren Völkerschaften gehörten zu dem Bunde die Dorier, Jonier, Böotier, Phoker, Thessaler. Da auch die Colonien der verbündeten Völker ein Recht an der Amphiktyonie hatten, und also nach den großen Wanderungen der größte Theil des hellenischen Volkes der Verbindung angehörte, so hatte diese amphiktyonische Einrichtung ganz besonders die Verbreitung

und Hebung des Ansehens und Einflusses des delphischen Heiligthums zur Folge. Von besonderer Wichtigkeit für das Orakel wurde der Stamm der Dorier, dessen Sinn für feste Ordnung und ernste Religiosität in einer inneren Verwandtschaft mit der apollinischen Religion stand. Während der Zeit, wo er am Oeta und Parnaß seine Wohnsitze hatte, trat er mit Delphi in die engsten Beziehungen, und er hielt auch diese Verbindung fest, nachdem er von dort aus in den Peloponnes gewandert war. Vornehmlich war es der spartanische Staat, der sich eng an das delphische Orakel anschloß, und mit der wachsenden Macht Spartas stieg auch das Ansehen dieses Heiligthums. So ist denn Delphi seit dem Zeitalter Lykurgs in stetem Wachsthum begriffen, so daß bald seine Anerkennung auch über Griechenlands Grenzen hinausreichte. Die Könige von Lydien befragten und beschenkten das Orakel schon seit der Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr., die Römer beschickten es zur Zeit der Tarquinier; in Griechenland aber wurde von Einzelnen oder ganzen Staaten nichts von einiger Wichtigkeit unternommen, ohne daß man den Rath des wissenden Gottes zu Delphi eingeholt hätte.

In alter Zeit gab Apollon nur einmal des Jahres Orakel, an seinem Geburtstage, dem siebenten Tage des Monats Bysios, der in den Anfang des Frühlings um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche fiel. Der Name Bysios ist gleich Pythios und bedeutet den Fragemonat. Als aber der Andrang der Fragenden sich mehrte, bestieg die Pythia an jedem siebenten Monatstage den Dreifuß, ja in der blühendsten Zeit wurde an jedem Tage orakelt, der nicht gerade ein Unglückstag war. Zuerst war nur eine Pythia bei dem Orakel thätig. Es war eine Jungfrau in der Blüthe der Jahre; als aber einst ein Thessaler Namens Echekrates eine jugendliche Pythia entführt hatte, wählte man zu dem Amte unverheirathete Frauen, die schon das fünfzigste Lebensjahr überschritten hatten. Doch trugen sie zur Erinnerung der früheren Sitte die jungfräuliche Tracht. Die Pythia mußte sich eines heiligen reinen Lebenswandels befleißigen und blieb der Mund des Gottes bis an ihr Lebensende.

Sie war stets von Geburt eine Delphierin, aus einer ehrbaren, wenn auch nicht gerade reichen und vornehmen Familie. Die Wahl der Pythia sowie auch der beiden Priester des Tempels und des Propheten geschah durch die fünf Hosioi, „die Heiligen", welchen die Obhut des Tempels übergeben war. Die Hosioi gehörten den edelsten Familien Delphi's an, die sich von Deukalion ableiteten und die Regierung der Gemeinde in Händen hatten. In der Blütezeit des Orakels fungirten abwechselnd immer zwei Pythien, und daneben hatte man noch eine dritte zu gelegentlicher Stellvertretung.

An dem Morgen solcher Tage, an welchem das Orakel thätig war, erfüllten Weihrauchdüfte das Innere des festlich geschmückten Tempels. Thüren und Pfosten waren mit frischem Lorbeer besteckt und umwunden. Eine zahlreiche Tempeldienerschaft befand sich vor dem Heiligthum zur Abwehr alles Profanen; an der Thüre standen Priester, welche vermittelst eines Wedels oder Lorbeerzweiges die Eintretenden mit heiligem Wasser besprengten. Die Fragenden, welche nie mit leeren Händen kamen, mußten, bevor sie zugelassen wurden, sich vorbereiten durch Reinigungen, durch Opfer und Gebet, geschmückt mit einem Lorbeerkranze, Zweige mit Wollenbinden in den Händen. Die dargebrachten Opferthiere, meistens Ziegen, wurden von den Priestern erst sorgfältig geprüft, ob sie gesund und makellos waren; es war ein nothwendiges Erforderniß, daß sie bei der Opferung selbst über den ganzen Körper zitterten. Entsprach das Thier nicht allen Anforderungen, so wurde das Orakel für diesen Tag verweigert. Ueber die Reihenfolge der Zulassung mußten die Fragenden loosen; doch hatten auch manche Staaten die Promantie, das Recht, vor Andern der Fragestätte zu nahen.

Auch die Pythia mußte, bevor sie den Dreifuß bestieg, sich vorbereiten durch dreitägiges Fasten und ein Bad in dem kastalischen Quell. Bei ihrem Eintritt in das Adyton, wo der Dreifuß stand, brachte sie ein Brandopfer aus Lorbeerblättern und Gerstenmehl, angethan mit einem langen fließenden Schleppgewand und kothurn-

artigen Schuhen, in wallendem Haar mit goldenem Kopfputz. Dann trank sie Wasser aus der in das Adyton geleiteten Quelle Kassotis und kaute einige Blätter von dem Lorbeer, der in dem Adyton stand; von beidem, dem Wasser wie dem Lorbeerblatt, glaubte man, daß sie begeisternde Kraft besäßen. Hierauf ward sie von dem Prophetes, dem Orakelpriester, auf den mit Lorbeer umhüllten hohen Dreifuß geführt. In ihrer Nähe standen außer dem Prophetes einige von den Hosioi; die Fragenden befanden sich in einem anstoßenden Gemach, aus welchem sie wahrscheinlich einen freien Blick in das Adyton hatten. Es währte nicht lange, so gerieth die Priesterin durch die aus dem Erdschlund aufsteigenden kalten Dämpfe in Aufregung und Verzückung, in welcher sie dann ihre Sprüche ausstieß. Die Ekstase scheint bisweilen sehr stark und angreifend gewesen zu sein, wie man aus einer Erzählung des Plutarch schließen muß. Eine Pythia nämlich ward einst so heftig ergriffen, daß sie unter rauhem erschreckenden Geschrei plötzlich von dem Dreifuß herabsprang und nach dem Ausgang des Gemaches zu stürzte, so daß die Fragenden nicht blos, sondern auch der Prophetes und die anwesenden Hosioi entsetzt davonflohen. Als sie nach einiger Zeit sich ermannten und zurückkehrten, fanden sie die Pythia bewußtlos am Boden, und sie starb in den nächsten Tagen.

Was die Pythia in ihrer Ekstase sprach, konnten verständliche und zusammenhängende Worte sein, und in diesem Falle wurden sie von dem Propheten, der den Fragenden die Antwort mitzutheilen hatte, nur noch in eine poetische Form gebracht. Denn in der ältesten Zeit faßte man die Orakelsprüche in der Regel in epischer Sprache und epischen Hexametern ab, was auch oft von eigens dazu angestellten Versmachern geschehen sein soll; um die Zeit Alexanders des Großen waren schon die prosaischen Antworten vorherrschend, und noch später war ein poetischer Spruch eine Seltenheit. Gewöhnlich waren die Worte, welche die Pythia ausstieß, ohne vernünftigen Sinn und Zusammenhang; und da war es denn die Sache der den Spruch formulirenden Orakelpriester, ihnen einen Sinn zu geben,

den sie selbst mehr in die Worte hinein als aus denselben herausdeuteten. An eine absichtliche und bewußte Täuschung schlauer Priester ist hierbei in den älteren Zeiten eines lebendigen Glaubens nicht zu denken; die Priesterschaft, in demselben Glauben befangen, wie die Fragenden, war der Ueberzeugung, in den dunkelen Worten einen Ausspruch ihres Gottes zu empfangen, welchen sie nach ihrer Kenntniß der göttlichen Dinge bestimmten Regeln gemäß und mit Rücksicht auf die Lage der Dinge und die Verhältnisse des Fragenden, die ihnen gewöhnlich bekannt waren, zu deuten suchten. Und solche Deutungen waren um so mehr möglich, da es sich gemeiniglich nicht um eine vorwitzige Ausforschung der Zukunft handelte, sondern um die Frage, was in dieser oder jener Angelegenheit zu thun sei; der Gott gab weniger Prophezeiungen als Befehle und Anordnungen, welche in dem Falle, daß sie nicht klar und bestimmt waren, den Rathsuchenden zum Nachdenken und demüthigen Forschen veranlassen sollten oder doch konnten. Hätte Krösus sich bewogen gefunden, den bekannten Spruch in Betreff des Ueberganges über den Halys in sorgfältige Erwägung zu ziehen, statt sich durch denselben in seinen blinden Hoffnungen bestärken zu lassen, so würde er vielleicht sein Reich nicht zerstört haben. Die Orakelsprüche hatten allerdings meistens etwas Dunkeles und Räthselhaftes; aber diese symbolische Ausdrucksweise ist keineswegs eine von den Priestern schlau erdachte Hülle, sondern ist in der Eigenthümlichkeit der ältesten griechischen Poesie begründet. Doch soll nicht geleugnet werden, daß die delphischen Priester in für sie zweifelhaften Fällen auch öfter absichtlich zur Dunkelheit und Zweideutigkeit ihre Zuflucht nahmen, um das Ansehen ihres Orakels nicht zu gefährden.

Nach Empfang des Orakelspruchs brachten die Fragenden wieder Spenden und Opfer. Zu dem Opferschmaus wurden außer den Priestern nicht selten auch die vornehmen Bürger Delphi's in großer Zahl hinzugezogen. Bekränzt, wie sie gekommen, zogen die Fremden dann in ihre Heimat, und erst zu Hause legten sie den Kranz ab, um ihn in einem Tempel des Apollon aufzuhängen. Diese Kränze

des delphischen Gottes gaben ihnen auf ihrer Reise eine höhere Weihe und schützten sie vor Angriff und Unbilde.

In den Jahrhunderten zwischen der dorischen Wanderung und den Perserkriegen entwickelte sich bei den Griechen ein reges politisches Leben. Die Fürstenthrone wichen der Adelsherrschaft, mit dem Adel rang das Volk, Tyrannen erhoben sich und fielen, man strebte nach neuen Gesetzen und Verfassungen; ein tieferes religiöses Gefühl aber verlangte mehr als sonst für die weltlichen Einrichtungen eine göttliche Sanction. So geschah es, daß die Orakel, ganz besonders das delphische auf dem Gebiet des staatlichen Lebens zu einer größeren und eingreifenden Wirksamkeit gelangten. Delphi wurde unter der Leitung einer weisen, von apollinischem Geiste erfüllten Priesterschaft, welche über alle Verhältnisse der griechischen Welt sich eine genaue Kunde zu verschaffen wußte, nicht blos der religiöse, sondern auch der politische Mittelpunkt für das hellenische Leben. Nach den Aussprüchen des delphischen Orakels richteten sich alle griechischen Staaten, unter seiner Autorität wurden Verfassungen abgeschafft und eingeführt, Kriege geführt und unterlassen, Verträge geschlossen, Tyrannen gestürzt. Apollon wurde der Führer der griechischen Geschichte. Er war auch der Führer der griechischen Colonien, welche in diesen Jahrhunderten an allen Küsten des Mittelmeeres gegründet wurden. Die delphische Priesterschaft war im Besitz einer ausgebreiteten geographischen Kenntniß und wies gewöhnlich den Städten die Stationen an, wo sie ihre Colonien gründen sollten. In religiösen Dingen war Delphi die höchste Autorität. Auf sein Gebot wurden Tempel und Culte gegründet und wieder hergestellt, Feste und Festspiele gestiftet, es entschied über dogmatische Streitigkeiten und dergl.

So herrschte in einem gewissen Sinn Delphi Jahrhunderte lang über die griechischen Staaten, und man muß von ihm rühmen, daß es einen heilsamen Einfluß auf alle öffentlichen und ebenso auch auf die Privatverhältnisse in Griechenland geübt, daß es in dem Geiste des Apollon im Interesse des Rechts und der Ordnung, der Tugend

und humanen Sitte gewirkt hat. Darum stand das Orakel auch in allgemeinem Ansehen, und selbst die größten Geister, ein Pindar, Aeschylus, Sophokles und Andere ehrten es als eine heilige Stätte, von wo das Göttliche sich durch das Leben der Menschen hin verbreitete.

Aber mit der Zeit schwand Delphi's Würde. Schon mit den Perserkriegen ist seine Glanzperiode erloschen. Es hat in diesen Zeiten der Gefahr, wo nicht allein die Freiheit, sondern auch die griechische Religion und Gesittung gefährdet war, nicht an der Spitze der Nation gestanden und sie begeistert zu rühmlichem todesverachtenden Kampfe, im Gegentheil es hat hier und da kleinmüthig von der Vertheidigung abgemahnt und einzelne Staaten sogar von der griechischen Sache abzuziehen versucht. Und die Haupthelden der Perserkriege, ein Themistokles, Aristeides, Kimon, holten ihren Rath nicht mehr von Delphi, sie suchten ihn in dem eigenen Geiste und haben nur in einzelnen Fällen um der Menge willen oder in Berechnung eines Staatsvortheils auf die Stimme des delphischen Gottes geachtet. Seit den Perserkriegen stand nicht mehr Sparta an der Spitze Griechenlands, sondern Athen, der Mittelpunkt der Intelligenz und Aufklärung, die sich gegen die alte Religion und ihre Institutionen auflehnte.

Aber auch Delphi selbst half sein Ansehen untergraben, indem es in den politischen Kämpfen der Griechen oft einseitig Partei nahm und der Bestechlichkeit sich zugänglich zeigte. Den härtesten Stoß erhielt das Orakel durch den zehnjährigen heiligen Krieg (355—346), den es selbst im Bunde mit einem Theil der Amphiktyonen, die schon längst nicht mehr das „gemeinsame Synedrion der Hellenen" waren, herbeizog. Ein Amphiktyonenbeschluß legte den Phokern eine hohe Geldstrafe auf, weil sie eine dem delphischen Tempel gehörige Feldflur in Gebrauch genommen hatten, und da den Phokern die Summe unerschwinglich schien, so rüsteten sie sich zu verzweifelter Gegenwehr. So entstand ein mit äußerster Leidenschaft und Grausamkeit geführter Krieg, an dem sich viele griechische

Staaten betheiligten. Die Phoker aber setzten sich in den Besitz von Delphi und befestigten es (die Mauer des Philomelos, S. 150), aus dem Reichthume des Tempels an Gold und Silber schlugen sie Münzen zur Bezahlung der Truppen und zur Gewinnung von Bundesgenossen, das Eisen und Kupfer der Weihgeschenke wurde zu Waffen verarbeitet. Mehr als 10,000 Talente an Gold zogen die Phoker nach der niedrigsten Schätzung im Laufe von wenig Jahren aus den Tempelschätzen. Zuletzt erlagen sie ihren Feinden, welche den König Philipp von Makedonien zu Hülfe gerufen hatten. Seitdem ist der ausländische König, der nach wenig Jahren der Freiheit Griechenlands ein Ende macht, der Bundesgenosse und Schutzherr des Orakels, und das Orakel spricht zu seinen Vortheil, die Pythia philippisirt (φιλιππίζει), wie Demosthenes sich warnend ausdrückt. Seit Philipps Zeit war der Glaube an Delphi's Wahrhaftigkeit und sein politischer Einfluß dahin; die Gebildeten im Volke verachteten es, und wenn sich sein Ansehen auch später bisweilen wieder etwas hob, so waren die Dinge, über die es befragt ward, doch meist nur kleinliche Privatangelegenheiten.

An Kunstwerken, die nicht eben aus werthvollen Metallen bestanden, hatte das delphische Heiligthum auch noch nach dem phokischen Raub eine große Fülle, so daß die Raubsucht der römischen Feldherrn und Kaiser hier noch lange ein reiches Feld fand. Nachdem der Kaiser Nero dem Apollon 500 eherne Statuen genommen, zählte deren Plinius durchschnittlich noch immer 3000 im Tempel und Tempelhof, in den Stoen und Thesauren, und außerdem stand in diesen Räumen auch noch eine Menge von sonstigen Kunstwerken und merkwürdigen Denkmälern. Später raubte Constantin (c. 330 n. Chr.) viele Kunstwerke, um Constantinopel damit zu schmücken. Als der Kaiser Julianus Apostata, der das Heidenthum zu restauriren versuchte, vor seinem Zuge nach Persien das Orakel befragte (362), antwortete es: „Saget dem Könige, der kunstvolle Wohnsitz ist in den Staub gesunken, Phoibos hat kein Obdach mehr und keinen weissagenden Lorbeer, auch keine redende Quelle; ver-

siecht ist das schöne Gewässer." Theodosius schloß ums Jahr 390 das Orakel für immer. Die Gestirne des heidnischen Himmels sind erblaßt, und es strahlt eine neue, wärmere Sonne.

Blutrache und Blutsühne.

Die Blutrache herrscht gemeiniglich in den Anfängen des Volkslebens, wo das Familienprincip noch waltet und der Staat noch nicht alle Verhältnisse energisch durchdrungen hat. So auch bei dem Griechenvolke in seinen ältesten Zeiten. Der Staat kümmert sich nicht um die Bestrafung des Mordes, dies ist lediglich Sache der Familie des Erschlagenen; sie hat nicht blos das Recht, sondern die heilige Pflicht, den Mörder zu verfolgen, das Blut des erschlagenen Verwandten durch das Blut des Todtschlägers zu versöhnen. Die Unterlassung dieser Pflicht ist ein ebenso großes Unrecht, wie einen Verwandten nicht zu bestatten. Als Odysseus die Freier erschlagen hatte, forderte der Vater des Antinoos die Angehörigen derselben zur Blutrache auf: „Wohlan, ehe er nach Pylos enteilt oder nach Elis, sonst werden wir stets mit Schmach bedeckt sein. Schande ja wär' es fürwahr auch späterem Geschlecht zu vernehmen, straften wir nicht die Mörder der Söhne und leiblichen Brüder." Dem Orestes gereicht es in der Odyssee zu großem Lobe, daß er den erschlagenen Vater gerochen, daß er den Aigisthos getödtet hat. Von der Mutter, die an der Ermordung des Agamemnon betheiligt gewesen, schweigt hier der Dichter absichtlich. Der Entschluß zum Morde der Mutter mag dem Jüngling schwer geworden sein. Darum muß ihn in der Oresteia des Aeschylus der delphische Gott, der über der Blutrache wacht, durch die furchtbarsten Drohungen zu der schweren Pflicht treiben. „Apollon wird mich nicht verlassen," spricht Orestes, „der mir sturmgegeißelte Qualen in meinem heißdurchglühten Herzen drohte, wenn ich meines Vaters Mörder nicht verfolgete:

Zerstört von seinen Strafen, nicht an Hab' und Gut,
Nein an der lieben Seele, sprach er, würd' ich dann
Drum leiden vieles, unerträglich bittres Leid;
Denn als der Hassenden Sühne hat er allem Volk
Mißwachs verheißen, schwere Krankheit aber mir,
Aussatz, der tief ins Fleisch sich frißt mit grimmem Zahn,
Der mir hinwegnagt meiner Sehnen alte Kraft,
Mit greisem Haare meiner Locken Schmuck vertauscht!
Und andre Qualen der Erinyen nannt' er mir,
Wahnsinn, Entsetzen, nächt'ger Träume hohle Furcht
Treibt mich, verstört mich und verfolgt aus aller Stadt
Mit eherner Geißel meinen gottverfluchten Leib.
Wer so gebrandmarkt, nimmer an der Becher Lust
Sei dem ein Antheil, noch an heil'ger Spende Guß;
Man scheuch' ihn von den Altären, den lebend'gen Zorn
Des Vaters, Niemand gönn' ihm gastlich Tisch und Bad;
Verarmt, ehrlos, ohne Freund, so sterb ich einst
Elend im Siechthum, ausgedörrt bis in den Tod!
Solch' einem Ausspruch muß man glauben und vertraun."

Nach uraltem Glauben der Griechen mußte die erzürnte Seele des Erschlagenen, seine Erinyen, mußten die Mächte der Unterwelt, zu deren Bereich der Geist des Gemordeten jetzt als ein chthonischer Dämon gehörte, versöhnt werden, und dies konnte eigentlich nur dadurch geschehen, daß das Leben des Mörders für das Leben des Ermordeten hingegeben wurde; die Verwandten mußten den Mörder wieder morden. Doch dafür trat schon in ältester Zeit eine Milderung ein, der Mörder konnte sein Leben loskaufen dadurch, daß er seine Person in Knechtschaft gab, daß er als Sühne seine Freiheit opferte und seine Kraft — also gewissermaßen sein Leben. So diente Kadmos dem Ares für die Ermordung des Aresdrachen, Apollon dem Admetos (ursprünglich dem „unüberwindlichen" Gott der Unterwelt) für die Erlegung des Python ein großes Jahr, eine heilige Festperiode von acht Jahren (99 Mondsmonate); Herakles ward nach Ermordung des Iphitos der Omphale als Sklave verkauft, und das Kaufgeld sollte dem Vater des Ermordeten gegeben werden, eine nicht zu verkennende Andeutung, daß die

Dienstbarkeit die Hingabe des Lebens vorstellt. Eine andre symbolische Stellvertretung für das Leben des Mörders waren ein- oder mehrere Opferthiere, die den Verwandten des Getödteten übergeben wurden. Gewöhnlich ward dazu bei den Griechen der Widder verwendet, wie bei den Juden der Bock — der Sündenbock. Diese Lieferung von Vieh fällt der Sache nach mit dem Kaufgeld des Herakles zusammen; denn in ältester Zeit diente das Vieh statt des Geldes. Und darin liegt der Ursprung des Wehrgeldes (ποινή), welches der Mörder der Familie des Erschlagenen zu zahlen pflegte, damit sie von seiner Verfolgung abstanden. Das Wehrgeld hat also bei den Griechen seiner ursprünglichen Bedeutung nach mehr einen religiösen Grund; es diente als Sühne und Lösung von dem Zorn des Getödteten, seinen Stellvertretern und Nachfolgern auf Erden, den Verwandten, gezahlt, nicht als eine Entschädigung für das Haupt des Erschlagenen und als eine Abfindung der Verwandten zur Mehrung ihrer Habe.

In der Heroenzeit, wie sie von Homer geschildert wird, war der Mord nichts Seltenes. Der Mörder mußte nach seiner blutigen That, um von den Verwandten des Erschlagenen nicht wieder getödtet zu werden, außer Land flüchten; und auch in dem Auslande war er vor Verfolgung nicht sicher. Ein mächtiger Mann, der einen Geringen getödtet, hätte wohl seinen schwachen Gegnern trotzen und im Lande bleiben können, ohne sich mit ihnen zu versöhnen; aber das war gegen die Sitte;

„Denn wer auch Einen Mann nur tödtete unter dem Volke,
Einen, dem gar nicht viele Vertheidiger hinterbleiben,
Flüchtet sich doch und verläßt sein eigen Geschlecht und die Heimat."

So sprach Odysseus zu seinem Sohne, als er nach Ermordung der vielen Freier daran denken mußte, sich der Blutrache zu entziehen. Wenn auch bei Homer der Mord nicht für eine verunreinigende That galt, wodurch das ganze Land und die Bürgerschaft befleckt worden wäre, so war seine That doch immer eine Verschuldung, die von den Menschen und den Göttern mißbilligt ward, und der

Mörder wich daher aus Scheu vor dem Zorn der Götter und dem Urtheil der Mitbürger, das den zur Rache verpflichteten Angehörigen zur Seite stand, aus dem Lande. Sein Verbleiben wider Willen der Beleidigten konnte zu heimischem Kriege führen. Doch geschah es gewöhnlich, daß der Todtschläger sich mit den Anverwandten des Ermordeten aussöhnte und sich von der Verfolgung loskaufte durch Zahlung einer Buße, eines Wehrgeldes, über dessen Größe sich wahrscheinlich die beiden Theile zu verständigen hatten; denn ein bestimmtes Wehrgeld, wie bei den alten Germanen, scheint nicht gesetzlich festgestellt zu sein. Mißbilligt ward es, wenn die Verwandten dem Mörder gegenüber eine starre Unversöhnlichkeit zeigten:

„Für den Mord, auch selber des Bruders,
Nahm wohl Mancher die Sühnung, ja selbst des erschlagenen Sohnes.
Dann bleibt jener im Lande daheim um reichliches Sühngeld;
Diesem besänftigt das Herz sich und seine gewaltige Zornswuth,
Wenn er die Buße empfing."

Aus den homerischen Gedichten läßt sich nicht erkennen, ob in heroischer Zeit ein Unterschied gemacht wurde zwischen absichtlichem und unvorsätzlichem, zwischen erlaubtem und unerlaubtem Morde, namentlich ob von einem solchen Unterschied Annahme der Buße oder Verweigerung der Aussöhnung abhing. Menoitios mußte sogar aus seiner Vaterstadt Opus mit seinem Sohne, dem Knaben Patroklos, für immer flüchten, weil dieser im Streite beim Würfelspiel einen andern Knaben unvorsätzlich getödtet hatte. Aus manchen Beispielen scheint hervorzugehen, daß der, welcher einen Verwandten erschlagen hatte, für immer sein Vaterland verlassen mußte, und dies konnte auch bei Patroklos der Fall gewesen sein. Der Mörder eilte, wenn er flüchten mußte, sobald wie möglich in Sicherheit zu kommen; er suchte im fremden Lande das Haus eines Verwandten oder Gastfreundes oder irgend eines wenn auch unbekannten reichen Mannes auf und bat als Bittflehender (ἱκέτης), der als solcher unter dem Schutze des Zeus stand, um gastliche Aufnahme. Mit bangem Staunen sehn ihn die Hausgenossen an, aber

es geschah höchst selten, daß er abgewiesen ward; denn dem flehenden Unglücklichen gebühret Ehrfurcht und Erbarmen. Er blieb oft sein Leben lang als Freund der Familie in dem Hause, das ihm eine neue Heimat gegeben.

In der historischen Zeit hatten die Gebräuche der Mordsühne eine doppelte Seite. Was wir bisher besprochen, war die sogenannte hilastische oder versöhnende Seite, welche die Versöhnung des durch seine Verwandten vertretenen Ermordeten und der unterirdischen Götter zum Zweck hatte; dazu aber traten noch besondere kathartische Gebräuche, welche dazu dienten, den Blutbefleckten als einen mit einer Schuld Behafteten zu reinigen und dadurch zum Betreten der Heiligthümer und zum Verkehr mit seinen Mitbürgern wieder fähig zu machen. Denn ein mit blutiger Schuld Belasteter verunreinigte das Land und brachte Unheil über die Gemeinde. In den homerischen Gedichten gilt der Mörder nicht als ein Unreiner, und man findet daher in denselben auch keine Spur von einer religiösen Reinigung des Mörders; Sühngeld oder Flucht waren das einzige, was ihm auferlegt war. Hesiod und Arktinos, der in den ersten Olympiaden lebte, sind nach unserer Kunde die ersten Dichter, von denen die Reinigung des Mörders, eine Katharsis erwähnt wird; der letztere erzählt in seiner Aethiopis, daß Achilleus nach Ermordung des Thersites von Troja aus nach Lesbos ging und sich dort durch Odysseus reinigen ließ. Wenn man übrigens erwägt, daß bei Homer schon anderweitige religiöse Reinigungen vorkommen und daß der Dichter den Irion kennt, in dessen Mythus die Reinigung von der Blutschuld Kern und Mittelpunkt bildet*), so erscheint der Schluß, daß überhaupt die Reinigung des Mörders

*) Irion galt für den Mann, der sich zuerst mit dem Morde eines Stammgenossen befleckt hatte. Er hatte den Vater seiner Braut umgebracht; als er in wilder Wuth unstät umherirrte und keiner der Götter und Menschen ihn sühnen wollte, erbarmte sich Zeus selbst des Unglücklichen und reinigte ihn. Sein Name Irion bedeutet soviel als Hiketes, der Sühnflehende.

erst in nachhomerischer Zeit aufgekommen sei, nicht gerechtfertigt. Aus welchem Grunde Homer die Sitte der Reinigung von der Blutschuld nicht erwähnt, wissen wir nicht; wir glauben aber, daß sie im homerischen Zeitalter, wenn auch nicht allgemein, schon bestand. Durch das delphische Orakel und den aufblühenden Cult des Apollon, des reinen Gottes, von welchem die verschiedenartigen heiligen Reinigungsgebräuche vornehmlich ausgingen, scheinen auch die Gebräuche der Reinigung von der Blutschuld in Griechenland zu allgemeiner Anerkennung gebracht worden zu sein.

Ein flüchtiger Mörder, der die Reinigung noch nicht empfangen, war wie ein Verpesteter. Er selbst sah sich als einen solchen an; geängsteten und gedrückten Geistes schweifte er unstät umher und scheute sich andern Menschen zu nahen, ihre Wohnungen zu betreten, ein Wort an sie zu richten. Er durfte kein Heiligthum besuchen und an keiner durch gottesdienstliche Gebräuche geweihten Versammlung Theil nehmen; die Menschen mieden seine Nähe und waren nicht gern mit ihm unter Einem Dache. „Als ich nach Athen kam," erzählt Orestes in Euripides' Iphigenia Taurika, „nahm zuerst kein Gastfreund freiwillig in sein Haus mich auf als gottverhaßt; doch die's erbarmte, setzten Gastkost vor mich hin, wiewohl im selben Zimmer, an verschiednem Tisch, und hielten schweigend mich vom Redewechsel fern, damit ich Mahlzeit sowie Trank abseits genoß." Andrerseits aber begegnete man dem Mörder als einem Unglücklichen, der unter göttlichem Schutze stand, mit einer gewissen erbarmenden Scheu, so daß man nicht leicht ihn, wenn er flehentlich nahte, zurückwies und ihm seine Bitte um Reinigung versagte.

Die Art und Weise der Reinigung von der Blutschuld wird uns am vollständigsten beschrieben von Apollonius Rhodius im vierten Buch seiner Argonautika. Jason hatte mit Hülfe der Medeia deren Bruder Apsyrtos hinterlistig ermordet, und es war ihnen verkündet worden, der Zorn des Zeus werde nicht eher enden, als bis Kirke, des Aietes Schwester, den Jason vom Morde ge-

reinigt habe. Als die Argonauten an die Insel der Kirke kamen, verließen Jason und Medeia das Schiff und gingen zu der Wohnung der Zauberin. Ohne ein Wort zu reden, naheten sie und setzten sich auf den Herd. Medeia lehnte ihr Haupt in beide Hände, Jason aber steckte sein Schwert, mit dem er den Apsyrtos gemordet, vor sich hin in den Boden, legte die Hände darauf und sah unverwandten Auges vor sich nieder. Kirke erkannte aus diesem Verhalten, daß sie Flehende seien, die, nach einem Morde flüchtig, Reinigung von der Blutschuld verlangten. Sie wagte nicht sie zu versagen. Sie nahm ein junges Schwein, das noch von der Mutter genährt ward, und schnitt ihm die Kehle durch, so daß der rauchende Blutstrom dem Jason über die beiden mordbefleckten Hände floß. Dann begann sie unter Gebeten zu dem versöhnenden Zeus die reinigende Abwaschung, wahrscheinlich mit heiligem Wasser, welches durch einen eingetauchten Feuerbrand vom Opferaltar, durch Salz und andere Zuthaten kräftiger gemacht war. Nach Beendigung dieser Ceremonien wurde das Wasser, womit die Verunreinigung abgespült worden war, von den dienenden Nymphen fortgetragen, entweder in das Meer oder an einen abgelegenen, vom Verkehr der Menschen geschiedenen Ort. Unterdessen verbrannte Kirke im Innern des Hauses, am Herde stehend, heilige Opferkuchen und andere Sühnmittel und goß weinlose Spenden darauf, unter Anrufung der Erinyen, daß sie abließen von ihrem Zorne, und des Zeus, daß er den Mördern gnädig sei. Nachdem sie so die Sühngebräuche beendigt, hieß sie beide vom Herde aufstehen und sich auf Stühle setzen, und nun erst befragte sie die Fremden über ihre Fahrt und ihr Vaterland, und welche That sie zu ihrem Hause getrieben. Denn jetzt erst, nach ihrer Reinigung durften sie sprechen. So geschah es auch in dem Hause des Krösus, als der phrygische Königssohn Adrastos, wegen des unfreiwilligen Mordes seines Bruders von Hause flüchtig, dorthin kam und Reinigung suchte. Krösus reinigte ihn in derselben Weise, wie die Hellenen die Mörder reinigten, und dann erst fragte er: „O Mensch, wer bist du, und woher in Phrygien kommst du

zu meinem Herde? Welchen Mann oder welches Weib hast du gemordet?" Als er Namen und Abstammung und die That des Jünglings vernommen, sprach er: „Du bist ein Abkömmling mir befreundeter Männer und bist zu Freunden gekommen. Bleibe in meinem Hause, und du wirst an nichts Mangel haben. Dein Unglück aber suche so leicht als möglich zu tragen, das wird dir das Beste sein."

Bisweilen suchte der Mörder in abergläubischer Weise auch gleich nach der That sich selbst zu reinigen. Er hieb dem Getödteten die äußersten Gliedmaßen ab, wischte das Blut von der Mordwaffe an dessen Haupthaar, leckte dreimal Blut und spuckte dreimal das Blut aus, „wie es Sitte ist bei solchen, die hinterlistigen Mord begangen," sagt Apollonius Rhodius. Der Verstümmelung des Todten lag vielleicht die Absicht unter, daß ihm die Macht genommen werden sollte, sich zu rächen, da dieser Zustand des Körpers als im Tode fortbestehend gedacht ward; durch die übrigen Ceremonien aber bezweckte der Mörder, die Blutbefleckung von sich selbst ab und auf den Todten zurück zu wenden.

Die Reinigung war nicht blos nöthig, wenn der Mensch durch unerlaubte Tödtung eine Schuld auf sich geladen hatte, sondern auch da, wo er, ohne sich zu versündigen, einen gerechten Todtschlag verübt hatte. Das vergossene Menschenblut machte ihn immer unrein und schied ihn von der Gemeinschaft der Götter und der Menschen. Erst wenn die Reinigung vollzogen war, durfte der Todtschläger wieder mit den Menschen verkehren, er durfte Heiligthümer betreten und Götterbilder umfassen, ohne Befleckung zu verursachen, er war der menschlichen Gesellschaft wieder völlig zurückgegeben.

Mit den kathartischen oder reinigenden Gebräuchen hingen meistens die hilastischen oder versöhnenden zusammen. Die Opferthiere, welche zur Sühnung der Götter und der Seele des Erschlagenen hingegeben und geschlachtet wurden, dienten gemeiniglich auch zur Reinigung. In Athen wurde zur Sühne ein Widder dem

Zeus Meilichios geopfert; Frauen gossen das in Töpfen aufgefangene Blut über den Mörder, der auf dem Vließe des geschlachteten Widders stand. Zuletzt sammelte man das abgewaschene Blut in dem Felle und schüttete es damit an einem abgeschiedenen Orte aus. Mit der oben beschriebenen Reinigung des Jason waren ebenfalls hilastische Gebräuche verbunden zur Versöhnung der unterirdischen Erinyen und des Zeus, der der oberste Walter über der Mordsühne ist.

Im Allgemeinen mögen die Gebräuche der Mordsühne, beruhend auf denselben Ideen, in ganz Griechenland dieselben gewesen sein, wenn auch in Einzelnem, namentlich in Bezug auf die anzurufenden Götter und die gebrauchten Reinigungs- und Sühnmittel, hier und da ein Unterschied gewesen ist. Es wurde z. B. an manchen Orten auch fließendes Wasser statt des Opferblutes zur Reinigung verwendet; auch ist die Rede von reinigendem Feuer.

Wie im Eingang gesagt worden ist, war in der griechischen Vorzeit die Verfolgung des Mörders lediglich den Angehörigen des Getödteten anheimgegeben. In der geschichtlichen Zeit dagegen hatten zwar die Verwandten noch die Initiative bei der Verfolgung, aber der Staat war als Vermittler zwischen beide Parteien eingetreten und sorgte durch bestimmte Gesetze dafür, daß der Mörder nicht der Willkür der Bluträcher preisgegeben blieb. Im Ganzen war durch die fortgeschrittene Humanität das Loos des Mörders ein milderes geworden, namentlich bestand jetzt in Bezug auf die Bestrafung ein Unterschied zwischen absichtlichem und unabsichtlichem, zwischen gesetzlich erlaubtem und unerlaubtem Morde, und der Staat selbst hatte Untersuchung und Urtheil in die Hand genommen. Die athenischen Gesetze über den Mord sind uns bekannter als die von andern Staaten; da sie anerkanntermaßen hauptsächlich von Delphi ausgegangen sind, Delphi aber gerade in Bezug auf die Mordsühne in ganz Griechenland seinen Einfluß besonders geltend gemacht hat, so dürfen wir annehmen, daß die Blutgesetze der übrigen griechischen Staaten von denen Athens nicht wesentlich

mögen verschieden gewesen sein. Wir wollen uns daher begnügen in dem Folgenden beizubringen, was in Athen in Betreff der Mordsühne Gesetz und Brauch war.

In Athen bestanden von alten Zeiten her für den Mord fünf Gerichtshöfe. Auf dem Areopag oder Areshügel wurde gerichtet über vorsätzlichen Mord, über böslichen Mordversuch durch Verwundung, Gift und Mordbrennerei, bei dem Delphinion, einem Heiligthum des Apollon Delphinios im Südosten der Stadt, über einen Mord, welchen Jemand mit Recht verübt zu haben behauptete; dahin gehörte der Mord in der Nothwehr, in der Rettung der Hausehre gegen einen Ehebrecher, die Ermordung eines nächtlichen Diebes und Räubers, eines Tyrannen, die absichtslose Tödtung eines Kameraden im Krieg oder eines Gegners im Kampfspiel. Der gesetzlich erlaubte Mord blieb straflos, doch bedurfte es wahrscheinlich einer Reinigung. Vor das Gericht beim Palladion, das ebenfalls im Südosten der Stadt lag, gehörten die übrigen Fälle unvorsätzlichen Mordes sowie die Tödtung eines Sklaven oder Nichtbürgers. In Phreatto bei dem Hafen Zea wurde in dem besonderen Falle Gericht gehalten, daß Einer, der wegen eines unvorsätzlichen Mordes das Land hatte meiden müssen, vor dem gesetzlichen Termin seiner Rückkehr eines andern, und zwar vorsätzlichen Mordes beschuldigt war. Da er den Boden des Landes nicht betreten durfte, so vertheidigte er sich von dem Schiffe aus. Wurde er verurtheilt, so verwandelte sich seine zeitweilige Verbannung in eine lebenslängliche. Endlich bei dem Prytaneion wurden gewisse alterthümliche Ceremonien vorgenommen, wenn man im Fall eines Mordes keinen Thäter zur Verurtheilung hatte: über den unbekannten Mörder wurde die gesetzliche Strafe feierlich verkündet, es wurde über die Werkzeuge, welche zum Morde gedient hatten, Gericht gehalten, worauf man sie außer Landes schaffte. Auch Thiere, durch welche Jemand umgekommen war, wurden hier zum Tode verurtheilt und über die Grenze gebracht. — Die Gerichte wurden nicht in, sondern bei den genannten Gebäulichkeiten gehalten, weil

ein Unreiner, mit dem Mord Behafteter die Häuser der Götter und Menschen nicht betreten, Kläger und Beklagter nicht unter Einem Dache zusammen sein durften.

Auf dem Areopag richtete seit Solon der Rath des Areopags, in den übrigen Gerichtshöfen die einundfünfzig Epheten, Männer, welche aus den altadeligen Familien stammten und über fünfzig Jahre alt waren; sie hielten ihre Gerichtssitzungen stets als ganzes Collegium, ohne sich zu vertheilen, bald an der einen, bald an der andern Gerichtsstätte, und zwar unter dem Vorsitz des Archon Basileus, welcher das Amt des obersten Religionsverwesers hatte; denn der Blutbann gehörte unter die religiösen Dinge.

War ein Mord begangen worden, so hatten nach dem Gesetz die Pflicht der Verfolgung des Mördes „die Verwandten des Getödteten innerhalb der Vetterschaft, die Vettern mit eingeschlossen; unterstützen sollen sie bei der Verfolgung auch die Söhne der rechten Vettern des Ermordeten, Schwiegerväter und Schwiegersöhne, die Vettern im zweiten Grade und die Mitglieder derselben Phratrie." Nur in dem Falle, daß der Gemordete noch vor seinem Tode dem Mörder verziehen hatte, unterblieb die Blutrache. Das Erste, was die Bluträcher zu thun hatten, war die feierliche Ausbietung des Mörders; sie mußten zuerst am Grabe bei der Bestattung und dann auf dem Markte dem Mörder verkünden, daß er von den Altären und Heiligthümern der Stadt, von allen Versammlungen mit gottesdienstlichen Gebräuchen sich fern zu halten habe. War ein Hausgenosse gemordet worden, der weder Verwandter noch Sklave des Hausherrn war, so steckte der letztere bei der Bestattung einen Speer auf's Grab und verkündete die Ermordung am Grabe, damit der zur Blutrache Berechtigte und Verpflichtete herbeikommen und den Speer, das Symbol der Verfolgung, aufnehmen möge. Nach der Ausbietung des Mörders wurde die Klage bei dem Archon Basileus angebracht, der in drei Terminen in drei aufeinander folgenden Monaten die Voruntersuchung vorzunehmen und zugleich zu bestimmen hatte, welchem Gerichtshofe der Fall zur Aburtheilung

vorgelegt werden mußte. Die Aburtheilung geschah im vierten Monat unter dem Vorsitz desselben Basileus, weshalb die Klage wegen Mords in den drei letzten Monaten des Amtsjahres nicht anhängig gemacht werden konnte.

Hatte der Basileus den Mord als einen vorsätzlichen erkannt, so geschah die Aburtheilung auf dem Areshügel. Auf dem Gipfel desselben ist noch heute eine künstlich geebnete Fläche von geringem Umfang zu sehen, zu welcher von Süden her eine in den Fels gehauene Treppe führt. Auf dieser Fläche, wo auch noch eingehauene Sitze zu unterscheiden sind, wurde die Gerichtssitzung gehalten, unter freiem Himmel, aber nicht zur Nachtzeit, wie Lukian behauptet. Vor der Verhandlung hatten Kläger und Beklagter, indem sie an die Opferstücke der zu diesem Zwecke unter besonderen Ceremonien geschlachteten Thiere, eines Ebers, Widders und Stieres, die Hand legten, durch einen höchst feierlichen Eid die Wahrheit und Rechtmäßigkeit ihrer Anklage und Gegenrede zu beschwören. Auch mußte der Kläger den Verwandtschaftsgrad beschwören, der ihn zu der Verfolgung des Mörders berechtigte. Der Proceß dauerte drei Tage, die drei letzten Tage des Monats. An den beiden ersten Tagen rechteten Kläger und Beklagter mit einander, am dritten wurde der Spruch gefällt. Jeder mußte seine Sache selbst führen, und zwar in kurzer Rede und ohne allen rhetorischen Schmuck. Ihre Rednerbühnen waren zwei rohe Steine; der Kläger stand auf dem Stein der Unversöhntheit (ἀναίδεια), der Beklagte auf dem des Frevelmuthes (ὕβρις). Noch nach der ersten Rede durfte der Beklagte ins Ausland fliehen (nur der Elternmörder wurde sogleich festgenommen); in diesem Falle wurde sein Vermögen eingezogen, und er durfte nie mehr ins Vaterland zurückkehren. Blieb er und wurde verurtheilt, so war er des Todes, und sein Vermögen wurde confiscirt. Der Kläger konnte der Hinrichtung beiwohnen.

Die Abstimmung der Areopagiten geschah, wenn wir uns nach Aeschylus' Eumeniden ein Urtheil bilden dürfen, etwa auf folgende

Weise. Auf einem Tische standen neben einander die hölzerne Urne des Todes und die eherne Urne des Mitleids. Die Richter erhoben sich einzeln von ihren Sitzen, traten zu einem Altar, auf welchem die nöthigen Stimmsteine lagen, und nahmen einen Stimmstein in feierlicher Weise auf; dann gingen sie zu den Urnen, um ihren Stein in die des Todes oder des Mitleids, der Lossprechung zu werfen. Die überwiegende Zahl entschied für Tod oder Freisprechung. Bei Stimmengleichheit war der Angeklagte freigesprochen; man sagte, er sei frei durch den Stein der Athene. Als der Areopag über Orestes aburtheilte und Stimmengleichheit sich ergab, legte Athene zu den lossprechenden Steinen ihren weißen Stein des Erbarmens hinzu, so daß dadurch der Beklagte gerettet ward. Seitdem befreite zu Athen die Stimmengleichheit vom Tod. — Der Losgesprochene brachte den Erinyen als versöhnten Göttinnen ein Opfer dar in ihrem Heiligthum, das am Fuße des Areshügels lag.

Der unvorsätzliche Mord, über welchen die Epheten bei dem Palladion zu Gerichte saßen, wurde dadurch gebüßt, daß der Mörder auf eine gewisse nicht näher zu bestimmende Zeit in die Verbannung ging. Er verließ das Vaterland auf einem vorgeschriebenen Wege, und wenn die gesetzliche Zeit der Verbannung (ἀπενιαυτισμός) vorüber war, so kehrte er auf demselben Wege zurück. Der Entfernung aus dem Vaterlande ging wahrscheinlich eine Reinigung voraus, welche den Mörder für den menschlichen Verkehr im Auslande fähig machte. Wenn er zurückkehrte, so traf er an einer bestimmten Stelle mit den Verwandten des Ermordeten zusammen, um sich mit ihnen zu versöhnen, worauf dann eine zweite Reinigung folgte, durch welche er dem unbeschränkten Verkehr in der Heimat zurückgegeben wurde. Der Zurückkehrende gab den Verwandten des Getödteten einen Widder, der als Sühnopfer geschlachtet ward. Kehrte der unvorsätzliche Mörder vor der Zeit und ohne sich mit den Bluträchern versöhnt zu haben zurück, so konnte er von diesen todtgeschlagen werden.

Die Gymnastik.

Die Gymnastik ist bei den Griechen mehr als bei irgend einem andern Volke mit dem nationalen Leben verwachsen und bildet eins der wichtigsten Momente desselben. Sie reicht mit ihren Wurzeln bis in die älteste Heroenzeit; Götter und vergötterte Helden haben sie nach dem Glauben des Volkes erfunden und geübt, Apollon und Hermes, die jugendlichen Zeussöhne, Herakles und Theseus, die Nationalhelden des dorischen und jonischen Stammes, und sie sind in der Folge stets die Beschützer der edlen Kunst geblieben. Die Hellenen waren von Natur ein frisches lebendiges Volk, das in körperlicher Kraft und Gewandtheit und kriegerischem Muthe des Mannes Tüchtigkeit sah; darum wurden schon in ältester Zeit von den Edlen wenigstens, die nicht um des Lebens Unterhalt von früh bis spät sich mühen mußten, von Jugend auf mancherlei Leibesübungen mit Eifer betrieben, und Jünglinge und Männer hatten ihre Freude daran, im fröhlichen Wettstreit ihre Kräfte zu erproben. Bei Homer hat der Mann keinen größeren Ruhm als das, was er mit Händen und Füßen auszurichten vermag, wie die Phaiaken zu Odysseus sagen, und allgemein finden wir in der von Homer geschilderten Zeit die gymnastischen Uebungen verbreitet, bei den Achäern vor Troja, den Freiern in Ithaka, bei den Phaiaken; sie sind ein Schmuck des edlen freien Mannes, und die Phaiaken machen sich eine Ehre daraus, vor dem Fremdling Odysseus sich in allen Wettkämpfen zu zeigen, ihre Tüchtigkeit zu bewähren im Faust- und Ringkampf, im Diskuswurf, im Springen und Laufen. Dem Odysseus aber wurde der Zorn nicht wenig erregt, als einer der Phaiakenjünglinge vermeinte, er sei ein Kaufmann und verstände sich nicht auf Kampfspiele. Vor Troja hielten die vornehmen Achäer zur Leichenfeier des Patroklos und später des Achilleus Wettspiele im Rosserennen, im Sprung- und Wettlauf, im Ringen und Faustkampf, im Diskus- und Speerwerfen, im Bogenschuß

und dem stehenden Kampf mit dem Speer. Solche Leichenspiele zur Ehre der Helden waren in Griechenland uralt. Aber auch den Göttern wurden an ihren Festen Wettkämpfe gefeiert; man glaubte sie auf keine schönere und würdigere Weise zu ehren, als wenn man ihnen des Volkes frisches freudiges Leben und die blühende Manneskraft zur Schau stellte.

In homerischer Zeit waren die Leibesübungen, wenn auch nicht ohne Ordnung und Regel, doch im Ganzen einfacher Art und besonders darauf berechnet, Körper und Geist zu kriegerischer Tüchtigkeit auszubilden. In den folgenden Jahrhunderten, als nach dem Sturze des Königthums in den einzelnen Staaten der Adel die herrschende Gemeinde bildete, erweiterte sich das Turnwesen zu künstlicher Vielseitigkeit und gelangte zu einer noch viel größeren Bedeutung; es wurde ein politisches Institut und die Grundlage der Jugenderziehung. Die Aristokratie der damaligen Zeit hielt sich dem gemeinen Volk gegenüber für eine höhere, von der Natur und den Göttern bevorzugte Menschenclasse und gründete auf diesen Vorzug das Recht ihrer Herrschaft. Sie war nach ihrer Ansicht von besserem Blute; ausgestattet mit großem Reichthum, war sie frei von der Sorge und der Arbeit für den täglichen Unterhalt, hatte sie Muße zur Besorgung und Leitung der öffentlichen Staatsangelegenheiten und des Gottesdienstes, zu der ritterlichen Beschäftigung mit den Waffen, und sah stolz herab auf den Bauer und Kaufmann, welche, in die Arbeit und Noth des Lebens hineingezogen, sich der niederen Leidenschaften der Hab- und Gewinnsucht nicht erwehren konnten. Denn gemeine Arbeit, so glaubte man unter den Griechen allgemein, gibt gemeinen Sinn; der Adel aber bewahrte sich durch seine edlere Beschäftigung eine edlere Denkungsart, deren höchstes Ziel das aufopfernde Wirken für die Wohlfahrt des Staates war. Schon durch die Abstammung von edlen Ahnen trug die aristokratische Jugend nach der Ansicht der Zeit den Keim einer edlen Seele in sich und zugleich die Anlage zu einem schöneren Körper. Daß diese Anlage sich zur Blüthe entfalte, daß dem Jüngling eine schöne

edle Seele in einem schönen Körper erwachse, das war die Hauptsorge der aristokratischen Erziehung, und man suchte dies zu erreichen einestheils durch die Musik, den Inbegriff der geistigen Erziehungsmittel, nicht weniger aber durch die Gymnastik, durch systematisch betriebene Leibesübungen der verschiedensten Art. Die Adeligen nannten sich „die Guten und Schönen" (καλοὶ κἀγαθοί), und dazu machte sie zum großen Theil die Gymnastik, welche eben bestrebt war, dem Adel der Seele in dem schönen Körper den entsprechenden Ausdruck zu geben.

Solche Ansichten und Bestrebungen des Adels riefen die eifrigste Beschäftigung mit der Gymnastik hervor. Diese wurde jetzt mehr als eine Kunst nach bestimmten Regeln und Grundsätzen ausgebildet und war als ein nationales Bildungselement nicht mehr der willkürlichen Neigung des Einzelnen überlassen, sondern galt als eine Pflicht für alle, welche der herrschenden Bürgerclasse angehörten. Die Gesetzgeber schenkten ihr eine besondere Aufmerksamkeit und machten sie zu einem gesetzlich geordneten Institute des Staates, wodurch das aufwachsende Geschlecht für die praktische Tüchtigkeit im öffentlichen Leben erzogen werden sollte. Keine Stadt blieb ohne Gymnasien und Palästren, in welchen unter öffentlich angestellten Lehrern und Aufsehern einen großen Theil des Tages die Jugend nicht blos, sondern auch Erwachsene sich wetteifernd tummelten; fast kein Staat entbehrte der Feste, an welchen man den Göttern zu Ehren gymnastische Wettspiele feierte. In diesen vor den Augen der Bürgerschaft ausgeführten Wettspielen fand der Ehrgeiz der kämpfenden Jugend stets neue Nahrung; eine noch wirksamere Anregung aber gaben der Gymnastik die in diesem Zeitalter zur Blüthe gelangenden großen Nationalspiele zu Olympia und Delphi, auf dem Isthmos und in Nemea, in welchen vor der gesammten Hellenenwelt die Wettkämpfer der verschiedenen Staaten um den Preis der Stärke und Schönheit rangen.

Unter den speciellen Zwecken, welche das so begründete Turnwesen verfolgte, war der nächste und natürlichste die Ausbildung

des Körpers zu Gewandtheit und Kraft, damit das heranwachsende Geschlecht tüchtig werde zur Führung der Waffen und zum Schutze des Gemeinwesens. Denn ein Staat ist um so stärker, je stärker und kräftiger seine Bürger sind. Zugleich aber erstrebte der Grieche durch seine Gymnastik eine blühende Gesundheit, eine harmonische Ausbildung des gesammten Körpers zu schöner Form und freier würdiger Haltung. Kein Volk der Welt hatte einen so ausgebildeten Sinn für körperliche Schönheit wie das griechische; die Kraft der Gesundheit aber galt ihm als das höchste irdische Gut, nach dem bekannten Skolion:

„Die Gesundheit ist das Beste auf Erden,
Schöne Leibesgestalt ist mir das Zweite,
Dann kommt reich sein, doch in Ehren,
Viertens sich mit Freunden der Jugend freuen."

Der Jüngling und Mann, der in der Schule der Gymnastik seinen Körper zu einem schönen, kräftigen und gesunden Werkzeug seines Geistes durchgearbeitet hatte, ging frei und stolz dahin in festem sicherem Gang, mit gehobener Brust und aufgerichtetem Haupte, während der Bauer und Handwerker, unter dem Druck einer harten und einseitigen Arbeit, an der ungelenken und verkrümmten Haltung leicht zu erkennen war. Der Turner hat in seinen Uebungen und in dem daraus entspringenden Gefühle der Gesundheit und Kraft eine Quelle lebensfroher Heiterkeit, die ihn des Lebens Güter voller genießen läßt; die Schwung- und Spannkraft seines Körpers gibt auch seinem Geiste eine größere Schwungkraft; er wird ein von Muth beseelter, zur Ertragung von Mühen körperlich und geistig gestählter Mann, tapfer im Krieg, entschlossen und zugleich besonnen bei allem, was er unternimmt. Die strenge gymnastische Regel, der er von Jugend auf unterworfen ist, gewöhnt ihn an Ordnung, an Mäßigkeit und Selbstbeherrschung. So erzieht und bildet die Gymnastik auch in sittlicher Hinsicht, und diese ethische Seite ist von den Gesetzgebern nicht weniger als die physische ins Auge gefaßt worden.

Indeß war man mit Recht der Ansicht, daß die Gymnastik für sich allein bei der sittlichen Erziehung nicht ausreiche; mit ihr mußte die musische Erziehung zusammenwirken, welche in älterer Zeit besonders in der Beschäftigung mit Musik, Poesie und Orchestik bestand; später umfaßte die Musik jede geistige Bildung, die wissenschaftliche so gut wie die künstlerische. Wie der Philosoph Platon im vierten Jahrhundert über die Verbindung der gymnastischen und musischen Ausbildung dachte, so auch in früheren Jahrhunderten schon die Gesetzgeber und im Allgemeinen das gesammte Volk. Er sagt, der Muth, der die Brust des jungen Mannes erfülle, solle nicht eine wild auflodernde Flamme sein, welche keine Schranken kenne, was der Fall sein würde, wenn die Gymnastik allein, ohne Maß und Ziel getrieben, der heilsamen Mischung mit der Musik entbehre. Wer die Gymnastik allein auf solche Weise übe, würde roh und unbändig und wolle alles mit Gewalt und Rauheit durchsetzen, wie ein wildes Thier, ohne Kenntniß des Schicklichen, ohne Sinn für schöne Form und Sitte. Umgekehrt aber würde der, welcher mit gänzlicher Vernachlässigung der Gymnastik sich nur durch die Musik ausbilde, verweichlicht und aller Thatkraft beraubt, er verliere das Gleichgewicht der Seele, werde empfindlich und reizbar und voll mürrischen Mißmuths.

Welche Frucht aus der Vernachlässigung der musischen Ausbildung bei zu einseitig betriebener Gymnastik erwachse, dafür werden die Böotier als Beispiel angeführt. Sie gelten als verwegene Leute, die an kühnen Unternehmungen ihr Gefallen finden, als rohe wilde Raufbolde, als Menschen, die zu zügellosem physischen Genusse geneigt sind. In noch schlimmerem Rufe standen die Kynäthier in Arkadien. Die Arkader waren von alten Zeiten her wackere Turner und zugleich große Verehrer der Musik; die Einwohner von Kynätha aber, in der nördlichen Ecke Arkadiens abgeschieden von ihren Stammgenossen, hatten sich losgesagt von den Sitten und Satzungen ihrer Väter und vernachlässigten die öffentliche Pflege der Musik. Dadurch verloren sie die Harmonie der

physischen und geistigen Bildung und geriethen in solchen Zustand der Roheit und bürgerlicher Zerrüttung, daß die andern Arkader alle Gemeinschaft mit ihnen aufhoben. Das Umgekehrte, Vernachlässigung der Gymnastik und überwiegende Beschäftigung mit der Musik, fand in mehreren Städten Kleinasiens und einigen Colonien Großgriechenlands statt, und die Folge war, daß ihre Bürger zu Weichlichkeit und Ueppigkeit entarteten. Die dorischen Staaten, besonders die Spartaner, welche sich die Einrichtungen der Kreter zum Muster genommen, übten die Gymnastik vornehmlich zur Abhärtung und Kräftigung des Körpers, um tüchtige Krieger zu erziehen, doch vernachlässigten sie das musische Element nicht. Die Athener setzten zwar auch die Rücksicht auf den Krieg nicht außer Acht, aber sie cultivirten daneben in hohem Grade die ästhetische Seite; bei ihnen bezweckte die Gymnastik außer der physischen Kraft und Gesundheit mehr als anderswo eine schöne Haltung des Körpers, Anstand und leichte Grazie, Ebenmaß und Harmonie in jeder Stellung und Bewegung.

Die zur Zeit der Aristokratie begründete und geregelte Gymnastik blieb bei den Griechen auch in den folgenden Jahrhunderten, so lange das Volk nicht entartete, in steter Blüthe. Die frische Thatkraft, der edle Freiheitssinn und das hohe Streben auf allen Gebieten des Geistes, wodurch das hellenische Volk sich Jahrhunderte lang auszeichnete, hatten zum Theil ihre Wurzeln in diesen Geist und Leib erfrischenden Uebungen.

Die hauptsächlichsten gymnastischen Uebungen, welche auch in den öffentlichen Wettkämpfen zur Schau gestellt wurden, waren der Wettlauf, der Sprung, das Ringen, der Diskuswurf, das Spießwerfen, der Faustkampf, das Pankration. Die meisten derselben wurden nackt vorgenommen und nach vorhergegangener Einölung des Leibes. Das Einreiben mit Oel hatte den Zweck, die Glieder zu stärken und geschmeidig zu machen, das zu heftige Schwitzen zu verhindern und die nachtheilige Wirkung der Zugluft abzuhalten. Der Wettlauf (δρόμος) war von allen Uebungen die einfachste und

natürlichste, und darum auch die allgemeinste. Schnellfüßigkeit galt auch im Kriege seit den ältesten Zeiten als eine Haupttugend, und deswegen stand der Lauf besonders bei den Spartanern und Kretern in hohen Ehren, doch war er auch bei den übrigen Griechen eine sehr gewöhnliche Uebung, welche Freund mit Freund im Stadion, der Laufbahn, anstellte. Neben dem einfachen Lauf (στάδιον), in welchem die Laufbahn nur einmal vom Ablaufstande bis zum Ziele durchlaufen wurde, bestand noch der Doppellauf (δίαυλος), zum Ziel und zurück, und der Dauerlauf (δόλιχος), der eine außerordentliche Kraftentwickelung erforderte; über seine Länge sind die Angaben der Alten sehr verschieden, es werden theils sieben, theils zwanzig und vier und zwanzig Stadien*) genannt. Bei dem einfachen Lauf kam es vorzugsweise darauf an, für kurze Zeit den höchsten Grad der Schnelligkeit zu entwickeln, mit leichten weit ausschreitenden Füßen, wie schwebend, dahinzueilen; bei den beiden andern Arten dagegen mußte besonders darauf Bedacht genommen werden, daß man nach der Länge des Wegs die Kräfte gehörig abmaß und vertheilte. Neben diesem mit nacktem Leib ausgeführten Wettlauf gab es für den einfachen Lauf (στάδιον) auch einen Wettlauf mit Schild, Helm und Beinschienen, später nur mit dem Schild.

Von den Springübungen (ἅλμα) gab es verschiedene Arten, den Sprung in die Höhe, in die Tiefe, in die Weite und das Hüpfen auf demselben Platz mit verschiedener Bewegung der Beine. Merkwürdig ist besonders der Sprung, der ein Theil des später zu erwähnenden Pentathlons ausmachte. Es war dazu eine große, mit Sand gefüllte Vertiefung angelegt, auf deren einer Seite sich der erhöhte Absprung befand. Man sprang in die Tiefe, indem man in die Hände die sogenannten Halteren (ἁλτῆρες), „Sprungträger“, trug, schwere metallene Wuchtkolben, die in der Mitte schwächer waren, daß man sie bequem fassen konnte. Sie gewährten den Vor-

*) Darunter versteht man die Länge des Stadions zu Olympia, welche allgemein als Längenmaß von den Griechen angenommen war. Es betrug 600 griech. Fuß, und 40 Stadien waren gleich einer deutschen Meile.

theil, daß sie beim Abspringen, rasch mit den Händen nach hinten bewegt, den Schwung des Körpers verstärkten und beim Aufspringen das Vor= oder Rückwärtsstürzen verhinderten. Wo der Springer aufsprang, wurde eine kleine Furche gezogen, über welche dann die Anderen hinauszuspringen sich bestrebten. Der Krotoniate Phayllos soll auf diese Weise 55 Fuß weit gesprungen sein.

Das Ringen (πάλη) bildete den wichtigsten Theil der griechischen Gymnastik, weshalb der Name Ringkunst (παλαιστρική) auch oft für das Turnen überhaupt genommen wurde. Schon bei Homer war das Ringen als eine besondere Kampfesart im Brauch, doch wurde die Kunst später immer mehr vervollkommnet und mit mancherlei neuen Haltungen und Kunstgriffen bereichert. Wir können hier natürlich nicht auf das Einzelne der Griffe und Arten des Ringens eingehen und wollen nur erwähnen, daß die Ringer nicht sogleich mit dem Umschlingen begannen, sondern zuerst wie in einem Scheingefecht mit Händen und Armen dem Gegner beizukommen oder ihn abzuwehren suchten. Hatte man sich gefaßt, so entstand ein sehr vielfältiger Kampf, der durch das Entwinden des Nackens, der Arme und der Seiten die graziöse Gewandtheit, Kraft und Gesundheit in hohem Grade förderte. Das Ziel war, den Gegner zu Boden zu werfen; das geschah unter anderm durch Umfassen und Emporheben, durch Beinstellen, durch Umschlingen und Zurückziehen des gegnerischen Nackens u. s. f. Wer dreimal niedergeworfen war, galt für besiegt. Bei den Uebungen in der Palästra, nicht aber bei den öffentlichen Wettkämpfen setzte man nach dem Niederwerfen das Ringen auf dem Boden noch fort, bis der Eine der Kämpfenden so entschieden unterlag, daß er ein Emporkommen nicht mehr hoffen konnte. Man nannte dies das Wälzringen (ἁλίνδησις, κύλισις). Die Ringer salbten sich vor dem Kampfe mit Oel und bewarfen einander mit Staub, um sich besser fassen zu können.

Der Diskuswurf (δισκοβολία) war eine uralte gymnastische Uebung. Der Diskus, eine runde schildähnliche schwere Scheibe aus Metall oder Stein ohne Riemen und Handhabe, wurde aus

der Hand in einer eigenthümlichen Stellung geworfen, die aus den uns erhaltenen Nachbildungen des Myronischen Diskuswerfers bekannt ist. Man warf übrigens nicht nach einem besonderen Ziel, sondern suchte nur die Scheibe möglichst weit zu schleudern. Der vorhergenannte Phayllos brachte es auf 95 Fuß. — Der Speerwurf (ἀκοντισμός) geschah gewöhnlich nach einem bestimmten Ziel, und zwar mit aufrechtstehendem Körper und hoch erhobener Rechten.

Die bis jetzt genannten fünf einfachen Kampfarten bildeten zusammengefaßt bei öffentlichen Spielen das sogenannte Pentathlon, den Fünfkampf, bei welchem der Sprung den ersten Act ausmachte*). Das Pentathlon galt für die allseitigste gymnastische Uebungsweise, und die, welche sich darin ausbildeten, waren die schönsten unter den Athleten.

Der Faustkampf (πυγμή), auch eine uralte Kampfesart, war besonders hart und schwer und wurde aus diesem Grunde sowohl, als auch weil er den Körper nur einseitig ausbildete, in der allgemeinen Gymnastik wenig betrieben. Schon bei Homer umbanden sich die Faustkämpfer die Hände mit Schlagriemen, um die Faust wuchtiger zu machen; in späterer Zeit wurden diese Riemen noch mit Nägeln, Knoten und Buckeln verstärkt. Nachdem den beiden Kämpfern die Riemen um die Hände gewunden waren, traten sie einander gegenüber, und nun war das Erste, daß sich jeder einen möglichst guten Stand zu gewinnen suchte. Der Kampf selbst, bei welchem die beiden Hände gleichmäßig gebraucht wurden, bestand darin, daß man, sich selbst möglichst sichernd, dem Gegner recht wuchtige und wirksame Faustschläge beizubringen suchte, besonders auf Kopf, Schläfe, Ohren, Wangen u. s. w., wobei die Zähne und die Ohren oft übel mitgenommen wurden. Eine besondere Kunst war es, mit ruhig ausgelegten Armen alle Angriffe des Gegners abzuwehren und ihn dadurch zu ermüden, daß er sich endlich besiegt

*) Simonides faßt sie in einem Pentameter zusammen: ἅλμα, ποδωκείην, δίσκον, ἄκοντα, πάλην.

geben mußte. Ein Athlete Melankomas zur Zeit des Kaisers Titus soll zwei ganze Tage hindurch in solcher Stellung verharrt haben, ohne zu ermüden, und nie einen Schlag erhalten haben. Daher war er auch nicht so wie andere Faustkämpfer durch Narben entstellt, sondern wie ein Wettläufer wohlbehalten am ganzen Leibe.

Das Pankration (Gesammtkampf), dem homerischen Zeitalter noch unbekannt, war eine Verbindung des Ring- und Faustkampfes, wobei jedoch wegen des Ringens die Schlagriemen nicht gebraucht wurden. Es war der härteste und wildeste Kampf, in welchem fast alle Theile des Körpers in Thätigkeit waren, Griff und Stoß, Schlag und Umschlingung in jeglicher Art, im Liegen und im Stehen zur Anwendung kamen. Es erforderte, wie der Faustkampf, eine ungeheure Körperkraft und war daher nur die Sache der eigentlichen Athleten. Die Spartaner betrieben weder den Faustkampf noch das Pankration.

Der Ort für die gymnastischen Uebungen waren die Gymnasien, öffentliche Anlagen des Staates, in älterer Zeit noch einfach und kunstlos, nach den Perserkriegen dagegen stattliche umfangreiche und von der Kunst ausgeschmückte Gebäude mit mancherlei Räumen und Zimmern. Als Haupttheile werden genannt: das Stadion, das Ephebeion, der Uebungssaal der Jünglinge, das Sphairisterion für das Ballspiel, das Apodyterion für das Auskleiden, das Elaiothesion oder Aleipterion für das Einölen, das Konisterion oder der Staubplatz für's Ringen, der Schwimmteich nebst andern Badeanstalten, bedeckte und offene Bahnen. Dazu kamen dann noch als umgebende Theile allerlei Zimmer, offene Säle und Säulenhallen, in welchen, namentlich zu Athen, seitdem die wissenschaftlichen Bestrebungen allgemeiner geworden, die Sophisten und Philosophen ihre Schüler theils lehrend um sich sammelten, theils in zufällig sich bildendem Kreise von Zuhörern eine geistige Unterhaltung pflogen; denn in diesen späteren Zeiten waren die Gymnasien ein beliebter Versammlungsplatz für Einheimische und Fremde, nicht um selbst der Gymnastik obzuliegen, sondern um den Uebungen zuzuschauen und

zu geselliger Unterhaltung. Die Gymnasien wurden gewöhnlich außerhalb der Städte angelegt, in der Nähe eines Flusses, eines Teiches, einer Quelle oder auch des Meeres, damit nach den Uebungen ein reinigendes und erquickendes Bad nicht fehle, und waren in der Regel mit anmuthigem Buschwerk und schattigen Baumreihen umgeben. — Die Paläſtren, d. i. Ringschulen, waren eigentlich Turnschulen für Knaben und lagen gewöhnlich in der Stadt; man verstand aber darunter auch oft einen Theil des Gymnasiums selbst, besonders denjenigen, in welchem die Athleten sich übten. Uebrigens wurde der Name Paläſtra auch für das Gymnasium gebraucht, besonders von den Griechen Italiens und den Römern.

Die höchste Spitze der Gymnastik, aber zugleich eine Ausartung derselben war die Athletik. Der Name Athlet bezeichnete ursprünglich einen jeden gymnastischen Wettkämpfer in den öffentlichen Spielen; aber aus der Zahl derer, welche in solchen Spielen durch Gewandtheit und Stärke ihres Körpers einen Sieg zu ihrer und ihres Vaterlands Ruhm suchten, schied sich allmählich eine Classe von Kämpfern aus, welche, verlockt durch die den Siegern zu Theil werdenden Auszeichnungen und materiellen Vortheile, das Auftreten in den Kampfspielen sich zum Lebensberuf machten und ihre Kunst als Profession betrieben. Dies sind die Athleten im engeren Sinn, während man die übrigen Wettkämpfer mit dem Namen Agonisten bezeichnet. Solche Agonisten, welche, ohne aus ihrer Kunst ein Gewerbe zu machen, beseelt von edlem Streben, sich gymnastisch durchbildeten, um in den Agonen einen Ruhmeskranz zu erkämpfen, gab es, namentlich in der älteren Zeit, neben den Athleten noch eine beträchtliche Zahl. Sie gehörten vorzugsweise altadligen Geschlechtern an, welche in der Pflege der Gymnastik eine Ehre suchten, wie die von Pindar in seinen Siegeshymnen gefeierten edlen Familien von Aegina, Rhodus, Athen u. s. w., und waren außerdem zum Theil in ihrer Heimat thätige und einflußreiche Männer im Krieg und in der Politik, wie der oben ge-

nannte Krotoniate Phayllos und der Rhodier Dorieus. Bei den Athleten ging der höchste Zweck der Gymnastik, die Ausbildung des Körpers zu harmonischer Schönheit und allseitiger Rüstigkeit, verloren, ihr Zweck war der Sieg durch die höchste Steigerung der Leibeskraft und möglichste Kunstfertigkeit, welche sie durch unermüdliche Uebung, durch die ausgebildetste Technik und eine unnatürliche Diät zu erreichen strebten. Die Kampfesarten, in welchen sie aufzutreten pflegten, waren besonders das Ringen und der Faustkampf, und sie haben darin Ungeheures geleistet. Aber brauchbare und nützliche Staatsbürger waren sie gewöhnlich nicht. Deshalb wurden sie wohl von der großen Menge bewundert und gefeiert, aber die Erleuchteten des Volkes, Philosophen wie Sokrates und Platon, Staatsmänner und Krieger wie Epaminondas und Philopoimen, verachteten sie und mochten von solch einseitiger, unschöner und unnützer Körperausbildung, von welcher die geistige Kraft mehr gehemmt und unterdrückt als belebt wurde, nichts wissen.

Diejenigen, welche sich den Beruf eines Athleten auserwählt hatten, bereiteten sich zu demselben nicht blos durch anhaltende und angestrengte gymnastische Uebungen aller Art vor, sondern auch durch eine von ihren Lehrmeistern ihnen vorgeschriebene eigenthümliche Diät. Lange bestand die Hauptnahrung des Athleten in frischem Käse, getrockneten Feigen und Weizen. Die Fleischkost soll zuerst der arkadische Athlet Dromeus oder ein gewisser Pythagoras eingeführt haben. Diogenes von Sinope nennt als Athletenkost Schweinefleisch und Rindfleisch; ein thebanischer Athlet wurde durch den Genuß des Ziegenfleisches der stärkste Agonist seines Zeitalters. Ueberhaupt waren die Nahrungsmittel der Athleten größtentheils feste und trockene Substanzen und das Brod sowohl als das Fleisch wurden jedes für sich gegessen, jenes als Frühstück (ἄριστον), dieses als Spätmahl (δεῖπνον), weil bei dieser Methode die Speisen verdaulicher sein und besser nähren sollten. Das Wesentlichste aber bei der athletischen Diät war die so genannte Zwangsdiät (ἀναγκοφαγία). Diese bestand darin, daß die Athleten nach Voll-

endung ihrer täglichen Uebungen eine große Masse der genannten Nahrungsmittel zu sich nehmen mußten und dann sich einem langen und tiefen Schlaf überließen.

Durch diese Art zu leben erlangte der Leib des Athleten eine ungeheure Kraft und zugleich ungewöhnlichen Umfang und Schwere, wodurch für den Ring- und Faustkampf die Widerstandskraft gesteigert wurde; denn ein so wuchtiger Leib war schwer in die Höhe zu heben und geeignet, den Gegner zu ermüden und niederzudrücken. Aber die Zwangsdiät brachte es auch mit sich, daß die Athleten sich an ein übermäßiges Essen gewöhnten. Die Alten erzählen uns Wunderdinge von einzelnen Athleten in Bezug auf ihre Kraft sowohl als auf ihr starkes Essen. Der berühmte Athlet Theagenes von Thasos, der schon als neunjähriger Knabe eine schwere Götterstatue aus Erz, die ihm besonders gefiel, vom Markte sich auf den Schultern nach Hause trug und im Ganzen 1400 Siegeskränze gewann, verzehrte allein in Einem Sitz einen Stier. Von dem bekannten Milon aus Kroton, der sechs olympische, sieben pythische, zehn isthmische und neun nemeische Siegeskränze im Ringen davontrug, wird erzählt, er habe in Olympia einen vierjährigen Stier auf die Schultern genommen und durch das ganze Stadion getragen; dann schlachtete er ihn und aß ihn allein an Einem Tage. Der Aetolier Titormos verzehrte mit ihm um die Wette einen Stier zum Frühstück. So zeigen sich diese Athleten als würdige Nacheiferer ihres Schutzpatrons, des Herakles, der, wenn er hungrig war, auch einen Ochsen sammt den Knochen in Einem Sitze aufzehren konnte. Von der Kraft des Milon wird weiter erzählt, daß er mit jeder Hand den Fuß eines Stieres faßte und ihn auf derselben Stelle festhielt. Er band sich eine Darmsaite wie eine Binde um den Kopf und zersprengte sie, indem er durch Einhalten des Athems das Blut sich in die Kopfadern trieb. Aehnliche Kraftstücke lieferte der Thessalier Polydamas. Er faßte in einer Rinderheerde den größten und wildesten Stier mit Einer Hand am Hufe des einen Hinterfußes, und als der Stier tobend zuletzt sich

losriß, behielt er den abgerissenen Huf in der Hand. Einen Wagen mit Rossen im stärksten Lauf ergriff er hinten mit Einer Hand und hielt ihn fest, daß ihn die Pferde nicht mehr von der Stelle brachten; er tödtete am Berg Olympos einen großen starken Löwen ohne Waffen u. s. w. Ihm wie dem Milon brachte das Vertrauen auf seine Stärke den Tod. Als er einst in einer Felsgrotte mit Andern zechte und die Decke der Grotte einzustürzen begann, suchte er, während die Andern flohen, den Sturz des Felsen durch Entgegenstemmen seiner Glieder zu hemmen und ward erdrückt. Milon fand seinen Tod, als er einen Baumstamm, in welchem Keile steckten, mit den Händen auseinander reißen wollte. Die Keile fielen heraus, aber seine Hände wurden in dem Spalte festgeklemmt; Wölfe kamen und fraßen ihn.

Wann die professionsmäßige Athletik zuerst aufkam, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Sie blühte vornehmlich in den späteren Jahrhunderten des griechischen Lebens; daneben aber wurde die edle freie Gymnastik noch viel betrieben, wenn sie auch von Staatswegen nicht mehr allgemein gefordert wurde, und lieferte für die Wettspiele noch manchen rüstigen Kämpfer.

Die Leichenspiele des Patroklos.

(Hom. Il. 23, 257 ff.)

Die Leiche des Patroklos war bestattet, und Achilleus veranstaltete nun zu Ehren des geliebten Todten große Leichenspiele, wie sie vordem dem Oidipus gehalten worden waren und dem Pelias und vielen andern Königen und Helden. Er ließ daher nach dem Platze, wo eben die Leiche verbrannt worden war und das Volk zur Schau sich niedergelassen hatte, aus seinen Gezelten viele werthvollen Dinge als Preise für die Wettkämpfer herbeiholen, Kessel und Becken, Rosse und Mäuler und Stiere, schöngegürtete Weiber und blinkendes Eisen.

Zuerst rief Achilleus zum Wagenkampf auf mit dem Zweigespann — denn die Wettfahrt mit dem Viergespann war noch nicht üblich — und setzte folgende Preise fest: für den Lenker des schnellsten Gespannes ein schönes, in aller Arbeit geschicktes Weib und einen gehenkelten Dreifuß, für den Zweiten eine sechsjährige ungezähmte Stute, für den Dritten ein neues schimmerndes Becken; der vierte Preis waren zwei Talente Goldes, der fünfte eine Doppelschale. Sobald der Aufruf des Achilleus ergangen war, stellten sich fünf rüstige Wagenlenker: Eumelos, der Sohn des Admetos, der die trefflichsten Rosse hatte und vor Allen sich auszeichnete in der Lenkung des Wagens, der Tydide Diomedes mit den Rossen des Aineias, die er jüngst ihm abgenommen, dann Menelaos, Antilochos und Meriones.

Als der junge Antilochos mit seinem Wagen kam, trat Nestor, sein Vater, zu ihm heran, um ihm klugen Rath zu geben. „Mein Sohn," sprach er, „wie jung du auch bist, dich liebten doch Zeus und Poseidon und lehrten dich jegliche Kunde des Wagens, so daß es nicht nöthig sein möchte, dich zu belehren. Du verstehst wohl um das Ziel herumzudrehen, aber deine Rosse sind die schlechtesten im Lauf. Drum bedarf's der Klugheit. Durch Klugheit vermag der Holzhauer mehr als durch Stärke, durch Klugheit lenkt der Steuermann sein Schiff durch den Sturm, durch Klugheit auch besiegt ein Wagenlenker den andern. Wer nur seinem schnellen Gespann und Wagen vertraut, der verliert sich ohne Bedacht in das Weite, und seine Rosse schweifen ihm in der Bahn ohne Lenkung hier und dorthin; aber wer mit schlechteren Rossen fährt und den Vortheil kennt, der behält immer das Ziel im Auge und dreht kurz und bleibt fest in dem einmal eingeschlagenen Lauf. Aber ich muß dir das Ziel genau angeben. Dort in der Ferne in des Weges Enge, wo die ebene Bahn sich herumschwingt, steht ein dürrer Pfahl, etwa eine Klafter hoch — auf jeder Seite lehnt ein Stein dawider — vielleicht ist's das Grabmal eines längstverstorbenen Mannes, vielleicht haben's auch einst Männer als Rennziel auf-

gerichtet: das hat jetzt auch Achilleus als Ziel bestimmt. An diesem mußt du ganz nahe drehen. Beuge dich in dem Wagensessel sanft zur Linken und laß dem rechten Roß die Zügel etwas nach, indem du es treibst mit Peitsche und Ruf, das linke Roß aber drehe ganz eng am Ziel vorbei, doch hüte dich, den Stein zu berühren, damit du nicht die Rosse verwundest und den Wagen zerbrichst, den Andern zur Freude, dir selbst zu Schimpf und Kränkung. Bist du einmal an dem Ziele glücklich vorbei und den Andern voraus, dann wird Keiner mehr dich einholen oder dir vorbeijagen, und wenn er die besten Pferde der Welt hätte."

Hierauf ging der kluge Greis an seinen Platz zurück und setzte sich. Die Wagenlenker aber betraten die Sessel ihrer Streitwagen. Achilleus, der Kampfordner, schüttelte die Loose, um darnach die Reihenfolge der Aufstellung zu bestimmen, und zuerst sprang heraus das Loos des Antilochos; auf ihn folgte Eumelos, dann Menelaos und Meriones; Diomedes kam auf die äußerste Rechte zu stehn. Darauf wies ihnen Achilleus fern in dem flachen Felde das Ziel; dabei hatte er als Schauer seinen alten Freund Phoinix aufgestellt, daß er wohl Acht habe auf die Fahrt und Meldung mache der Wahrheit gemäß.

Jetzt erhoben alle die Peitschen, schlugen mit den Riemen und trieben die Rosse mit lautem Ruf. Im Sturme flogen die Gespanne dahin durch das Blachfeld. Wild flattern die Mähnen, der Staub wirbelt in dichten Wolken, die Wagen rollen bald an der Erde hin, bald hüpfen sie hoch empor; die Lenker stehen ragend in den Sesseln, jeder begierig nach dem Sieg, und feuern mit lautem Zuruf ihre Rosse an.

Als die Wagen bereits um das ferne Ziel gebogen waren und die Rosse in gestrecktem Lauf den Rückweg machten, da war Eumelos mit seinen trefflichen Stuten allen voran, die Hengste des Diomedes aber waren ihm so nahe, daß sie in seinen Wagensessel zu springen schienen und ihm warm auf den Rücken hauchten. Da schleuderte Apollon dem Tydiden die Peitsche aus der Hand, denn er zürnte

ihm und liebte den Sohn des Admetos. Thränen des Zornes entstürzten den Augen des Diomedes, als er die Stuten jetzt noch viel schneller dahineilen sah, während seine Hengste säumeten; aber Athene, seine Gönnerin, gab ihm die Peitsche zurück und erhöhte den Muth seiner Rosse, und dem Eumelos zerbrach sie das Joch, daß die Deichsel gegen die Erde fuhr und die Stuten wild auseinander sprangen. Eumelos selbst fiel zur Erde und verletzte sich die Ellenbogen und das Angesicht; seine Augen füllten sich mit Thränen, und es stockte seine Stimme. Diomedes trieb schleunigst seine Rosse vorüber und jagte voran. Zunächst hinter ihm folgte Menelaos. Aber Antilochos trieb seine Rosse schärfer an, und als Menelaos eben in die Enge eines Hohlwegs hineinfuhr, da jagte er, seitwärts die Rosse aus dem Weg lenkend, ganz nah an ihm vorüber, daß Menelaos erschrak und ihm zurief: „Halt an, Antilochos, sinnlos lenkst du den Wagen; der Weg ist eng, bald kannst du auf breiterer Bahn vorüber, daß du mir nicht an den Wagen fährst und uns beide beschädigst!" Aber Antilochos that, als hörte er's nicht, er trieb seine Rosse noch mehr und eilte ein gutes Stück voraus. Menelaos fuhr langsamer und ängstlich nach und rief scheltend: „Es ist doch Niemand verderblicher als du, Antilochos! Geh! mit Unrecht nannten wir dich verständig. Aber du sollst mir nicht ohne Eid den Preis davontragen!" So sprach er, und geschreckt durch seine scheltenden Worte, lief das Gespann heftiger, so daß es bald dem des Antilochos nahe kam.

Fürsten und Volk saßen unterdeß an dem Abfahrtsort und schauten nach den Gespannen, die in der Ferne, von Staub umwirbelt, daherflogen. Idomeneus, der höher saß als die Andern, glaubte in dem vorderen Gespann das des Diomedes zu erkennen, und er wunderte sich, wo Eumelos sei, der doch bei der Hinauffahrt der Vorderste gewesen; dem mußte wohl etwas Schlimmes begegnet sein. Aias, der Sohn des Oïleus, höhnte und schalt ihn als einen Schwätzer und behauptete, das vorderste Gespann sei noch immer das des Eumelos. Da fuhr ihn Idomeneus zornig an, den Lästerer,

und forderte ihn zu einer Wette auf um einen Dreifuß oder ein Becken, Agamemnon aber sollte entscheiden, weß die vordersten Rosse seien. Eben erhob sich Aias im Zorn, um weiter zu eifern, doch Achilleus trat dazwischen und brachte beide zur Ruhe.

Jetzt kam Diomedes. Von der Peitsche unaufhörlich getrieben, flog sein Gespann saußend daher, daß die Räder kaum den Boden berührten. Nun hält er im Kreis bei den Fürsten die schweißtriefenden dampfenden Rosse an, springt von dem Wagen und lehnt die Peitsche gegen das Joch; sein Freund Sthenelos aber nahm für ihn den ersten Preis, das Weib und den Dreifuß, um sie fortbringen zu lassen, und löste die Rosse vom Wagen.

Nach Diomedes langte zuerst Antilochos an, der dem Menelaos durch List, nicht durch die Schnelligkeit seiner Rosse zuvorgekommen war. Aber Menelaos war ganz nahe hinter ihm. Meriones trieb um die Weite eines Speerwurfs hinter Menelaos. Ganz zuletzt kam Eumelos, seinen Wagen schleppend und die Pferde treibend. Achilleus bedauerte ihn und sprach zu den Achäern: „Der beste Mann treibt seine Rosse zuhinterst! Aber ich will ihm den zweiten Preis geben, das ist billig; der erste gebührt allerdings dem Tydiden.“ Alle billigten das Wort des Helden; aber Antilochos erhob sich dagegen und erklärte, daß er den ihm selbst gebührenden zweiten Preis nimmermehr lassen werde. Achilleus lächelte ob der eifernden Rede seines lieben Freundes und ließ aus seinem Zelte einen prächtigen ehernen Panzer als Preis für Eumelos holen, damit Antilochos den zweiten Preis behalte. Jetzt aber erhob sich Menelaos mit Unmuth und Zorn und klagte den Antilochos vor den Fürsten an, daß er mit List sich ihm vorgedrängt und ihm die Rosse aufgehalten habe; um die Sache schnell zu schlichten, fordert er den Antilochos auf, vor die Rosse und den Wagen zu treten und, die Peitsche in der Hand und die Rosse berührend, bei Poseidon, dem Rossefürsten, zu schwören, daß er nicht absichtlich mit List seinen Wagen gehemmt habe. Der verständige Jüngling antwortete: „Sei nicht böse, Fürst Menelaos, du übertriffst mich ja an Jahren

und an Tugend. Du weißt ja doch, wie ein Jüngling sich leicht zu Vergehungen wendet; sein Sinn ist übereilt und seine Klugheit gering. Drum laß dich besänftigen; ich gebe dir gern die Stute, die ich nahm, und würde dir von dem Meinen noch viel Größeres zum Geschenke bringen, lieber als daß ich für immer aus deinem Herzen fiele und wider die Götter sündigte." Und damit führte er ihm die Stute zu. Jetzt war der milde Menelaos mit einmal gänzlich besänftigt und überließ dem Jüngling die Stute, indem er mit dem dritten Preis sich begnügte. Den vierten Preis nahm Meriones, und den fünften, der übrig geblieben, schenkte Achilleus dem ehrwürdigen Nestor als eine Liebesgabe und zur Erinnerung an die Bestattung des Patroklos.

Auf das Wettrennen folgte der Faustkampf. Als Preis für den Sieger setzte Achilleus ein sechsjähriges Maulthier aus, dem Besiegten ward ein Doppelbecher bestimmt. Sobald der Aufruf erging, trat ein großer gewaltiger Mann vor, Epeios, der Sohn des Panopeus, legte die Hand auf das Maulthier und rief laut: „Komme her, wer den Doppelbecher wünscht; das Maulthier wird kein Anderer wegführen; denn wenn ich auch in der Schlacht Manchem nachstehe, so bin ich doch im Faustkampf der Beste. Wohlan, wer ist bereit? Das sag' ich im Voraus: ich zerschmettere ihm den Leib und zerbrech' ihm die Knochen." Alles schwieg und hielt sich ruhig; nur Euryalos aus Argos wagte es hervorzutreten. Nachdem er sein Gewand abgelegt, band ihm sein Freund Diomedes den Gurt um die Lenden und um die Hände die Schlagriemen. Beide Kämpfer treten auf den Plan; mit erhobenen Händen stürmen sie gegeneinander, und nun fällt von den wuchtigen Fäusten Schlag auf Schlag, daß die Kinnbacken krachen und der Schweiß von den Gliedern trieft. Jetzt erhebt sich Epeios und schlägt dem spähenden Gegner so gewaltig auf die Wange, daß er nicht länger zu stehen vermag; aufspringend fällt er zu Boden. Epeios richtete ihn wieder auf, und die Freunde führten ihn weg; kaum schleppte er noch die Füße nach, er spie dickes Blut aus, und sein Haupt neigte sich auf die eine

Seite. Die Freunde setzten den Betäubten zwischen sich, während andere den Doppelbecher holten.

Hierauf verkündete Achilleus die Preise für den Ringkampf, dem Sieger einen großen Dreifuß, zwölf Rinder werth, dem Besiegten eine geschickte Sklavin im Werth von vier Rindern. Es erhoben sich der Telamonier Aias und Odysseus, der Mann der Kraft und der Mann der Klugheit. Nachdem sie den Gürtel um den nackten Leib gelegt — eine Einölung kommt in homerischer Zeit nicht vor — traten sie in den Kampfkreis und umfaßten sich gegenseitig. Fest, wie zusammengefügte Dachsparren hielten sie einander mit mächtigen Armen umschlungen und preßten sich ringend, daß die Rücken knirschten und der Schweiß zur Erde rann, daß blutige Beulen an Seiten und Schultern aufschwollen. Lange rangen sie, ohne daß Einer den Andern zu Boden werfen konnte; da sagte Aias: „Odysseus, entweder hebe mich, oder ich dich; das Uebrige sei dem Zeus anheimgestellt." Und nun hob er den Odysseus empor; aber der stieß ihm mit dem einen Fuß in die Kniekehle, so daß er rücklings zu Boden fiel und Odysseus ihm auf der Brust lag. Nachdem sie wieder aufgestanden, versuchte auch Odysseus den Aias in die Luft zu heben, doch vermochte er den schweren Mann kaum ein wenig von seiner Stelle zu bewegen; aber er beugte ihm wieder das Knie, und beide sanken nebeneinander in den Staub. Als sie zum dritten Mal sich fassen wollten, wehrte ihnen Achilleus, indem er sprach: „Laßt ab von der ermüdenden Arbeit; beiden gebühret der Sieg, theilet euch gleich in die Preise." Die Helden folgten; sie wischten sich den Staub ab und zogen die Leibröcke wieder an.

Darauf traten zum Wettlauf vor Aias, des Oïleus Sohn, Odysseus und Antilochos, der wenigstens alle Jünglinge an Schnelligkeit übertraf. Sie liefen von einem angewiesenen Punkte aus nach der Stelle, wo die Preise standen. Aias war der Vorderste; aber Odysseus war ihm dicht auf den Fersen, stets noch getrieben von dem ermunternden Zuruf der Menge. Schon waren sie nahe am Ziel, da betete Odysseus zu Athene, und Aias fiel zu Boden;

er glitt aus in dem Kothe der Rinder, welche Achilleus dem Patroklos zu Ehren geopfert, und besudelte sich im Falle den Mund und die Nase. Odysseus aber nahm, ihm vorbeieilend, den ersten Preis, einen silbernen Mischkrug. Den zweiten Preis faßte Aias, einen stattlichen Stier. Indem er das Thier am Horne hielt und noch immer Schmutz ausspie, sprach er: „Fürwahr, mich hat die Göttin im Laufe geschädigt, die dem Odysseus immer wie eine Mutter beisteht." Alle Achäer lachten herzlich. Nun kam auch Antilochos. Während er den dritten Preis, ein halbes Talent Goldes, lächelnd in Empfang nahm, sprach er: „Ihr wißt es ja alle, daß auch jetzt noch die Götter den älteren Menschen Ehre verleihn. Aias ist nur ein Weniges älter als ich; aber Odysseus gehört früherem Stamm an und früheren Menschen, doch preist man sein Alter als ein grünendes; schwerlich möchte ihn ein Achäer ereilen außer Achilleus." Achilleus freute sich des Lobes und setzte dem Freunde noch ein halbes Talent Goldes zu seinem Preise hinzu.

Hierauf trug der Pelide eine Lanze, Schild und Helm, die Rüstung des von Patroklos erschlagenen Sarpedon, herbei und sprach: „Hierum sollen zwei Männer, die Tapfersten unseres Heeres, in voller Rüstung mit dem Speere kämpfen. Wer zuerst den Leib des Gegners verletzt, daß Blut aus der Wunde fließt, dem gebe ich ein schönes Schwert mit silbernen Buckeln; die Rüstung aber empfangen sie beide gemeinsam, und ich werde sie in meinem Zelte mit köstlichem Mahle bewirthen." Sogleich erhoben sich der große Aias und Diomedes, die beiden gewaltigen Vorkämpfer der Achäer, und nachdem sie sich an verschiedenen Enden des Volkes gewappnet hatten, traten sie kampfbegierig und drohenden Blickes in die Mitte. Dreimal rannten sie wider einander; darauf stieß Aias, der Mann der Kraft und der ehrlichen Tapferkeit, gerade durch den Schild des Diomedes, aber er durchbohrte ihm den Panzer nicht; Diomedes dagegen richtete arglistig die Schärfe des Speers nach dem Halse des Aias, ob er da eine Blöße finde. Da fürchtete das Volk für des Aias Leben und verlangte mit lautem Rufe, daß sie

den Kampf endeten und sich gleich in den Preis theilten. Achilleus gab dem Tydiden das Schwert.

Jetzt brachte Achilleus einen Diskos herbei, eine schwere rohgegossene Eisenkugel, mit welcher vordem der König Eetion, der Vater der Andromache, sich geübt hatte. Die Eisenkugel selbst sollte der Preis sein für den weitesten Wurf. Hierbei war weniger die Leibesstärke als die durch Uebung gewonnene Geschicklichkeit entscheidend, und es meldete sich daher zu dem Kampfe von den Haupthelden nur der Telamonier Aias, neben ihm dann Epeios und die Lapithenfürsten Polypoites und Leonteus. Epeios warf zuerst, und zwar so ungeschickt, daß alle Achäer lachten, dann Aias und Leonteus und zuletzt Polypoites. Dieser schleuderte den schweren Diskos so weit, wie der Rinderhirt seinen Stab wirft, weiter als alle Andern, und trug den Preis davon.

Darnach setzte Achilleus den Bogenschützen ihre Preise aus, zehn Aexte und zehn Beile. Es wurde ein großer Mastbaum fern auf dem Strande aufgerichtet und an dessen Spitze eine Taube mit dünnem Faden gebunden, den Schützen zum Ziele. Wer die Taube traf, gewann die Aexte, wer jedoch nur den Faden trifft und die Taube fehlt, dem gehören die Beile. Nachdem Teukros und Meriones sich zum Schusse gemeldet, schnellte nach der Bestimmung des Looses zuerst Teukros seinen Pfeil. Aber er hatte vergessen, dem Schützen Apollon ein Opfer zu geloben, und traf den Vogel nicht; der Pfeil durchschnitt den Faden, und die Taube schwang sich hoch in die Lüfte. Jetzt riß schnell Meriones dem Teukros den Bogen aus der Hand — den Pfeil hielt er schon lange bereit — gelobte dem Apollon ein Opfer und zielte nach der Taube, die hoch unter den Wolken im Kreise schwebte. Er traf sie unter dem Flügel, und der Pfeil drang durch und durch, so daß er vor den Füßen des Meriones wieder zu Boden fiel. Die Taube aber setzte sich nieder auf den Mast, senkte den Hals und ließ die Flügel hangen; sie stürzte sterbend hinab fern vom Mastbaum. Meriones nahm die Aexte, Teukros die Beile.

Nun sollte der letzte Kampf folgen, der Wurf mit dem Speere. Als Preise wurden aufgestellt eine lange Lanze und ein mit Blumen geziertes noch ungebrauchtes Becken, vom Werth eines Rindes. Es traten zum Kampfe vor Agamemnon und Meriones. Aber Achilleus hielt es wohl gegen die Würde, daß der Oberkönig Agamemnon einem geringeren Manne, wie Meriones war, zum Wettkampf entgegentrat; er sprach: „Atride, wir wissen, wie sehr du über alle emporragst und wie sehr du an Kraft und Speerwurf der Erste bist; drum nimm du das schöne Becken, dem Meriones wollen wir die Lanze geben, wenn es deinem Herzen so gefällt; ich wenigstens wünsche es so.“ Agamemnon folgte; Meriones nahm die Lanze, Talthybios, der Herold des Oberkönigs, trug das Becken nach dem Zelte seines Herrn.

Damit waren die Leichenspiele des Patroklos beendigt.

Das Fest zu Olympia.

„Die Götter sind Freunde der Wettspiele“, sagt Platon. Es gab fast kein einigermaßen bedeutendes Götterfest, bei welchem nicht auch Wettspiele gefeiert worden wären; denn wenn den Göttern die besten Früchte des Feldes, die ausgezeichnetsten Thiere der Heerde zum Opfer geweiht wurden, warum sollten sie nicht auch sich erfreuen an blühender Jugendkraft und Mannestüchtigkeit, wie sie in den Wettkämpfen des Volkes sich darstellten? Zu solchen Festen in den einzelnen Städten strömten auch die Bürger der Colonien und der befreundeten Staaten selbst aus weiterer Ferne zusammen, um Theil zu nehmen an der Verehrung der Götter und der allgemeinen Festesfreude, manche wohl auch, um in den Kampfspielen selbst aufzutreten. Vier Feste aber in Griechenland mit ihren Wettspielen erlangten eine solche Theilnahme, daß sie zu förmlichen Nationalfesten erwuchsen: das Fest des Zeus zu Nemea, das des Poseidon auf dem korinthischen Isthmos, die Pythien zu Delphi und das

Zeusfest in Olympia. Unter diesen war das letzte bei weitem das glänzendste und besuchteste. „Wie das Quellwasser unter den Gaben der Erde das Beste ist, wie das Gold hervorglänzt unter den Besitzthümern der Menschen, so sind die olympischen Spiele vor allen die herrlichsten, sie verdunkeln alle andern, wie die Sonne am Himmelszelt durch ihren Glanz alle andern Gestirne verschwinden macht.“ Mit diesem Gedanken eröffnet Pindar seine großartige erste olympische Ode.

Olympia war keine Stadt, es war ein Tempelbezirk des Zeus in Elis, gelegen in einer anmuthigen, von waldigen Höhen eingeschlossenen Ebene, da wo der Alpheios, aus den hohen und gedrängten Felsen Arkadiens hervortretend, das niedere Küstenland von Elis in sanften Windungen durchfließt. Die heilige Stätte ist im Süden von dem etwa 180 Fuß breiten Alpheios, im Westen von dem Bache Kladeos eingeschlossen, der von Norden her in tiefer Thalfurche dem Alpheios zuströmt; im Norden erhebt sich der Berg Olympos, von welchem sich der Hügel Kronion in den Winkel zwischen Kladeos und Alpheios hereinzieht und steil in die Ebene abfällt. Hier, am Fuße des dem Kronos geweihten Hügels, war von altpelasgischer Zeit her eine Cultusstätte des Zeus, die er selbst, vom Himmel im Blitze niederfahrend, sich erwählt hatte. Nach der pelasgischen Zeit herrschten hier Achäer, deren Hauptstadt Pisa ganz in der Nähe des olympischen Heiligthums lag. Der Nationalheros derselben war Pelops, der hier, wie die Sage erzählt, in einer Wettfahrt mit seinen schnellen Rossen den König Oinomaos besiegt und dadurch die Hand der Königstochter Hippodameia und die Herrschaft des Landes gewonnen hatte. Sein Cultus blühte in Olympia neben dem des Zeus, und er galt für den Stifter der olympischen Spiele, der ausgezeichnete Wagenlenker sollte zuerst den Kampf mit dem Rossegespann eingeführt haben. Die Dorier, welche die Achäer aus der Herrschaft des Peloponnes verdrängten und später sich an dem olympischen Feste betheiligten, führten neben Pelops auch ihren Stammheros, den Herakles, in die Sagen von Olympia ein.

Herakles sollte die Grenzlinien des heiligen Raums zu Olympia bestimmt, die Länge des Stadions abgemessen und den ersten Wettlauf veranstaltet haben. Er galt für den Stifter und Schutzheros der gymnischen Kämpfe, während Pelops der Schutzheros der ritterlichen Wettkämpfe war.

Die geschichtliche Zeit von Olympia beginnt mit dem Zeitalter des Spartaners Lykurg und des Königs Iphitos von Elis, eines Nachkommen des Aetoliers Oxylos, welcher zugleich mit den Doriern in den Peloponnes eingefallen war und den eleischen Staat gegründet hatte. Als zur Zeit des Iphitos der Peloponnes von innerer Zwietracht und bösen Seuchen heimgesucht war, soll er in Delphi angefragt haben, wie dem Unheil zu steuern sei, und empfing die Antwort, er solle das olympische Zeusfest, welches in Verfall gerathen war, wieder herstellen. Er schloß hierauf mit Lykurg, dem Vertreter Sparta's, einen Vertrag, wonach die Eleer und Dorier das Fest in Zukunft gemeinsam feiern wollten. Dieser Vertrag war in kreisförmiger Schrift auf eine eherne Scheibe eingegraben, welche noch um 200 n. Chr. unter dem Namen des Diskos des Iphitos in dem Tempel der Hera zu Olympia gezeigt wurde. Er enthielt namentlich die Bestimmungen in Betreff des Gottesfriedens, welche die zu dem Feste vereinigten Staaten unter einander beobachten sollten. Während der Festesfeier sollten alle Waffen ruhen, und die, welche zu dem Feste zogen, erhielten durch Feindesland freies Geleit; Elis, das Land, in welchem das gemeinsame Heiligthum lag, ward für alle Zeiten als unverletzlich unter die Obhut des Gottes und seiner Verehrer gestellt. Wer den Gottesfrieden brach, sollte als ein Fluchbeladener gelten, ebenso jeder, der den Eleern nicht gegen ihn Beistand leistete. Befreundete Kriegsheere sollten, wenn sie durch das Land zögen, an der Grenze ihre Waffen abliefern und sie erst zurückerhalten, wenn sie das Land wieder verließen. Seit Iphitos wurde das Fest alle fünf Jahre gefeiert, und zwar zur Zeit des ersten Vollmonds nach der Sommersonnenwende, also ungefähr um den 1. Juli.

Sparta und Elis fühlten das Bedürfniß, den in viele Gebiete zertheilten und durch unaufhörliche Fehden erschöpften Peloponnes auf friedlichem Wege zu einigen und namentlich die älteren Bewohner der Halbinsel den späteren Einwanderern, den Doriern und Eleern, näher zu bringen, und dies konnte nicht besser geschehen als durch Einsetzung eines gemeinsamen Bundesheiligthums. Sie wählten dazu einen Gottesdienst, der den älteren Bewohnern, den Achäern angehört hatte, den Cultus des olympischen Zeus. Die Achäer in Pisa waren in den Vertrag mit eingeschlossen und nahmen Theil an der Leitung des Festes, und es dauerte nicht lange, so traten auch andere Staaten des Peloponnes dem Bunde bei, zuerst jedenfalls die Stammverwandten Sparta's, die übrigen dorischen Staaten. Das im Jahre 776 abgehaltene Fest heißt die 1. Olympiade, weil seit dieser die Sieger in den Wettspielen aufgezeichnet wurden. In der dritten Olympiade (768 v. Chr.) siegte ein Messenier, und bereits in der 6. (756) ein Achäer aus Dyme. Um die 20. Olympiade (700) ging die olympische Opfergemeinschaft schon über die Grenzen des Peloponnes hinaus, seit der 30. (660) erstreckte sie sich über das ganze europäische Griechenland, seit der 40. (620) auch über alle Colonien.

Der Gottesfriede, dessen sich nach der Bestimmung des Iphitos und Lykurg das eleische Land, das heilige Land des Zeus, erfreuen sollte, wurde schlecht gehalten; die Pisaten selbst, vor deren Thoren das olympische Heiligthum lag, führten mit den Eleern häufige Kriege wegen ihrer Selbständigkeit und wegen des Besitzes von Olympia, bis ums Jahr 641 es den Eleern mit Hülfe der Spartaner gelang, sie völlig zu besiegen und ihre Stadt zu zerstören. Seitdem ließen die Eleer kein neues Pisa aufkommen und litten auch nicht, daß sich in Olympia eine Stadtgemeinde bildete, welche ihrer Hauptstadt Elis das Heiligthum hätte streitig machen können. Denn da dieses jetzt ein religiöser Mittelpunkt für das gesammte Hellenenvolk geworden war, so beruhte auf der Verwaltung desselben ihre Geltung in Griechenland, ihr politischer Einfluß und ihr Wohlstand. Und sie

haben alles aufgeboten, um dem Orte durch kunstreiche Ausschmückung sowie durch die Ausdehnung und den Glanz des Festes den ersten Rang unter allen Religionsstätten der Hellenen zu sichern. Besonders wurde die Beute, welche sie aus dem Kriege mit Pisa gewonnen, für diesen heiligen Zweck, zur Ehre des hellenischen Zeus verwendet; unter anderm begannen sie bald nach Pisa's Zerstörung den Bau des großen Zeustempels, der jedoch erst in der Zeit des Phidias vollendet wurde.

Olympia zerfiel in einen heiligen und einen profanen Raum. Der heilige Bezirk, der im Nordosten noch den Kronoshügel in sich faßte, war die sogenannte Altis, der Tempelhof des Zeus, rings umfriedet durch eine hohe Mauer, welche im Westen längs des platanenreichen Kladeos, im Süden in einiger Entfernung vom Alpheios ungefähr diesem parallel lief; im Osten schloß sie sich an das Stadion an. Das Hauptthor der Altis befand sich in der südlichen Mauer nicht weit von dem Kladeos; zu demselben führte von Osten her zwischen dem Alpheios und der Mauer die aus Arkadien kommende Feststraße der Peloponnesier, von Westen her die heilige Straße der Eleer, welche, $7\frac{1}{2}$ deutsche Meilen lang, die Stadt Elis mit dem Heiligthum verband. Wenn man durch die schimmernden Hallen des Thores in die Altis eintrat, sah man gleich zur Rechten den heiligen Kranzbaum, den wilden Oelbaum, aus dessen Zweigen die Kränze der Sieger geflochten wurden (ἐλαία καλλιστέφανος). Es war der erste von den vielen Oelbäumen, die Herakles einst hier gepflanzt hatte. Ein Orakel hatte dem Iphitos diesen Baum als den kranzspendenden bezeichnet, indem es ihm gebot, unter den Oelbäumen des heiligen Raums den zu wählen, der mit dem Gewebe einer Spinne umwoben sei. Er fand ihn und umgab ihn mit einem Gitter. In diesem Gehege, Pantheion genannt, stand ein Altar der Nymphen, deren Pflege das Leben des Baumes oblag.

Unfern dieses heiligen Baumes erhob sich auf mächtigem Unterbau der große Zeustempel, das Olympieion, in dessen Boden man noch den Erdschlund zeigte, welchen der Gott, als er den Ort sich

zum Heiligthum weihte, mit dem Blitze eröffnet hatte. In der Zeit der höchsten Kunstblüthe wurde der um Olympias 50 begonnene Bau von atheuischen Künstlern, an deren Spitze der große Meister Phidias stand, in einer den Ansprüchen der damaligen Kunst entsprechenden Weise umgebaut und mit Bildwerken ausgeschmückt. Der Tempel hatte eine Länge von 230, eine Breite von 95 und eine Höhe von 68 griechischen Fuß; nach dem Tempel der Athene zu Tegea war es wohl der größte im Peloponnes. Die Fronte desselben war nach Osten gerichtet. „Kampf und Sieg unter Zeus' Obhut" bildete nach E. Curtius' Ausführung den Grundgedanken, welcher in der künstlerischen Ausstattung des Tempels lebendig hervortrat. Darum schwebte auf der Spitze des Giebels eine goldene Siegesgöttin, auf seinen Enden stand an jeder Seite ein Preisgefäß, wie es nach attischem Brauch den Siegern in Wettkämpfen zu Theil ward. In dem Dreiecke des Giebels stand unter der Nike der siegverleihende Zeus Olympios und zu seinen Seiten Pelops und Oinomaos, wie sie sich zu dem Wettkampfe anschickten, der einst nach dem Walten des Zeus die Geschicke des olympischen Landes entschied. In dem Vorraum (Pronaos) des inneren Tempelhauses stand eine Erzgruppe, Iphitos, wie er von der Ekecheiria, der Personification des Gottesfriedens, bekränzt ward. „Man wurde erinnert an das alte lykurgische Bündniß, den folgenreichen Anfang staatlicher und sittlicher Ordnung, von wo der Glanz, der auf Olympia ruhete, der Frieden, welcher Elis beglückte, der Hellenen religiöse Einigung ausgegangen war. Bedeutungsvoller und einfacher konnte die Heiligkeit des Bodens, auf dem man stand, nicht ausgedrückt werden." Trat man aus dem Pronaos in den inneren, durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe getheilten Tempelraum, so sah man am Ende des Mittelschiffes auf einem mit der erfinderischesten Pracht ausgeschmückten Throne das kolossale, aus Gold und Elphenbein gefertigte Bild des Zeus, das größte Kunstwerk des größten Meisters des Alterthums, des Phidias, ein Wunderwerk, in dem der Grieche den siegreichen und gnädig gewährenden weltregierenden Zeus in

seiner ganzen Hoheit und Majestät vor seinen Augen zu sehen glaubte. In der Linken des Gottes ruhete das Scepter mit dem Adler darauf, auf der ausgestreckten Rechten stand eine Nike aus Gold und Elphenbein, mit der Siegesbinde dem Gotte zuschwebend, „als erwarte sie seinen Wink, welches Haupt sie schmücken solle.“

Nördlich neben dem Tempel des Ersten der Götter lag das Heiligthum des ersten Heroen von Olympia, des Pelops, ein großer ummauerter Hof, den Herakles abgemessen haben sollte, gerade halb so lang wie der Tempel des Zeus. Der innere Raum war geschmückt mit Bäumen und Bildsäulen. Hier brachte man dem Heros ein Todtenopfer, einen schwarzen Widder, dessen Blut in eine Grube floß. Diesem Pelopion entsprach ein ähnlicher, ebenfalls ummauerter Raum in der Nähe des Eingangsthores, das Hippodameion, das Heiligthum der dem Pelops vermählten Hippodameia, in welchem die eleischen Frauen jährlich eine Gedächtnißfeier der Heroine veranstalteten. Nicht weit von dem Pelopion befand sich unter einem schützenden Dache noch der letzte Rest von dem Hause des Oinomaos, eine vielfach geborstene Holzsäule, welche von Eisenringen zusammengehalten ward.

Nordöstlich vom Pelopion, etwa in der Mitte der Altis, lag der große Brandopferaltar des Zeus, an welchem von uralter Zeit her in pelasgischer Weise dem Zeus unter freiem Himmel geopfert worden war. Hier hatte Zeus seinen eigentlichen Cultus. Das Olympieion war nur in den Festzeiten geöffnet, an dem Altare aber brachten Einheimische wie Fremde das ganze Jahr hindurch ihre Opfer dar. Auf einem Unterbau von 125 Fuß im Umfange erhob sich der Altar zu einer Höhe von 22 Fuß. Man schlachtete die Opferthiere auf dem Unterbau und trug alsdann die Opferstücke zu dem Altar hinauf. Hier wurden sie mit dem Holz von Weißpappeln verbrannt, weil Herakles zuerst diesen Baum vom Acheron heraufgeholt und das erste Opferfeuer dem Zeus zu Olympia von seinem Holze angezündet haben sollte. Der Opferrauch konnte von dieser Höhe frei über die Häupter der Festversammlung und über

die umgebenden Kunstdenkmäler in die Lüfte ziehen. Die Höhe des Altars wuchs von Jahr zu Jahr durch die Asche des Opferfeuers und der verbrannten Schenkel und Knochen, sowie durch die Asche, welche vom Herde des Prytaneions, mit Alpheioswasser vermischt, zugetragen wurde.

Die bisher genannten Denkmäler können als eine besondere, für sich bestehende Gruppe angesehen werden; sie schlossen sich zunächst an das Eingangsthor an. Im Nordosten der Altis lag um das Kronion ein zweite Gruppe von Denkmälern und Gebäuden. Längs des südlichen Fußes des Kronions stand auf einer breiten Terrasse eine Reihe von Schatzhäusern verschiedener Städte, in welchen diese ihre Weihgeschenke aufstellten, und unter der Terrasse eine Reihe von Zeusstatuen, Zanes genannt, welche aus Strafgeldern errichtet waren. Am östlichen Ende dieser Zanes befand sich ein verdeckter Eingang in das Stadion, welches sich auf der östlichen Seite des Kronoshügels, 600 griechische Fuß lang, hinzog. Der obere Theil desselben lehnte sich an natürliche Thalränder an, aber der größte Theil seiner Einfassung bestand aus einem Erdaufwurfe, in welchem steinerne Sitze angebracht waren. Der öffentliche Ein- und Ausgang des Stadiums lag im Süden. In dieser Gegend stieß der Hippodromos oder die Rossebahn von Osten her in rechtem Winkel an das Stadion. Im Westen des Kronions lagen nach innerhalb der Altis das Theater, das Buleuterion (Rathhaus) und das Prytaneion (Regierungsgebäude). Das Gymnasium lag nicht weit davon, aber außerhalb des heiligen Bezirks.

Von dem spitzen Kronoshügel hatte man eine Uebersicht über die ganze Altis. Man sah da zwischen den Tempeln und sonstigen Gebäuden, von denen wir nur die hauptsächlichsten genannt, an der sich hindurchwindenden Processionsstraße und auf den freien Plätzen eine große Masse von Altären, von Kunstwerken und Weihgeschenken aller Art: Götterstatuen und Standbilder von Siegern, Viergespanne, Dreifüße, Ehrensäulen, die ein Staat dem andern errichtet, Denksäulen mit eingegrabenen Verträgen u.s.w. Selbst noch auf den Um-

fassungsmauern standen viele Bildsäulen, die in dem heiligen Raum keinen Platz mehr gefunden hatten. Ueber dem Glanze der zahlreichen Kunstdenkmäler von Erz und Marmor erhoben sich die grünen Blätterkronen der Bäume, welche Herakles in alter Zeit in der Altis gepflanzt hatte, Oelbäume und Platanen, Palmen und Weißpappeln, eine willkommene Erfrischung für das durch die starre Pracht der Kunstwerke ermüdete Auge.

Der profane Raum von Olympia, zwischen der Altismauer und dem Alpheios, bildete eine Art von Vorstadt, hatte aber nur wenig ansehnliche Gebäude. Hier waren die Wohnungen für die zahlreichen Beamten Olympia's, für die Fremdenführer, das den vornehmen Priestern, die in der Altis wohnten, zugeordnete Dienstpersonal, wie die Opferschlächter, die Flötenbläser, die Holzverwalter u. s. w., ferner die Gebäulichkeiten zur Bewirthung der wohlhabenden Festgäste, zur Aufnahme der Kampfwagen, der Rosse und Maulthiere. Auch befand sich hier die Werkstätte des Phidias, welche auch später noch von andern Künstlern für ihre Arbeiten benutzt wurde.

Der Gottesdienst war in Olympia ununterbrochen; wenigstens Einmal in jedem Monat mußte an allen Götter- und Heroenaltären von den Priestern geopfert werden. Das aber schien nur ein spärlicher Dienst gegen die feierlichen Processionen und die zahlreichen und glänzenden Opfer und Opfermahle, welche an dem großen, alle fünf Jahre wiederkehrenden Zeusfeste unter der Theilnahme einer unendlichen, aus allen Theilen der griechischen Welt zusammengeströmten Menge stattfand. Dann opferten nicht blos die Eleer, welche das Fest besorgten, sondern auch die Fremden, und zwar die öffentlichen Festgesandten sowohl im Namen ihrer Staaten als auch viele Private, mochten sie nun als Zuschauer der Spiele oder als Agonisten sich eingestellt haben. Kein Altar blieb dann ohne Ehre, der Gipfelpunkt der ganzen gottesdienstlichen Feier aber war das große Opfer, welches die Eleer dem Zeus an seinem Aschenaltar darbrachten. Die gottesdienstlichen Handlungen waren ursprünglich

die Hauptsache bei dem olympischen Feste; allmählich aber nahm das Interesse der Griechen an den Kampfspielen dermaßen überhand, daß der gottesdienstliche Theil des Festes vor den Kampfspielen in den Hintergrund trat.

Die Wettkämpfe der Griechen waren von dreierlei Art: gymnische, hippische oder ritterliche und musische (ἀγῶνες γυμνικοί, ἱππικοί, μουσικοί). Mit dem Namen der gymnischen bezeichnete man alle die, in welchen mit der Kraft und Gewandtheit des Körpers gekämpft wurde, Lauf, Ringen, Faustkampf u. s. w.; die ritterlichen waren Wettrennen mit Pferden und Maulthieren, mit dem Vier- und Zweigespann und mit dem Reitpferd; die musischen bestanden in Vorträgen von Musikstücken und Gedichten. Sie waren bei dem pythischen Feste in Delphi lange die einzige Art der Wettkämpfe, bis die Amphiktyonen nach der Zerstörung von Krissa, als sie das Fest nach dem Muster des olympischen einrichteten, auch die gymnischen und hippischen Kämpfe einführten. Zu Olympia bestand das Kampfspiel Anfangs blos in dem einfachen Wettlauf, welchen schon Herakles eingesetzt haben sollte; in der Folge, nachdem die Spiele erweitert worden waren, wurde immer noch mit dem Wettlauf begonnen, und stets wurde die Olympiade nach dem Sieger benannt, der den Preis im Wettlauf davongetragen. Die erste Olympiade (776) z. B. hieß die Olympiade des Koroibos, weil dieser damals im Laufe gesiegt hatte. Seit der 14. Olympiade kamen allmählich die übrigen gymnischen Spiele zu dem einfachen Lauf; zuerst der Doppellauf, dann Olympiade 15 der Dauerlauf. Damals geschah es zuerst, daß ein Läufer den Gürtel abwarf, und seitdem ward es Sitte, daß die gymnischen Agonisten ganz nackt ihre Kämpfe vornahmen. Olympiade 18 wurde der Ringkampf und das Pentathlon eingeführt, später noch der Faustkampf und das Pankration; Olympiade 65 wurde zum ersten Male der Wettlauf in voller Rüstung versucht. Auch Knaben ließ man seit der 37. Olympiade in verschiedenen gymnischen Kämpfen zu; sie gingen bei jeder Kampfesart den Kämpfen der Erwachsenen voran. Mit der 25. Olympiade kamen

auch die ritterlichen Kämpfe auf, und zwar zunächst die mit dem Rosse-viergespann. Musische Wettkämpfe kamen in Olympia niemals vor; denn die Wettstreite von Herolden und von Trompetern, welche Olympiade 96 eingeführt wurden, können doch nicht wohl als solche angesehen werden. Bei ihnen war die Hauptsache die Kraft der Lunge. Ein Trompeter aus Megara, am Ende des vierten Jahrhunderts v. Ch., Namens Herodoros, der sechzehnmal in allen vier Nationalspielen gesiegt haben soll und vier griech. Ellen groß war, blies auf zwei Trompeten zugleich so kräftig, daß man es in der Nähe kaum aushalten konnte.

Nachdem die Zahl der Agonen sich so vermehrt, füllte das Fest, das ursprünglich nur einen Tag gedauert hatte, mit dem großen Zeusopfer, den Opfern der übrigen Götter und den Wettspielen fünf Tage aus. Die höchste Blüthe der olympischen Spiele fällt etwa in den Zeitraum von Olympiade 50 bis 85 (580—440 v. Chr.). In dieser Periode lebten die gefeiertsten Athleten der hellenischen Welt, wie Milon von Kroton, Diagoras von Rhodos, Theagenes von Thasos u. A., verwendeten die vornehmen und reichen Familien am meisten auf Rossezucht und den Glanz der Viergespanne, dichteten die größten Dichter, wie Pindar und Simonides, ihre erhabenen Gesänge zum Preise der Sieger.

Wenn das Fest herannahte, so zogen die Herolde der Eleer, „des Zeus Friedensbringer, der Zeiten Boten", wie Pindar sie nennt, hinaus, um zunächst in Elis selbst und dann in den theilnehmenden hellenischen Staaten den Beginn des heiligen Monats und des Gottesfriedens anzusagen, während dessen Jeder, der an dem Feste sich betheiligen wollte, ungekränkt seine Straße ziehen konnte. Eingeladen wurden alle Hellenen mit Ausnahme der Schuldbeladenen und derer, die dem olympischen Zeus Ehrfurcht versagt oder die sich an der gemeinsamen Sache der Hellenen versündigt hatten, wie einst auf Themistokles' Antrag der Syrakusierkönig Hieron ausgeschlossen wurde, weil er von dem Kampfe gegen Xerxes zurückgeblieben war. Wenn ein Staat den angekündigten

Gottesfrieden verletzte, so hatten die Eleer das Recht, ihm eine Geldbuße aufzulegen und ihn bis zur Zahlung derselben von der Theilnahme am Feste auszuschließen. So wurden die Spartaner im peloponnesischen Kriege, als sie nach Verkündigung der Waffenruhe in Elis eingefallen waren, für jeden Soldaten mit zwei Minen (50 Thalern) bestraft, und als sie sich weigerten zu zahlen, weil ihnen der Friede zu spät angesagt worden sei, schloß man sie von dem Opfer und den Spielen aus, und die Spartaner, welche schon ihre Rosse nach Olympia geschickt hatten, sahen sich genöthigt, diese unter fremden Namen rennen zu lassen.

Die Entscheidung über solche Dinge hatten die Hellanodiken (Helleneurichter), eine von den Eleern, wahrscheinlich für jede einzelne Olympiadenfeier erwählte Obrigkeit, welcher die ganze Anordnung und Leitung der Kampfspiele und der damit zusammenhängenden Festlichkeiten, namentlich auch die Zuerkennung und Austheilung der Kampfpreise oblag. Die Hellanodiken waren eine bei allen Hellenen hoch angesehene Behörde und genossen wegen ihrer strengen Gerechtigkeit ein großes Vertrauen, so daß auch Fremde sich öfter ihre Streitigkeiten durch sie schlichten ließen. Ihre Zahl war nicht immer dieselbe; lange Zeit waren es neun, die sich in die Aufsicht der Spiele so theilten, daß drei von ihnen dem Rossewettrennen, drei dem Pentathlon und drei den übrigen Kampfarten vorstanden. Nach ihrer Ernennung wurden sie zehn Monate lang in einem besonderen Gebäude auf dem Markte zu Elis von den Nomophylaken (Gesetzeswächtern) über die Pflichten ihres Amtes belehrt.

Wenn die Einladung zu dem olympischen Feste geschehen war, so meldeten sich zunächst diejenigen, welche sich an den Kampfspielen betheiligen wollten, bei den Hellanodiken. Sie hatten eidlich darzuthun, daß sie Hellenen waren und keine Barbaren, freie Bürger und keine Sklaven; denn Sklaven und Barbaren waren zu allen Zeiten von der activen Theilnahme der Spiele ausgeschlossen, obgleich ihnen das Zuschauen nicht verwehrt war. Die Römer wurden

in der späteren Zeit als Nichtbarbaren anerkannt. Ferner hatten die Kampflustigen zu beweisen, daß keine Ehrlosigkeit und kein Frevel auf ihnen laste und daß sie wenigstens zehn Monate lang sich den gesetzlichen Vorübungen für ihre Kampfart unterzogen hätten; denn die Kampfordner mußten dafür sorgen, daß in den Spielen dem Publicum nichts Gewöhnliches und Schülerhaftes vorgeführt wurde. Deswegen mußten die Zugelassenen auch noch einen Monat lang sich unter den Augen der Hellanodiken im Gymnasium zu Elis üben und ihre Kampffähigkeit darthun, wobei sie nach den verschiedenen Uebungsweisen und nach dem Alter zusammengestellt wurden. Bekannten Athleten indeß wird man diese Probe wohl erlassen haben. Zuletzt führten die Hellanodiken diejenigen, welche der Theilnahme an den Wettkämpfen würdig befunden wurden, in das Prytaneion vor den Altar des Zeus Horkios (des Schwurzeus), der zum schreckenden Wahrzeichen in jeder Hand einen Blitzstrahl trug, und ließen sie in Gegenwart ihrer etwa anwesenden Verwandten bei dem Opfer eines Ebers schwören, daß sie im heiligen Wettkampf sich keiner Unredlichkeit und keines Frevels gegen die Gesetze des Agons schuldig machen wollten. Die Namen der Zugelassenen wurden in ein Verzeichniß eingetragen mit Zufügung des Namens ihrer Väter und ihrer Staaten sowie der Kampfesart, in welcher sie auftreten wollten. Dann wurde ihnen eine bestimmte Frist gegeben, bis zu welcher sie sich auf dem Schauplatz des Festes einzufinden hatten; verspäteten sie sich durch eigenes Verschulden, so wurden sie von der Theilnahme ausgeschlossen.

Die Festzeit ist unterdeß gekommen. Da strömt von allen Enden das Griechenvolk herbei; die Landstraßen sind angefüllt von Festkaravanen, und auf den Pfaden des Meeres eilen die bekränzten Schiffe heran von den Städten Italiens und Siciliens, von Asiens entlegener Küste und fern von Kyrene in Afrika. Bald erhebt sich um den heiligen Bezirk des Zeus eine große Stadt von Zelten mit buntem lautem Leben; denn außer denen, welche an dem Gottesdienste und an den Spielen als Kämpfer oder als Zuschauer sich

betheiligen wollen, hat die Rücksicht auf Erwerb und Gewinn viele Menschen zum Kaufen und Verkaufen herbeigelockt; das Fest ist zugleich eine große Messe. In der Regel halten sich die Landsleute zusammen, sie schließen sich an die Festgesandtschaft an, welche ihre Vaterstadt nach Olympia gesendet. Denn es war Sitte, daß wenigstens von den bedeutenderen Staaten Gesandtschaften oder Theorien zu den großen Nationalfesten geschickt wurden, um im Namen des Staates ein Opfer darzubringen und das Fest verherrlichen zu helfen, und die Städte und Kantone wetteiferten, ihre Deputationen möglichst glänzend unter den Augen von ganz Griechenland auftreten zu lassen. Sie erschienen in prächtigen Gewändern, bekränzt auf bekränzten Wagen, welche oft kostbar gemalt, vergoldet und mit Teppichen behangen waren, mit herrlichen Zelten, schönen Opferthieren und kostbaren Opfergeräthen, begleitet von einer zahlreichen Dienerschaft. An der Spitze einer solchen Theorie stand als Führer ein Architheoros, der gewöhnlich aus den reichsten Bürgern erwählt war; denn wenn auch der Staat im Allgemeinen die Kosten der Gesandtschaft trug, so erwartete man doch von dem Patriotismus des Führers, daß er, wo es die würdige Vertretung seiner Vaterstadt galt, das eigne Vermögen nicht schonte.

Wie die Opfer der Eleer und der Festgesandtschaften mit den Wettspielen wechselten, darüber ist nicht leicht zu entscheiden; ohne Zweifel aber wird der Tag, an welchem die Spiele begannen, mit einem Opfer eröffnet worden sein. Die Spiele nahmen ihren Anfang mit dem Wettlauf im Stadion. Schon während der Nacht hat sich ein großer Theil der Zuschauer zu den Sitzreihen des Stadions gedrängt, um sich eines Platzes zu versichern; da sitzen sie harrend bis zum Morgen, wo die Spiele beginnen, wo die Hellanodiken, in purpurnen Gewändern und mit Lorbeerkränzen geschmückt, durch den verdeckten Gang an der Westseite des Stadions die Gruppen der Kämpfer hereinführen und auf ihren Ehrenspitzen in der Nähe des Haupteinganges Platz nehmen. Ein Trompetenstoß erschallt, und ein Herold verkündet den Anfang des Kampfspiels. Die

Kämpfer für alle Spiele werden vorgerufen, und Einer der Hellanodiken redet sie also an: „Wenn ihr euch den Mühen unterzogen habt, wie es sich für die geziemt, welche den Kampfplatz von Olympia betreten wollen, wenn ihr keine pflichtvergessene und unedle That begangen habt, so kommt gutes Muthes; wer aber von euch sich nicht gebührend geübt und nicht pflichtmäßig gehalten hat, der gehe von hinnen, wohin er will." Hierauf wurden die Agonisten einzeln durch das Stadion geführt, eines Jeden Name und Vaterland vom Herold ausgerufen und dabei gefragt, ob Einer der Anwesenden diesen Wettkämpfer der unfreien Geburt, des bösen Leumunds, des Diebstahls oder irgend einer Uebelthat zeihen könnte. Wurde eine Anklage erhoben, so hatten die Hellanodiken sogleich über die Zulassung des Beschuldigten zu entscheiden.

War man mit dieser Angelegenheit zu Ende, so traten zunächst die Wettläufer zu der silbernen, dem Zeus geheiligten Urne, um die Loose zu ziehen, nach denen sie gruppirt wurden. Jedesmal vier Läufer liefen zusammen. Von den Loosen also — kleinen Täfelchen von der Größe einer Bohne — waren je vier mit *A*, vier mit **B**, mit *Γ* u. s. w. bezeichnet, und die, welche die gleichen Buchstaben zogen, wurden zu Einer Gruppe zusammengestellt. Bevor der Kämpfer in die Urne griff, richtete er ein kurzes Gebet an Zeus. Ihm zur Seite stand Einer der Stabträger, die den Hellanodiken zur Aufrechterhaltung der Ordnung beigegeben waren, und hielt ihm die Hand, damit er nicht eher seinen Buchstaben ansehen konnte, als bis alle übrigen gezogen hatten.

Nach beendigter Loosung riefen die Herolde: „Der Kampf beginnt; stellt euch zur entgegenringenden Entscheidung; des Sieges Ziel wird Zeus verleihn." Nun traten die vier ersten Läufer auf die durch eine Linie bestimmte Stelle des Ablaufs, und auf ein gegebenes Zeichen begann der Lauf. Mit mächtigem Schreien liefen sie dahin, als wollten sie dadurch den Muth sich erhöhen und sich zur Ausdauer antreiben, und dazu erscholl der laute Zuruf der mit lebhaftester Theilnahme sie begleitenden Zuschauer. Nachdem die

verschiedenen Gruppen hinter einander aufgetreten und aus jeder ein Sieger hervorgegangen war, mußten diese Sieger zusammen einen neuen Wettlauf anstellen, und wer darin siegte, erhielt den Preis. Der Hellenenrichter überreichte ihm einen Palmzweig und wies ihn an, am bestimmten Tage sich zur Preisvertheilung einzufinden.

Nach diesem einfachen Lauf von einem Ende des Stadions zum andern folgte der Doppellauf, nach dem Ziel und zurück, und darnach der Dauerlauf, dessen Länge verschieden angegeben wird, von sieben bis zu vierundzwanzig Stadien; im letzten Falle betrug der zu durchmessende Raum mehr als $1/_{2}$ deutsche Meile. Jedenfalls erforderte der Dauerlauf eine außerordentliche Anstrengung. Der windschnelle spartanische Läufer Ladas sank nach errungenem Siege todt zu Boden. Seine von Myron gefertigte Siegerstatue stellte ihn dar mit krampfhaft eingezogenen Weichen und den entfliehenden Athem gleichsam mit den Lippen festhaltend. Der Argiver Argeus soll noch an demselben Tage, an welchem er im Dauerlauf gesiegt, von Olympia nach Argos gelaufen sein, um daheim sein Glück persönlich zu verkünden. Ein gewisser Polites aus Keramos in Karien trug an Einem Tage den Sieg in den drei Arten des Laufs davon.

Nach dem Dauerlauf folgten der Ringkampf, der Faustkampf, das Pankration (s. S. 192). Beim Loosen der Agonisten in diesen Kampfesarten waren immer nur zwei Loose mit demselben Buchstaben versehen, um je zwei Kämpfer zu einem Paare zusammenzustellen. War hier die Zahl der Loosenden eine ungerade, so blieb ein Kämpfer übrig, der Ephedros hieß. Dieser mußte dann warten, bis alle Athletenpaare durchgekämpft hatten, um zuletzt mit dem letzten Sieger den Entscheidungskampf aufzunehmen. Wenn z. B. vier Ringerpaare vorhanden waren, so gingen aus denselben vier Sieger hervor, welche abermals je zwei mit einander rangen, so daß darnach zwei Sieger da waren. Diese rangen wieder miteinander, und mit dem Sieger dieses Kampfes trat zuletzt der Ephedros auf

den Plan. Da geschah es dann gewöhnlich, daß der Ephedros, der mit frischen Kräften dem schon Erschöpften entgegen trat, den Sieg davontrug. Das Loos des Ephedros wurde daher immer als ein glückliches gepriesen; doch kam es auch vor, daß der, welcher in allen vorausgehenden Kämpfen gesiegt hatte, jedenfalls ein ausgezeichneter Agonist, durch das bisherige Glück gehoben und ermuthigt, auch noch den Ephedros warf.

Alle Kampfarten hatten ihre bestimmten Regeln, welche gewissenhaft befolgt werden mußten. Erlaubte sich ein Agonist eine Unregelmäßigkeit oder Böswilligkeit, so schickten die Hellanodiken sogleich ihre Stabträger und ließen den Fehlenden geißeln; auch setzten sie ihm wohl eine Geldstrafe an, oder entzogen ihm den Siegespreis. Beim Ringen war es verboten, mit der Faust oder mit den Füßen zu schlagen oder zu beißen; dagegen war es erlaubt, die Finger des Gegners zu quetschen oder zu brechen und ihn durch diesen Schmerz zum Geständniß des Unterliegens zu zwingen. Leontiskos aus dem sicilischen Messene, der das Niederwerfen des Gegners gar nicht verstand, errang sich nur dadurch den Sieg, und der Sikyonier Sostratos war in dieser Kunst so geschickt, daß er davon den Beinamen „Fingerspitzler" erhielt. Hart ging es beim Faustkampf und beim Pankration her; da gab es unter den wuchtigen Schlägen manche Beule und blutige Verletzung. Manchem wurden die Ohren zerquetscht und blutig zerschlitzt, Manchem die Zähne eingeschlagen; gelang es ihm, wie jenem Athleten, von welchem Aelian erzählt, die ausgeschlagenen Zähne hinunterzuschlucken, so konnte er wohl den Gegner so verblüffen, daß er sich besiegt gab. Manchmal kam es auch vor, daß ein Faustkämpfer den Gegner todt schlug. Dies passirte dem Epidaurier Ikkos, und die Hellanodiken sprachen ihm deshalb den Sieg ab. Er wurde darüber wahnsinnig, und in seine Vaterstadt zurückgekehrt, riß er an einem Schulgebäude die Säulen weg, welche das Dach trugen, so daß gegen sechzig Knaben unter den Trümmern des stürzenden Gebäudes begraben wurden. Ergötzlicher ist die Geschichte des Glaukos aus Karystos.

Während er als junger Mensch auf den Feldern seines Vaters arbeitete, sah dieser, wie er die ausgefallene Pflugschaar mit den bloßen Händen wieder einhämmerte, und er beschloß, ihn nach Olympia zu bringen und dort faustkämpfen zu lassen. Glaukos wurde von seinen Gegnern hart mitgenommen und blutig geschlagen; doch überwand er mit seiner starken Faust Einen nach dem Andern; im Kampf mit dem Letzten aber schien er von den vielen Wunden zu ermatten und sich besiegt geben zu wollen. Da rief ihm der Vater zu: „Mein Sohn, den vom Pfluge!" Der Sohn that den Schlag vom Pfluge, und sein Gegner war besiegt. Später siegte Glaukos noch zehnmal an verschiedenen Orten. Seine Mitbürger ehrten ihn nach seinem Tode durch ein stattliches Grab auf einer Insel, welche seitdem die Insel des Glaukos hieß. — Auch im Pankration kam bisweilen Unglück vor. Zu Phigalia in Arkadien stand eine alterthümliche Bildsäule des Pankratiasten Arrachion, der zu Olympia im Kampfe umgekommen war. Sein Gegner hatte ihn mit den Füßen fest umschlungen gehalten und zugleich mit den Händen ihm den Hals gewürgt, er aber zerquetschte unterdessen dem Gegner die Zehe, so daß dieser, vom Schmerz überwältigt, sich besiegt gab. Doch als er losließ, war Arrachion todt gewürgt. Die Eleer riefen den Todten als Sieger aus und bekränzten seine Leiche.

Im Pentathlon wurde der Siegespreis wahrscheinlich nach folgendem Princip zuerkannt. An der ersten Kampfart, dem Sprung, der mit Flötenmusik begleitet wurde, betheiligten sich sämmtliche Agonisten, die als Preisbewerber im Pentathlon auftraten; an der zweiten, dem Speerwurf, alle die, welche im Springen nicht hinter einer gewissen Normalleistung zurückgeblieben waren; an der dritten, dem Wettlauf, die vier, am vierten (Diskuswurf) die drei, und am fünften (Ringkampf) die zwei Kämpfer, welche je in der vorhergehenden Kampfesart die besten Leistungen aufzuweisen hatten, so daß dem Sieger im Ringkampf stets der definitive Sieg im Pentathlon zufiel.

Der letzte gymnische Kampf, der vorgenommen wurde, war der Waffenlauf.

Nach den gymnischen Agonen folgten die hippischen, der glänzendste Theil der Wettspiele; denn hier wetteiferten die ersten der Städte, die wohlhabendsten Bürger Griechenlands in der Pracht des Aufzugs und der Trefflichkeit der Rosse. Die ritterlichen Wettkämpfe waren von durchaus aristokratischem Charakter; nur die Reichsten und die Fürsten konnten hier in die Schranken treten. Unter den Siegern im Rossekampf, welche in den Gedichten des Pindar gefeiert werden, kommen vor der König Theron von Agrigent und seine Brüder, König Hieron von Syrakus, König Arkesilaos von Kyrene, die Alkmaioniden von Athen und A. Nicht der Rosselenker ward gekrönt, sondern der Besitzer des Gespanns erhielt den Preis für das schöne Streben, durch edle Rossezucht seiner Familie und seinem Vaterlande Ruhm zu erwerben.

Der Schauplatz für die hippischen Wettkämpfe, unter denen die Fahrt mit dem Viergespann zuerst vorgenommen wurde, war der Hippodromos, der die doppelte (oder vierfache?) Länge des Stadions und eine Breite von 400 Fuß hatte. Er erstreckte sich von dem südlichen Ausgange des Stadions aus in rechtem Winkel nach Osten hin in gleicher Richtung mit dem Alpheios und war auf der nördlichen Seite in die Hügel hineingearbeitet, im Süden war die Erde dammartig aufgeschüttet und so eine breite und völlig ebene Fläche hergestellt. Die beiden Langseiten waren im Westen in der Nähe vom Stadium, wo der Eingang war, durch eine von dem Baumeister Agnaptos erbaute Halle in rechtem Winkel geschlossen. Hier im Westen war der Ablauf mit den Wagenständen. Er bildete ein Dreieck, dessen Grundlinie schief gegen die Agnaptoshalle lag, so daß die rechte Seite der Bahn länger war als die linke. Die Spitze des Dreiecks schob sich in die Bahn vor. Die beiden Seiten des Dreiecks von der Grundlinie nach jener Spitze hatten jede 400 Fuß Länge und enthielten in staffelförmiger Reihe die Wagenstände, welche durch's Loos vertheilt wurden. In der Mitte des Dreiecks

stand ein Altar, und darauf saß ein eherner Adler. Auf ein Trompetensignal erhob sich durch einen Mechanismus der Adler in die Luft, daß er von allen Zuschauern gesehen werden konnte, ein Delphin, der an der Spitze des Dreiecks auf einem Querbalken lag, ein Symbol des Rossegottes Poseidon, senkte sich: das war das Zeichen zum Beginn des Spiels; die Seile, welche vor die in ihren Ständen ungeduldig stampfende Rosse gespannt waren, fielen nieder, und zwar zuerst von den beiden Ständen, welche zur Rechten und zur Linken am weitesten von dem Delphin entfernt waren, zuletzt von den zweien, welche dem Delphin auf beiden Seiten zunächst lagen. Paarweise tauchten die Viergespanne aus dem Hintergrunde zur Rechten und zur Linken hervor nach der rechten Seite der Rennbahn, um hier, auf gleicher Linie nebeneinander geschaart, die Wettfahrt zu beginnen. Stürmend rannten die Gespanne dahin mit den rasselnden Wagen, die den Streitwagen der homerischen Helden ähnlich waren, schäumend und vom Staub umwallt, unter dem Zuruf ihrer Lenker und dem theilnehmenden Geschrei der Zuschauer. Zwölfmal mußten die Wagen den ganzen Raum der Rennbahn im Kreise von der Rechten zur Linken um die ferne Zielsäule bis wieder zum Anfange zurück durchmessen. Anfangs wurde wohl das Zusammenstoßen der Wagen noch vermieden, aber bei dem Bestreben, dem Andern zuvorzukommen, ihm den Weg zu kreuzen, sich die Bahn möglichst zu kürzen und an der Zielsäule so nahe wie möglich zu drehen, geschah manches Unglück; die Wagen stießen wider einander, sie rannten wider die Säule und zerschellten, die Wagenlenker stürzen in den Sand — der verwickelt sich in den Zügeln und wird elend dahingeschleift; glücklich, wenn er mit dem Leben davonkommt. Einst geschah es, daß in einem Rennspiel von vierzig Wagen nur Einer unversehrt blieb und einen leichten Sieg gewann. Ein lebendiges Bild von einem Wagenrennen liefert uns Sophokles in seiner Elektra, wo die falsche Nachricht gebracht wird, daß Orestes bei den pythischen Wettspielen umgekommen sei. „Als mit dem Sonnenaufgang der Rossewettstreit begann, trat Orestes, der am

vorigen Tage in allen gymnischen Kämpfen gesiegt, in die Bahn mit vielen andern Wagenlenkern; Einer war ein Achäer, ein Andrer aus Sparta, zwei aus Kyrene in Libyen; dann folgten ein Thessalier, ein Aetolier, ein Magnete und ein Ainiane, der Neunte war aus Athen, der Zehnte aus Böotien.

Und als sie standen, wie des Kampfes Richter dort
Die Loose warfen und die Wagen ordneten:
Da schmettert' Erztrommetenschall, fort stürzen sie,
Befeu'rten ihre Ross' im Flug und schüttelten
Die Zügel; nun mit einmal war die Bahn erfüllt
Von lautem Wagenrasseln; hoch auf wölkte sich
Der Staub, es rannten alle durcheinander hin
Und schonten nicht der Geißeln, um vorbeizufliehn
Die Räder und das schnaubend wilde Roßgespann.
Denn alle Rücken und zugleich der Räder Spur
Benetzte dampfend Schaum und Hauch der Rosse rings.
Schon lenkt Orestes um die letzte Säul' herum,
Die Nabe stets hindrängend und dem rechten Roß
Den Zügel lassend, zog er mehr sein linkes an.
Anfänglich gingen allzumal die Wagen gut,
Bis des Ainianen Ross' mit hartem Maul
In Sturmeseil' ausrissen und, rechtshin gewandt
Den sechsten oder sieb'nten Lauf erfüllend schon,
Die Stirne rannten auf die Wagen Libyas,
Und nun zerschmettert' einer durch den Einen Fehl
Den andern, stürzte nieder, und zerbrochener
Rennwagen Trümmer deckten rings das Phokerfeld.
Dies sah der kluge Zügellenker aus Athen;
Drum lenkt' er auswärts, hemmt' der Rosse Lauf und ließ
Vorbei der Wagen Strudel, der die Bahn durchwogt.
Auf diesen folgend, trieb Orestes sein Gespann
Als Allerletzter, bauend auf des Kampfes Ziel.
Wie jener sah den Einen, der noch übrig war,
Da jagt er, hell aufdröhnend traf sein Ruf das Ohr
Der schnellen Renner, und in gleichem Laufe flohn
Die beiden hin, nun dieser, nun der andre
Das Haupt von seinem Wagensitze vorgestreckt.
Und all' die andern Bahnen wohl vollendete

Der Arme sonder Fährde, fest auf seinem Stand;
Da ließ er nach den Zügel, als das linke Roß
Sich wendend umbog und den Rand der Säule traf
Er unversehens; mitten brach die Nabe durch;
Vom Kranz des Wagens glitt er und verwirrte sich
Im langen Riemenzeug; und als er niederfiel,
Flohn seine Rosse durch die Bahn in wilder Flucht.
Und als das Volk ihn so herabgefallen sah
Vom Wagen, schrie es jammernd um den Jüngling auf,
Der solche Thaten durch ein solch Geschick beschloß,
Am Boden hingezogen, dann zum Himmel auf
Die Schenkel zeigend; bis die Wagenführer ihn,
Mühsam zum Einhalt bringend seiner Rosse Lauf,
Befreiten, wund und blutig, daß kein Freund ihn mehr
Erkennen mochte, wer das Schmerzensbild ersah."

Olympiade 33 kam das Rennen mit dem Reitpferd auf. Das Olympiade 70 versuchte Wettrennen mit dem Maulthiergespann hielt sich nur kurze Zeit, weil es keinen angenehmen Anblick gewährte. Dagegen ließ man in der späteren Zeit auch Zweigespanne von Rossen zu und Fohlen sowohl in Vier- und Zweigespannen als auch im Reiterrennen.

Werfen wir von den Kämpfern noch einen Blick auf die Zuschauer, die Kopf an Kopf gedrängt im Stadion sitzen und stehen oder im Hippodrom. Meistens sind sie, wie es scheint, nach Landsmannschaften zusammengeschaart, hier die Athener, die Argiver, dort die Spartaner u. s. f. Auch Frauen, unverheirathete wenigstens sind unter ihnen, doch nur bei den Spartanern und anderen Doriern; die erlauben ja ihren Jungfrauen einen freieren Verkehr mit Männern. Den verheiratheten Frauen aber war die Gegenwart bei den olympischen Spielen verwehrt; ja die Eleer sollen ihren Frauen bei Todesstrafe verboten haben, während der Zeit des Festes die Altis zu betreten. Die gegen dieses Verbot fehlte, sollte von einem benachbarten Felsen Typaion hinabgestürzt werden. Doch ist diese Roheit nie zur Ausführung gekommen. Einmal, so wird erzählt, wurde eine Eleerin in Männertracht unter den

Zuschauern des Stadions ertappt; als sich aber herausstellte, daß sie aus Liebe zu ihrem Sohne, der zum ersten Mal als Wettkämpfer auftrat, sich eingedrängt hatte, wurde sie ohne Strafe entlassen. Nur Eine Eleerin hatte das Vorrecht, den Spielen zuzuschauen, die Priesterin der Demeter Chamyne, deren Tempel in dem rechten Winkel zwischen Stadion und Hippodrom stand, so daß sie von der Thüre ihres Tempels aus in das Stadion und in den Hippodrom sehen konnte. Was man ihr nicht verwehren konnte, machte man ihr zu einem Ehrenrechte, und so hatte sie einen Ehrensitz vor ihrem Tempel, den Kampfrichtern im Stadion gegenüber.

Es gehörte ein außerordentliches Interesse an den Wettkämpfen dazu, wie es nur die Griechen besaßen, vom frühen Morgen bis in die Nachmittagsstunden in dem dichten Gedränge unter der glühenden Julisonne dazusitzen und zu stehen und die heiße stauberfüllte Luft einzuathmen. Der weise Thales aus Milet, der noch in hohem Greisenalter sich nach Olympia begeben, soll in Folge der Hitze und des Dunstes, die er da zu leiden hatte, gestorben sein. „Statt dich in die Mühle zu schicken, werde ich dich mit nach Olympia nehmen", sagte ein Sonderling zu Chios zu seinem Sklaven, den er mit einer recht harten Strafe bedrohte. Aber soviel man auch in Olympia zu dulden hatte, die dem Griechenvolke eigenthümliche Lust an den gymnischen Kämpfen, an dem wetteifernden Ringen der menschlichen Leibeskraft machte den Zuschauern alles leicht, sie vergaßen in ihrer begeisterten Theilnahme alles Ungemach. Ihre Blicke folgten jeder Bewegung der Kämpfer, jede unerwartete Wendung entriß ihnen Zeichen der Bewunderung; mit dem Ungestüm südländischer Natur nahmen sie Partei für den Einen oder den Andern, sie sprangen auf, sie klatschten, jauchzten Beifall, ermunterten und trieben an durch lautes Schreien. Auch rief Mancher aus der Menge einem Kämpfer einen guten Rath zu; denn das war erlaubt. Je näher in dem wechselnden Kampfe die Entscheidung kam, desto mehr wuchs die Aufregung, bis endlich der Herold den Namen des Siegers rief.

Nach den Strapazen und Aufregungen der Spielzeit erholte sich alles Volk außerhalb der Altis auf die mannigfaltigste Weise zwischen den Meßbuden, unter den Zelten und unter freiem Himmel. Bis spät in die Nacht ergötzte man sich bei fröhlichen Gelagen, bei Opfer und Opferschmaus. Der Freund fand den Freund und den Gastfreund; neue Freundschaften, Geschäfts- und Familienverbindungen wurden geschlossen, die vornehmsten Männer, die Leiter der Staaten fanden sich zusammen zu persönlicher Besprechung; die Menge betrachtete sich staunend die hervorragendsten Persönlichkeiten der Nation und huldigte ihnen. Man hörte in dieser Zeit der Erholung wenigstens seit der Mitte des fünften Jahrhunderts auch die glänzenden Vorträge von Rednern und Sophisten, Dichter traten auf, Geschichtschreiber, wie z. B. Herodot, lasen ihre Werke vor. Denn alles, was zu allgemeiner Kenntniß und zu weiter Verbreitung kommen sollte, wurde hier dem versammelten Hellenenvolke entgegengebracht. Darum stellten auch Maler hier ihre Werke zur Schau. Der Mathematiker Oinopides aus Chios, ein Zeitgenosse des Perikles, stellte eine astronomisch-chronologische Tafel auf, die einen Cyklus von 79 Jahren umfaßte.

Doch vergessen wir der Sieger nicht. Sie haben ein Jeder sogleich nach Erringung ihres Sieges aus den Händen des Hellanodiken den Palmzweig empfangen, mit der Weisung, am Tage der Preisvertheilung, der an den Schluß des Festes fiel, sich wieder vor ihnen einzustellen. In der älteren Zeit waren in Olympia Werthpreise ertheilt worden, wie im homerischen Zeitalter; aber seit der siebenten Olympiade empfingen die Sieger auf Rath des delphischen Gottes einfache Kränze aus Oelzweigen. Ein eleischer Knabe aus vornehmem Geschlechte, dem noch beide Eltern lebten, schnitt von dem Ruhmeskranzbaum mit goldenem Messer die Zweige ab, aus denen die Kränze geflochten wurden. Die Kränze wurden auf einem, aus Gold und Elphenbein gearbeiteten Tische im Tempel des Zeus vor dem Bilde des Gottes ausgestellt. Hier zu den Füßen

des siegverleihenden Gottes standen auch die Sessel der Hellanodiken, welche die Siegespreise vertheilten. Die Sieger erschienen, begleitet von ihren Freunden und Verwandten und vielem Volke, das, soweit es der Raum zuließ, sich in die Hallen und Gallerien des Tempels drängte. Nun wurde noch einmal durch den Herold jedes Siegers Name und Vaterland ausgerufen und durch einen der Hellanodiken ihm eine Wollenbinde (Tänie) um das Haupt gewunden und der Siegeskranz aufgesetzt. „Heilige Hymnen," sagt Pindar, „strömten hernieder, wann nach des Herakles alten Satzungen des Zeus wahrhafter Kampfrichter um das Haar legt des grünen Oelzweigs Schimmer."

Hierauf zogen die Bekränzten mit ihren Freunden zu den Altären, um zu opfern; dabei erschollen von den begleitenden Chören Siegesgesänge, die bisweilen von einem befreundeten Dichter sogleich für diesen Fall verfertigt waren, in Ermangelung eines solchen aber sang man gewöhnlich ein älteres Lied des Archilochos, das den Sieger Herakles und seinen Genossen Jolaos feierte:

„Heil dir im Siegeskranz, gewalt'ger Herakles,
Heil Jolaos, Heil dem edlen Kämpferpaar,
Tralalla, Heil dem Sieger."

Dann folgte ein Festmahl, das die Eleer den Siegern zu Ehren im Speisesaal des Prytaneions, am Herde des Heiligthums, veranstalteten. Im Prytaneion und draußen durch die ganze Festversammlung herrschte laute Freude. „Wann der schönen Selene geliebtes Abendlicht leuchtet, dann erschallt die ganze Flur bei festlichen Gelagen von Siegesgesängen." (Pindar.)

Ein olympischer Sieg galt dem Hellenen fast mehr als dem römischen Feldherrn ein Triumph; wer ihn erlangt, der hatte nach dem Ausspruch des Pindar die Säulen des Herakles erreicht, er hatte das Höchste irdischen Glückes errungen, und der weise Dichter mahnt ihn, daß er nicht noch höher zu steigen strebe und verlange, den Göttern gleich zu werden. Chilon von Sparta, einer der sieben Weisen, starb aus Freude über den Sieg seines Sohns. Diagoras

aus Rhodus, aus einem im Faustkampf ausgezeichneten Geschlechte, das sich von Herakles ableitete, hatte zweimal in Olympia und mehrmals in den übrigen Nationalspielen gesiegt. Als er in Olympia seine beiden Söhne siegen sah, rief ihm ein Spartaner zu: „Stirb, Diagoras, denn du wirst doch nicht in den Himmel steigen!“ Und er starb, als die beiden Jünglinge ihn umarmten und ihm ihre Kränze auf's Haupt setzten.

Die Sieger hatten das Recht, in der Altis eine Siegerstatue zu errichten; aber erst wer dreimal gesiegt, durfte sich in ganzer Größe und in voller Treue bilden lassen. Gewöhnlich wurde er als Kämpfer in der Gattung dargestellt, in welcher er sich ausgezeichnet, oft in dem Moment, in dem er gesiegt. Die Altis muß eine außerordentliche Menge solcher Statuen besessen haben; denn Pausanias, der nur die ausgezeichnetsten nennt, zählt mehr als 200 auf. Reiche Sieger in den ritterlichen Wettkämpfen ließen sich selbst, ihre Wagenlenker, Rosse und Wagen in Erz aufstellen.

Große Ehren erwarteten den Olympiasieger in seiner Vaterstadt; denn durch seinen Siegesruhm wurde ja auch sie verherrlicht. Im Purpurgewande auf einem von vier weißen Rossen gezogenen Wagen sitzend, begleitet von Freunden und Verwandten zu Roß und zu Wagen, zog er unter dem Jauchzen des Volkes in die Stadt ein. Man riß einen Theil der Stadtmauer und des Thores nieder, um seinem Wagen breite Bahn zu machen; eine Stadt, die solche Männer besaß, glaubte, sagt Plutarch, keiner Mauern zu bedürfen. Der Festzug bewegte sich durch die Hauptstraße zu dem Tempel der Hauptgottheit, in welchem der Sieger seinen Kranz als Weihgeschenk niederlegte. Hierauf wurde ein großes Siegesmahl gehalten. Bei dem Zuge sowie bei dem Festmahle erschollen feierliche Chorgesänge. Für ein großes Glück wurde es erachtet, wenn ein ausgezeichneter Dichter, wie Pindar, einem Sieger für ein solches Fest ein Siegeslied dichtete; dann war er eines dauernden Ruhmes gewiß. Gewöhnlich wurde das Siegesfest mit dem Siegeslied in den folgenden Jahren wiederholt. Auch andere Belohnungen noch wurden dem

Sieger zu Theil; man errichtete ihm Ehrenstatuen in den Gymnasien und Palästren, auf dem Markte oder an dem Eingang eines Tempels. In Athen erhielt nach einem Gesetze des Solon der Olympionike (Olympiasieger) ein Geschenk von 500 Drachmen (125 Thlr.) sowie das Recht eines Ehrensitzes bei allen öffentlichen Schauspielen; auch wurde ihm die Ehre zu Theil, im Prytaneion gespeist zu werden. In Sparta kam zu ähnlichen Auszeichnungen noch die Ehre, in der Schlacht an der Seite des Königs zu fechten.

Heute ist die Stätte von Olympia, wo einst das heitere Griechenvolk sein großartigstes Fest gefeiert, ein wüstes menschenleeres Waldthal mit drückender ungesunder Atmosphäre. Nirgends zeigt sich mehr eine Spur der alten Herrlichkeit; die Bauten und Denkmäler sind zerstört, und ihre Trümmer liegen begraben unter dem Schlamm und Sand, den der über seine Ufer austretende Alpheios darüber gedeckt hat, wie um sie zu schützen und aufzubewahren für die Forschung einer kunstliebenden Nachwelt.

Das Leben in Sparta.

Als in der Heraklidenwanderung die Dorier in das Eurotasthal hinabstiegen, lagerten sie sich eine Stunde oberhalb der alten Achäerstadt Amyklä, und von da aus unterwarfen sie sich im Laufe der Zeit das ganze Thal und das umliegende Land. An dem Ort, wo sie sich zuerst gelagert, blieben sie wohnen, und aus dem Lager wurde eine Stadt, das weltberühmte Sparta. Aber die Stadt behielt immer den Charakter eines offenen Heerlagers; erst in ganz später Zeit, als die altspartanische Art ausgestorben war, umgab sie der Tyrann Nabis mit einer Mauer. Die Mauern der Stadt sollten, wie der alte Gesetzgeber Lykurg sagte, die Männer sein. Sämmtliche Dorier wohnten in der Stadt, und deshalb hießen sie Spartiaten. Ihre Gemeinde bildete den herrschenden Adel; die alten Bewohner des Landes aber waren zum Theil zinspflichtige Unter-

thanen, die Periöken, theils geknechtete Heloten, Staatsklaven, die dem herrschenden Kriegsadel das Feld bebauten und von ihm zu mancherlei sonstigen Diensten verwendet wurden. Der Spartiate in seinen Waffen sah auf dieses geknechtete Arbeitervolk mit dem stolzen Uebermuth herab, der sich in folgendem Skolion eines kretischen Doriers ausspricht:

„Mein Reichthum ist der große Speer und 's Schwert
Und mein blanker Schild, der Schirm des Leibes.
Damit pflüg' ich, damit ernt' ich,
Damit keltr' ich den süßen Wein der Rebe,
Dadurch heiß' ich Herr meinen Knechten.
Die sich scheun zu tragen Speer und Schwert
Und den blanken Schild, den Schirm des Leibes,
Alle fallen vor das Knie mir,
Und in demuthsvoller Huld'gung nennen
Sie mich Herrn und großen König."

Die Spartaner waren im Verhältniß zu dem unterworfenen Volke nur eine geringe Zahl; um die Gewaltherrschaft zu behaupten, waren sie daher gezwungen, sich wie in einem Heerlager zusammenzuhalten und sich eine eminente Kriegstüchtigkeit zu bewahren, zumal da wenigstens die schwer gedrückten Heloten zu jeder Zeit zu Empörung und Abfall bereit waren. Schon gleich bei der Eroberung des Landes war ein großer Theil des Ackerlands, das als Besitzthum des Staates angesehen ward, zu möglichst gleichen Theilen unter die einzelnen Familien vertheilt worden. Später, nachdem durch wieder eingetretene Ungleichheit des Besitzstandes Unzufriedenheit und innerer Hader entstanden war, unternahm Lykurg, auf dessen Gesetzgebung die meisten Institutionen des spartanischen Staats zurückgeführt wurden, eine neue Vertheilung. Im Ganzen sollen damals 4500 oder 6000 Häuser mit Ackerland belehnt worden sein; nach Beendigung des ersten messenischen Krieges, als die letzte allgemeine Ackervertheilung stattfand, wurden 9000 Ackerloose gemacht, und schon durch Anordnungen des Lykurg war dafür gesorgt, daß die Zahl der Häuser möglichst erhalten und die Gleichheit des Besitzes

in den einzelnen Häusern bewahrt wurde. Doch verhinderte das nicht, daß in den späteren Jahrhunderten, wo die spartanische Bürgerschaft sehr zusammengeschmolzen war, zu Sparta eine große Ungleichheit des Besitzes einriß. Diese Belehnung mit Ackerland nun sollte nicht blos dazu dienen, jeder Bürgerfamilie durch hinreichenden Landbesitz eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen, sondern ihr Hauptzweck war, daß der dorische Adel, die Herren des Landes, frei von der niederen Sorge um den Erwerb, Zeit und Muße hätten für die höheren bürgerlichen Pflichten; und unter diesen war die erste und hauptsächlichste die Vertheidigung des Vaterlandes gegen innere und äußere Feinde, die Behauptung der Herrschaft; denn die innere Verwaltung des Staates nahm die Masse der Spartiaten im Ganzen nur wenig in Anspruch. Der Periöke beschäftigte sich mit der Bebauung seines eigenen Ackers, er trieb Handel und mancherlei Gewerbe; dem freien dorischen Krieger aber ziemte eine solche niedere Arbeit nicht, seine Arbeit ist die kriegerische Uebung und das Waffenhandwerk, und damit er diesem zu jeder Zeit obliegen kann, muß der Helote ihm den Acker bauen. Der Staat, welcher als der eigentliche Eigenthümer der Heloten galt, ließ einem jeden Hause eine Anzahl von Helotenfamilien, welche auf dem Stammgute saßen und dasselbe bebauten, um dem Herrn alljährlich von den Erzeugnissen des Feldes ein gesetzlich vorgeschriebenes, für seine Bedürfnisse ausreichendes Maß zu liefern. „Sie pflügten ihm und ernteten ihm und kelterten ihm den Wein, und er, der Herr der Waffen, sah stolz auf sie herab, wie der persische Großkönig auf seine Sklaven."

Sparta war ein Kriegslager, eine große Kaserne; seine Bürger waren ein stehendes Heer, das zu jeder Zeit im Stande war, ins Feld zu rücken. Tagtäglich wurde marschirt und exercirt, geturnt und gefochten, und wie sie täglich zu diesen kriegerischen Uebungen vereinigt waren, so hielten die Männer auch nach Art eines stehenden Heeres ihre Mahlzeiten in Gemeinschaft. Jeder Spartiate war verpflichtet, vom zwanzigsten Lebensjahre an, wo er in das eigentliche Kriegsheer eingereiht wurde, außer dem Hause gemeinschaftlich

mit den übrigen Männern zu speisen; wer sich dieser Verpflichtung entzog, gab damit zu erkennen, daß er nicht zu dem spartanischen Heer gehören, daß er den Kriegsdienst nicht leisten wollte, und verlor daher sein volles Bürgerrecht. Auf die regelmäßige Theilnahme an diesen Syssitien (Gemeinmahlen) wurde streng gehalten; nur wer sich über einem Opfer oder bei der Jagd verspätete, durfte zu Hause speisen. Auch die Könige durften sich keine Ausnahme erlauben. Als einst der König Agis I. bei der Rückkehr aus dem Feldzug gegen Athen, der den peloponnesischen Krieg beendigte, bei seiner Frau im Hause zu speisen wünschte, gaben dies die Polemarchen, welche die Oberaufsicht über die Syssitien hatten, nicht zu, und da der König am folgenden Tage aus Verdruß das Opfer, zu dem er verpflichtet war, nicht darbrachte, belegten sie ihn noch obendrein mit einer Strafe.

Die spartanischen Syssitien hatten einen durchaus militärischen Charakter. Die Führer des Heeres, die Polemarchen, hatten die Aufsicht über sie; die Küchenmeister, welche in Sparta die Bereitung der Speisen besorgten — ein Amt, das in gewissen Heloten- und Periökenfamilien forterbte — folgten auch dem Heere in den Krieg. Eine Abtheilung, welche an einem Tische zusammen aß, gewöhnlich fünfzehn Mann, hieß ein Zelt; denn sie bildeten auch im Felde zusammen eine Zeltgenossenschaft, die unterste Abtheilung im Heer. Die durch freie Verbrüderung zusammen gekommenen Zeltgenossen schworen einander zu, treu im Kampfe zusammenzuhalten und sich in der Gefahr nicht zu verlassen. Die beiden Könige speisten in Einem Zelte zusammen und mit ihnen die Unterfeldherren, die auch im Kriege ihre Umgebung bildeten, und die vier Pythier, Beamte, welche in religiösen Dingen die Gehülfen der Könige waren und hauptsächlich den Verkehr des Staats mit dem delphischen Orakel unterhielten.

Die Kosten des königlichen Tisches wurden vom Staate bestritten; die übrigen Tischgenossenschaften mußten sich selbst unterhalten. Jeder Einzelne lieferte zu seinem Tische monatlich einen

bestimmten Beitrag; dieser bestand aus einem Quantum von Gerstengraupe oder Mehl, von Käse, Feigen und Wein und einer geringen Summe Geldes. Wer diesen Beitrag zu liefern sich weigerte oder auch aus Armuth nicht vermochte, der wurde aus der Zahl der Vollbürger (der Homöen) ausgestoßen. Die Mahlzeit selbst war höchst einfach. Das tägliche Hauptgericht war die vielgenannte schwarze Suppe, ein Schwarzsauer von Schweinefleisch, das im Blute gekocht und nur mit Essig und Salz gewürzt war. Damit sie schmeckte, mußte man sie, wie ein spartanischer Koch zu einem König von Pontus sagte, nach einem Bade im Eurotas essen, welchem das Turnen und Exercieren vorausging. Von der Suppe erhielt ein Jeder seine bestimmte Portion; Gerstenbrot und Wein konnte er nach Belieben dazu genießen. Der Nachtisch bestand in Käse, Oliven, Feigen; doch wurde häufig auch noch ein Extragericht aufgetischt, das Einer aus der Gesellschaft von seiner Jagdbeute oder von einem Opfer lieferte, oder das ihm zur Strafe für Zuspätkommen oder ein sonstiges kleines Vergehen gegen die Gesellschaft auferlegt ward, ein Weizenbrot, Fisch, Geflügel, Wildbret, wie Rinds-, Schweine- oder Ziegenbraten. Die Art und Weise des Trinkens war die althellenische, wie sie bei Homer vorkommt. Vor jedem Tischgenossen stand sein Becher, der ihm vom Mundschenken immer mit gemischtem Weine vollgegossen wurde, wenn er daraus getrunken; dagegen wurde nie in der Reihe herumgetrunken, und Niemand trank dem Andern zu. Beides, das Herum- und das Zutrinken, waren lydische Sitten, welche durch die Jonier nach dem europäischen Griechenland herübergekommen waren. Ungemischten Wein zu trinken sowie auch am Wein sich zu berauschen galt für schimpflich. König Kleomenes hatte sich an beide Unsitten gewöhnt, er hatte, wie man sich erzählte, von einer skythischen Gesandtschaft, mit der er trank, den Skythentrunk gelernt; er ward wahnsinnig und tödtete sich selbst. Nachdem man bei den Syssitien mäßig getrunken, ging man ohne Fackeln nach Hause; denn es war den Spartanern nicht erlaubt, bei irgend einem Gange sich einer Leuchte zu bedienen,

damit sie, wie Plutarch sagt, bei Nacht und Dunkel herzhaft und unerschrocken ihren Weg zu gehen lernten. Nur Greisen über sechzig Jahre wurde nach Hause geleuchtet.

Die Syssitien waren eine uralte hellenische Sitte, die aber bei den am Herkömmlichen festhaltenden Doriern am längsten in Brauch blieb. Wir finden sie außer Sparta auch bei den Doriern auf Kreta, in Argos, Megara, Korinth. In Sparta hießen sie eigentlich Pheitidien, d. h. Sitzungen, denn in der ältesten Zeit saß man bei den Mahlzeiten, wie die Helden des Homer; aber schon zur Zeit des Dichters Alkman (um 660 v. Chr.) war in Sparta das zu Tische Liegen eingeführt, eine orientalische Sitte, die durch die Ionier zu den übrigen Griechen gebracht worden war. Doch lagen die Spartaner ihrer einfachen rauhen Sitte gemäß auf harten Bänken, ohne Kissen; erst im dritten Jahrhundert v. Chr. begannen sie weiche und köstliche Pfühle einzuführen. Die kretischen Dorier behielten das Sitzen bei den Syssitien bei.

In Sparta hatten die Gemeinmahle neben den militärischen auch noch einen allgemein politischen Zweck; sie gewöhnten die Bürger, nach dem Ausdruck des Plutarch, gleich den Bienen eng mit einander verbunden sich nur als Glieder und Theile der Gesammtheit zu fühlen, und nicht für sich, sondern nur für das Ganze leben zu wollen. Uebrigens war dies Zusammensein der Spartaner bei ihren nüchternen und einfachen Mahlen nicht so ernst und unfroh, wie man sich es in späten Zeiten oft gedacht hat. Die Spartaner waren Freunde des heiteren Scherzes und des kurzen treffenden Wortes. Lykurg selbst, der für den Begründer der spartanischen Lebensordnung galt, soll keineswegs ein finsterer Mann gewesen sein; er hatte, wie Plutarch erzählt, dem Lachen eine kleine Bildsäule geweiht, indem er weislich als Würze der mühsamen und strengen Lebensweise den Scherz bei den Mahlzeiten und sonstigen Zusammenkünften einführte. Das Gespräch bei den Syssitien bezog sich zwar viel auf die staatlichen Dinge; darunter aber mischte sich heiteres Lachen und munterer Scherz, eine allgemeine Vertraulichkeit

öffnete Jedem den Mund, und einen Spott ohne Grobheit ließ man sich gern gefallen. Wem übrigens der Spott wehe that, durfte nur bitten, daß man aufhöre, und es geschah sogleich. Jedem Hereintretenden zeigte der Aelteste die Thüre mit den Worten: „Durch diese geht kein Wort hinaus."

Die Kriegstüchtigkeit des spartanischen Bürgers war auch das Hauptaugenmerk bei der Erziehung, welche der Staat ganz in seine Hand genommen hatte. Sobald ein Kind geboren war, wurde es vor die Aeltesten der Phyle gebracht, und fanden diese es schwach und krankhaft, so befahlen sie, es in dem Taygetos auszusetzen; nur die gesunden Kinder wurden aufgezogen. Diese Sitte ist um nichts barbarischer, als die der alten Welt überhaupt. Anderwärts nämlich war es der Entscheidung des Vaters anheimgegeben, ob das neugeborne Kind leben sollte oder nicht; bei den Spartanern beanspruchte dies Recht der Staat, der den Menschen von seiner Geburt an als ihm gehörig betrachtete. Der Knabe blieb nur bis zum siebenten Jahre in dem elterlichen Hause. Hier war er besonders in der Obhut und Pflege der Mutter, die dafür sorgte, daß das Kind ohne Verweichlichung und Verzärtelung gesund und derb an Seele und Leib der nachherigen öffentlichen Zucht entgegenwuchs. Doch auch der Vater war durch das gemeinsame Leben mit den Männern nicht so sehr dem Hause entfremdet, daß er um die Erziehung seiner Kinder sich nicht gekümmert hätte. König Agesilaos, seinen Kleinen auf dem Stecken vorreitend, ist ein schönes Bild traulichen Spiels und Verkehrs des spartanischen Mannes mit seinen Kindern. Sobald es das Alter des Knäbleins erlaubte, nahm der Vater es mit zu den Männermahlen; hier saßen die Kleinen auf niedrigen Schemeln am Sitze des Vaters und erhielten eine halbe Portion ohne alles Gewürz.

Mit dem siebenten Jahre wurde das Kind aus dem elterlichen Hause genommen, um gemeinsam mit den übrigen erzogen zu werden. Indeß wurden dadurch die natürlichen Bande zwischen Mutter und Kind nicht gelöst; wir haben viele Beispiele, wie

lakonische Müttter noch über ihre erwachsenen Söhne eine geistige Gewalt übten, von der man sonst in Griechenland nichts vernimmt. Die Knaben wurden in Rotten (Ilen) und größere Züge (Agelen) eingetheilt und von dazu erwählten Jünglingen, den Rotten- und Zugführern, in ihren gymnastischen Uebungen und Spielen unterrichtet und überwacht. Die Uebungen waren solche, die vorzugsweise zu dem künftigen Kriegsdienste tüchtig machten, Laufen, Springen, Ringen, Speer- und Diskoswerfen, und später dann auch der Waffenkampf. Auch der Tanz wurde zu diesem Zwecke geübt. Unter den mancherlei Tänzen, die in Sparta üblich waren, ist besonders eine Art Waffentanz zu nennen, die sogen. Pyrrhiche, in welcher schon die fünfjährigen Knaben unterwiesen wurden. Unter Flötenspiel ahmten die Tänzer den Waffenkampf nach, alle Schutzwendungen durch Ausbeugungen von Stoß und Wurf, Zurückweichen, Aufspringen und Zusammenkrümmen, und ebenso die mannigfaltigen entgegengesetzten Bewegungen des Angriffs. Von den gymnastischen Uebungen wurden der kunstmäßige Faustkampf und das Pankration in Sparta von der Jugend nicht geübt, da sie nicht für den Krieg ausbildeten. Dagegen gab es mancherlei Gelegenheit zum natürlichen Faustkampf. So erzählt Xenophon von einem Zwiste zwischen den 300 Rittern, einer ausgewählten Schaar, die als die Blüthe der spartanischen Jugend galt und die Ehre hatte in der Schlacht neben dem König zu fechten, und den übrigen Jünglingen. Wo sie zusammentrafen, begann sogleich ein Faustkampf, der, wenn er zu leidenschaftlich zu werden schien, von einem gerade dazukommenden Bürger beendigt werden konnte; wer nicht gehorchte, wurde vor die Ephoren geführt, die ihn hart bestraften, um ihn zu lehren, sich nie durch Leidenschaft zum Ungehorsam verführen zu lassen. Solche Kämpfe und Raufereien der Jugend waren eine Schule des kriegerischen Muthes; sie wurden daher gerne gesehen und sogar vom Staate bisweilen veranstaltet. Nach einem Opfer für den Kriegsgott Enyalios lieferten sich die Epheben im Platanistas, einer mit Platanen umpflanzten Insel,

ohne Waffen eine förmliche Schlacht, in welcher sie mit größter Heftigkeit mit Fäusten, Beinen und Zähnen, bald Mann gegen Mann, bald die ganzen Schaaren gegeneinander kämpften und sich ins Wasser zu stoßen suchten.

Die Knaben lagen in ihren gemeinsamen Schlafstätten auf Heu und Stroh, ohne Teppich und Decke, seit dem fünfzehnten Jahre auf Schilf und Rohr; sie gingen ohne Schuhe und ohne Kopfbedeckung in einer leichten Kleidung, welche im Sommer und Winter gleich war. Diejenigen Einrichtungen überhaupt, welche auf Abhärtung und Stählung des Körpes berechnet waren, durch welche der Knabe und Jüngling gewöhnt ward, Hunger und Durst, Frost und Hitze, körperlichen Schmerz, jegliche Noth und Anstrengung zu ertragen, galten bei der Erziehung den Spartanern fast noch mehr, als die gymnastischen Uebungen. Die blutigen Geißelungen der Knaben, welche alljährlich an dem Altar der Artemis Orthia stattfanden, sind allbekannt. Auf einer gewissen Altersstufe wurden die Knaben auf eine bestimmte Zeit aus der Stadt und der Gemeinschaft mit Menschen überhaupt ausgestoßen; sie schweiften unstät in Wald und Feld umher und mußten sich ihren Unterhalt aus den Häusern und Höfen, in denen sie jetzt als gänzlich fremd angesehen wurden, durch allerlei schlaue Anschläge und Listen mühsam und kümmerlich zusammenrauben; wurden sie bei ihrem Stehlen ertappt, so erhielten sie Schläge. Das war eine Art von kleinem Kriege, in welchem die Knaben Muth und List lernten und an allerlei Entbehrungen und Strapazen gewöhnt wurden; das Wegnehmen fremden Eigenthums aber erschien dabei als unbedeutend, da genau bestimmt war, was geraubt werden durfte, ungefähr dasselbe, was jedem Spartaner draußen von den Vorräthen des Andern zu nehmen erlaubt war. Denn in manchen Dingen herrschte bei den Spartanern eine Art von Gütergemeinschaft; nur mußte man die geöffnete Thür der fremden Vorrathskammer wieder mit seinem Siegel verschließen. — Auch für die Jünglinge gab es ähnliche Strapatzen bei der so genannten Krypteia.

Sie wurden nämlich in einzelnen Abtheilungen theils zur Abhärtung, theils zur Uebung der Polizei bewaffnet in die verschiedenen Theile des Landes geschickt und schweiften unter großen Beschwerden und Entbehrungen Tag und Nacht umher, bei jeglicher Witterung, unbeschuht und ohne Obdach, ohne eine Dienstleistung von Knechten und Ackerbauern fordern zu dürfen. Besonders hatten sie auf die Heloten, die als empörungssüchtige Leute mit Argwohn überwacht wurden, ihr Augenmerk zu richten und solche, die gefährlich schienen, aus dem Wege zu räumen. Dies haben spätere Schriftsteller fälschlich so dargestellt, als ob alljährlich eine förmliche Helotenjagd oder vielmehr ein meuchlerisches Morden der Heloten durch das ganze Land hin von Staatswegen angestellt worden sei.

Die nächste Aufsicht über die körperlichen Uebungen der Jugend und über die Erziehung überhaupt führten die Pädonomen oder Knabenzuchtmeister und die ihnen zugeordneten Bidyer, d. h. Aufseher. Den Pädonomen war eine Anzahl von Mastigophoren oder Geißelträgern beigegeben, welche auf ihr Geheiß, wo es nöthig war, die Peitsche in Anwendung brachten. Mancher Königssohn, der nachmals selbst König wurde, hat da seine Hiebe davongetragen; denn allein der muthmaßliche Thronerbe war durch das Gesetz von der strengen Zucht der gemeinschaftlichen Erziehung entbunden. Gewöhnlich besuchten auch die Männer zahlreich die Uebungsplätze der Jugend, nicht zu müßigem Zeitvertreib, sondern um lehrend und mahnend, warnend und strafend einzuwirken; denn jeder Bürger sah sich gewissermaßen als Vater, Erzieher und Vorsteher aller Knaben an.

Für die geistige Ausbildung der Jugend wurde von dem Staate wenig Sorge getragen; man ging im Allgemeinen von dem Grundsatze aus, daß das Leben und der Verkehr mit älteren Männern die Geisteskräfte wecken und bilden werde. Darum nahm man die Knaben häufig zu den Männermahlzeiten mit und zog sie hier durch Fragen und Necken und dergl. in die Unterhaltung herein, wobei man sie gewöhnte, witzig und kurz und treffend zu werden; ein vorlautes Wesen und unnützes Gerede aber gestand man nicht zu.

In allen Verhältnissen stand der Jüngere dem Erwachsenen als Schüler und Untergebener gegenüber, und dadurch wurde die Jugend zu einer edlen Bescheidenheit herangezogen. Der spartanische Jüngling ging auf der Straße schweigsam dahin, einem Bilde gleich, mit gesenktem Blick und beide Hände bescheiden in den Mantel eingeschlagen. Eine besondere erziehliche Einrichtung war in Sparta die Knabenliebe. Nach altdorischer Sitte nämlich erwählte sich jeder ältere Mann einen Knaben oder Jüngling als Liebling aus, um in täglichem Umgang als rathender und fürsorgender Freund ihn zu männlicher Trefflichkeit heranzuziehen. Es galt für einen Jüngeren als Schande, wenn kein Mann ihn seiner Liebe würdigte, und dem Manne gereichte es zum Vorwurf, wenn er nicht einen Jüngeren an sich heranzog. Der Mann war für die Aufführung seines Lieblings verantwortlich und theilte mit ihm Lob und Tadel. Als einmal ein Knabe bei den Kampfübungen einen schimpflichen Schrei ausstieß, wurde sein Liebhaber von der Obrigkeit bestraft. Ein ähnliches Liebesverhältniß bestand auch zwischen Frauen und Mädchen.

Von wissenschaftlichem Unterricht war in Sparta wenig die Rede. Lesen und Schreiben wurde zwar in den späteren Zeiten als etwas Wünschenswerthes oder Unentbehrliches von Manchen gelernt; aber dies geschah privatim nach dem Gutdünken des Einzelnen. Der Staat kümmerte sich nicht darum und nahm es nicht in die vorgeschriebene Jugenderziehung auf. Dagegen bildete die Musik und der damit zusammenhängende Chortanz mit dem Chorlied einen wichtigen Theil derselben. Der Musik schrieb überhaupt das Alterthum einen großen Einfluß auf Stimmung und Sitte des Menschen zu. Die dorische Musik entsprach dem Charakter des Volksstamms; einfach und alterthümlich, hatte sie etwas Ernstes, Festes und Männliches, das nach dem Urtheil der Alten geeignet war, Ausdauer zu geben zur Bestehung großer Gefahren und Mühseligkeiten und zugleich das Gemüth zu stählen und zu stärken gegen innerlichen Sturm. Die Obrigkeit zu Sparta sorgte dafür, daß dieser

Charakter ihrer Musik nicht durch unziemliche Neuerungen verdorben ward. Dem Musiker Phrynis aus Lesbos, der in Sparta auftrat, wurden von einem Ephoren zwei Saiten, die er an seiner Kithara über sieben hatte, abgeschnitten, und dem Timotheos aus Milet nahm man seine elfsaitige Kithara ab und hängte sie in der Skias, der Musikhalle, auf, wo sie noch der Geograph Pausanias in der römischen Kaiserzeit sah. In dieser einfachen Musik wurden die spartanischen Knaben und Jünglinge unterrichtet; sie lernten das Spiel der Flöte und der Kithara, sie lernten Lieder und Gesangesweisen, um sie bei festlichen Gelegenheiten im Chortanze vorzutragen, oft gemeinsam mit den Männern und Greisen; denn in der älteren Zeit wenigstens ward Musik und Chortanz allgemein vom ganzen Volk geübt. Plutarch hat uns einen solchen Chorgesang erhalten, in welchem die verschiedenen Altersstufen auftraten. Der Chor der Alten sang:

„Wir waren Männer einst voll Muth und Tapferkeit."

Darauf erwiederte der Chor der Männer:

„Wir sind es; hast du Lust, so komm heran, es gilt."

Nun sangen die Knaben als dritter Chor:

„Wir werden einst es sein, noch zehnmal tapferer."

Auch den Mädchen in Sparta wurde eine ähnliche Erziehung wie den Knaben zu Theil; sie lernten nicht blos Musik und Chortänze, die sie bei festlicher Gelegenheit aufführten, sondern betrieben auch, gleich den Knaben in Rotten und Schaaren und nach den Altersstufen abgetheilt, nackt oder leicht bekleidet, unter Aufsicht der Pädonomen gymnastische Uebungen von allerlei Art, Laufen, Springen und Ringen, Diskos- und Speerwurf. Ihre Uebungsplätze waren von denen der Knaben gesondert, und nicht Jedermann war der Zutritt gestattet; aber bei ihren öffentlichen Wettspielen und Tänzen waren alle Bürger als Zuschauer zugegen; andrerseits wohnten auch die Mädchen den öffentlichen Wettkämpfen der Jünglinge bei, und ihr Beifall und Lob, ihr Tadel und Spott, in ein-

fachen Worten oder auch in Liedern ausgesprochen, drangen tief in die Seelen der Jünglinge und reizten den Ehrgeiz und den Wetteifer. Die gymnastischen Uebungen bewirkten, daß die Spartanerinnen gesunde und kräftige Mütter wurden und die schönsten Frauen in Griechenland. Die Spartaner überhaupt galten für die gesündesten der Hellenen, und man fand unter ihnen die schönsten Männer.

Die Erziehung und Ausbildung der Jünglinge war erst mit dem dreißigsten Jahre geschlossen. Wenn sie das achtzehnte Jahr erreicht hatten, traten sie aus den Knabenabtheilungen heraus und hießen Melleirenen, „angehende Jünglinge". Von da an hatten sie zwei Jahre lang einen Kriegsdienst im Lande zu thun und wurden besonders zur Ausübung der früher erwähnten Krypteia verwendet. Mit dem zwanzigsten Lebensjahre wurden sie in das eigentliche Heer eingereiht und hießen nun Eirenen, „Jünglinge", bis zum dreißigsten Jahre. Doch waren sie während dieser zehn Jahre noch immer zu täglichen Leibes- und Kriegsübungen verpflichtet. Vom dreißigsten Jahre an traten sie in die Zahl der Männer ein, durften einen eigenen Hausstand begründen und erhielten Zutritt zur Volksversammlung.

Auch der Mann mußte sich in Sparta einer strengen, gesetzlich vorgeschriebenen Lebensordnung fügen; denn die Zucht des Staates ging durch das ganze Leben hindurch. Das „männerbändigende" Sparta, wie der Dichter Simonides es nennt, verlangte von seinen Bürgern, daß sie, allem Eigenwillen entsagend, ihre Person und alle ihre Interessen in dem Gemeinwesen aufgehen ließen, nicht nach Neigung und freier Wahl, sondern in Gemeinschaft und in Uebereinstimmung mit Allen so lebten, wie der Staat es von alter Zeit her vorschrieb. Allen diesen Vorschriften aber, die sein Thun und Lassen bestimmten, lag der eine Gedanke zu Grund, daß zur Erhaltung des Staates die alte kriegerische Tüchtigkeit, die rauhe Einfachheit und Enthaltsamkeit des dorischen Stammes gewahrt werden müsse. Drum waren alle Genüsse und Bequemlichkeiten, jeder

Schmuck und Luxus verbannt; es war kein Unterschied zwischen Arm und Reich. Einfach und für Alle gleich war, wie wir gesehen, die Kost, einfach und ohne Schmuck war die Wohnung. Es gab ein altes Gesetz des Lykurg, wonach beim Bauen eines Hauses an dem Dache nur die Art, an der Thüre nur die Säge angewendet werden sollte, „und wer könnte", meint Plutarch, „so geschmacklos und unverständig sein, daß er in ein so einfaches und rohes Haus Ruhebetten mit silbernen Füßen, Purpurdecken, Goldpokale und jenen angemessenes Prunkgeräthe bringen sollte." Als der spartanische König Leotychides einst zu Korinth in einem reichen Hause speiste und die Decke des Saales auf's Prächtigste mit eingelegter Arbeit geziert sah, fragte er seinen Gastfreund, ob denn bei ihnen das Holz viereckig wachse. Uebrigens mag man sich doch die spartanischen Häuser geräumig und weitläufig denken, vor dem Hause einen Hof, der durch eine Mauer von der Straße getrennt war, in dem Hause eine große Halle u. s. w.

Der Besitz von edlen Metallen war den Spartanern bei Todesstrafe verboten; für den inneren Verkehr hatte man nur ein schweres Eisengeld von geringem Werthe, das bei dem Handel, der vorzugsweise Tauschhandel vor, zur Ausgleichung diente. Die Sucht nach Gold konnte daher in Sparta vor dem Verfall der alten guten Sitte nicht wohl aufkommen; hauptsächlich aber hatte diese Einrichtung den Zweck, zum Schutz der heimischen Einfachheit den Spartanern den auswärtigen Handel abzuschneiden und sie vor der Bekanntschaft mit dem Luxus und der verführerischen Sitte des Auslandes zu bewahren.

Auch in der Kleidung bewahrten die Spartaner die althellenische Einfachheit. Wir stellen im Folgenden zusammen, was darüber O. Müller in seinen Doriern sagt. Als Unterkleid diente der allen Hellenen gemeinsame Chiton, ein wollenes Hemd ohne Aermel, das bei den Knaben die einzige Bekleidung war. Ueber dem Chiton trugen die Aelteren gleich den übrigen Griechen das Himation, ein viereckiges oder rundlich geschnittenes Stück Tuch, welches gewöhn-

lich vom linken Arm uns nach hinten unter dem rechten durchgenommen und mit dem Endzipfel über die linke Schulter geworfen wurde. Das lakonische Himation, der Tribon, war kurz und von geringem Umfange. Die jungen Leute vom zwölften Jahre an mußten diesen Tribon allein ohne Chiton das ganze Jahr hindurch tragen, und auch Aeltere unterzogen sich oft freiwillig dieser Sitte. Chiton und Himation aus wollenem Stoff war die altgriechische Kleidung, welche die Spartaner in großer Einfachheit beständig beibehielten. Die Jonier in Asien verließen sie zuerst, indem sie sich in linnene weite und zierlich gefältelte Gewänder kleideten, und von ihnen nahmen diese auch die Athener an; zur Zeit des peloponnesischen Krieges aber verließen die Athener diese Sitte wieder und kehrten zu der einfacheren alten Tracht zurück. Nur die athenischen Frauen behielten die jonische Kleidung mit langen Aermeln, weitem Faltenwurf, schleppendem Saume, meist aus Linnen bei. In Sparta blieb auch bei den Frauen und Jungfrauen die alte Kleidung. Die Jungfrauen namentlich waren sehr einfach und spärlich gekleidet, weshalb den Spartanern oft scherzhaft vorgeworfen ward, sie zeigten den Fremden ihre Jungfrauen nackt. Ihr Kleid war ein wollener, völlig ärmelloser Chiton, über beiden Schultern durch Nadelspangen festgehalten und nur an der einen Seite herab zusammengenäht; an der andern Seite war er zum Theil offen gelassen oder aufgeschlitzt. Wahrscheinlich konnte er hier mit Nadeln zugesteckt oder zu freierer, gymnastischer Bewegung losgesteckt werden, so daß die beiden Zipfel leicht auseinanderschlugen. Deshalb nannte der Dichter Ibykos Sparta's Mädchen „Hüftenzeigerinnen". Dazu wurde auch das Gewand ohne Gürtel getragen, so daß es über die Waden herabhing. — So sieht man in der Kunst unter andern Nike und Iris, diese namentlich unter den Statuen vom Giebelfelde des Parthenon, bei deren rascher Bewegung der auseinanderschlagende Chiton zur linken Seite Waden und Schenkel entblößt; und mit demselben, nur faltenreicheren Chiton Pallas im Costüm der vollendeten Kunst; mit hochgegürtetem dorischen Chiton aber Artemis die Jägerin. —

Auf eine dieser Weisen, je nachdem diese oder jene Anstand und Thätigkeit forderte, trug auch die Jungfrau Sparta's ihr einfaches Gewand, meist ohne Himation. Die Frauen dagegen, welche auch nur mit dem Schleier vor dem Gesichte ausgingen, erblickte man schwerlich ohne ein Ueberkleid, das wahrscheinlich vom Himation der Männer nicht wesentlich verschieden war.

Die beschriebene Tracht war in Sparta vorschriftsmäßig dieselbe für die Reichsten wie für die Aermsten, und zwar blieb der wollene Stoff ungefärbt. Dasselbe Kleid wurde lange getragen, so daß der schäbige Tribon der Spartaner oft den Fremden zum Gespötte diente. Sie selbst aber prunkten mit ihrer schlechten Kleidung. Als der Cyniker Diogenes zu Olympia rhodische Jünglinge in stattlichen Gewändern und spartanische Herren in abgetragenen schmutzigen Kleidern einherstolziren sah, erklärte er beides mit Recht für Eitelkeit.

Knaben und Jünglinge gingen barfuß, auch gewöhnlich der Mann. Nur bei festlicher Gelegenheit und wenn's in den Krieg ging, band er sich einfache Sohlen unter mit schmalem Rande, an welchem die Bindriemen befestigt waren.

Die Kosmetik war zu Sparta nicht zu Hause. Salbenbereiter und Salbenverkäufer wurden nicht geduldet. Die Knaben trugen das Haar verschnitten, was auch zum Theil die Männer thaten. Gewöhnlich aber gingen diese mit langem Haar; dies sollte nach einem angeblich lykurgischen Spruch den Schönen schöner, den Häßlichen furchtbarer machen. Es scheint, daß Männer und Frauen das Haar in einen Busch über dem Scheitel zusammenbanden, während die Jonier nach asiatischer Sitte es in künstliche Locken drehten und über der Stirn mit goldenen Nadeln, welche die Form von Cicaden hatten, zusammensteckten. Für gewöhnlich trug der Spartaner den Kopf unbedeckt; auf Reisen und auf dem Felde hatte er einen Hut mit breitem Rande. Der Bart galt als eine Zierde des Mannes, der Schnurrbart als Zeichen der Freiheit. Einen derben Stock trug jeder Spartaner, nur nicht in der Volksversammlung, und er

gebrauchte ihn gelegentlich nicht blos zur Züchtigung der Sklaven, sondern auch der jüngeren Freien. Das ganze Auftreten des Spartaners war schmucklose Einfachheit, gepaart mit ernster Würde.

Zur äußeren Cultur des Körpers gehörten auch die Bäder. Der Spartaner badete täglich in dem Eurotas und nahm von Zeit zu Zeit ein trocknes Schwitzbad; aber verweichlichende Bäder waren verboten.

In Sparta war den Jungfrauen der Verkehr mit Männern weit freier als anderswo; die Frauen dagegen, die in dem Hause ihres Daseins Ziel gefunden, waren der Berührung des Lebens mehr entzogen. Ihre Welt war das Haus. Das Spinnen und Weben, das sonst die Hauptbeschäftigung der griechischen Frauen war, lag in Sparta allerdings nur den Sklavinnen ob; da aber der Mann den größten Theil des Tages außer Haus zubrachte, so fiel die Leitung des Hauswesens und die Fürsorge für die Familie hauptsächlich der Hausfrau zu. Ihre Stellung im Hause war ungefähr die, welche wir in der homerischen Zeit finden; sie stand dem Manne gleichberechtigt zur Seite, während die Jonier, denen die Athener folgten, die altgriechische Sitte verlassen und die im Innern des Hauses eingeschlossene Gattin nach dem Beispiel der Asiaten fast zu der Stellung einer Sklavin herabgedrückt hatten. Die spartanischen Frauen wurden von ihren Gatten mit dem ehrenden Namen „Herrin“ (δέσποινα) belegt und übten sogar, wie die andern Griechen ihnen nachsagten, eine Art von Regiment über die Männer. Wenigstens standen sie in Folge ihrer Erziehung in Sinn und Bildung den Männern näher, als dies sonst der Fall war, und darum war auch ihr Ansehen und Einfluß größer. Sie nahmen an den öffentlichen Interessen einen lebhaften Antheil und standen an Muth und patriotischem Sinn den Männern nicht nach.

In Sparta hatte die Hochzeit, wie bei vielen Völkern, den Schein eines Jungfrauenraubes. Wenn der Jüngling sich die Einwilligung des Vaters der Jungfrau verschafft hatte, so entführte er sie aus dem Kreise der Mädchen und brachte sie in das Haus einer

Verwandtin, die als Brautmutter (νυμφεύτρια) sie aufnahm und bei sich behielt, bis der Mann sie in sein Haus heimführte. Die junge Frau blieb oft Jahre lang in dem Hause der Brautmutter; denn der Mann durfte erst mit dem 30. Lebensjahre einen Hausstand begründen. Wer im Besitz eines Ackerlooses war, hatte die Verpflichtung, sich zu verheirathen, damit die Familie nicht aussterbe; seine jüngeren Brüder blieben bei ihm im Hause und wurden von den Erträgnissen des Ackerlooses mit erhalten, bis sie etwa durch Vermählung mit einer Erbtochter zu einem Landloos kamen. Wer der Verpflichtung sich zu verehlichen nicht nachkam, wurde mit schimpflicher Strafe belegt. „Es war ihnen nicht erlaubt, die Spiele der nackten jungen Leute zu schauen; dazu wurde ihnen im Winter von den Oberen befohlen, um den ganzen Marktplatz nackt herumzugehen und ein Lied zu singen, das gegen sie selbst gedichtet war und das Geständniß enthielt, daß sie die verdiente Strafe für ihren Ungehorsam gegen die Gesetze litten. Auch wurde ihnen die Achtung und Ehrerbietung versagt, welche Jüngere den Aelteren zu beweisen pflegten. Daher mißbilligte Niemand den Vorwurf, den Derkyllidas erfuhr, so berühmt er als Feldherr war. Ein junger Mann, auf den er zugegangen war, bot ihm seinen Sitz nicht an, sondern sagte: „Du hast ja keinen erzeugt, der einst vor mir aufstehen könnte.“ (Plutarch.)

Stellen wir zuletzt noch einmal zusammen, wie der Spartaner bei seinem Mangel an eigentlicher Arbeit die Zeit des Tages ausfüllte, wenn er nicht im Felde stand oder in Verwaltung eines Gemeindeamtes thätig war. Volksversammlungen fanden in der Regel nur einmal im Monat statt, und sonstige Gelegenheiten, wo er staatsbürgerliche Rechte hätte ausüben können, waren selten. Den größten Theil des Tages verbrachte er auf den Turn- und Exercierplätzen, wo er entweder selbst mit den Altersgenossen sich übte oder den Uebungen und Spielen der Jüngeren zusah, in den Localen der Syssitien und in den Leschen oder Versammlungshallen, in denen man sich in gemüthlicher Stimmung unterhielt, auf dem

Markte, wo der Spartaner und Helote seine überflüssigen Feldprodukte gegen andre Bedürfnisse vertauschte und die Erzeugnisse des einheimischen Handwerks verkauft wurden. Die Jugend aber war von dem Markte ganz ausgeschlossen. Auch die religiösen Dinge, die Feste, Opfer und Chöre nahmen manche Zeit in Anspruch. Die Beaufsichtigung der Heloten und der Ackerwirthschaft rief den spartanischen Herrn öfter aus der Stadt, und außerdem war die Jagd eine Lieblingsbeschäftigung des Spartaners, wozu er durch die Gesetze selbst ermuntert wurde. Der Taygetos war ein vielbesuchtes Jagdrevier, reich an Wald und Wild.

Die Lebensordnung der Spartaner, wohl durchdacht und systematisch durchgeführt, hat etwas Großartiges und Imponirendes, aber ihre Einseitigkeit wird Niemand verkennen. Zwar wurde die musische Beschäftigung nicht ganz bei Seite gesetzt — Lykurg soll ja zuerst die homerischen Gesänge nach dem europäischen Griechenland gebracht haben und mancher fremde Dichter hat den Spartanern gesungen — aber hauptsächlich erstrebte denn doch der spartanische Staat eine einseitige kriegerische Ausbildung seiner Bürger, um durch dieselbe seinen Bestand gegen innere und äußere Feinde sichern und seine Macht nach Außen zur Geltung bringen zu können.

Der spartanische Staat hat vermöge seiner binnenländischen Natur, vermöge der Stabilität und Ausschließlichkeit des dorischen Charakters Jahrhunderte lang seine Eigenthümlichkeit zu erhalten und vor fremden Einflüssen zu bewahren gewußt; aber er ist dadurch auch seit den Perserkriegen hinter der Entwickelung des griechischen Lebens zurückgeblieben, und als er später durch die politischen Verhältnisse mehr und mehr in den Verkehr mit dem Ausland hereingezogen wurde, fehlte seinen Bürgern der sittliche Halt, den eine geistige Durchbildung gewährt, so daß sie bald die alte gute Sitte verlernten und ihre Institutionen zu einer machtlosen Form herabsanken.

Der Spartaner im Feld.

Schön fürwahr ist der Tod, wenn unter den vordersten Streitern
Für sein väterlich Land kämpfend der Tapfere fällt.
Aber die eigene Stadt und die fetten Gefilde verlassend,
Betteln zu gehn, das ist wahrlich das Schmählichste wohl,
Wenn du umher dich treibst mit der theueren Mutter, dem greisen
Vater, der Kindlein Schaar, und mit dem jungen Gemahl.
Denn feindselig begegnet man ihm, wohin er auch komme,
Welchen der Mangel bedrückt und der Bedürftigkeit Graus.
Und er beschimpft sein Geschlecht, er schändet den glänzenden Namen,
Jegliche Schmach folgt ihm, jegliche Schlechtigkeit nach.
Wenn dem Mann also, der umher treibt, keinerlei Ehre
Wird zu Theil und nachher keinerlei Achtung ihm blüht:
Laßt uns denn streiten mit Muth für das Land und unsere Kinder,
Laßt uns sterben und nicht schonen das Leben hinfort.
Auf, ihr Jünglinge, denn zum Kampf an einander geschlossen!
Auf, und beginnet nur nicht Schrecken und schimpfliche Flucht!
Sondern erhebet den Muth in der Brust und laßt ihn erstarken:
Nimmer im Männergefecht feige das Leben geliebt!
Nie den Bejahrteren auch, dem behend nicht mehr sich das Knie regt,
Lasset, zum Fliehen gewandt, nimmer, den Greisen, im Stich!
Traun! gar schändlich doch wär's, wenn im vordersten Treffen gefallen
Er vor der Jünglinge Reih'n läge, der ältere Mann,
Dem schon weiß sich das Haupt und grau sich färbte das Barthaar;
Wenn in den Staub er dahin hauchte den kräftigen Geist;
Wenn er die blutige Scham mit den theueren Händen bedeckte
— Wohl abscheulich wär's, gräßlich den Augen zu schaun! —
Wenn er entblößt daläge: doch Alles ziemet dem Jüngling,
Welchem die Jugend noch hell strahlend die Glieder umblüht.
Herrlich ist er den Männern zu schaun, liebreizend den Weibern,
Weil er noch lebt: und schön, fiel er im vordersten Kampf.
Recht ausschreitend darum in geschlossenen Reih'n, an den Boden
Stemmet den Fuß, und fest beiße die Lippe der Zahn.

(Tyrtaios.)

Als einst auf einem Feldzuge die Bundesgenossen der Spartaner sich gegen den König Agesilaos beschwerten, daß sie ohne Noth sich

im Kriege aufreiben und Jahr für Jahr in starker Anzahl einer geringen Zahl von Spartanern bald dahin, bald dorthin folgen müßten, gab er den Befehl, daß alle Bundesgenossen gemischt unter einander, die Spartaner dagegen abgesondert sich niederließen; hierauf ließ er durch den Herold zuerst den Töpfern gebieten aufzustehen und, nachdem diese sich erhoben, den Schmieden, dann der Reihe nach den Zimmerleuten, den Maurern, und so jedem der andern Handwerker. Da waren nun fast alle Bundesgenossen aufgestanden, von den Spartanern aber kein Einziger, und Agesilaos sagte lachend: „Seht ihr, ihr Männer, wieviel mehr Krieger wir ausschicken als ihr." — Der Spartaner trieb keine Kunst und kein Handwerk, sie waren eben nur Krieger, und für diese ihre Kunst waren sie von Jugend an auf's Allseitigste ausgebildet.

Ein spartanisches Heer bestand schon seit den messenischen Kriegen aus fünf verschiedenen Mannschaften. Den Kern bildeten die Spartiaten selbst, sämmtlich Hopliten; dazu kamen die zinsbaren Lakedämonier oder Periöken, welche zum Theil als Hopliten, zum Theil als Leichtbewaffnete dienten, und die Heloten, die den Troß des Zuges bildeten und zugleich als Leichtbewaffnete verwendet wurden. Sie folgten ihren Herren mit Gepäck beladen, nicht selten in solcher Zahl, daß sieben Heloten auf Einen Spartaner kamen, und waren ihnen als Schildknappen zugeordnet, die auch im Gefecht sich in ihrer Nähe halten mußten, um die Gefallenen und Verwundeten fortzubringen. Zum Theil mochten sie dazu dienen, in der Schlacht die entstandenen Lücken auszufüllen, die hinteren Glieder der langen Schlachtreihen einzunehmen und den Druck zu verstärken; zum Theil beunruhigten sie den Feind von hinten und von den Seiten als Leichtbewaffnete mit Schleudern und Wurfspießen. Außerdem wurden sie gebraucht zur Verschanzung des Lagers, zur Herbeischaffung von Lebensmitteln und sonstigen Arbeiten, die dem gemeinen Mann oblagen. In der Schlacht bei Platäa waren 5000 Spartiaten, 5000 Periöken als Hopliten, und ebensoviele als Leichtbewaffnete und 35,000 Heloten. — Zu den Spartiaten, Periöken

und Heloten, den unmittelbar von den Spartanern gestellten Truppen, kamen dann bei dem Heereszug derselben außer gemietheten Schaaren noch zahlreiche Hülfstruppen der Bundesgenossen. Die Spartaner stellten gewöhnlich bei einem Ausmarsch eine verhältnißmäßig kleine Zahl ihrer Truppen, aber allmählich schwoll das Heer durch den Zuzug der peloponnesischen Bundestruppen zu einem gewaltigen Strom an; und bei ihren eigenen Truppen hatten sie, um ihre Kriegergemeinde zu schonen, in der Regel nur wenig Spartiaten. Aber die Spartiaten gaben doch dem ganzen Heer den Halt und Charakter.

Nach Xenophon, der uns die genauesten und bestimmtesten Angaben über die spartanische Heeresverfassung liefert, zerfiel die streitbare Mannschaft der Spartaner in sechs Moren oder Divisionen. Eine Mora, durchgehends Hopliten, bestand aus vier Lochen, ein Lochos aus zwei Pentekostyen, die Pentekostys aus zwei Enomotien. Anführer einer Mora war ein Polemarch; unter diesem standen die Lochagen, Pentekosteren und Enomotarchen. Pentekostys bezeichnet dem Worte nach eine Abtheilung von 50 Mann; danach wäre dann die Enomotie 25 Mann stark, der Lochos 100, die Mora 400 Mann. Die Gesammtzahl der streitbaren Spartiaten betrüge 2400 Mann. Dieses Zahlenverhältniß mag zu der Zeit, wo Xenophon schrieb, kurz nach der Schlacht bei Leuktra, bestanden haben; indeß spricht Xenophon hier von einer normalmäßigen, blos aus Spartanern bestehenden Mora, wie sie selten oder nie ins Feld rückte. Wenn es in den Krieg ging, so wurde die Mora der Spartiaten noch durch Periöken verstärkt; in der Schlacht bei Leuktra z. B. fochten nur an 700 Spartiaten, und doch commandirte der König Kleombrotos vier Moren. Die Stärke der Mora war zu verschiedenen Zeiten verschieden. Von Xenophon selbst wird sie einmal zu etwa 600 Mann angegeben; andere Schriftsteller rechnen 500, 700, 900 Mann. Thukydides gedenkt der Eintheilung in Moren gar nicht; er spricht nur von Lochen, und ein Lochos hat bei ihm 512 Mann.

Einer jeden Mora war eine Abtheilung Reiterei zugeordnet,

wahrscheinlich 100 Mann. Uebrigens war die spartanische Reiterei zu jeder Zeit unvollkommen und stand hinter der der übrigen Griechen zurück. Zur Zeit der leuktrischen Schlacht unterhielt man die Reiterei in folgender Weise. Die vermögendsten Bürger waren verpflichtet, ein Pferd für den Reiterdienst zu halten und die erforderliche Ausrüstung zu stellen; sie selbst aber dienten nicht zu Roß, sondern man wählte die Reiter aus den schwächsten und für den Hoplitendienst am wenigsten tauglichen Leuten aus, und wenn der Feldzug beginnen sollte, so stellte sich der für das Roß bestimmte Mann und zog in den Krieg, ohne vorher gehörig für seinen Dienst eingeübt zu sein. Wahrscheinlich waren diese Reiter Periöken.

Bei dem spartanischen Heere bildeten ein besonderes Corps von leichtem Fußvolk die Skiriten, die Periökenmannschaft aus dem Berglande Skiritis an der arkadischen Grenze. Sie waren eine Schaar von etwa 600 Mann, die auf dem Marsch die Vor- und Nachhut hatte, im Lager den Vorpostendienst versah und in der Schlacht auf dem linken Flügel postirt war. Sie schienen geschickt zu raschem Angriff, zum Stürmen von Höhen; wo Gefahr war, eilten sie zur Hülfe herbei, und sie haben nicht selten den Sieg entschieden.

In den ältesten Zeiten führten die beiden Könige das Heer in das Feld, gegen wen sie wollten, und es war mit einem Fluche belegt, sie darin zu hindern. Seitdem jedoch die Könige Demaratos und Kleomenes sich auf einem Feldzuge entzweit hatten, wurde das Gesetz gegeben, daß nie die beiden Könige zusammen ausrücken sollten; auch wurden später, als Sparta in größere Kriege hereingezogen wurde und öfter zu gleicher Zeit mehrere Heere aussenden mußte, außer den Königen noch andere Feldherrn bestellt. Zudem wurde durch die Ephoren, die ihre eigene Macht auf Kosten der Könige immer mehr gesteigert hatten, die Gewalt der Heerführer in vielen Beziehungen eingeschränkt. In der Regel begleiteten zwei Ephoren den König in das Feld, um über die Disciplin zu wachen, wie es hieß, in Wahrheit aber, um den König selbst zu beaufsichtigen. Die nächsten Befehlshaber unter dem König waren die Pole-

marchen, die Anführer der Moren; diese wohnten mit dem König, den Pythiern (s. S. 234) und noch drei Homöen, welche den Polemarchen zur Besorgung der Verpflegung und anderer administrativer Geschäfte beigegeben waren, in Einem Zelte und machten des Königs Tischgenossenschaft aus. Außerdem gehörten zu der Umgebung des Königs (der Damosia) die Weissager und Aerzte, die Flötenspieler und Freiwilligen beim Heer, die Laphyropolen, welche mit den beiden Ephoren die Beute in Empfang nahmen, die Hellanodiken, welche die Streitigkeiten beim Heer entschieden, der Pyrphoros oder der feuertragende Priester sowie die Männer, welche in einem der großen Nationalspiele einen Siegeskranz davon getragen hatten und deshalb die Ehre genossen, an der Seite des Königs in die Schlacht zu gehen.

Eine besondere Leibwache des Königs bildeten die 300 Ritter, eine Auswahl aus der Blüthe der spartanischen Jünglinge. Sie hießen zwar Ritter, vielleicht weil sie in ältester Zeit zu Roß gedient hatten, waren aber Hopliten, und wurden auf folgende Weise erwählt. Die Ephoren ernannten aus den Epheben, welche dem 30. Lebensjahre nahe standen oder dasselbe eben erst überschritten hatten, drei sogenannte Hippagreten, und diese suchten aus der Zahl der noch nicht dreißigjährigen Jünglinge jeder hundert der tüchtigsten mit Angabe des Grundes solcher Auszeichnung als Ritter aus. Von denen, welche nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre, wo sie unter die Männer eingereiht wurden, aus dieser Ehrenschaar austraten, nahmen die Ephoren jährlich fünf sogenannte Agathoergen, welche dem Staate ein Jahr lang in verschiedenen Sendungen dienten.

Wenn ein Feldzug beschlossen war, so geschah das Aufgebot Anfangs durch die Könige, später durch die Ephoren. Sie bestimmten, welche Altersclassen ausrücken sollten: die vom 20. bis zum 30. oder 40. oder 50. Jahre. Verpflichtet war der Spartaner zum Dienste vom 20. bis zum 60. Lebensjahre; aber in der Regel wurden die jüngsten Jahrgänge geschont; in den besseren Zeiten des spartanischen Staates war es Sitte, zu gefährlichen Unternehmungen

außer Landes nur ältere Männer auszusenden, welche im Fall ihres Todes Leibeserben hinterließen. Die 55jährigen wurden nur im höchsten Nothfall aufgeboten. Im Verhältniß zu Athen, wo die Verpflichtung zum auswärtigen Dienste gewöhnlich mit dem 41. Jahre schloß, enthielten die spartanischen Heere viel mehr ältere Leute; denn man rechnete zu Sparta bei später Entwickelung auf ein gesundes und kräftiges Alter. Es war spartanische Sitte, die Stärke ihres Auszugs geheim zu halten. Daher wurde die Aushebung in aller Eile bewerkstelligt, und der Auszug geschah öfter zur Nachtzeit, auch verbreitete man darüber falsche Nachrichten. Aus demselben Grunde war in der Schlacht die Tiefe der Heeresstellung sehr verschieden; gewöhnlich jedoch stand das Heer acht Mann tief.

Der Aufbruch eines Heeres geschah in der Regel nach Eintritt des Vollmondes. Vor demselben brachte der König in der Stadt dem Zeus Agetor ein Opfer dar, und fiel das günstig aus, so nahm der Priester, welcher der Feuerträger hieß, einen Brand vom Altar und ging, die Flamme sorgfältig unterhaltend, dem König voran, der an der Spitze des Heeres zog. An der Landesgrenze brachte der König im Beisein der ersten Anführer vor Sonnenaufgang ein zweites Opfer dem Zeus und der Athena; nach glücklicher Vollendung desselben ertheilte er seine Befehle und ging unter Vortragung des heiligen Feuers über die Grenze, wobei die Skiriten und die kundschaftenden Reiter, solange kein Feind sich sehen ließ, den Vortrab ausmachten. Jenseits der Grenze wurden wieder verschiedene Opfer dargebracht, namentlich dem Grenzflusse und den Heroen des Landes, durch welches man zog. Mit Freuden zog die spartanische Mannschaft in den Krieg; denn der Kampf war ihre Lust, und im Vergleich zu der Lebensweise zu Hause war das Leben im Felde eine Art von Erholung; die Strenge, mit welcher sie zu Hause überwacht wurden, ließ nach, die gymnastischen und kriegerischen Uebungen minderten sich, das Leben war in jeder Beziehung mannigfaltiger und freier.

In Feindesland, oder wo sonst ein Angriff zu befürchten war,

wurde ein leichtbefestigtes Lager aufgeschlagen, und zwar abweichend von der Weise der übrigen Griechen in runder Gestalt. Um Ordnung im Innern zu erhalten, wurden Wachen ausgestellt, welche einwärts, nach den Waffen sehen mußten. Damit des Nachts sich Niemand entfernte, wurden entweder Skiriten oder Söldner auf die Vorposten verlegt; zur Beobachtung des Feindes vertheilte man die Reiter auf die benachbarten Anhöhen. Kein Spartaner durfte ohne seinen Speer das Lager verlassen oder in demselben umhergehen. Die Heloten, welche als Schildknappen und Troßknechte das Heer begleiteten, waren durch das Gesetz von dem Lager ausgeschlossen. Das Leben im Lager hatte seinen vorgeschriebenen Gang. Auf den Uebungsplätzen, welche immer in der Nähe der Waffen waren, wurden des Morgens die kriegerischen Uebungen vorgenommen, besonders Märsche im Schritt und im Lauf. Nach deren Beendigung befahl der Polemarch durch den Herold sich in der gewohnten Ordnung niederzusetzen, so daß es sich zeigte, ob alle zur Stelle waren, das Frühstück zu nehmen und die Wachehaltenden abzulösen. Hierauf ruhte man und unterhielt sich nach Belieben. Vor der Abendmahlzeit wiederholten sich die Uebungen. Nach dem Schlusse des Mahles, wenn geopfert und der Päan gesungen war, folgten Unterhaltungen in Scherz und Ernst, bis man sich neben den Waffen zum Schlafen niederlegte. Zu diesen Unterhaltungen gehörte auch der Vortrag von kriegerischen Liedern, namentlich von den Elegien des Tyrtaios, der im zweiten messenischen Kriege Sparta's Krieger durch seine Lieder zu Kampf und Sieg ermuthigt hatte. Wir haben ein solches, ächtspartanischen Geist athmendes Lied des Tyrtaios unserm Artikel vorgesetzt. Die Elegien wurden nach einem Vorspiel von Flöten in gesteigerter sangesgleicher Recitation von Einzelnen vorgetragen, und demjenigen aus dem Kreise der Männer, dessen Vortrag der Polemarch als den besten anerkannte, wurde die Ehre einer größeren Fleischportion zu Theil.

Es kommt der Tag der Schlacht. Schon früh am Morgen ist Alles im Lager in Bewegung. Jeder rüstet sich wie zu einem Feste;

er ordnet das sonst nachlässige Haar und schmückt sein Haupt mit einem Kranze, er untersucht seine Waffen, ob sie noch blank sind und scharf. Durch das ganze Lager hin dampfen die Opfer. Die Enomotien, die durch Schwur sich zu Liebe und Treue verbündet haben — solches bezeichnet der Name — opfern dem Eros, dem Gott der Liebe und Freundschaft, und erneuern sich damit das Gelöbniß, daß sie treu zu einander stehen wollen bis in den Tod. Der Schönste in der Enomotie verrichtet das Opfer. Der König opfert den Musen, „vermuthlich", sagt Plutarch, „um die Krieger an ihre Erziehung und an die Dichtersprüche zu erinnern, damit diese Göttinnen, dem Geist der Kämpfenden nah, sie zu denkwürdigen Thaten begeistern." Schon stehen die Krieger bekränzt in ihren Reihen, geschmückt mit dem purpurnen Kriegskleid, an dem man das Blut der Wunden nicht sehen wird, gewappnet mit dem kurzen gekrümmten Schwert und dem weitreichenden Speer, mit Helm und ovalem ehernem Schild, der den Mann deckt von der Schulter bis zu den Knien. Schon hat auch drüben der Feind sich gereiht, und bald wird der Kampf beginnen. Der König hat mit seiner Abtheilung sich in die Mitte der Schlachtordnung geschwenkt; er opfert eben der Artemis Agrotera eine Ziege. Die Weissagepriester untersuchen das Opfer, es verheißet den Sieg! Und sofort gibt der König, sich vorwärts bewegend, den Flötenbläsern den Befehl, das Kastorlied (Kastoreion) anzustimmen. Unter den Tönen der Flöten, untermischt mit den Klängen der Kitharen, schreitet das Heer zum Angriff vor und stimmt jetzt, nachdem das Kastoreion beendigt ist, sein Embaterion, sein Marschlied an:

„Wohlauf, des tapferen Sparta's,
Der Väter mannliche Söhne!
Mit der Linken erhebet den Schildrand,
Und schwinget kühn den Speerschaft,
Und schonet nicht das Leben;
Denn das ist nicht Brauch in Sparta."*)

*) Der Verfasser dieses Embaterions ist Tyrtaios.

Mit besonnener Ruhe und gebändigter Kraft gingen die Spartaner in die Schlacht, frei von roher Kampfeswuth. Sie hielten ihre Glieder stets fest geschlossen, zusammengehalten durch die treue Verbrüderung, die Macht des Eros, und durch das strenge Gesetz, das weder bei raschem Vordringen noch bei scheinbarem Rückzug dem Kampfesmuth erlaubte, die Reihe zu verlassen. In allen Künsten der Taktik war der Spartaner geübt, wie kein Andrer, und die strenge Pflicht des Gehorsams durchzog den künstlichen Organismus des Heeres, in welchem jeder Vordermann der Reihe, jeder Flügelmann eines Gliedes ein Offizier war, in welchem je zwei und zwei als Vorder- und Hintermann durch die ganze Enomotie fest mit einander verbunden waren. Ueberall hörte der Kämpfer nur auf den Befehl des nächsten Vorgesetzten.

Einem solchen Heere, das Mann für Mann entschlossen ist, für das Vaterland zu siegen oder zu fallen, vermag so leicht kein Feind zu widerstehen. Sobald der Sieg vollendet ist, hört die Verfolgung auf, sowie es auch nicht erlaubt war, dem gefallenen Feinde während der Schlacht die Rüstung abzuziehen. Die Spartaner führten ihre Kriege mit einer gewissen Humanität; sie schonten soviel wie möglich das Leben der eignen Krieger und vernichteten nicht zwecklos das fremde. Die Hauptsache war der Sieg, nicht der Verderb des Andern. Ein blutloser Sieg war ihnen der liebste, und deswegen opferte in Sparta der abtretende Feldherr, der mit List und Ueberredung seinen Zweck erreicht hatte, dem Ares einen Stier, wer mit der Gewalt des Schwertes gesiegt, nur einen Hahn.

Wehe dem Spartaner, der im Kriege sich feig gezeigt. Er ging aller bürgerlichen Rechte verlustig und wurde von aller Gemeinschaft mit den Uebrigen, von den Syssitien, den Uebungen und Unterhaltungen der Bürger ausgeschlossen. Die Tresanten — so hießen die Feigen — wurden bei festlichen Chören an einen schimpflichen Platz gestellt, sie verloren das Recht zu kaufen und zu verkaufen; sie mußten stets schmutzig und demuthsvoll in einem aus Stücken von verschiedener Farbe zusammengeflickten Mantel umher-

gehen und ihr Haupthaar auf der einen Seite abscheeren. Sie mußten Jedem, der ihnen begegnete, auch dem Jüngeren, aus dem Wege gehen, Jeder durfte sie schlagen; Niemand redete mit ihnen, Niemand gab ihnen Feuer. Keiner gab einem Tresanten seine Tochter zum Weibe, Keiner freite seine Töchter. Kein Wunder, wenn ein so Ausgeschlossener und Beschimpfter sich den Tod gab.

Auszeichnung und Ehre wurde dem zu Theil, der wacker streitend in der Schlacht gefallen war. Seine Leiche wurde mit Olivenzweigen und anderm Laube bekränzt und unter Lobeserhebungen in Purpurkleidern bestattet. Nur das Grab solcher Männer wurde mit ihrem Namen, mit Inschriften und zuweilen auch mit irgend einem Symbol ihres Muthes geschmückt. Auf dem Grabe des Leonidas in Thermopylä stand ein marmorner Löwe mit der Inschrift:

„Unter den Thieren bin ich der Gewaltigste — unter den Menschen
Er, den ich halte bewacht hier in dem steinernen Grab."

Weltberühmt ist die Grabschrift der andern in Thermopylä gefallenen Spartiaten:

„Wanderer, melde dem Volk Lakedämons, daß wir allhier ruhn,
Weil in Gehorsam wir seine Gebote befolgt."

Nach geendigtem Kriege wurden die Hülfsvölker und Söldner entlassen und zogen einzeln nach Hause. Das spartanische Heer aber blieb zusammen unter seinem König, der den Zug, wie er ihn beim Aufbruch eröffnet hatte, jetzt beschloß und beim Einrücken ein Opfer darbrachte, wie er auch beim Auszug gethan.

Drittes Buch.

Athen.

In der größten Ebene von Attika, welche, durchflossen vom Kephissos und Ilissos, vom saronischen Busen sich gen Norden hinaufzieht bis zum Parnes, liegt etwa eine Stunde vom Meere entfernt Athen, die Hauptstadt des attischen Landes, die berühmteste Stadt in Griechenland. Der älteste Theil derselben und der Kern, um den allmählich das Uebrige sich angeschlossen hat, ist die Akropolis, die Burg, ein Felsenhügel, der sich zwischen Kephissos und Ilissos bis zu 154 Meter über die Meeresfläche aus der Ebene erhebt. Seine Oberfläche bildet eine Ebene, welche in ihrer Länge von Osten nach Westen ungefähr 900 Fuß beträgt, die größte Breite ist 400 Fuß. Auf allen Seiten fällt der Fels steil ab, mit Ausnahme der Westseite, wo der Eingang zur Burg ist.

Kekropia nannte man die Burg von Athen. Kekrops, nach attischer Sage der aus dem Boden hervorgewachsene erste König und Gesetzgeber im Lande, soll sich den Felsen als seinen Wohnsitz erwählt und hier den ersten Gottesdienst eingeführt haben. Poseidon und Pallas Athene stritten auf dem Burgfelsen um den Besitz von Attika; wer von beiden das Land mit der schönsten Gabe beschenken werde, sollte die Hauptverehrung in demselben haben. Poseidon stieß mit seinem Dreizack in den Felsen und lockte eine Quelle von Seewasser hervor, Athene schleuderte ihre Lanze, und wo sie in den Boden fuhr, sproßte ein Oelbaum auf, die größte Wohlthat für das attische

Land. Kekrops, der den Streit zu entscheiden hatte, sprach der Athene das Land zu und baute ihr an jener Stelle, wo der Quell sprudelt und der Oelbaum grünt, ein Heiligthum. Dies ist der Tempel der Athene Polias (der Stadtschirmerin) oder, wie es gewöhnlich nach einer einzelnen Abtheilung genannt wird, das Erechtheion, an der nördlichen Seite der Burg, das älteste Heiligthum von Athen mit dem ältesten, vom Himmel gefallenen Schnitzbild der Göttin. Es umschloß bis in späte Zeit in seinem Bereich den Poseidonsquell und den heiligen Oelbaum, von welchem alle Oelbäume des Landes stammten. Als Xerxes den Oelbaum mit dem Erechtheion in Asche legte, war am folgenden Tage aus seinen Wurzeln wieder ein Sproß hervorgewachsen, eine Elle hoch; so unverwüstlich war die Triebkraft des gottgeschenkten Baumes.

Das Erechtheion war ursprünglich ein gemeinsames Heiligthum der Athena und des Poseidon Erechtheus, neben welchen auch noch als dritter Schutzgott der Stadt Zeus verehrt ward, der überall in den neugegründeten Städten als Polieus oder Stadthüter seinen Sitz nimmt. Der Altar des Zeus Polieus stand unter dem Oelbaum der Athene. In früher Zeit aber ist Athene schon die Hauptgottheit von Attika geworden, und ihr Dienst hat auf der Burg den des Poseidon sehr zurückgedrängt. Die Bevölkerung, welche sich den Burgfelsen von Athen zum politischen und religiösen Mittelpunkt erkoren hatte, war von dem Hirtenleben zum Landbau übergegangen und lebte von den Erträgnissen der fruchtbaren Ebene; Athene aber war in Attika in alter Zeit vorzugsweise eine Beschützerin des Ackerbaues und der Baumzucht, und darum wurde sie als die erste Landesgöttin verehrt. Ihre ersten Priesterinnen in dem Tempel sollen des Kekrops Töchter Pandrosos, Herse und Aglauros gewesen sein. Die Namen derselben deuten auf den befruchtenden Thau und Regen und das erfrischende heitere Himmelslicht, und bezeichnen eigentlich nur besondere Seiten in dem Wesen der Göttin selbst, welche durch Thau und Regen und milde Heitre die Gewächse nährt. Erichthonios oder Erechtheus, ein aus der Erde entsprossenes Kind in

Schlangengestalt, ein Symbol des aus dem Boden aufsprossenden Pflanzenkeims, war ihr geliebter Pflegling. Sie übergab ihn des Kekrops Töchtern in einer verschlossenen Kiste, mit dem Verbot, die Kiste zu öffnen. Herse und Aglauros öffnen den geheimnißvollen Verschluß und stürzen sich, bei dem Anblick des Schlangenkindes von wahnsinnigem Entsetzen ergriffen, den Burgfelsen hinab, wo er am steilsten ist. Die Göttin zieht jetzt das Kind in ihrem Tempel auf und macht es später zum König des Landes. Eine Erinnerung an Erichthonios ist die große Schlange, welche nach dem Glauben des attischen Volkes in dem Tempel der Pallas Polias als „Wächter der Burg" weilen sollte; man legte ihr jeden Monat einen Honigkuchen als Speise hin. Als das Heer des Xerxes gegen Athen heranzog, blieb der Kuchen liegen, ein Zeichen, daß die Göttin und ihre Schlange die Burg verlassen hatten und daß auch die Athener ausziehen und auf die Schiffe gehen sollten. Pandrosos blieb nach dem Tode ihrer Schwestern Priesterin in dem Tempel der Pallas, und ihr zu Ehren war eine besondere Kapelle an denselben angebaut, das Pandrosion. Da, wo Herse und Aglauros bei ihrem Sturze niedergefallen waren, am nördlichen Fuße der Burg, war das Heiligthum der Aglauros mit einer Grotte, welche durch einen mächtigen Felsspalt mit der oberen Fläche der Akropolis zusammenhing. Noch jetzt sieht man eine Anzahl von Stufen, welche von der Höhe aus der Nähe des Erechtheions in den Felsenspalt niederführen. An dieser Stelle gelang es den Soldaten des Xerxes, die Akropolis unbemerkt zu ersteigen.

Tyrrhenische Pelasger sollen den Athenern den Burgfelsen auf seiner Höhe geebnet, rinsum ihn mit einer Mauer versehen und an der Westseite durch ein großes Vorwerk befestigt haben, das neun Thore hinter einander hatte und darum Enneapylon (Neunthor) hieß. Man nannte es auch Pelasgikon. Der Tyrann Hippias wurde von den Athenern und Lakedämoniern in diesem Bollwerke belagert, und als er capitulirt und das Land verlassen hatte, scheinen es die Athener zerstört zu haben; der Raum jedoch durfte nach einem Ausspruch

des delphischen Orakels nicht für Häuseranlagen benutzt werden. Zur Zeit des Xerres hatte die Burg nach Westen nur eine hölzerne Verzäunung, die bekannte „hölzerne Mauer." Nicht fern von dem Pelasgikon in dem nordwestlichen Burgfelsen befand sich eine noch jetzt sichtbare geräumige Grotte mit einem Quell, die Pansgrotte. Sie hieß in alter Zeit die Grotte des Kekrops, und Erechtheus sollte hier von der Erde verschlungen worden sein. Als der jonische Stamm in Attika zur Herrschaft kam, wurde die Grotte dem jonischen Stammgott Apollon geweiht; in ihr gebar demselben Kreusa, des Erechtheus Tochter, den Jon, den Stammvater der Jonier, welcher nach dem Aussterben der Erechthiden in Athen König ward. Vor der Schlacht bei Marathon hatten die Athener dem arkadischen Weidegott Pan Verehrung versprochen, wenn er ihnen in ihrer Gefahr beistehen wolle. Pan jagte den Persern bei Marathon einen „panischen" Schrecken ein, und deshalb weihten ihm die Athener nun jene Grotte im Burgfelsen und stifteten ihm einen Cult.

Auf der Akropolis befand sich von Anfang an außer der Hauptcultusstätte das Haus des Königs mit dem Prytaneion und die Wohnungen des vornehmsten Adels, zu welchem auch die Priesterfamilien gehörten. Das niedere Volk wohnte außerhalb der Burg, und zwar, wie es scheint, zuerst vorzugsweise am südlichen und südöstlichen Fuße des Felsen in der Niederung nach dem Ilissos hin, welche später bei der Eintheilung der Stadt in Quartiere den Namen Kydathenaion, „Ehrenathen", erhielt. Auch waren in sehr früher Zeit schon Niederlassungen westlich von Kydathenaion und der Burg auf und zwischen den daselbst befindlichen Hügeln, in dem Stadttheil, der den Namen Melite führt. Zu diesen Hügeln gehörte der Areopag oder Areshügel, westlich von der Burg gelegen, so nahe, daß die Perser, als sie die Burg berannten, von da aus Brandpfeile nach dem hölzernen Verschluß derselben werfen konnten. Südlich vom Areopag lag der Hügel Museion, auf welchem der Sänger Musaios begraben sein sollte, der höchste von allen; an diesen reihte

sich nordwestlich die Pnyx und weiter in derselben Richtung ein Hügel, dessen alten Namen man nicht kennt, der jetzt gewöhnlich nach einer in einer Felswand eingehauenen Inschrift der Nymphenhügel genannt wird. Die Pnyx liegt im Südwesten des Areopags, so daß diese beiden Hügel mit dem Museion und der Akropolis eine Niederung umschließen, in welcher die Bewohner des alten Athens ihren Markt (Agora) hatten. Nachdem Athen — wie es heißt, durch Theseus — die Hauptstadt des ganzen attischen Landes geworden war, erweiterte sich die Stadt, und es entstanden als neue Stadttheile im Norden des Areopags der Kerameikos (das Töpferquartier), Kolyttos nördlich und nordwestlich von der Burg.

Die Stadtmauer, welche bis zu den Perserkriegen um das alte Athen gezogen war, umschloß die vier genannten, um die Akropolis und den Areopag herumliegenden Quartiere: Kydathenaion, Melite, Kerameikos und Kolyttos, und lief im Südwest wahrscheinlich so, daß sie die Pnyx ganz, und von dem Museion den nördlichen Abhang in den Bereich der Stadt zog, den Nymphenhügel aber ausschloß. Diese Mauer wurde von Xerxes zerstört.

Der Areopag (Ἄρειος πάγος), ein formloser Felshügel, hatte seinen Namen von dem Gotte Ares, dessen uraltes Heiligthum sich an dem nordöstlichen Abhange des Hügels befand. Nicht weit davon, am östlichen Fuße des Hügels, lag der heilige Bezirk und Tempel der Erinyen oder, wie sie gewöhnlich bei den Athenern hießen, der Semnä, „der ehrwürdigen Göttinnen", mit einem zur Unterwelt führenden Erdschlunde und dem geheimnißvollen Grabe des den Erinyen verfallenen und mit ihnen versöhnten Oidipus. Die Athener betrachteten das Grab als ein Unterpfand der Wohlfahrt und Macht ihrer Stadt. Ares, in uralter Zeit ein Rächer der Blutschuld, wie Apollon, stand als solcher mit den Erinyen, welche dasselbe Amt hatten, in engem Zusammenhang. Darum befand sich auf der Höhe seines Hügels von Alters her die Gerichtsstätte über vorsätzlichen Mord (S. 181). Er selbst hatte einst den Halirrhothios, einen unholden Sohn des Poseidon, erschlagen und wurde deswegen auf

Klage des Poseidon von den zwölf Göttern auf dem Areopag gerichtet. Wie Apollon nach dem Morde des Python, unterzog sich Ares nach dem Morde des Halirrhothios den Gesetzen der Blutsühne, um darnach desto eher von Andern fordern zu können, daß sie sich seinem Gerichte auf dem Areopag unterwürfen.

Die Pnyx lag westlich am alten Markte und war der Ort für die Volksversammlung — seit welcher Zeit? ist nicht bekannt. Am nordöstlichen, gegen den Areopag gerichteten Abhange des Hügels sieht man eine große auf Substruktionen unregelmäßig behauener Steinmassen ruhende halbkreisförmige Fläche, welche nach der Höhe des Hügels zu durch eine aus dem Felsen gehauene geradlinige Rückwand begrenzt wird. Die Rückseite bildet in ihrer Mitte einen sehr stumpfen Winkel, und in diesem tritt ein ebenfalls aus dem Felsen gehauener Würfel hervor von ungefähr zehn Fuß Höhe, zu welchem von beiden Seiten Treppen hinaufführen. Dies war die Rednerbühne (βῆμα); auf der halbkreisförmigen Fläche aber, welche mit Schranken oder einer Mauer umgeben war, saß das Volk theils auf Steinsitzen, theils auf hölzernen Bänken. An der Felswand in der Nähe der Bühne bemerkt man noch Spuren eingehauener Sitzstufen, vermuthlich für die Prytanen. Eine kleinere Terrasse über der Felswand, zu welcher von der Rednerbühne breite Stufen hinaufführen, diente vielleicht für die vor der Eröffnung der Versammlung darzubringenden Opfer.

Wenden wir nun unseren Blick einmal nach Osten, nach Kydathenaion. Dort heißt die Gegend von der Südostseite der Burg bis hinab zu dem Ilissos Limnä, der Brühl, weil es ursprünglich eine sumpfige Niederung war. Nicht weit vom Ilissos stehen noch heute fünfzehn über sechzig Fuß hohe Säulen, die Reste des Olympieions, des großen Tempels des Zeus Olympios. Peisistratos, der nach Art der griechischen Tyrannen durch großartige Bauten seine Stadt zu verschönern und den Glanz seiner Herrschaft zu erhöhen bestrebt war, hatte an dieser uralten Cultusstätte einen großen Tempel zu bauen begonnen, der einen Umfang

von einem Stadion erhielt und alle Tempel Griechenlands an Größe übertreffen sollte. Seine Söhne setzten den Bau fort; aber die Anlage war so kolossal, daß die Athener ihn nach dem Sturz der Peisistratiden unvollendet ließen. Erst der Kaiser Hadrian, der zur Verschönerung Athens außerordentlich viel gethan, vollendete den ungeheuren Tempel und schmückte ihn auf's Prächtigste aus. In seiner mit 120 hohen Säulen umgebenen Cella stand ein kolossales Bild des Zeus aus Gold und Elphenbein. Der heilige, mit zahlreichen Kunstwerken ausgestattete Raum um den Tempel hatte einen Umfang von ungefähr vier Stadien.

Von den vielen Anlagen, welche Peisistratos und seine Söhne zum Nutzen und zur Verschönerung der Stadt ausführten, sind noch bekannt ein Tempel der Pallas Parthenos auf der Burg südlich von dem Erechtheion, zum Behufe einer glänzenderen Feier des Panathenäenfestes angelegt, das Lykeion und die Akademie, von welchen später die Rede sein wird, der Brunnen Enneakrunos. Südlich vom Olympieion nämlich, am rechten Ufer des Ilissos entsprang Kallirrhoe (die Schönströmende), eine reiche süße Quelle, während alles andre Wasser in der Stadt einen starken Salzgehalt hatte. An ihr holten daher die Athener von alter Zeit her vorzüglich ihr Trinkwasser. Peisistratos ließ sie in einen Brunnen mit neun Röhren fassen, daher ihr Name Enneakrunos (Neunquell). Trotz ihrer Wichtigkeit blieb die Quelle stets außerhalb der Ringmauer.

In dem Distrikte Limnä lag nahe an dem südöstlichen Fuße des Burgfelsen der heilige Bezirk des Dionysos, das Lenaion, das eine bedeutende Ausdehnung gehabt haben muß. In demselben befand sich der älteste Tempel des Dionysos, der nur einmal im Jahre, an dem sogen. Kannenfeste geöffnet ward. Daneben stand noch ein neuerer Tempel des Gottes. Die Peisistratiden begünstigten, wie auch der Tyrann Periander von Korinth, den Cult des Dionysos, der vorzugsweise den Landbewohnern und dem niederen Volke angehörte, und sie mögen daher auch wohl das Lenaion mit mancher Anlage ausgestattet haben. Namentlich unterstützte

Peisistratos den Thespis, den ersten Begründer des attischen Dramas, und daher ist zu vermuthen, daß auf seine Veranstaltung in dem Lenaion die ersten dramatischen Aufführungen stattfanden. Dort ward die Bühne in der Nähe eines Pappelbaumes aufgeschlagen und gegenüber das hölzerne Gerüst für die Zuschauer. So wurde es gehalten, bis im Jahre 500 v. Chr. dies Zuschauergerüst mit einer Menge Menschen zusammenbrach. Da entschloß man sich, ein festes Theater im Lenaion anzulegen. Dies geschah so, daß die Sitzreihen der Zuschauer (das eigentliche Theatron) amphitheatralisch in den südlichen Burgfelsen eingehauen wurden; das gegenüberliegende Bühnengebäude aus Stein ward erst unter der Staatsverwaltung des Redners Lykurg in der Zeit der makedonischen Könige Philipp und Alexander ganz vollendet.

Peisistratos war es auch wahrscheinlich, der in dem nördlichen Theile der Stadt, wohin sich mit der Zeit der Hauptverkehr gezogen hatte, den neuen Markt anlegte. Dieser begann gleich nördlich von dem Aufgang zur Akropolis und zog sich durch den südlichen Theil des Kerameikos hin, so daß er auf der einen Seite an den Areopag, auf der andern an die Abhänge der Burg stieß. Peisistratos, der Sohn des Tyrannen Hippias, gründete nach dem Zeugniß des Thukydides auf dem neuen Markt den Altar der zwölf Götter. Er stand schon im Jahre 519 v. Chr. Von diesem Altare aus maßen die Athener, vermuthlich schon seit der peisistratischen Zeit, die Entfernungen durch das attische Land und das übrige Griechenland; er war also für Athen, was für Rom das Milliarium aureum auf dem Forum. Herodot gibt von demselben die Entfernung bis zu dem Zeustempel in Olympia auf 1485 Stadien an.

Athen wurde im Jahre 480 von Xerxes und im folgenden Jahre von Mardonios so heimgesucht, daß die Befestigungswerke, die Tempel und sonstigen öffentlichen Gebäude sowie die Privatwohnungen zum größten Theil in Schutt und Trümmer lagen. Als die Athener im Herbst 479 auf die traurige Stätte zurückkehrten, stellten sie zunächst ihre Wohnhäuser für den Winter wieder

nothdürftig her und im Frühjahr begannen sie unter Leitung des Themistokles den Neubau der Stadtmauer. Es ist bekannt, wie die selbstsüchtigen Spartaner, eifersüchtig auf die steigende Macht der Athener, ihnen den Mauerbau verwehren wollten, aber durch die List des Themistokles gezwungen wurden, zuletzt gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Allerdings mußten die Athener, um einem Einschreiten der Spartaner zuvorzukommen, mit aller Hast bauen. Tag und Nacht arbeitete Alles, was Hände hatte, Männer und Weiber und Kinder, Freie und Sklaven, Einheimische und Fremde, und man nahm das Material, wo es sich eben bot. „Und noch heute", sagt Thukydides, „ist an der Bauart die Eile sichtbar, mit welcher die Sache betrieben wurde. Denn die Grundmauern sind aus allerlei Steinen aufgeführt, die an einigen Stellen nicht behauen sind, sondern so, wie Jeder sie gerade herbeischaffte. Es wurden auch viele Säulen von Denkmälern und bereits behauene Steine mit eingefügt; denn man trug in der Eile alles ohne Unterschied ab." Die neue Ringmauer erhielt eine größere Ausdehnung als früher, namentlich wurde sie nach Norden hin vorgeschoben; im Süden ging sie nicht über den Ilissos, und im Südwesten über die Hügel hielt sie wohl die alte Linie ein, doch so, daß jetzt auch der Nymphenhügel in den Bereich der Stadt gehörte. Sie hatte einen Umfang von ungefähr fünfzig Stadien und wenigstens neun Thore. Von diesen lag das melitische zwischen Museion und Pnyx, nördlich vom Nymphenhügel das piräische, im Nordwest der Stadt das thriasische oder das heilige Thor oder das Dipylon (das Doppelthor). Das letztere verband den inneren Kerameikos mit der Vorstadt gleichen Namens. Ebenso verband im Osten das diomeische Thor den Stadtbezirk Diomeia mit der gleichnamigen Vorstadt, welche sich an den Fuß des schönen kegelförmig aufsteigenden Felsenhügels Lykabettos anlehnte. In der nördlichen Mauer befand sich das acharnische Thor.

Schon Themistokles hatte den großartigen Plan, Athen und seine Hafenstadt Peiraiens durch zusammenhängende Befestigungswerke

mit einander zu verbinden und dadurch seine Vaterstadt zu einer großen unbezwinglichen Seefeste zu machen. Die vollständige Ausführung dieses Planes blieb dem Kimon und Perikles vorbehalten; doch hat Themistokles schon den Peiraieus befestigt.

Vor Themistokles war der einzige Hafen der Athener die Bucht von Phaleron. An dieser Stelle kam die See der Stadt am nächsten, auf zwanzig Stadien, und darum hatte man sie als Hafen erwählt, obgleich sie offen und ungeschützt dalag. Westlich von derselben erstreckte sich eine felsige Halbinsel ins Meer, welche an ihrer Westseite mit dem übrigen Festlande einen geräumigen und sicheren Hafen bildete, den Peiraieus, und in ihrer Ostküste noch zwei kleinere, aber auch leicht zu befestigende Buchten hatte, die von Zea und Munychia. Diese drei Häfen und die ins Meer auslaufende Anhöhe, an welcher sie lagen, wurden schon vor dem Erscheinen des Xerxes unter Leitung des Themistokles zu einem Ganzen zusammengefaßt, das den Namen Peiraieus erhielt und ringsum, von der Land- und Seeseite, mit einer Mauer umgeben wurde. Das Werk war kaum begonnen, als Xerxes ins Land kam; nachdem aber die Perser vertrieben und die athenische Ringmauer vollendet war, setzte Themistokles es fort. Hier brauchte man nicht mit solcher Hast zu arbeiten, und die Befestigungen wurden wahrhaft kolossal. Sie hatten einen Umfang von drei Stunden und bestanden aus großen Quadern, welche ohne Kitt nach Außen hin durch eiserne Klammern zusammengehalten wurden; sie waren so breit, daß bei ihrem Bau zwei Wagen in entgegengesetzter Richtung darauf hin und her fahren konnten, und kamen unter Themistokles zu einer Höhe von dreißig Fuß; die von ihm beabsichtigte Höhe von sechzig Fuß erreichten sie erst durch Perikles. Die Eingänge der drei vortrefflichen Häfen wurden durch starke Steindämme von beiden Seiten her verengt, so daß sie in Kriegszeiten leicht durch vorgezogene Ketten völlig gesperrt werden konnten. In dem großen Hafen Peiraieus bildete der südöstliche, an der Halbinsel gelegene Theil, der sogen. Kantharos, den eigentlichen Kriegshafen; längs desselben

zogen sich Lagerplätze für vierundneunzig Kriegsschiffe (νεώσοικοι, d. h. Schiffshäuser), Werften und großartige Arsenale hin. Der übrige größere Theil des Peiraieus ward Handelshafen, Emporion; er ward mit der Zeit mit fünf großen Hallen (στοαί) umgeben, die zu Kaufhallen und Lagerhäusern dienten. Der Hafen Zea hatte Lagerplätze für 196, Munychia für 82 Kriegsschiffe.

Kimon führte die Gedanken des Themistokles aus, indem er die so befestigte Hafenstadt Peiraieus durch die sogen. langen Mauern mit den Festungsmauern von Athen verband. Die eine, die „nördliche" Mauer, ging von der südwestlichen Stadtmauer Athens bis zur nördlichen Ringmauer des Peiraieus, vierzig Stadien lang; die andere, „die phalerische", etwa vier bis fünf Stadien östlich von der ersten an der athenischen Mauer ihren Anfang nehmend, lief nach der Ostecke der phalerischen Bucht und war fünfunddreißig Stadien lang. Beide Mauern gingen von Athen aus schenkelförmig nach dem Meer auseinander und hießen deshalb „die Schenkel" (τὰ σκέλη). Sie waren 456 vollendet. Da aber immerhin noch ein feindliches Heer, das in der phalerischen Bucht landete, sich zwischen Athen und den Häfen festsetzen konnte, so erbaute Perikles zwölf Jahre später noch eine mittlere Mauer, welche in einem Abstand von 550 Fuß mit der nördlichen parallel lief und sich an die piräische Mauer anschloß.

So war Athen mit seinen Häfen Eine große Seefestung geworden, die allen Angriffen trotzen konnte. Das Ganze hatte einen Umfang von $174^1/_2$ Stadien oder mehr als vier deutsche Meilen.

Kehren wir noch einmal in die Zeit zurück, wo die Athener ihre Stadt nach der Zerstörung durch die Perser wieder herstellten. Ihre Wohnhäuser bauten sie in aller Hast wieder auf, um sobald wie möglich unter Dach und Fach zu kommen, meistens nach der alten Weise und an denselben Stellen. So erhielt denn die Stadt mit geringen Ausnahmen wieder die engen und unregelmäßigen Straßen wie früher; die Häuser waren unansehnlich, aus Fachwerk oder ungebrannten Lehmziegeln; nichts desto weniger waren sie oft auf

altfränkische Weise geputzt, wie Phokions Haus in Melite mit kupfernem Feilstaube prangte. Ein Fremder, sagt Dikäarch, möchte beim plötzlichen Anblick zweifeln, ob dies wirklich der Athener Stadt sei. Die oberen Stockwerke hingen häufig über die Straße herüber, und Treppen, Geländer und die auswärts aufgehenden Thüren beengten den Weg. Themistokles und Aristeides bewirkten mit Hülfe des Areopags nichts weiter, als daß die Straßen ferner nicht bebaut wurden, worauf auch später gehalten wurde. Das Hauptsächlichste bei dem Hause war immer der Hofraum, der bei angesehenern Häusern durch die äußere Mauer von der Straße getrennt war. Einzelne Privatleute mögen schon früh, besonders seit Perikles, wenn auch nicht sehr große, doch wohlgebaute und durch die Kunst ausgeschmückte Wohnungen besessen haben. Dieser Luxus wurde aber erst in der Zeit des Demosthenes allgemeiner. „Unsere Vorfahren", sagt der Redner, „errichteten so herrliche Werke der Kunst an Tempeln und Weihgeschenken, daß keinem Nachkommen die Möglichkeit, sie zu übertreffen, geblieben ist; im Privatleben aber waren sie so mäßig und bescheiden, daß die Häuser des Aristeides und Miltiades nicht besser sind als jedes Nachbarhaus. Jetzt aber sind die Verwalter des Staates aus armen Leuten reich geworden, und so manche haben ihre Wohnhäuser prächtiger ausgeschmückt als öffentliche Gebäude." — Der Peiraiens wurde in der perikleischen Zeit von dem großen Architekten Hippodamos nach neuer Weise angelegt, geradlinig mit freien Plätzen und offener amphitheatralischer Aussicht auf das Meer.

Athen hatte in seiner Blüthezeit mit dem Peiraiens zusammen über 10,000 Häuser, ohne die Staatsgebäude und die außer der Mauer gelegenen Anlagen; doch lagen noch viele Plätze unbebaut. Gewöhnlich bewohnte eine Bürgerfamilie ein Haus allein als ihr Eigenthum; daneben aber gab es viele Miethshäuser (συνοικίαι), in deren einzelnen Abtheilungen mehrere Armen oder Schutzgenossen, die kein Haus in Athen besitzen durften, zusammenwohnten, und Fabrikhäuser mit hunderten von Sklaven. Die Einwohnerzahl

Athens betrug nach Böckhs Schätzung ungefähr 180,000 mit Einschluß der Sklaven; Andere nehmen etwas mehr als 100,000 an.

Nachdem die Athener ihre Wohnungen wieder hergestellt und vorläufig durch die Ringmauer ihre Stadt gegen äußere Angriffe gesichert hatten, gingen sie daran, die von den Persern geschädigten oder zerstörten Tempel und sonstigen öffentlichen Gebäude zu restauriren oder von Grund aus neu zu erbauen und überhaupt ihre in Macht und Wohlstand energisch aufstrebende Stadt in einer ihrer Stellung würdigen Weise durch mancherlei neue Anlagen auf's Prachtvollste auszuschmücken. Athen sollte nicht blos die mächtigste, sondern auch die schönste Stadt von Hellas werden. Für diesen Zweck wurden zur Zeit des Kimon und besonders des Perikles ungeheure Ausgaben gemacht. Kimon schmückte den südlichen Theil des Marktes durch Platanenpflanzungen. Unter seinen Bauten ist besonders das Theseion, der Tempel des Theseus, zu nennen, dessen Gebeine er von der Insel Skyros nach Athen gebracht hatte; sein Schwager Peisianax erbaute am Markt die prächtige Poikile (die bunte Halle, Gemäldehalle). Der Thasier Polygnotos, Kimons Freund, der erste große Maler Griechenlands, der die Malerei zu solcher Vollkommenheit erhob, daß sie der Plastik als würdige Schwester an die Seite treten konnte, schmückte mit seinen Schülern Mikon und Panainos von Athen außer andern öffentlichen Gebäuden die Poikile und das Theseion mit Gemälden aus. Polygnot liebte großartige Darstellungen aus der vaterländischen Sage und Geschichte. So befanden sich in der Poikile die Einnahme von Troja, der Kampf der Athener mit den Amazonen, die marathonische Schlacht. Das Theseion liegt auf einem Hügel nordwestlich vom Areopag und ist dadurch, daß es in christlicher Zeit als Kirche dem heiligen Georg, einem ritterlichen Helden wie Theseus, geweiht war, besser als alle übrigen Bauten Athens erhalten. Es ist ein rings mit einer dorischen Säulenreihe umgebener Tempel, der durch die Eurhythmie seiner Theile trotz seiner kleinen Dimensionen auf die Beschauer den Eindruck von Größe und Erhabenheit macht. Der Engländer

Wordsworth sagt: „Die Vollkommenheit dieses Gebäudes ist so groß, daß man sie auf den ersten Blick gar nicht in ihrem ganzen Werthe auffassen kann. Seine Schönheit besticht Alles; seine kräftigen und dennoch so graziösen Formen sind bewundernswürdig und bei der Lieblichkeit der satten honiggelben Farbe, welche der Marmor jetzt nach Jahrtausenden angenommen hat, möchte man glauben, daß dies Gebäude nicht aus dem rauhen Steine des Felsgebirgs, sondern aus den goldenen Strahlen eines atheniſchen Sonnenunterganges hervorgegangen und zusammengesetzt sei."

Den höchsten Glanz auch in baulicher Hinsicht erlangte Athen durch Perikles. Seine politischen Gegner sagten, er verschwende die Staatsgelder, um die Stadt zu vergolden und aufzuputzen wie ein hoffährtiges Weib; aber wir wollen lieber sagen, er schmückte sie wie eine stolze Königin. Die Ausführung aller dieser großartigen Bauten und sonstigen Kunstwerke stand unter der Leitung des großen Künstlers Pheidias, der ein Freund und Gesinnungsgenosse des Perikles war; er gebot über das ganze in Athen befindliche Heer der mannigfaltigsten Künstler, welche, die Ueberlegenheit seines Geistes anerkennend, in edlem Wetteifer seine großartigen Ideen zur Darstellung brachten. In den Bauten, die damals aufgeführt wurden, erreichte die Architektur ihre höchste Stufe. Zwar herrscht in ihnen meist noch der dorische Styl, aber diesen haben die atheniſchen Künstler zu einem attischen Styl erhoben, indem sie ihn seiner Schwere und Steifheit entkleideten und zu einer milden Anmuth entwickelten, ohne ihm seine Erhabenheit zu nehmen. Das Charakteristische dieses anmuthigen und doch so erhabenen attischen Styls ist das reinste Maß, die vollkommenste Harmonie der Verhältnisse, eine edle Einfachheit bei aller Pracht plastischer Ausschmückung.

Die Akropolis hatte seit der ausgedehnten Befestigung Athens und seiner Häfen die Bedeutung einer Festung verloren, sie bot also jetzt als der Sitz der alten Landesheiligthümer den geeignetsten Raum für die Aufführung herrlicher Prachtbauten. Den Zugang

zu der Burg, als einem heiligen Tempelhofe, bildeten die Propyläen (Vorhalle), ein Prachtthor aus weißem pentelischem Marmor, das von dem Baumeister Mnesikles in fünf Jahren (437—32) an der Stelle des alten Neunthores aufgeführt wurde. Sie wurden von den Griechen immer als eins der herrlichsten Bauwerke jener kunstreichen Zeit gerühmt. Vom Markte aus führte in den gewundenen Richtungen des alten Weges eine breite Prachttreppe zu einem flachen viereckigen Raume mit Seitengebäuden zur Rechten und Linken. Das Gebäude links, gen Norden, war eine Halle mit Gemälden des Polygnot, das südliche ein im Jahre 1835 wieder aufgerichteter Tempel der Athene Nike, die gewöhnlich eine Nike Apteros, eine ungeflügelte Siegesgöttin, genannt wird. Vor sich hatte man ein Prachtthor mit einer davor befindlichen Säulenhalle, welches mit vier Nebenthoren in eine bedeckte, von Säulenreihen getragene Halle von bedeutender Tiefe hinaufführte bis zu einem Thor, das mit fünf bronzenen Thüren geschlossen werden konnte. Hinter diesem Thor führte eine zweite kürzere Halle zur Burg hinauf und endete in einem Prachtthor, welches dem gegen Westen gekehrten völlig gleich war. Vor dem westlichen, der Stadt zugekehrten Thore standen später auf Marmorpfeilern zwei Reiterstatuen; vor dem östlichen Thore, am Eingang in die Burg stand eine Statue des Hermes und eine Gruppe der drei Chariten, welche beide der Philosoph Sokrates gefertigt haben soll, ferner eine eherne Löwin (λέαινα) und daneben eine Statue der Aphrodite, wie es heißt, zum Andenken an Leaina, die Geliebte des Aristogeiton, welche nach der Ermordung des Hipparch auf der Folter sich die Zunge abgebissen haben sollte, um Niemand verrathen zu müssen. Die Löwin hatte in dem geöffneten Rachen keine Zunge.

Von den Propyläen gelangte man an den Tempeln der Artemis Braunonia und der Athene Ergane vorbei zu dem höchsten Theil der Burgfläche, wo an der Stelle des von Peisistratos erbauten Athenetempels der unter Perikles von den Baumeistern Iktinos und Kalli-

krates aufgeführte Parthenon stand, der Tempel der Athene Parthe=
nos (der Jungfrau Athene). Dieser ganz aus weißem pentelischem
Marmor errichtete Prachtbau vom reinsten würdigsten Ebenmaß
war das herrlichste Kunstwerk unter allen Bauten Griechenlands
und erregt noch heute, nachdem er 1687 bei einer Belagerung durch
die Venetianer viel gelitten und neuerlich Lord Elgin eine Menge
von Bildwerken von demselben abgelöst und in das britische Museum
entführt hat, in seinen Ruinen enthusiastische Bewunderung. Der
Tempel, auf einer Unterlage von drei Stufen sich erhebend, hatte
auf der vorderen und hinteren Seite eine doppelte Säulenreihe;
die innere Reihe bestand aus sechs, die äußere aus acht Säulen;
auf den Langseiten standen je siebenzehn Säulen, so daß im Ganzen
achtundfünfzig Säulen den Tempel umschlossen. Die Höhe der
Säulen betrug 34 Fuß, die Länge des ganzen Tempels 227 Fuß,
die Breite 101 Fuß, die Giebelhöhe 59 Fuß oder, von der untersten
Stufe an gerechnet, 65 Fuß. Das Innere der Cella wurde durch
eine Zwischenmauer in zwei Räume von ungleicher Größe getheilt,
von denen der größte, mit einem Eingang von Osten, den eigent=
lichen Tempel bildete und eine Länge von 100 Fuß hatte, weshalb
das Gebäude auch Hekatompedon hieß; der kleinere westliche Theil,
mit einem besonderen Zugange von Westen, der Opisthodomos
(Hinterhaus), bildete die Schatzkammer des Staates und hatte eine
von Säulen getragene vollständige Decke, während die größere Cella
durch eine Dachöffnung von oben ihr Licht erhielt und nur auf den
Seiten mit einer von Säulenreihen getragenen Decke überbaut war.
Verschiedene Theile des Gebäudes waren mit Skulpturen geschmückt,
welche nach der Zeichnung und Anordnung des Pheidias selbst, zum
Theil wohl auch von seiner eigenen Hand gefertigt waren. Die
dreieckigen Giebelfelder an der östlichen und westlichen Fronte waren
mit kolossalen Statuengruppen angefüllt; die östliche Gruppe stellte
die Geburt der Athene dar, die westliche, bei weitem besser erhaltene,
den Streit der Athene und des Poseidon um das attische Land.
Zwischen dem Tempeldache und den äußeren Säulen zog sich eine

Reihe von 92 Metopenplatten hin mit Reliefs, welche Scenen aus dem Giganten-, Amazonen- und Kentaurenkampfe darstellten. Innerhalb der Säulenhalle, an der Außenseite der Cellenwand lief unter der Decke wie ein schmales Band 528 Fuß lang ein Fries hin, auf welchem eine Darstellung von einzelnen Theilen des großen Panathenäenzuges ausgemeißelt war. Im Innern der großen Cella stand, als die höchste Zierde des Heiligthums, die Statue der Pallas Parthenos aus Gold und Elphenbein, ein Meisterwerk des Pheidias. Nach zehnjähriger Arbeit war das ungeheure Werk, an dem tausend Hände beschäftigt gewesen, vollendet, im Jahre 438. Der Tempel diente hauptsächlich zur Festfeier der großen Panathenäen, für gewöhnlich war er dem Publikum verschlossen.

Auch das Erechtheion, das von den Persern zerstört worden war, wurde in der perikleischen Zeit glänzend erneuert, aber seine Vollendung fällt erst gegen Ende des peloponnesischen Krieges. Es zeigte den leichten attisch-jonischen Styl in seiner schönsten Entfaltung, hatte aber, da das Heiligthum von alter Zeit her aus drei Tempeln bestand und man bei der Wiederherstellung das alte Terrain beibehielt, eine sehr unregelmäßige Grundform.

Zwischen dem Erechtheion und den Propyläen stand die eherne kolossale Statue der Pallas Promachos (der schützenden Vorkämpferin), ohne die Basis über 50 Fuß hoch, so daß sie über den Parthenon emporragte und ihre goldene Lanzenspitze und der wehende Helmbusch schon fernher von den Schiffern gesehen wurden, wenn sie um das Cap Sunion herumbogen. Schon in der kimonischen Zeit hatte Pheidias sie begonnen, völlig ausgeführt wurde das Werk erst nach seinem Tode. Diese Promachos erwies sich noch in später Zeit als Schützerin ihrer Stadt; ihr ernstes Antlitz schreckte die Gothen des Alarich ab Athen zu plündern.

Außer den genannten Bauten und sonstigen Kunstwerken enthielt der Burgraum noch eine zahlreiche Menge von Bildwerken, die zum großen Theil erst in den Jahrhunderten nach Perikles gestiftet waren. Von den Bauwerken, die Perikles außer der Burg in der

Stadt und an andern Orten des attischen Landes errichtet hat, erwähnen wir blos noch das Odeion im Lenaion in der Nähe des Theaters, das zu verschiedenen musischen Aufführungen vor einem kleineren Publikum, als das unbedachte Theater faßte, bestimmt war. Es hatte ein zeltförmiges Dach, wie man sagte, nach dem Vorbilde des Zeltes des Xerxes, und die Balken des Daches sollten aus den Masten persischer Schiffe bestehen. Perikles weihte es ein durch ein großes Musikfest an den Panathenäen, bei dem er selbst Preisrichter war.

Alle die Werke, welche Perikles zur Verschönerung der Stadt aufführte, kosteten den Staat ungeheure Summen, die Propyläen allein 2012 Talente oder 2,766,500 Thaler; aber die kunstsinnigen Athener machten gerne diesen edlen Aufwand, um ihre Stadt zu der schönsten der Welt zu machen, sie erfreuten ihren Sinn an den herrlichen, von allen Griechen bewunderten Gebilden, und der hohe Geist, der in ihnen wehte, hob und erfrischte und veredelte ihr Gemüth, bildete ihren Kunstsinn, nährte das Selbstbewußtsein und den Patriotismus. Der Athener sah mit Stolz auf die Herrlichkeit seiner Vaterstadt, der keine andere in Hellas gleich kam, und mancher mochte mit Perikles an dem Gedanken sich erfreuen, daß diese von ewigem Frühlingshauch und nie alternder Seele durchdrungenen Werke in späten Jahrhunderten noch ein Denkmal sein würden von Athens Größe und dem hohen Sinn seiner Bürger.

Bald nach des Perikles Tode war es mit Athens Glück vorbei; der peloponnesische Krieg brach die Blüthe seiner Macht auf immer. Lysander legte die langen Mauern nieder (404); elf Jahre nachher wurden sie von Konon wieder hergestellt, um im Jahr 86 v. Chr. von Sulla für immer zerstört zu werden. Aber wenn auch Athen seine politische Macht verloren hatte, so behielt es doch den Schmuck seiner Kunstwerke, den es sich in den Tagen seiner Größe umgelegt, es blieb für alle Jahrhunderte des griechischen Lebens der Mittelpunkt der Wissenschaften und Künste. Und aus diesem Grunde wurden ihm auch noch in den Tagen seiner Verarmung, wo höchstens

einzelne reiche Privatleute zur Verschönerung ihrer Vaterstadt etwas thaten, von auswärtigen Fürsten, wie den Königen von Aegypten, Syrien, Pergamos, und später von den römischen Kaisern Ehren angethan, namentlich durch Aufführung schöner Bauwerke und Aufstellung von Statuen und dergl. Vor allen hatte Kaiser Hadrian der Stadt Athen seine Gunst zugewendet; er legte in der Nähe des von ihm ausgebauten Olympieions einen ganz neuen Stadttheil an, die Hadriansstadt. Nach Hadrian hat noch der Rhetor Atticus Herodes aus Marathon († c. 180 n. Chr.) große Summen von seinem ungeheuren Reichthum zur Verschönerung Athens verwendet. Er versah unter anderm das von dem Redner Lykurg angelegte Stadion jenseits des Ilissos in der Vorstadt Agrä mit Sitzreihen von pentelischem Marmor. Zum Gedächtniß seiner Gemahlin Regilla erbaute er am südwestlichen Abhange der Burg ein kostbares Odeum für 6000 Zuschauer; der Boden der Orchestra war mit bunten Marmorplatten belegt, die 31 Sitzreihen bestanden aus Marmor, das Dach aus Cedernholz.

Zur Zeit des Herodes Atticus kam Pausanias aus Magnesia am Sipylos, der den größten Theil von Griechenland bereist hat, um danach das Gesehene in seiner Periegese auf's Ausführlichste zu beschreiben, nach Athen. Er führt uns in seinem Buche auch in Athen an alle merkwürdigen Punkte und zählt eine erdrückende Masse von Bauten und Kunstwerken jeglicher Art auf. Da wir aber im Vorhergehenden schon das Meiste von den hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten Athens kennen gelernt haben, so wollen wir ihm jetzt nur noch an einige Punkte hin folgen. Wir begleiten ihn von dem piräischen Thore durch eine breite mit schönen Hallen versehene Straße in südöstlicher Richtung nach dem neuen Markt, von dem wir noch wenig gesehen. Dieser Markt, dessen Lage im Allgemeinen schon oben S. 267 bestimmt worden ist, war ein großes längliches Viereck, das von mehreren nicht zusammenhängenden Hallen umgeben ward, und diente nicht blos für den Handel und Wandel, sondern auch zu politischen Versammlungen und, beson-

ders wo Kimon die Platanen gepflanzt hatte, als Spaziergang für die Bürger.

Wenn man auf der bezeichneten Straße zum Markte kommt, so hat man zunächst rechts die Königshalle (βασίλειος στοά), das Amtslocal des Archon Basileus, an dessen Wänden die Gesetze des Drakon und Solon angeschrieben waren. Wahrscheinlich dieser Halle gegenüber, auf der Ostseite des Marktes, stand die Halle des „rettenden und befreienden" Zeus (Ζεὺς σωτήρ oder Ἐλευθέριος), davor ein Altar und eine Statue des Gottes. Unter den Gemälden, mit denen Euphranor die Wände der Halle geziert, war auch eine Scene der Schlacht bei Mantinea: Epaminondas an der Spitze einer thebanischen Reiterschaar im Kampfe mit athenischen Reitern, unter welchen Gryllos, der Sohn des Xenophon, besonders hervortritt. Dieser versetzte dem Epaminondas die Todeswunde. Dagegen behaupteten die Spartaner sowohl wie die Mantineer, daß Einer der Ihrigen den Epaminondas getödtet habe. Zwischen der Königs- und der Zeushalle standen Stelen mit eingegrabenen Staatsverträgen und Bildsäulen verdienter Männer. An der Ostseite des Marktes lagen noch ein Tempel des altjonischen Stammgottes Apollon (Ἀ. πατρῷος), das Buleuterion oder Rathhaus, in welchem der Rath der 500 seine Sitzungen hielt, das Metroon oder das Heiligthum der Göttermutter mit einer Bildsäule derselben von Pheidias. Es diente zugleich als Staatsarchiv. Südlich vom Metroon lag die Tholos, ein Rundgebäude, in welchem die Prytanen zu bestimmten Zeiten dem Zeus, der benachbarten Göttermutter u. a. Gottheiten opferten. Das Prytaneion, in welchem die Prytanen sich täglich versammelten und speisten, lag fern vom Markt nicht weit vom nordöstlichen Fuße des Burgfelsens. Hier, am „gemeinsamen Herde des Staates", auf welchem ein ewiges Feuer brannte, bewirthete der Staat die fremden Gesandten und verdiente Bürger. Noch südlicher als die Tholos, nicht weit vom Aufgang zur Burg, standen die zehn (später zwölf, dann dreizehn) ehernen Bildsäulen der Heroen, nach welchen die attischen Phylen oder Stämme benannt waren (ἐπώνυμοι); an ihren

Postamenten wurden allerlei Bekanntmachungen angehängt. Vom Metroon aus westlich, auf der sogen. Orchestra, welche zur Aufführung von dithyrambischen Chören benutzt wurde, standen die ehernen Bildsäulen des Harmodios und Aristogeiton, der Tyrannenmörder, mit gezückten Schwertern. Unter den Hallen an der Nordseite der Agora war die schönste und größte die S. 272 schon genannte Poikile. Sie lag in der Nähe der Königshalle. Von diesen beiden Hallen aus ging eine doppelte Reihe von Hermen in östlicher Richtung über die ganze Breite des Marktes.

Oestlich vom Markte stand auf einem wahrscheinlich von Gerichtshallen umgebenen freien Platze ein noch heute gut erhaltener achteckiger Thurm aus Marmor, den im ersten Jahrhundert v. Chr. ein Privatmann Andronikos aus Kyrrhos in Syrien erbauen ließ. Das Volk nennt ihn heute den Thurm der Winde; denn an den acht nach den Hauptwinden hingekehrten Seiten sind die Bilder dieser Windgötter in Relief dargestellt mit ihren charakteristischen Attributen, und ein auf der Spitze des Daches angebrachter eherner Triton zeigte mit einem Stabe nach dem jedesmal wehenden Winde. Unter den Figuren der Winde waren die nöthigen Striche für eine Sonnenuhr, und im Innern befand sich eine Wasseruhr, welche ihr Wasser von einer, am nordwestlichen Abhang der Burg entspringenden Quelle Klepsydra erhielt. Die Darstellungen der Winde geben uns einen Begriff von dem Einfluß der Winde auf das Klima und die Temperatur von Attika. „Der kalte Boreas (Nord) bringt Schneegestöber; er stößt in die gewundene Muschel, rauh und struppig von Ansehen, das Gewand vom Winde geschwellt. Der Kaikias (Nordost) ist feucht und finster; er fliegt schwer und langsam heran, sein Haar wallt naß herab, er trägt Schloßen im offenen Gefäß. Der milde Apeliotes (Ost) verbreitet gedeihliche Wärme und sanften Regen, um die Früchte zu zeitigen, die er aus dem Schooße seines Gewandes herabstreut. Euros (Südost) bringt Gewitter im heißen Sommer, sein schwerer Flug, sein finstres Ansehen bezeichnet die Schwüle der Jahreszeit. Aber vor allen öffnet Notos (Süd) die

bauchige Wasserkanne, und reichliche Ströme triefen von Haar und Gewand. Lips (Südwest) ist von sengender Hitze ausgedörrt und entfleischt, aber für Athens Handel günstig, da er die Schiffe in den Peiraieus führt; darum trägt er das Aplustre in Händen. Aber wie mild und schön fliegt der Jüngling Zephyros heran, die breite jugendliche Brust unbedeckt, das weiche Haar sanft gelockt, in leichter freier Bewegung Blumen tragend, Huld und Segen im Blicke. Sein ungestümer Nachbar ist Skiron, der Nordwest, der plötzlich Hagel und Schneegestöber und kalte Luft bringt: ein Gefäß mit Kohlen, welches er in beiden Händen trägt, bezeichnet, wodurch man sich gegen sein Wehen verwahren müsse." (O. Müller.)

Noch eine Straße wollen wir besehen, die Tripoden- oder Dreifußstraße, welche im Osten der Burg vom Prytaneion her nach dem Lenaion führt. Sie war zu beiden Seiten mit zahlreichen marmornen Rundtempeln eingefaßt, auf deren kuppelförmigen Dächern eherne Dreifüße standen, Monumente zur Feier eines in einem musischen Wettkampf errungenen Sieges. Eins dieser Tempelchen ist noch erhalten, das Denkmal des Lysikrates, vom Volke jetzt die Laterne des Demosthenes genannt. Es gehört zu den anmuthigsten Ueberresten des griechischen Alterthums. Auf schlankem quadratischem Fußgestell steht ein kleiner Rundtempel, aus dessen kreisförmiger Wand sechs korinthische Halbsäulen hervortreten. Sie tragen ein Gebälk, auf dessen Fries ein Vorgang aus der Geschichte des Dionysos, des Gottes der Festspiele, dargestellt ist, die Verwandlung der tyrrhenischen Seeräuber in Delphine. Aus dem kuppelförmigen Dache erhebt sich eine Steinblume von der Form eines korinthischen Kapitells, auf welcher der Dreifuß, der Siegespreis stand.

Von den Vorstädten Athens besuchen wir nur den äußeren Kerameikos, der durch das Dipylon mit dem inneren oder städtischen Kerameikos verbunden war. Etwa zwanzig Minuten vom Dipylon aus gelangt man durch die Kephissosebene auf einer nach Nordwest führenden Straße zur Akademie, einem von Hipparch, dem Sohn des Peisistratos, mit einer Mauer umgebenen und zu einem

Gymnasium bestimmten Raume. Die beiden andern älteren Gymnasien Athens, Lykeion und Kynosarges, lagen östlich von der Stadt. Die ganze Akademie war der Athene geheiligt, deren Altar von zwölf alten Oelbäumen umschattet war, welche unmittelbar von dem durch die Göttin selbst geschaffenen Oelbaum im Erechtheion abstammen sollten. Außerdem befanden sich noch zahlreiche Altäre und Heiligthümer anderer Götter in der Akademie, der Feuergötter Prometheus und Hephaistos, der Patrone der Töpfer (*κεραμεῖς*), des Hermes als Vorstehers der Gymnasien u. a. Vor dem Eingang stand ein Altar und eine Statue des Eros. Schöne Baumgruppen, namentlich mächtige Platanen, von Kimon gepflanzt, umgaben die heiligen Orte und boten kühlen Schatten für die Spaziergänger und die Turner. Platon, der große Philosoph, hatte den Musen ein Heiligthum in der Akademie gestiftet. Er wandelte gerne in den schattigen Gängen und pflegte dort lehrend mit seinen Freunden und Schülern zu verkehren, wie Aristoteles im Lykeion. Auch später blieb die Akademie, in deren Nähe Platon begraben wurde, der Mittelpunkt der platonischen oder akademischen Schule.

Nördlich von der Akademie, etwa $^1/_2$ Stunde von Athen entfernt, erhob sich ein stumpfer Felsenhügel mit zwei Gipfeln, der dem Rossefürsten Poseidon (*Π. ἵππιος*) und der Rossegöttin Athene (*Ἀ. ἱππία*) geheiligte Kolonos mit dem Haine der Erinyen und einem Erdschlunde, durch welchen Oidipus, nachdem er mit den Erinyen sich versöhnt, zur Ruhe in die Unterwelt eingegangen sein sollte. Auf dem vorderen, dem westlichen Gipfel des Hügels in der Nähe eines Olivenwaldes ist das Grab des am 1. August 1840 zu Athen verstorbenen hochverdienten Alterthumsforschers Otfried Müller. „Man kann wohl sagen, daß er eines schönen Todes gestorben ist und herrlich begraben liegt" (Jac. Grimm in einem Briefe). Sophokles, der große Tragiker, ist in dem am Fuße des Hügels gelegenen Dorfe Kolonos geboren, und er hat als hochbetagter Greis dem Ort, wo er als Knabe gespielt, durch seine erhabene Tragödie „Oidipus auf Kolonos" für alle Zeiten eine heilige Weihe

gegeben. Als seinen Schwanengesang kann man den schönen Chorgesang betrachten, in welchem er die Schönheiten des Kolonos und, unvermerkt die Gedanken des Hörers an den Stömungen des Kephissos hinführend, die Vorzüge des attischen Landes preist.

„Du kamst, o Freund, in dem rossegesegneten Lande
Zur schönsten Stätte, dem weißglänzenden Kolonos,
Wo die hellflötende Nachtigall
Zahlreich klaget in grünen Schluchten,
Liebend das Dach weinfarbenen Epheus
Und das dichte Gebüsch des Bakchos
Mit tausend Früchten,
Schattig und frei von jeglichem Sturm,
Wo stets wandelt der schwärmende Dionysos,
Umringt von den göttlichen Ammen.

Hier blüht beständig unter dem Thau des Himmels
In schöntraubiger Pracht der Narkissos,
Der großen Göttinnen alter Kranzesschmuck,
Und der goldstrahlende Krokos.
Nie versiechen die schlaflosen Wasser,
Heran irrend von des Kephissos Strömung;
Nein, befruchtend von Tag zu Tag,
Sucht er die Aue des gebreiteten Landes
Mit dem lauteren Naß;
Nicht verschmähn ihn die Chöre der Musen
Noch Aphrodite mit goldenen Zügeln.

Ein Gewächs, wie nicht vom asischen Land ich's höre,
Noch es wächst in der weiten dorischen Insel,
Ungepflanzt, sich selbst erzeugend,
Eine Scheu den feindlichen Lanzen,
Blüht herrlichst in diesem Lande —
Der glänzende Sproß kindnährenden Oelbaums,
Den nicht ein junger, nicht ein ergrauter Heeresfürst
Austilgen wird mit zerstörender Hand;
Denn des Zeus stets wachender Blick,
Des Oelbaumhorts, schauet ihn an
Und Athene mit strahlendem Auge.

Noch ein andres, das höchste Lob,
Hab' ich von meinem Lande hier zu künden,
Eine Gabe des mächtigen Gottes, den herrlichsten Ruhm,
Den Preis der Meerfahrt, der Rosse und Fohlen.
O Sohn des Kronos, Herrscher Poseidon,
Du setztest es in diesen Ruhm ein,
Indem du dem Roß die Fessel des Zügels schufst
Zuerst auf diesen Straßen.
Und die beruderte Meeresblanke
Fliegt erstaunlich dahin unter der Hände Kraft,
Vom Nereidenchor
Hundertfüßig umzogen.

Das athenische Theater.

Das griechische Drama mit seinen beiden Hauptgattungen, der Tragödie und Kömodie, hat seine Wurzeln und Anfänge in dem Cultus des Dionysos oder Bakchos, der, wie überhaupt die meisten griechischen Culte, eine Menge dramatischer Elemente enthielt, und mehr als jeder andre die Festgenossen mit enthusiastischer Begeisterung erfüllte. Man dachte sich den Gott ursprünglich als eine Personification des Naturlebens, als ein Wesen, das parallel mit der aufblühenden und wieder von der feindlichen Gewalt des Winters vernichteten Vegetation, jubelnd und trauernd, verfolgt und getödtet und wiedererweckt alle Freuden und alle Schmerzen des Erdenlebens durchlebt, und an seinen in den Winter und die Frühlingszeit fallenden Festen versetzten sich die Festgenossen in dieselben Stimmungen, überließen sich in leidenschaftlicher Theilnahme an den Ereignissen der Natur, gehoben und begeistert durch die Macht des Gottes, die in dem Weine sich offenbarte, jauchzendem Jubel und dem tiefsten Schmerze. Durch Verkleidung und Mummerei suchte man sich aus sich selbst herauszuheben, man nahm das Costüm der Begleiter des Gottes, der Satyrn an, um sich in seine Nähe zu versetzen, im Geiste mit ihm zu leiden, zu kämpfen, zu siegen.

Das Festlied bei der Dionysosfeier war der Dithyrambos, der je nach der Stimmung des Festes tiefen Schmerz oder jubelnde Lust aussprach. Ein Chor, der sich als einen Schwarm von Satyrn betrachtete, sang das Lied im Tanze um einen Altar, um das brennende Opfer eines Bocks; und daher kommt der Name Tragödie, „Bocksgesang"; denn der Bock heißt im Griechischen Tragos. Die Tragödie ist nämlich aus dem Dithyrambos entstanden, dem ernsten traurigen Winterdithyrambos, der ursprünglich nur die Leiden und Kämpfe des Dionysos, bei weiterer Ausbildung aber auch die Leiden und Gefahren von Heroen zum Gegenstand hatte. Wahrscheinlich trat bei dem Vortrag dieses Dithyrambos der Vorsänger oder Chorführer, der Koryphaios, besonders hervor, so daß er den behandelten Mythus in seinen Hauptheilen erzählte, während der singende Chor seine Empfindungen darüber aussprach. Diese Art von Dithyrambos, welche in Sikyon und durch den bekannten Dichter Arion zu Korinth ihre Ausbildung erhielt, auch in Athen und anderwärts Eingang fand, bildete die Vorstufe der eigentlichen Tragödie. Athen gebührt der Ruhm, die Tragödie erfunden und zugleich zur vollsten kunstmäßigen Ausbildung gebracht zu haben.

Zur Zeit des Peisistratos legte Thespis den Grund zur eigentlichen Tragödie, als er auf den Gedanken kam, zur Darstellung einer mythischen Geschichte am Bakchosfeste dem dithyrambischen Chor einen Schauspieler gegenüberzustellen, der mit dem Chor und Chorführer in Unterredung trat. Er fügte zur Orchestra, dem runden Tanzplatz des Chors, die Bühne für den Schauspieler. Während bisher der Chor in seinen Liedern eine mythische Geschichte in lyrischer Weise besungen und höchstens zwischendurch der Chorführer geschichtliche Ereignisse erzählt hatte, ließ Thespis jetzt durch Einführung seines Schauspielers handelnde Personen vor den Augen der Zuschauer auftreten, er erregte in den Anwesenden die Illusion, als ob diese mythischen Dinge sich in Wirklichkeit jetzt vor ihren Augen ereigneten, und zog dadurch die Ereignisse der fernen Vorzeit in die Gegenwart herein. Dies ist das Charakteristische des Drama's.

Thespis hatte seine Bühne so formirt, daß er dem Chor gegenüber auf erhöhtem Gerüste ein Zelt (Skene) errichtete, das „nach Art eines Hauses gezimmert“ war. Dieses Zelt war anzusehen als eine Wohnung der Hauptperson der Handlung, eines Königs oder eines Helden, und dadurch, daß der Schauspieler bald in dieser bald in jener Verkleidung aus dem Hause auf die davorliegende Bühne zur Handlung und Rede und zum Verkehr mit dem Chor und dem Chorführer hervortrat, war es ihm möglich, verschiedene Rollen in demselben Stücke zu spielen, so daß die Handlung schon ein gewisses dramatisches Leben erhielt. Die Pausen, die dem Schauspieler Zeit zum Umkleiden gaben, füllte der Chor mit seinen Gesängen aus, und dieser lyrische Theil des Drama's, in welchem sich die durch die Handlung angeregten Empfindungen aussprachen, hatte noch eine weit größere Ausdehnung als der dialogische. Auch bei den Nachfolgern des Thespis, den Zeitgenossen Phrynichos, Choirilos und Pratinas herrschte das lyrische Element noch vor und trat nur Ein Schauspieler auf, wenigstens so lange, als durch Aeschylus noch nicht der zweite Schauspieler eingeführt war. Ihre Thätigkeit beginnt nicht lange vor dem Jahre 500, sie rivalisirten aber noch mit Aeschylos und der Eine oder der Andre sogar mit Sophokles.

Pratinas ist dadurch von besonderer Bedeutung, daß er das Satyrspiel von der Tragödie absonderte und zu einer eignen Gattung ausbildete. Da nämlich die Tragödie, von den bakchischen Darstellungen abgehend, immer mehr ihre Stoffe aus der heroischen Mythologie nahm und sich zu einem ernsten und würdevolleren Charakter emporschwang, so war ein Chor der muthwilligen, niederer Sinnlichkeit verhafteten Satyrn nicht mehr recht an seinem Platze. Man wählte für den tragischen Chor andre Personen, schuf aber, um das alte dionysische Spiel nicht untergehen zu lassen, als eine besondere dramatische Gattung das Satyrdrama, eine „scherzende Tragödie“, wie ein alter Schriftsteller sie nennt, in welcher Satyrn den Chor bildeten und Gegenstände von derber Natürlichkeit aus dem Kreise des Dionysos und der Heroen zur Darstellung kamen.

Mit der Tragödie aber blieb das Satyrdrama doch stets im Zusammenhang, indem man bei den Aufführungen auf je drei Tragödien ein Satyrdrama als heiteren Schluß folgen ließ. Zur Zeit der oben genannten Tragiker nämlich war die Sitte eingeführt worden, daß an den mehrere Tage dauernden Dionysosfesten die tragischen Dichter mit je drei Tragödien und einem Satyrdrama und die Komiker mit einzelnen Komödien gegeneinander wettkämpften, wie es denn die Griechen überhaupt liebten, ihre verschiedenen Gattungen von öffentlichen Aufführungen agonistisch, zu einer Art von Wettkampf zu gestalten.

Eine Tragödie mit Einem Schauspieler mußte sich nothwendiger Weise in engen Grenzen bewegen. Aeschylus, „der Vater der Tragödie", der im Jahre 500 zum ersten Mal in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren auf die tragische Bühne trat, schuf erst die wahre Tragödie durch Einführung eines zweiten Schauspielers, der ebenfalls mehrere Rollen übernahm. Dadurch ward ein geregelter Dialog und eine fortlaufende zusammenhängende Darstellung der Handlung möglich. Der Dialog und die dramatische Entwickelung sind von nun an die Hauptsache, das lyrische Element des Chors dagegen wird zurückgedrängt, aber mit dem Dialog in enge Beziehung gesetzt, so daß ein abgerundetes, innerlich verbundenes Ganze entsteht.

Ihre höchste Entwickelung erhielt die Tragödie erst durch Sophokles, der im Jahre 468 bei seinem ersten Auftreten den Altmeister Aeschylos besiegte und bis ins höchste Alter im Dienste der Musen thätig war. Er starb 406 als Greis von beinahe neunzig Jahren. Er dichtete 113 Stücke, Aeschylos 70. Die Kunst des Sophokles überwand dadurch vornehmlich die großartigen Schöpfungen des Aeschylos, daß er die trilogische Composition aufhob. Er brachte zwar auch immer drei Tragödien nebst einem Satyrdrama auf die Bühne; aber diese Stücke standen ihrem Inhalte nach in keinem Zusammenhange, sie waren jedes für sich ein selbständiges Ganze. Durch diese Behandlung seines Stoffes war es ihm möglich, jedes

einzelne Stück feiner und reiner zu gestalten und mit mehr Leben zu erfüllen, die dramatische Handlung künstlicher zu verschlingen, die Charaktere scharf und bestimmt zu zeichnen und aus der Tiefe ihrer Seele die Handlung zu motiviren. Dabei unterstützte ihn die Neuerung, daß er noch einen dritten Schauspieler zufügte. Ueber diese Dreizahl ist die alte Tragödie nur bei seltenen Ausnahmen hinausgegangen. Ueberhaupt war es eine eigenthümliche Tugend der alten Kunst, mit wenig Mitteln Großes zu leisten.

Der dritte große Tragiker ist Euripides, geboren am Schlachttage von Salamis (480) und etwa ein halbes Jahr vor Sophokles gestorben. Doch steigt bei ihm die Kunst schon etwas von ihrer durch Sophokles erreichten Höhe herab. Wie der kräftige Aeschylos der Dichter der heroischen Perserkriege war, Sophokles der der hochgebildeten perikleischen Zeit, so ist Euripides der Dichter des peloponnesischen Krieges, einer Zeit, wo eine sophistische Bildung des Verstandes, Sinnlichkeit und Leidenschaft die Schranken der alten nationalen, auf sicherem Gefühl beruhenden Sitte und Denkweise gesprengt hatten.

Nach Euripides sind auf dem Gebiete der Tragödie keine bedeutenden Schöpfungen mehr erwachsen, sie erhielt sich auf der Bühne fast blos noch in Wiederholungen der drei großen Meister. Dagegen blieb die Komödie noch längere Zeit in lebendiger Ausübung. Sie hat sich übrigens auch später als die Tragödie entwickelt. Ihr Boden waren dieselben Dionysosfeste, in welchen auch die Tragödie ihren Ursprung hatte. Ein Haupttheil derselben war der Komos, das ausgelassene, mit Musik, Gesang und Tanz verbundene Trinkgelage, wovon die Komödie ihren Namen hat. Es löste sich zuletzt in ein trunkenes Umherziehen auf, wobei die vermummten Schwärmer, welche einen Chor bildeten, den Bakchos besangen und gegen die Begegnenden sich allerlei muthwilligen Scherz und Spott erlaubten. Darin sind die Anfänge der Komödie zu suchen; aber sie behielt länger als die Tragödie eine rohe kunstlose Gestalt, bis sie, um die Zeit der Perserkriege in die Stadt

verlegt, gleich der Tragödie mit Staatsmitteln unterhalten wurde und im Theater des Dionysos, wo auch die Tragödien zur Aufführung kamen, im Ganzen die Formen und Einrichtungen der Tragödie erhielt. In der Atmosphäre der demokratischen Freiheit erwuchs bald die muthwillige Tochter der dionysischen Festeslust zu blühender Kraft. Rücksichtslos gegen alle Regeln des geselligen Lebens, wie in toller Trunkenheit, griff sie, ohne Schonung einzelner Personen, selbst hervorragender und mächtiger Staatsmänner, mit kecker zügelloser Ausgelassenheit die verkehrten und schlechten Richtungen der Zeit an, nicht um blos ein kurzweiliges Possenspiel vorzuführen, sondern hinter der lustigen Maske sprach sich ein strenger sittlicher Ernst und eine hochherzige patriotische Gesinnung aus, welche das Schlechte und Thörichte und Gemeine zu vernichten und unschädlich zu machen bestrebt war. Der größte Komödiendichter war Aristophanes, der von 427—388 dichtete. Von ihm allein sind noch vollständige Komödien übrig, elf an der Zahl.

Die ursprüngliche Form des Theaters in seinen drei Theilen war durch die Sache selbst gegeben: der runde Tanzplatz des Chors (Orchestra) mit einem Altar (Thymele) in der Mitte, neben der Orchestra das Bühnengerüst (Skene) für die Schauspieler, und drittens das Theatron, der Raum für die Zuschauer, welche den Chor und die Redenden in einem großen, an der einen Seite durch daß Bühnengerüste abgeschnittenen Kreise umgeben. Denkt man sich den Zuschauerraum durch Gerüste oder durch eine natürliche Bodenerhebung amphitheatralisch erhoben, so ist das Theatergebäude bis auf die Decorationen fertig. Zu Athen wurde für die Tage, an welchen Dramen aufgeführt wurden, im Lenaion, dem heiligen Raum des Dionysos, für die Zuschauer ein hölzernes amphitheatralisches Gerüst aufgeschlagen. Darauf standen die Zuschauer nach der alten Art aller Volksversammlungen in Reihen so, daß die Hinteren über die Köpfe der Vordermänner hinausschauten. Als im Jahre 500 v. Chr. an dem Feste der großen Dionysien Aeschylus zum ersten Mal auf der Bühne auftrat, im Wettkampf mit Pratinas,

stürzte durch das starke Gedränge das Schaugerüst zusammen, und nun entschlossen sich die Athener, ein solides Theater in Stein aufzuführen, das jedoch erst durch den Redner Lykurg (S. 267) vollständig ausgebaut und ausgeschmückt ward. Dies war das erste feste Theater in der Welt, und es wurde das Vorbild für alle andern, die in Griechenland gebaut wurden. Es lag im Lenaion, und die Sitzreihen für 30,000 Zuschauer waren in den Burgfelsen eingehauen. Ein merkwürdiges Zusammentreffen war es, daß seit dem Auftreten des Aeschylos, des Dichters, der die Tragödie ihrer großartigen Entwickelung entgegenführte, das alte primitive Theater in Trümmer ging und von nun an die Bürger die Werke der vollendetsten Poesie sitzend in ruhiger behaglicher Schau genießen konnten.

Vergegenwärtigen wir uns das griechische Theatergebäude etwas genauer. Als Mittelpunkt ist die Orchestra anzusehen, ein kreisförmiger Raum zwischen den amphitheatralisch sich erhebenden Sitzreihen der Zuschauer (dem Theatron) und der erhöhten Bühne, welche von dem Kreis der Orchestra ein kleines Segment abschnitt und in ihrer Länge nicht viel weniger als den doppelten Durchmesser jenes Kreises betrug. Die Bühne, mit einem Holzboden auf einem steinernen etwa zehn Fuß hohen Unterbau, hatte also eine bedeutende Länge, aber ihre Tiefe war gering. Sie bildete ein langgezogenes schmales Rechteck. „Diese Form der Bühne", sagt O. Müller, „hat ihren Grund in dem ganzen Kunstgeschmacke der Alten und bedingte wieder die Darstellungen des Drama's auf eigenthümliche Weise. Wie die plastische Kunst eine solche Aufstellung von Figuren in lang auseinander gezogenen Reihen, wie sie für die Giebelfelder und Friese geeignet war, vor Allem liebte und auch die Malerei der Alten die einzelnen Figuren mit ihren vollständigen Umrissen klar und bestimmt neben einander stellt und nicht so zusammendrängt, daß hintere von vorderen großentheils verdeckt werden, so standen auch die Personen der Bühne, die Helden mit ihren Begleitern, die oft zahlreich waren, in langen Reihen auf dieser langen und schmalen Bühne."

Hinter der Bühne erhob sich ein zweistöckiges massives Bühnengebäude mit kurzen, auf beiden Seiten von der Bühne rechtwinklig nach den Zuschauern hin auslaufenden Seitenflügeln (παρασκήνια), so daß die Bühne auf drei Seiten von diesem Bau eingeschlossen ist. Die Höhe des Bühnengebäudes kam aus akustischen Gründen der höchsten Sitzreihe des Zuschauerraumes gleich. Die vordere Seite desselben, die Bühnenwand hieß eigentlich Skene, und die Bühne davor Proskenion; aber oft wird auch die ganze Bühne Skene genannt. Die Bühnenwand stellte einen Palast vor mit zwei Seitenflügeln in derselben Linie und hatte drei Thüren. Die mittlere, die Pforte des Hauptgebäudes, hieß die Königspforte; denn der Palast stellte gewöhnlich die Wohnung eines Königs vor, der dann bei der Aufführung der Tragödie regelmäßig aus diesem Thore auf die Bühne trat. Die Bühne, der Schauplatz der Handlung, ist also der Vorplatz des königlichen Palastes und liegt immer unter freiem Himmel, wie denn das Leben der Alten überhaupt sich zum größten Theil außerhalb des Hauses bewegte. Von den beiden Nebengebäuden des Palastes bedeutete das eine die Räume der Frauenwohnung und der Wirthschaft, das andere die Gastwohnung. Auf den beiden Seiten der Bühne führten Eingänge zu derselben; zu Athen galt der von der östlichen Seite, den Zuschauern zur Linken, für den Weg, der vom Lande und aus der Fremde hereinführte, durch den gegenüberliegenden westlichen Eingang, auf welcher Seite die Stadt und ihre Häfen lagen, kamen die Leute der Heimat auf die Bühne. Die Räume hinter der Bühnenwand dienten zum An- und Umkleiden der Schauspieler und zur Aufbewahrung von Costüm, Masken und dem ganzen Bühnenapparat. In dem hohlen Raume unter der Bühne, dem sogen. Hyposkenion, waren unter Anderm Maschinerien angebracht zu Versenkungen, durch welche man vornehmlich Geister und Dämonen aus der Unterwelt heraufsteigen und wieder verschwinden ließ. Auch befand sich daselbst wohl eine Stelle für den Soufleur.

Wenn, wie gewöhnlich, die hintere Bühnenwand einen Königs-

palast oder ein vornehmes Privathaus vorstellen sollte, dann brauchte dieselbe nicht erst durch Decorationsmalerei gestaltet zu werden. In manchen Stücken aber spielte die Handlung auf einem andern Schauplatze. In Sophokles' Aias z. B. war die Scene das griechische Schiffslager vor Troja am Zelte des Aias, welches, das äußerste Ende des Lagers bildend, in der Mitte der Scene stand; nach der andern Seite hin war Buschwerk, Feld und Hügel, vielleicht auch ein Fernblick auf's Meer. In Sophokles' Philoktet erforderte die Scene ein wildes Meeresufer mit einer Grotte, ringsum Gebüsch und Bäume, im Oidipus auf Kolonos die Felswand des Eumenidenhains und den Hain selbst. Für solche Fälle war eine Scenerie und Decoration nöthig, die allerdings im Vergleich mit dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit des heutigen theatralischen Apparates höchst einfach war, jedoch mit dem feinen Sinn der Griechen für Schönheit und Zweckmäßigkeit in Einklang gestanden haben wird. Man schob vor die massive Bühnenwand eine aus dünnen Brettern oder vielleicht auch aus großen mit Leinwand überzogenen Holzrahmen bestehende Wand, welche in entsprechender Weise perspectivisch bemalt war. Die perspectivische Scenenmalerei (σκηνογραφία) wurde schon zu des Aeschylos Zeit von Agatharchos geübt und dann unter Sophokles noch weiter ausgebildet; sie beschäftigte sehr bedeutende Künstler. Da man solche Decorationswände leicht verschieben konnte, so war es auch möglich, während des Stückes die Scene zu verwandeln. So erblickte man im Anfang der Eumeniden des Aeschylos den Vorplatz und das Innere des Tempels zu Delphi und nachher den Tempel der Pallas auf der Akropolis zu Athen. Vervollständigt wurde die Decoration der Bühne auf den beiden schmalen Seiten durch die sogen. Periakten, große dreiseitige Prismen, welche, mit Zapfen in den Boden und wohl auch in oben befindliches Gebälk befestigt, um ihre Axe gedreht werden konnten. Sie wurden auf ihren Seiten mit verschiedenen Ansichten bekleidet und diese dann je nach Bedürfniß der Bühne zugewendet. Sie vertraten also in unvollkommner Weise unsere Coulissen. Ein Vor-

hang kam bei dem griechischen Theater nicht vor. Auch gab es keine Zwischenacte.

Eine eigenthümliche Einrichtung des griechischen Theaters war das Ekkyklema. Wir haben schon erwähnt, daß im griechischen Theater die Bühne immer einen offenen Raum unter freiem Himmel vorstellt, daß die sichtbare Handlung nie, wie gewöhnlich bei uns, in den Zimmern eines Hauses vor sich geht. Aber es war doch bisweilen nöthig, den Zuschauern eine Scene zu zeigen, die in das Innere des Hauses gebannt war. Dies geschah durch das Ekkyklema, eine hölzerne Maschine, welche auf Rädern oder Rollen durch die aufspringenden Flügel der Königspforte aus dem Innern des Palastes auf die Bühne vorgeschoben ward und ein Gemach des Hauses darstellte mit irgend einer ergreifenden Scene. In dem Agamemnon des Aeschylos z. B. zeigte das vorgeschobene Ekkyklema die Klytaimnestra mit blutigem Schwerte über den Leichen des Agamemnon und der Kassandra mit dem Badegewand in den Händen, in das sie den unglücklichen Gemahl verwickelt hatte, und in dem folgenden Drama derselben Trilogie, in den Choephoren, den Orestes ganz an derselben Stelle, wo noch dasselbe Badegewand hängt, aber jetzt über den Leichen des Aigisthos und der Klytaimnestra. Hier und in andern ähnlichen Fällen wird immer in plastischer Gruppirung ein lebendes Bild von höchst tragischer Wirkung, das traurige Resultat blutiger Thaten und furchtbarer Schicksalsverwickelungen, vor die Augen des Chores und der Zuschauer gebracht.

Unter den Maschinerien des griechischen Theaters wird noch genannt eine Schwebemaschine, durch welche das Erscheinen von Göttern oder vergötterten Heroen, welche vom Himmel herniederkommen, vermittelt ward. Sie heißt vorzugsweise Maschine und hat Veranlassung gegeben zu dem Sprichwort: θεὸς ἐκ μηχανῆς, deus ex machina. Wie sie von dem Theologeion, das einem ähnlichen Zwecke diente, verschieden gewesen, wird kaum zu bestimmen sein. Auch hatte man Flugmaschinen und Hebemaschinen, vermittelst deren Jemand durch die Luft entrückt werden konnte. Dann wird eine

Blitzwarte erwähnt sowie eine Donnermaschine. Die letztere ahmte hinter der Scene den Donner nach, indem man mit Steinen angefüllte Schläuche oder Gefäße mit Heftigkeit in eherne Kessel ausschüttete.

Steigen wir nun in die Orchestra hinab, zu dem Standpunkte des Chors. In den Anfängen der dramatischen Kunst stand in dem Mittelpunkt des Kreises, der die Orchestra bildete, ein Altar des Dionysos, um welchen der Chor sich bewegte, die Thymele. Zu den dramatischen Aufführungen der späteren Zeit stand dieser Altar in keiner Beziehung mehr; wenn er noch blieb, so diente er andern Zwecken. In dem Theatergebäude nämlich kamen nicht blos dramatische Vorstellungen vor; man fand sich auch dort zu gewöhnlichen Volksversammlungen und zu manchen Festversammlungen ein. Da konnte denn jener Altar zu den Reinigungsopfern der Volksversammlung gebraucht werden; bei dionysischen Festen konnte er als der geweihte Mittelpunkt dienen für die kyklischen oder Rundchöre, welche den Dithyrambus aufführten. Für das Drama aber hatte man eine andere Thymele. Dies war ein viereckiges Holzgerüst, das in der Orchestra unmittelbar vor der Bühne als Standort und Tanzplatz für den Chor errichtet wurde und auch Orchestra hieß. Es hatte eine solche Höhe, daß der Chor bequem auf die Bühne sehen und mit den Personen derselben verkehren konnte, ohne jedoch den untersten Sitzreihen der Zuschauer die Aussicht auf die Bühne zu versperren. Eine angesetzte Treppe von wenigen Stufen führte zur Bühne hinauf. So bildete diese Thymele eine Fortsetzung und Erweiterung der schmalen Bühne. In die Orchestra im weiteren Sinne führten von Rechts und Links oder von Ost und West Zugänge (πάροδοι) zwischen dem Bühnengebäude und dem Theatron, durch welche der Chor hereinzog, um auf seinem Tanzgerüste Platz zu nehmen. Zur Zeit des Aeschylos betrug der Chor zwölf, seit Sophokles fünfzehn Mann, welche sich nicht kyklisch, sondern in viereckiger Form in drei Reihen von je fünf Personen hintereinander der Bühne zugekehrt aufstellten; der Mittelste in der hintersten Reihe

war der Chorführer oder Koryphaios. Jene Eingänge hatten dieselbe Bedeutung wie die entsprechenden Seiteneingänge der Bühne; trat der Chor durch den westlichen Eingang herein, so bestand er aus einheimischen Leuten, er kam aus der Stadt; durch den östlichen kam er aus der Fremde.

Der Zuschauerraum oder das Theatron (κοῖλον, cavea) schloß sich der Bühne gegenüber unmittelbar der Rundung der Orchestra an, und seine Sitzreihen stiegen in stets weiter geschweiften Bogen empor. In dem athenischen Theater waren, wie schon gesagt, die Sitzreihen in den Burgfelsen eingehauen, und in derselben Weise hat man auch an den übrigen Orten Griechenlands durchgängig geeignete Bergabhänge für die Anlage von Theatern gewählt. Das Theatron zu Athen war — nicht übereinstimmend mit der Forderung des Vitruv, daß die Sitzreihen aus Gesundheitsrücksichten nach Norden gerichtet sein sollten — gen Süden gerichtet. Ein erhöhter Gang grenzte zunächst das Theatron von der Orchestra ab. Von diesem aus führten mehrere schmale Treppen strahlenförmig zu den Stufen hinauf und theilten die ganze Höhlung in mehrere keilförmige Abschnitte (κερκίδες, cunei). Gewöhnlich fanden sich zwischen den Sitzreihen ein oder zwei breitere Umgänge (διαζώματα, praecinctiones), welche das Ganze in zwei oder drei Stockwerke oder Ränge schieden; die oberen Ränge hatten wegen der größeren Bogen mehr Treppen als der unterste. In manchen Theatern mündeten auch noch, wo es die Anlage möglich machte, von außen her Eingänge in jene hochgelegenen Umgänge.

Die steinernen Sitzstufen hatten eine geringe Höhe, was sich zum Theil daraus erklärt, daß man Sitzkissen auf dieselben legte; die Tiefe war beträchtlich, weil der hintere Theil der Stufe für die dahinter Sitzenden zum Aufstellen der Füße dienen mußte. Ein Sitz war von den Nebensitzen gewöhnlich durch leichte Striche getrennt. Die Plätze waren durch die Stockwerke in verschiedene Rangabtheilungen geschieden, die einen verschiedenen Preis hatten. Eine vorher gelöste Marke aus Bronze oder Elphenbein gab ein Recht zu diesem oder

jenem Rangsitz. Die untersten Reihen, der Bühne zunächst, waren die vorzüglichsten. Dort saßen die Preisrichter, die Leute von Verdienst und die hohen Obrigkeiten, als Strategen, Archonten, die Priester, ferner fremde Gesandten, Bürger befreundeter Städte, die durch das Recht der Proedrie (des Vorsitzes) ausgezeichnet waren. Hinter ihnen saß das übrige Volk, die Bürger wohl vor den Metöken und den zufällig anwesenden Fremden. Auf den höchsten Stufen befanden sich Sklaven und Hetären.

Ob auch ehrbare Frauen und Jungfrauen das Theater besuchten, darüber ist viel hin und her gesprochen worden. Die Komödie mit ihren unzüchtigen Masken und Späßen war allerdings kein schicklicher Gegenstand für Augen und Ohren der Frauen; bei den Tragödien dagegen, Dichtungen voll erhabener ernster Würde, welche die edelste Wirkung ausübten auf Gemüth und Geist, konnten derartige Bedenken nicht statthaben. Wollte man dennoch die Frauen davon fern halten, so konnte man blos sagen, daß Anstand und Zucht ihnen nicht erlaubten, unter Männern zu erscheinen. Gesetzlich war den Ehefrauen der Zutritt weder zur Tragödie noch zur Komödie verwehrt, und die Tragödie wurde von ihnen wohl zu allen Zeiten besucht, wahrscheinlich so, daß sie von den Männern abgeschiedene Plätze hatten; von der Komödie aber hielten sich die Frauen gewiß in den besseren Zeiten fern. Den in klösterlicher Eingezogenheit gehaltenen attischen Jungfrauen war der Theaterbesuch jedenfalls versagt. Dagegen wurden Kinder sogar in die Komödie mitgenommen.

Bei den Römern war der Zuschauerraum des Theaters mit einem großen Schirmdache überdeckt; die Griechen saßen ohne ein solches unter freiem Himmel. Sie schützten sich gegen die Sonne durch breitkrämpige Hüte und gegen sonstige Beschwerden der Witterung durch Mäntel. Kamen zu Athen plötzlich starke Regengüsse, so suchte das Publikum Schutz in den in der Nähe befindlichen Hallen.

Unser heutiges Theatergebäude hat wohl, ganz im Allgemeinen betrachtet, noch ähnliche Einrichtungen wie das alte, und Namen von einzelnen Theilen, wie Orchestra, sind geblieben; aber die Ein-

richtung und Ausrüstung derselben wie ihre Verwendung ist eine ganz andere. Namentlich auch sind das alte und das neue Theater höchst verschieden in Bezug auf die Größe; es gab in Griechenland Theater, welche 60—80,000 Menschen faßten. Das kam durch den eigenthümlichen Charakter und Bestimmung des antiken Theaters. Heut zu Tage ist das Theater eine durch Privatunternehmung dargebotene tägliche Unterhaltung in einigen Abendstunden für einen verhältnißmäßig geringen Kreis von Zuschauern; bei den Griechen waren die dramatischen Aufführungen eine öffentliche religiöse Festlichkeit der ganzen Bürgergemeinde, jährlich nur einigemal an dionysischen Festen vom Staate veranstaltet; dann aber wurden mehrere Tage lang ganze Reihen von Dramen hinter einander vorgeführt, indem die Dichter mit den edelsten Werken ihres Geistes wettkämpften zur Ehre des Dionysos und zur Verherrlichung seines Festes. Dadurch, daß die Tragödie — von dieser wollen wir hier mit Beiseitsetzung der Komödie allein sprechen — in dem Bakchoskult ihren Ursprung hatte und auch in der Folge immer als eine besondere Verherrlichung der Bakchosfeste auftrat, waren die tragischen Kunstwerke in ihrem inneren Wesen sowie auch in ihrer Aufführung getragen von der enthusiastischen Begeisterung, welche an den dionysischen Festtagen die ganze Gemeinde erfaßte. Die alte Tragödie hatte ein durchaus ideales Gepräge und trat in ihrer ganzen Erscheinung aus dem gewöhnlichen Leben heraus. Ihr Gegenstand sind mit geringen Ausnahmen die großartigen Thaten und Geschicke der den Göttern noch nahe stehenden Heroen der alten Mythenzeit, eines die jetzige Menschenwelt weit überragenden Geschlechtes. Der Chor, der unserer Tragödie fremd ist, wurde der eigentliche Träger dieser Idealität durch seine mit Tanz und Musik begleiteten lyrischen Gesänge; denn die Lyrik erhebt den Geist in ideelle Sphären, während die gesprochene Rede auf den Boden der Wirklichkeit herabzieht. Und diesem Charakter entspricht nun auch bei der Aufführung die Costümirung der Schauspieler, welche von der unsrigen wesentlich verschieden ist.

Die Schauspieler hatten auf der Bühne die gewaltigen Heroen der Vorzeit darzustellen. Deshalb wurde ihre Gestalt möglichst vergrößert. Ihre Höhe war verstärkt durch den Kothurn (κόθορνος), einen Schuh oder Halbstiefel mit sehr dicken, aus leichtem Holz oder aus vielen Korklagen gefertigten Sohlen, der jedoch wegen des langen Chitons wenig gesehen ward; ferner durch einen hohen Kopfaufputz (ὄγκος). Damit der Höhe der Figur ihr Umfang entsprach, wurden Brust und Leib und Arme ausgepolstert; die Arme wurden verhältnißmäßig verlängert durch ausgestopfte Handschuhe. Zu einem so vergrößerten Körper nun paßte allerdings das gewöhnliche Menschenantlitz nicht. Darum gebrauchte man Masken, die ja auch von Anfang an bei den bakchischen Spielen, wenn auch in unvollkommener Form, stets in Anwendung gewesen waren. Thespis soll sich anfänglich einer Schminke von Bleiweis mit aufgelegtem Portulak bedient haben; später hat er linnene Masken erfunden. Vervollkommnet wurden sie von Aeschylos, der überhaupt das tragische Theatercostüm, wie es später blieb, eingeführt hat. Die Masken bildeten mit dem Kopfaufputz Ein Ganzes und hatten wahrscheinlich zur Verstärkung des Schalles der Stimme im geöffneten Munde ein kleines Sprachrohr. Mit ihren stark markirten, weit sichtbaren Zügen repräsentirten sie nicht einzelne Individuen, sondern ganze Classen des Alters, Geschlechtes und Standes. Allerdings ging durch die Masken das natürliche Mienenspiel verloren; aber dies hätte den Charakter des Heros nicht in seiner ganzen Stärke auszudrücken vermocht und wäre bei der Größe des Theaters auch für die meisten Zuschauer nicht vorhanden gewesen. Zudem war gemeiniglich die Stimmung der in der alten Tragödie auftretenden Helden im Ganzen so gleichbleibend, daß die Beibehaltung derselben Gesichtszüge nicht verletzte. Auch konnten bei wiederholtem Auftreten die Masken nach Bedürfniß gewechselt werden. Bei einer solchen Ausstaffirung war die Beweglichkeit der Schauspieler gewiß sehr gering; doch hatte dies nichts Störendes, da der ernste Charakter der Tragödie ein ruhiges Maßhalten in der Bewegung der handelnden Personen verlangte.

Die Kleidung der Bühnenpersonen glänzte, wie die Tracht bei den bakchischen Festzügen, in bunter Farbenpracht. Schneider in seinem Buche über das attische Theaterwesen beschreibt sie folgendermaßen: „Das tragische Costüm bestand für die Männer von Rang aus einem bunten gewirkten Leibrock mit Aermeln, bei älteren Personen wahrscheinlich bis auf die Füße, bei jüngeren bis an die Knie reichend. Als Ueberwurf diente ein grünfarbiger Talar oder langer, bis auf die Füße herabgehender Fürstenmantel, wofür nicht regierende hohe Personen einen kürzeren rothen, goldgestickten Mantel trugen, und als theilweise Bedeckung die Leibbinde (Gürtel). Wahrsager hatten über dem Leibrocke noch ein aus wollenen Fäden bestehendes netzartiges Gewand. Auch wurde über den Leibrock gezogen die Brustbedeckung (das Wams), welche mächtige und kriegerische Könige, wie Atreus, Agamemnon und dergleichen führten, und der Aufschlag auf dem Aermel, welchen die Streitenden und Jagenden zum Schutze der Hand um dieselbe legten. Dionysos erschien in einem purpurnen Leibrocke, der nachlässig an einem bunten Achselbande hing, wie oft bei Frauen, und über welchen ein dünnes durchsichtiges, safranfarbiges Florkleid gezogen war, und mit dem Thyrsusstabe. Unglückliche, besonders Flüchtlinge, waren mit schmutzigweißen, andere (Leidtragende) mit dunkelgrauen, schwarzen, dunkelgelben oder bläulichen Kleidern angethan, Philoktetes, Telephos u. A. mit abgerissenen Kleidern. Auch Hirschhäute, Löwenhäute, andere Felle, Schwerter, Scepter, Lanzen, Bogen, Köcher, Heroldstäbe, Keulen, volle Rüstungen hatten die männlichen Personen der Tragödie. Die Kleidung einer Königin war ein purpurnes Schleppkleid und ein weißes Armtuch, in der Trauer aber ein schwarzes Schleppkleid und ein blauer oder dunkelgelber Umwurf." Wir bemerken noch, daß in den Frauenrollen der Bühne sowie auch in einem weiblichen Chor nur Männer auftraten.

Der Chor in der Orchestra stellte in der Regel den gewaltigen Heroen der Bühne gegenüber Menschen von gewöhnlicher Art dar; die Gestalt der Choreuten war daher auch nicht über das gewöhnliche

Maß erhöht. Aber sie waren in ihrer Kleidung mit der reichsten bakchischen Pracht ausgestattet. Bei Aeschylos greift der Chor noch oft in die Handlung ein; Sophokles aber schied ihn aus derselben aus und machte ihn nur zu einem theilnehmenden Zeugen, zu einem idealen Zuschauer gleichsam, welcher bald belehrend und tröstend, bald warnend und ermunternd der Handlung folgt und bei Ruhepunkten der Handlung in größeren Gesängen seine Empfindungen und Betrachtungen ausspricht. Darum betreten die Personen des Chors auch nur selten die Bühne.

Die dionysischen Feste in Attika waren folgende. In dem Monat Poseideon (letzte Hälfte des December und erste des Januar) feierte man auf dem Lande an verschiedenen Orten zu verschiedener Zeit die ländlichen oder kleinen Dionysien. Sie waren kein Fest der Weinlese, wie man geglaubt hat, denn die begann um die Tag- und Nachtgleiche und dauerte höchstens bis zum Plejadenuntergang (Anfang November); sondern es war die Zeit, wo man auf dem Lande wenigstens den jungen Wein zum ersten Mal abließ und kostete. Der junge Wein erfüllte die Feiernden mit bakchischer Begeisterung. In diesen Festen hatten sowohl Tragödie wie Komödie ihren Ursprung, und in den späteren Zeiten wurden an denselben alte Tragödien von herumziehenden Schauspielerbanden aufgeführt. Die kleinen Dionysien im Peiraieus zeichneten sich vor den übrigen aus. Selbst Euripides scheute sich nicht, dort seine Stücke aufführen zu lassen. Die Lenäen, welche zu Athen vom 8—11. Gamelion (Januar—Februar) im Lenaion gefeiert wurden, haben sich aus den ländlichen Dionysien herausgebildet; sie waren anfänglich ein ländliches Weinfest für Athen und die nächste Umgegend, bei welchem das Trinken des jungen Weines die Hauptsache war. Ein Kelterfest, wofür man es wegen des Namens gehalten, konnte es wegen der Zeit nicht sein. Die drei letzten Tage des Festes waren für Schauspiele bestimmt, und zwar wurden theils neue, theils gute alte Stücke gegeben. In den Anthesterion (Februar — März) fallen die dreitägigen Anthesterien. Jetzt schmückt sich die in Frühlingslust erwachende Erde mit

neuen Blumen, und der Landmann bringt seinen nun erst völlig ausgegohrenen Wein auf Wagen in die Stadt zum Verkauf. Es ist eine fröhliche lustige Zeit, und von den Wagen herab erlauben sich die Weinbringer mancherlei Scherz und Neckerei. Am zweiten Tage, dem Kannenfest (Choen), wird im Theater ein großer Zechwettkampf gehalten. Scenische Aufführungen fanden nicht statt.

Das größte und prächtigste Bakchosfest, das in Athen gefeiert ward, waren die großen oder städtischen Dionysien vom 8—13. Elaphebolion (März — April). Zu dieser Zeit, wo der Frühling völlig eingekehrt ist und das Meer der Schifffahrt wieder offen steht, strömt in Athen eine Menge von Fremden zusammen, und unter diesen befinden sich auch die Gesandtschaften der Bundesgenossen, die den jährlichen Tribut bringen. Deswegen gerade bemühten sich die Athener ihrem Feste einen außergewöhnlichen Glanz zu geben. Wir wollen es seinen einzelnen Tagen nach etwas genauer durchgehen. Der erste Tag, der 8. Elaphebolion, war eigentlich ein Asklepiosfest, und diente als Vorfeier. Früh Morgens ertönten Päane an dem Tempel des Asklepios, und dem Gotte wurde ein großes Opfer gebracht; dann folgte, wahrscheinlich am Nachmittag, eine bakchische Vorfeier im Theater. Mit dem Sonnenuntergang brach der 9. Elaphebolion und damit das eigentliche Dionysosfest an; denn in dem griechischen Festkalender ging der Tag von einem Sonnenuntergang bis zum andern. Jetzt brachten die Epheben das schöne, von Alkamenes gefertigte Bild des Dionysos aus seinem neuen Tempel im Lenaion unter Fackelschein in das Theater und stellten es in der Orchestra in Mitten der Festversammlung auf. Am Morgen des neunten wurde ein Festzug unter zahlreicher Betheiligung von Bündnern und Fremden durch die Stadt veranstaltet. In demselben wurde das Opfervieh, welches theils von dem athenischen Staate gestellt, theils von befreundeten Städten geschickt worden war, mitgeführt, vieles kostbare Geräthe wurde zur Schau getragen. An Opfer und Opferpersonal schlossen sich in buntem Gemisch die Feiernden an, mit Kränzen geschmückt, zu Fuß und zu Wagen, zum Theil auch in Masken. Auf

dem Markte hielt der Zug an bei dem Altar der zwölf Götter, um welchen ein kyklischer Chor einen Dithyrambos sang, der oft von einem ausgezeichneten Dichter, wie von Pindar, geliefert war. Darauf ging es zum Lenaion, wo das Bild des Dionysos durch Lieder und Opfergaben gefeiert ward. Dann trug man das Bild des Gottes durch die Stadt zu seinem ursprünglichen Heiligthum im Kerameikos und zur Akademie, um es wieder ins Lenaion zurückzubringen in die Mitte der großen Festversammlung. Es folgten nun die Opferschmäuse bis in den späten Abend, wobei viel gegessen und wohl mehr noch getrunken wurde. Solche reichlichen Genüsse in Speise und Trank zogen sich durch das ganze Fest hindurch. Am zehnten folgten die lyrischen Wettkämpfe von Knaben- und Männerchören und darnach fröhliche Siegesschmäuse. Die drei letzten Tage waren für scenische Spiele bestimmt, und zwar wurde an jedem derselben des Vormittags eine tragische Trilogie und des Nachmittags eine Komödie aufgeführt. Man wettkämpfte in der guten Zeit blos mit neuen Stücken. Nach der letzten Komödie des dritten Tages endete das Fest mit der Preisvertheilung.

Wollte ein Tragödiendichter seine Werke zum scenischen Wettkampf bringen, so mußte er eine geraume Zeit vor dem betreffenden Feste drei Tragödien und ein Satyrdrama bei dem Archon, welchem die Leitung des Festes oblag, einreichen. Bei den großen Dionysien war dies der Archon Eponymos, bei den Lenäen wahrscheinlich der Archon Basileus. Wenn der Archon die Stücke annahm, so wurde dem Dichter ein Honorar aus der Staatskasse gezahlt und der Chor und die nöthigen Schauspieler zugewiesen. Thespis soll selbst den Schauspieler gemacht haben, und auch Aeschylos übernahm gewöhnlich noch seine Hauptrollen; Sophokles, der eine zu schwache Stimme hatte, schaffte diese Sitte ab. Der Dichter bestimmte die Rollen der Schauspieler und ihr Costüm und übte sie in seiner Stellung als Staatsdiener selbst ein. Der Staat besoldete sie und besorgte ihr Costüm. Ehe er einen Vertrag mit ihnen einging, unterwarf er diejenigen, welche noch nicht erprobt waren, einer Prüfung, wobei

besonders untersucht wurde, ob sie eine hinlänglich starke Stimme hatten. Gute Schauspieler erhielten einen hohen Sold. Polos oder Aristodem soll in zwei Tagen oder gar an Einem Tag für das Auftreten in Einem Stücke ein Talent empfangen haben. Und dazu wurden diesen Künstlern noch Siegespreise in Geld ertheilt. Der Stand der Schauspieler war nicht verachtet, ja tüchtige Künstler standen in hohem Ansehen. Erst spät, als es Schauspielertruppen gab, die umherzogen und zu beliebiger Zeit für geringen Lohn oft herzlich schlecht spielten, verfiel der Stand der Verachtung.

Die Stellung der Chöre, die Choregie, gehörte zu den sogen. Leiturgien, einer eigenthümlichen Art von außerordentlichen Leistungen für den Staat, zu welchen die wohlhabenden Bürger mit ihrem Vermögen verbunden waren; aber ein solcher Dienst galt als eine Ehre, und der Staat hatte davon gewöhnlich noch den Vortheil, daß der wetteifernde Ehrgeiz mehr leistete, als gefordert wurde. Die meisten Leiturgien waren bestimmt zur Feier von Festlichkeiten und zur Ergötzung des Volkes, und unter diesen wurde die Choregie, die Stellung der verschiedenartigen Chöre, als die bedeutendste angesehen. Wer einen Chor zu stellen hatte, hieß Choreg, Chorführer; denn in der älteren Zeit führte er selbst den Chor an. Die einzelnen Phylen oder Stämme bestimmten aus ihrer Mitte die Choregen, und der Archon, welcher das betreffende Fest zu leiten hatte, theilte sie dann den Dichtern zu. Der Choreg hatte die Pflicht, die Chorleute, die immer athenische Bürger sein mußten, zusammenzubringen, sie durch einen Chor- oder Tanzmeister unter Aufsicht des Dichters einüben zu lassen, sie zu besolden und während der Uebungszeit gut zu nähren. Oft übte auch der Dichter selbst die Choreuten ein, so namentlich Aeschylos, der ein ausgezeichneter Meister in der Orchestik war. Für die Aufführung selbst mußte der Choreg seinem Chor auch den Schmuck und die kostbare mit Gold verzierte Kleidung stellen. Die Choregie war also eine kostspielige Sache, zumal da die Choregen mit der Geschicklichkeit und dem Glanz ihrer Chöre gegeneinander wetteiferten und daher gewöhnlich mehr Aufwand machten,

als sie schuldig waren. Ein glänzendes Beispiel übertriebenen Aufwandes ist der Sprecher einer Rede des Lysias, der 3000 Drachmen*) für einen Tragödienchor und in demselben Jahre für einen Männerchor 2000 Drachmen ausgegeben hatte, gleich im folgenden Jahre für einen Chor unbärtiger Pyrrhichisten (S. 238) 800 Drachmen zu den großen Panathenäen und in demselben Jahre zu den großen Dionysien für einen Männerchor nebst der Weihung des Siegespreises, des Dreifußes (S. 281), 5000 Drachmen. Dann im nächsten Jahre gab er für einen kyklischen Chor 300 Drachmen. Daneben kosteten die Schauspiele auch den Staat noch viel Geld. Ein Spartaner wirft den Athenern vor, daß sie für die Schauspiele mehr Geld ausgegeben, als für die Begründung ihrer Hegemonie und die Kriege gegen die Barbaren.

In der älteren Zeit war der Zutritt zu dem Theater frei. Da jedoch durch den Zulauf vieler zum Theil nicht berechtigter Zuschauer oft Gedränge und Schlägereien entstanden, so daß einmal sogar, wie schon oben erwähnt, das hölzerne Gerüste einstürzte, so beschloß der Staat, die Zuschauersitze bezahlen zu lassen. Das Eintrittsgeld empfing der Theaterpächter, der für die Pacht etwas an den Staat zu zahlen und das Theatergebäude in gutem Zustande zu halten hatte. Der Preis für einen gewöhnlichen Platz waren zwei Obolen, doch sollen auch Plätze für eine Drachme verkauft worden sein. Seit Perikles wurde den ärmeren Bürgern, die doch nicht von der Festeslust der Gemeinde ausgeschlossen sein sollten, das Theorikon oder Schaugeld in dem Betrag von zwei Obolen von dem Staate gezahlt; in der Zeit des Demosthenes nahmen auch die Reichen das Theorikon von dem Staate an, um nicht zu scheinen, als ob sie sich stolz über die Andern erheben wollten. Die Vertheilung des Schaugeldes geschah in der Volksversammlung, die im Theater gehalten ward.

*) Die Drachme = 6 Obolen = 6 Batzen = 24 Kreuzer = etwa 7 Groschen.

Die Vorstellung begann am frühen Morgen. Die Bürger gingen, nachdem sie gefrühstückt und getrunken, bekränzt ins Theater. Bei dem großen Zudrange that man gut, vorher schon die Marke, die zum Eintritt und zu einem bestimmten Platze berechtigte, zu lösen. Der Staat sorgte durch seine Stabträger für die Aufrechthaltung der Ordnung. Viele Zuschauer warteten nur theilweise die Vorstellung ab, andere kamen erst spät herein, wenn die Kasse geschlossen war und der Theaterpächter nichts mehr von ihnen verlangte. Die meisten jedoch harrten von Anfang bis zu Ende aus. Selbst während des Spiels war es nicht sehr ruhig; man aß und trank, wie bei uns in den Sommertheatern, dem Dichter, den Schauspielern wurde Beifall und Mißfallen gezollt, oft mit lautem Lärm. Man folgte der Action mit gespannter Aufmerksamkeit, würdigte und pries mit feinem Geschmack die Schönheiten, rügte selbst die kleinsten Verstöße. Lob wurde ertheilt durch Händeklatschen und lauten Zuruf; auch das Dacaporufen wird nicht gefehlt haben. Mißfallen bezeigte man gewöhnlich durch Pfeifen und Schnalzen der Zunge. Oft erlitten die Schauspieler noch schlimmere Behandlung; sie wurden, wenn sie ihre Sache schlecht machten, geworfen, aus dem Theaterhause getrieben, geprügelt. Auch Dichter wurden bisweilen aus dem Theater getrieben. Die Tragödien werden im Ganzen mit Ernst und Ruhe angehört worden sein; ihre ergreifenden Stellen machten einen tiefen Eindruck, so daß Thränen des Mitleids und der Theilnahme nichts Seltenes waren. Um so tumultuoser ging es in den Komödien her, die oft vor einem halbtrunkenen Publikum aufgeführt wurden. Die komischen Dichter provocirten sogar oft Lärm und Gelächter durch allerlei nicht zur Sache gehörige Späße; sie ließen z. B. Nüsse und Feigen und sonstige Näschereien unter das Publikum werfen. Es war eben eine tolle bakchische Festlust.

Nach der Aufführung der Dramen erfolgte die Preisvertheilung. Der Preisrichter über die Komödien waren fünf, über die Zahl der Tragödienkampfrichter ist man im Zweifel; man vermuthet,

daß deren zehn gewesen. Den tragischen Dichtern sowohl wie den komischen, welche in Wettkampf mit einander getreten waren, wurde ein erster, zweiter und dritter Preis zuerkannt. Die Preise waren Kränze von Epheu, dem heiligen Gewächse des Dionysos. Ein erster und auch noch ein zweiter Preis galten als höchste Ehre. Philemon und Alexis sollen vor Freude über solche Bekränzung gestorben sein. Jon aus Chios machte nach einem tragischen Siege einem jeden Athener einen Krug Chierwein zum Geschenke. Auch die Choregen der Tragödie und der Komödie erhielten Siegespreise, einen Kranz und einen Dreifuß, auf welchem ihr eigener und der Name ihrer Phyle, für welche sie eigentlich siegten, eingegraben waren. Die Dreifüße wurden öffentlich ausgestellt, im Theater oder im Tempel des Dionysos, oder in der Dreifußstraße.

Die Panathenäen.

Die Panathenäen waren das herrlichste und berühmteste Fest Athens; nur die Olympien konnten sich unter den griechischen Festen ihm an die Seite stellen. Sein Ursprung reicht in die ältesten Zeiten hinauf, es ist so alt wie die athenische Burg. Der König Erichthonios, eine aus dem Begriff des göttlichen Erechtheus oder Erichthonios erwachsene Heroenfigur, soll es unter dem Namen Athenäen gegründet haben als Dankfest für die Wohlthaten seiner Gönnerin Athene. Diese war in altathenischer Zeit vor Allem eine Schützerin des Ackerbaues, und als einer solchen wurden ihr die Athenäen gefeiert, ein sommerliches Erntefest, abgehalten im ersten Monat des attischen Jahres, dem Hekatombaion (Julie — August), nachdem man die Erträgnisse der Getreideernte ausgedroschen und eingethan hatte. Als Theseus die Einwohner von Attika zu einem einzigen Staate vereinigte und die Stadt Athen zum Mittelpunkt desselben erhob, soll er die Athenäen zu einem Bundesfest gemacht haben; und seitdem hieß es Panathenäen, das Fest der Gesammtathener.

Die erste historische Nachricht über die Panathenäen stammt aus dem Jahre Olympiade 53, 3 v. Chr. 566. Damals wurden unter dem Archon Hippokleides von dem Festordner Peisistratos, der also schon vor seiner ersten Tyrannis (560) einen bedeutenden Einfluß im Staate gehabt haben muß, die gymnischen Spiele bei dem Feste eingeführt und zu den großen Panathenäen der Grund gelegt. Bis dahin waren die Panathenäen eine jährliche Feier gewesen; Peisistratos ließ diese Einrichtung bestehen, neuerte aber in der Weise, daß jedes fünfte Jahr eine glänzendere Feier des Festes veranstaltet wurde, und so entstand der Unterschied zwischen den jährlichen kleinen Panathenäen und den penteterisch wiederkehrenden großen. In den großen Panathenäen wurden die kleinen desselben Jahres mitgefeiert. Bis auf Peisistratos waren an den Panathenäen nur hippische Wettkämpfe abgehalten worden; Erichthonios, der auch jetzt noch als der Fuhrmann am Himmel glänzt, soll sie gleich bei Gründung des Festes eingeführt haben, und sie mögen durch die reichen Adelsfamilien Athens, welche der Rossezucht mit Eifer oblagen, einen nicht gewöhnlichen Glanz erlangt haben. Peisistratos aber suchte den Adel herabzudrücken und beförderte die allgemeine Bildung des Bürgerstandes. Darum führte er neben den hippischen die gymnischen Agonen ein, in welchen jeder Bürger, mochte er arm oder reich sein, sich auszeichnen konnte, während die hippischen nur den Reichen, dem Adel zugänglich waren. Dieselben Rücksichten veranlaßten zum Theil auch die Veranstaltung des Peisistratos, daß an den großen Panathenäen die homerischen Gesänge in ihrer Vollständigkeit von wettkämpfenden Rhapsoden vor dem versammelten Volke vorgetragen wurden.

Diese letzte Einrichtung mag Peisistratos erst später, zur Zeit seiner Tyrannis, getroffen haben. Die homerischen Gedichte waren geeignet den Ruhm seines Hauses dem atheniſchen Volke vor die Augen zu stellen; denn in denselben erscheint ja der Stammvater der Peisistratiden, der Pylier Nestor, mit seinen herrlichen Söhnen und seinem ganzen erlauchten Hause in schönstem Lichte. Peisi-

stratos hat während seiner Herrschaft der Feier der großen Panathenäen immer eine besondere Sorge zugewendet; er wollte daß das Hauptfest seiner Stadt in gleiche Reihe trete mit den Olympien und anderen großen Nationalspielen — ein rivalisirender Wetteifer, aus welchem auch die Anlage des großen Tempels des Zeus Olympios entsprang (S. 265). Er sollte alle Tempel Griechenlands an Größe und Glanz überstrahlen.

Die Bestrebungen des Peisistratos setzten seine Söhne fort; unter ihnen wurden die großen Panathenäen mit außerordentlichem Pomp gefeiert, und als Hipparch im Jahr 514 an einem Panathenäenfeste ermordet und vier Jahre danach sein Bruder Hippias vertrieben worden war, beging das freie Athen sein schönstes Fest mit erhöhtem Eifer. Den alten ländlichen Charakter eines Erntefestes hatten die Panathenäen längst verloren; man feierte sie jetzt als das Geburtsfest der Hauptgöttin des Landes, als das Bundesfest der gesammten Bewohner Attika's, welche seit ihrer Vereinigung durch Theseus unter dem Schutze ihrer Landesgöttin zuerst zu Wohlstand und Ansehen gekommen waren, und zugleich als ein Erinnerungsfest an den Tyrannenmord des Harmodios und Aristogeiton und die Wiederherstellung der Freiheit, welche für ihren Staat der Grund und Boden seiner jetzigen Größe und Macht geworden. In gleichem Verhältniß mit dem Staate wuchs auch das Fest an Glanz und Würde. Seine größte Herrlichkeit erlangte es zur Zeit des Perikles, der noch die musikalischen Wettkämpfe zufügte und für die Aufführung derselben das neue Odeion baute. An den Panathenäen Olympiade 83, 3 v. Chr. 446 weihte er den Bau durch das erste große Musikfest ein, bei welchem er selbst Preisrichter war. Auch der Parthenon war von Perikles für die Panathenäen gebaut, und das Fest Olympiade 85, 3 (438), an welchem der neue Bau geöffnet und der feiernden Gemeinde das von Pheidias gefertigte Prachtbild der Pallas Parthenos vor die Augen trat, war wohl das großartigste, das Athen gesehen.

Als Peisistratos die großen Panathenäen schuf, bestimmte er für

diese wahrscheinlich schon mehr als Einen Tag. Mit der allmählichen Erweiterung der Spiele traten neue Tage hinzu. Wieviele Tage das Fest in seiner größten Ausdehnung umfaßte, ob sechs oder neun, ist nicht bestimmt zu sagen. Der Hauptfesttag, an welchem der religiöse Charakter am meisten hervortrat, war der 28. Hekatombaion; es war der Geburtstag der Göttin, an welchem ihr der neue Peplos zum Erechtheion gebracht und das große Opfer veranstaltet ward. Diesem Hochfeste waren allmählich die Tage für die verschiedenartigen Wettspiele vorgeschoben worden. Wenn das Fest aus sechs Tagen bestand, vom 24—29. Hekatombaion ging, so machen wir am besten mit Aug. Mommsen, der über die athenischen Feste ein treffliches Buch geschrieben, folgenden Ansatz:

24. und Morgen des 25. musische,
Abend des 25. und Morgen des 26. gymnische,
Abend des 26. hippische Agonen,
27. kleinere Agonen,
28. Hochfest der Panathenäen,
29. Regatta oder Schiffswettspiel.

Bei neun Festtagen empfiehlt sich folgender Ansatz:

21—23. Hekatombaion musische,
24. und 25. gymnische,
26. hippische Agonen,
27. kleinere Agonen,
28. Hochfest,
29. Regatta.

Bei diesem weiteren Ansatz konnten die Nachmittage an den Wettspieltagen frei bleiben für allerlei öffentliche Vorlesungen, wie sie auch in Olympia vorkamen, und für Privatgastmähler. So soll Herodot an einem Panathenäenfeste (vielleicht Olympia 83, 3) Stücke aus seinem Geschichtswerk über die Perserkriege vorgelesen haben, vermuthlich gerade solche Abschnitte, in welchen die Großthaten der Athener verherrlicht wurden. Er erhielt dafür, wie es heißt, vom Staate eine Belohnung von zehn Talenten.

Bei dem musischen Agon, der mit Trompetenklang und Heroldruf eröffnet ward, blieb der von Peisistratos eingeführte und von seinem Sohn Hipparch genauer geregelte Agon der homerischen Rhapsoden bestehen, doch wurden neben Ilias und Odyssee auch andere Epen vorgetragen. So sollen die Athener beschlossen haben, die Perseis des Choirilos von Samos, ein die Perserkriege behandelndes Epos, neben den homerischen Gedichten an den Panathenäen rhapsodiren zu lassen. Nach den Rhapsodenwettkämpfen folgten dann die Productionen der Musiker, der Citherspieler mit und ohne Gesang (Kitharisten und Kitharöden), der Flötenbläser (Auleten) und der Sänger mit Flötenbegleitung (Aulöden). Die Preise der musikalischen Agonen bestanden in einem goldenen Kranze und in Geld. In einer Inschrift werden für die Citherspieler nicht weniger als fünf Preise genannt; der erste Preis war ein goldener Kranz zu 1000 Drachmen und daneben noch 500 Drachmen baar.

Die Arten der gymnischen Spiele waren ungefähr dieselben wie zu Olympia. Die Wettkämpfer, Athener sowohl wie Nichtathener, waren nach dem Lebensalter geordnet; zuerst kamen die Knaben mit ihren sämmtlichen Leistungen, dann die Jünglinge und zuletzt die Männer. Für diese Spiele erbaute der Redner Lykurg das panathenäische Stadion jenseits des Ilissos; wo sie früher abgehalten wurden, ist nicht bekannt. Als Preis wurde unter die Sieger Oel vertheilt von den altberühmten Oelbäumen der Athene in der Akademie, in schönen zu Athen verfertigten Amphoren mit bildlichen Darstellungen, die sich auf die Gattung des Sieges bezogen. Es wurden erste und zweite Preise gegeben; der erste hatte den fünffachen Werth des zweiten, wobei das Verhältniß von Rind und Schaf zu Grunde zu liegen scheint. Eine Amphora mit Oel wurde zu sechs Drachmen gerechnet. Je nachdem die vorjährige Oelernte ausgefallen war, wurden größere oder geringere Preise gegeben. Nach einer Inschrift wurden einmal 1200 oder noch mehr Amphoren vertheilt, in einem Werth von etwa $1^1/_2$ Talenten. Das Oel, obgleich von den heiligen Bäumen der Athene stammend, sollte für die Empfänger nur Geldes-

werth bedeuten und konnte daher auch verkauft werden. Da es von besonderer Güte war, so wurden die panathenäischen Krüge vielfach nachgemacht; die Händler wollten durch die gute Etiquette einen höheren Preis erzielen.

Die hippischen Agonen, der Rossefürstin Athene (*'A. ἱππία*) werth und eine Erinnerung an den alten Erichthonios, waren von großer Mannigfaltigkeit; doch wollen wir von denselben nur ein Schaustück speciell erwähnen, das den Bewohnern Attika's und Böotiens eigenthümlich war, das sogen. Apobatenspiel. Auf dem Rennwagen nämlich stand nach Art der Helden der Ilias neben dem Lenker noch ein zweiter Mann, der Apobates (Abspringer), der während der Wettfahrt bald von dem Wagen herabsprang, bald wieder hinauf. Dies Spiel war alt, schon Erichthonios soll es eingeführt haben; sein Apobates trug Schild und Helm mit dreifachem Kegel. Auch die Sieger im Rossewettkampf erhielten Oel der Athene. Der Ort für diese Kampfesart war der Demos Echelidä, westlich vom Peiraieus.

Zu den kleineren Agonen, welche in den Tag vor dem Hochfest fielen, gehören die Pyrrhiche, die Euandrie und die Lampadephorie. Die Pyrrhiche, ein mit Flöten begleiteter Kriegstanz, ist uns schon von Sparta her bekannt (S. 238), und die Athener mögen ihn von daher entlehnt haben. Ein noch erhaltenes Bild zeigt acht Pyrrhichisten mit leichter Kopfbedeckung und Schilden; sonst sind sie nackt. Diese acht Mann sind der dritte Theil eines vollständigen Pyrrhichistenchors.

Die Euandria ist ein Wettkampf von eigenthümlicher Art. Für den großen Festzug (πομπή) des folgenden Tages wurde aus der Bürgerschaft eine Anzahl von officiellen Geleitsleuten zu Fuß, zu Roß und zu Wagen ausgewählt. Die Wahl der Fußgänger wenigstens geschah durch die Euandrie (Wettkampf in der Mannesschönheit). Die Sache gehörte zu den Leiturgien. Wer zu dieser Leiturgie bestimmt war, mußte aus seinem Stamme einen aus einer mäßigen Zahl bestehenden Zug der schönsten und größten Männer

oder einen Zug der schönsten Greise zusammenbringen und vermuthlich auch diese für ihr Auftreten ausrüsten und kleiden. Mit diesen Zügen nun, waffentragenden Männern und ölzweigtragenden Greisen, wettkämpften die Phylen in der Schönheit des Alters und der Schönheit der Jugend, und zwar wahrscheinlich so, daß nur je zwei Phylen mit einander concurrirten. An dem großen Festzug werden wohl Besiegte wie Sieger als Geleitsleute fungirt haben.

Nach der Euandrie folgte nach Anbruch der Dunkelheit in der mondlosen Nacht der Fackellauf oder die Lampadephorie. Der Fackellauf war ein beliebtes Wettspiel der Athener und wurde von ihnen an den Festen ihrer Licht- und Feuergötter, zu denen außer Hephaistos und Prometheus auch Athene gehörte, im Kerameikos veranstaltet. Er gehörte zu den gymnischen Leistungen, und die in demselben Auftretenden wurden aus den schönsten und gewandtesten Jünglingen der Palästra ausgewählt. An den Panathenäen wurden die Fackeln an dem Altar des Eros vor der Akademie angezündet, und man lief bis zu dem Altar des Anteros, der in der Stadt war. Wie die Bildwerke zeigen, waren die Fackeln kerzenartige Wachslichter, die leichter erloschen als unsere Pechfackeln; die Lichtträger, auf welchen sie befestigt waren, hatten oben eine Scheibe, welche die Hand vor dem herabtriefenden Wachs schützte. Die Kunst der Fackelläufer bestand hauptsächlich darin, möglichst schnell zu laufen und dabei die Fackel nicht erlöschen zu lassen. Wer zu langsam lief, wurde durch Spott oder wohl gar durch Schläge angetrieben. Es gab wahrscheinlich zwei Arten von Fackellauf; in der einen lief man einfach zu einem bestimmten Ziele, die andre Art hatte mehrere Stationen bis zum Ziel, so daß die Läufer der ersten Station die Fackeln brennend den entsprechenden Läufern der zweiten Station zu überliefern hatten u. s. f. Wie aber bei dieser letzten Art der Sieg ermittelt wurde, darüber sind wir nicht genau unterrichtet. Der Siegespreis wurde einem Einzelnen ertheilt; der Sieger erhielt eine Hydria (Wasserkanne) oder an Geld dreißig Drachmen. Von seiner Fackel nahm man das Feuer für das Opfer der Athene.

Da der Tag von einem Sonnenuntergang bis zum andern gerechnet ward, so gehörte der Fackellauf schon zu dem Hauptfesttage, in welchen die Procession und das große Opfer fallen. Der übrige Theil der Nacht, in welcher der Fackellauf statt fand, war mit mancherlei religiösen Gebräuchen und Vorbereitungen für das Hochfest, die auf der Burg und dem Areopag vorgenommen wurden, bis zum Morgen angefüllt, mit Litaneien von Frauen (ὀλολύγματα), mit Spiel und Gesang männlicher und jugendlicher Chöre. Mit dem Aufgang der Sonne begann der große Festzug.

Die Procession der großen Panathenäen war der prächtigste Theil des ganzen Festes und wohl der großartigste Festzug, der in Griechenland vorkam. Um an ihm sich zu betheiligen, strömten von dem Lande auch die herbei, welche sonst nur höchst selten die Stadt besuchten. Auch die Fremden, welche Athens Herrlichkeiten kennen lernen wollten, kamen vorzugsweise zur Zeit der Panathenäen. Die befreundeten Städte und die Colonien Athens schickten Festgesandtschaften (Theorien) mit Weihgeschenken und Opferthieren, um der athenischen Stadtgöttin ihre Verehrung darzubringen und die Festespracht erhöhen zu helfen. Die religiöse Bestimmung des Festzuges war vor allem die Darbringung des großen Opfers, der Hekatombe, und die Darbringung des neuen Peplos für das uralte Schnitzbild der Pallas Polias im Erechtheion. Ein Vorbild der letzteren finden wir schon in der Ilias, wo Hekabe, die Königin von Troja, mit den vornehmen Matronen der Stadt der Athene auf der Burg ein kostbares Gewand als Weihgeschenk darbrachte, um zugleich die Göttin zu bitten, daß sie der Stadt beistehe gegen den draußen tobenden Feind. Zu Athen mag Anfangs ein solches Gewand auch nur in besonderen Zeiten der Bedrängniß und Noth dargebracht worden sein; wann man aber begann den Peplos regelmäßig an den Panathenäen zu weihen, wissen wir nicht. Die Darbringung geschah an den kleinen Panathenäen sowohl wie an den großen; doch war der Peplos der letzteren jedenfalls prachtvoller und kostbarer. Der Peplos war ein langes safranfarbenes Obergewand ohne Aermel,

von attischen Jungfrauen, die Ergastinen oder Arbeiterinnen hießen, unter Theilnahme und Aufsicht einiger Priesterinnen gewebt und mit goldenen sehr kunstreichen Stickereien geschmückt. Die Arbeit begann mit dem Feste der Chalkeia und dauerte sieben bis acht Monate. Die Goldstickereien bestanden in Darstellungen aus dem Mythenkreis der Athene, namentlich aus dem Gigantenkampf. Doch wurden auch die Bildnisse von Männern in den Peplos gestickt, welche sich ausgezeichnet und um die Stadt hoch verdient gemacht hatten. Daher bezeichnet Aristophanes einmal den Ruhm der Väter so, daß er sie des Landes und „des Peplos“ würdige Männer nennt. Späterhin ließen die Athener aus unwürdiger Schmeichelei auch den Antigonus und Demetrius in den Peplos einsticken, und zwar mitten unter die Götter; wegen dieser Gottlosigkeit zerriß ein vom Zorn der Götter gesendeter Sturmwind den aufgespannten Peplos während der Procession. Anfänglich war der Peplos wohl von Menschenhänden bei der Procession durch die Stadt getragen worden; später aber befestigte man ihn auf einem Wagen mit seinen Zipfeln segelförmig an einen Mast und Raa, so daß er seine Pracht völlig zeigen konnte. Der Wagen hatte ein schiffähnliches Obergestell und wurde durch eine verborgene künstliche Vorrichtung in Bewegung gesetzt. Nach den Worten des Pausanias muß dies sogenannte panathenäische Schiff von außerordentlicher Größe und Schönheit gewesen sein.

Am frühen Morgen des Hochfestes ordnete sich die Masse der Festgenossen im äußeren Kerameikos, der schönsten Vorstadt Athens, zu verschiedenen Abtheilungen. In der Nähe des vom Staat beschafften Opferviehs und der Priester und Priesterinnen stellten sich die officiellen Geleitsleute auf, die durch die Euandrie bestimmten waffentragenden Männer und die ehrwürdigen Greise mit Oelzweigen in den Händen (die Thallophoren), Geleitsleute zu Roß und auf Processionswagen. Die fremden Geleitsleute mit den Opfern der Colonien und befreundeten Städte ordneten sich nach ihrer verschiedenen Heimat. Züge von Frauen und Jungfrauen trugen

Kannen, Becken und Schalen, Leuchter und sonstige Prachtgeräthe aus Gold und Silber zur Schau. Eine Abtheilung von Jungfrauen aus vornehmen Familien trug Körbchen mit Opfergeräthen, die mit einem Tuch überdeckt waren, auf dem Kopfe. Dies waren die Kanephoren (Korbträgerinnen), deren Zahl nicht gering gewesen sein kann, da Lykurg für hundert Kanephoren Goldschmuck anfertigen ließ. Auch die Arrhephoren (Thauträgerinnen) nahmen Theil an dem Zuge, vier noch unerwachsene Mädchen, welche aus den vornehmsten Familien zu einem bestimmten Dienste der Athene alljährlich gewählt wurden. Diese und andere kleinere Züge, auch der, welcher den Peplos zur Stelle brachte, mögen sich zum Theil an verschiedenen Orten der inneren Stadt geordnet haben, um dann vom Hauptzuge oder von dazu deputirten Geleitsleuten abgeholt zu werden. An dem Zuge betheiligten sich ferner die ganze Hoplitenmannschaft in ihren Waffen unter den zehn Strategen und zehn Taxiarchen, und die bürgerliche Reiterei in prächtigem Staatsgewand unter Anführung der zwei Hipparchen und der zehn Phylarchen. Die Reiter, schöne Männer in herrlicher Rüstung mit feurigen starken Rossen, bildeten einen Hauptschmuck des Zuges und gewährten, wenn sie während der Procession auf dem Markte ihre Evolutionen machten, einen prachtvollen Anblick. Eine markirte Stelle im Zug nahmen die Epheben ein; sie waren schwarz gekleidet, später, seit Herodes Atticus, gingen sie in weißen Gewändern. Eine bunte Kleidung bei den Panathenäen zu tragen, war überhaupt verboten.

Die übrige Zahl der athenischen Bürgerschaft verschiedenen Geschlechts und Alters, geordnet nach Demen und geführt von ihren Demarchen, schloß sich in ihren Festgewändern, Myrtenzweige in den Händen und wohl auch mit Kränzen geschmückt, den officiellen Geleitsleuten und der bewaffneten Mannschaft in zwanglosem Zuge an. Die Sieger in den großen Agonen reihten sich mit ihren Siegeszeichen, die Wagensieger auf ihren Wagen, der feiernden Gemeinde wahrscheinlich der Art ein, daß die athenischen Sieger jeder mit

seinem Demos, die ausländischen mit ihren Landsleuten zogen. Den vornehmen Bürgern folgten, in rothe Gewänder gekleidet, die Metöken oder Beisassen, Gefäße aus Erz und aus Silber mit Kuchen und Opferbrot ihnen nachtragend. Diese Gefäße mußten in alter Zeit die athenischen Bürger selbst tragen, später aber thaten es für sie die Metöken, in ihrem, nicht in der Göttin Dienste. Ebenso gingen Metökenjungfrauen hinter den Kanephoren und andern vornehmen athenischen Jungfrauen, Metökenfrauen hinter den vornehmen Bürgersfrauen her als dienendes Personal, indem sie ihnen Sonnenschirme und Sessel nachtrugen. Wenn der Zug unterwegs Halt machte, so stellten die Metökinnen ihren vornehmen Damen die Sessel dar zum Niedersitzen und hielten die Schirme über sie gegen die brennende Augustsonne. Andre Metökinnen hatten Dienste zu thun, zu welchen früher wohl die Bürgerinnen verpflichtet gewesen; sie trugen Wasser in Krügen (Hydrien), das zum Opfer und bei dem Festschmause gebraucht ward (Hydriaphoren). Auch den freigelassenen Sklaven und „sonstigen Barbaren" wurde eine gewisse Theilnahme an dem Feste gestattet; sie bestreuten den Markt mit Eichenlaub für den Festzug.

Mit dem Aufgang der Sonne setzte sich der Festzug in Bewegung, von Herolden begleitet und unter den Tönen von Trompeten, Flöten und Kitharen. Aber in welcher Ordnung die einzelnen Abtheilungen einander folgten, darüber lassen uns die alten Schriftsteller völlig im Stich, und auch der Fries am Parthenon (S. 276) gibt uns keinen Aufschluß, da dieser nicht den ganzen Zug in seinem Zusammenhange, sondern nur einzelne Theile desselben darstellt. Wahrscheinlich bildete das Opfervieh mit den Priestern, den Geleitsleuten und den bei dem Opfer thätigen männlichen und weiblichen Personen die Spitze des Zuges. Auch der Weg, den die Procession durch die Stadt nahm, ist nicht genau zu bestimmen. Zunächst ging sie durch das Dipylon und den inneren Kerameikos zu dem Markte. Von da zog man nicht auf dem kürzesten Wege zur nahen Burg, sondern wählte, damit der Zug seine ganze Herr-

lichkeit entfalten konnte, durch die Hauptstraßen der Stadt einen großen Umweg, der, vielleicht um die ganze Burg herum, wieder bis zum Eingang derselben zurückführte.

Dem großen Opfer der Hekatombe, der 100 Rinder, für Athene Polias auf der Burg gingen zwei Voropfer voraus, auf dem Areopag für die dort verehrten Götter und an dem Altar der Athene Hygieia, welcher vorn auf der Burg in der Nähe der Propyläen stand. Wenn daher die Procession bis an den Eingang der Burg gekommen war, so wendete sich das Geleit der für jene Voropfer bestimmten Opferthiere einestheils zum Areopag, anderntheils zur Burg; während diese Opfer dargebracht wurden, wartete der übrige Zug bis zu deren Vollendung am Fuße der Burg und zog auf der Agora umher. Indeß ist es auch möglich, daß schon bei dem ersten Herannahen zur Burg die beiden Voropfer an den Ort ihrer Bestimmung gebracht wurden und die Opfer schon vollbracht waren, wenn der Zug zum zweiten Mal in die Nähe des Burgeinganges kam. In einer Inschrift, die aus der Zeit des Demosthenes zu stammen scheint, sind die Personen genannt, welchen die Opfervorsteher der beiden Voropfer Opferstücke als Ehrenportionen im voraus abgeben sollen; es sind dies die Seher, die neun Archonten, die Schatzmeister der Göttin, die Opfervorsteher selbst nebst den Strategen und Taxiarchen, die officiellen Geleitsleute, die Arrhephoren und Kanephoren.

Nach Vollendung der genannten Voropfer und der üblichen Gebete und Gesänge zog die Procession mit der Hekatombe und dem Peplosschiff zur Burg hinauf; doch blieben die Reiter und Wagen unten zurück. Unterwegs wurde von der Hekatombe noch eins der schönsten Rinder abgesondert, um der Athene Nike an ihrem Tempel, der neben den Propyläen stand, geopfert zu werden. Dies Opfer wurde für das siegreiche Glück des Staates dargebracht, wie das der Hygieia für das Wohl und die Gesundheit der Bürgerschaft. Wenn der Zug auf der Burg angekommen war, theilte er sich rechts und links vom Parthenon und hielt still auf dem Platz zwischen Parthenon und Erechtheion; Einige trugen die Weihgeschenke in den

Parthenon, Andre den Peplos in das Erechtheion, in welchem heute das neu zu bekleidende Bild der Göttin auf einem von Blumen gebildeten Sitze stand. Die waffentragenden Männer legten ihre Waffen nieder, und nun begann das Opfer der Hekatombe an dem großen Altar der Athene vor der Ostfronte des Parthenon. In der älteren Zeit, wo der Cultus noch nicht so luxuriös war, wurde das Hauptopfer gewiß am Erechtheion gebracht, das als die Wohnung der Pallas Polias galt und an welchem nach der Ilias die Männer Athens die Göttin mit Rindern und Lämmern erfreuten. Während des Opfers sangen die Theilnehmer des Zugs den Päan.

Nach dem Opfer folgte das große Opfermahl der Gemeinde (*ἑστίασις*), zu welchem das Fleisch der Hekatombe und die Fleischreste der Voropfer verwendet wurden. An dieser Speisung nahm nicht die ganze Bürgerschaft Theil, sondern es wurde dazu von den einzelnen Demen eine gesetzlich geregelte Zahl deputirt. Jeder Demos hatte wohl für sich seine bestimmten Sitze und erhielt sein zugemessenes Quantum Fleisch. Die Metöken reichten den schmausenden Herren beim Mahle das Brot und die Kuchen. Uebersättigt ging man nach Hause.

Auch die Bürger, welche nicht das Glück hatten, zu diesem Mahle beordert zu werden, konnten sich einen besseren Tag machen als gewöhnlich; denn sie erhielten vom Staate jeder zwei Obolen als Festgeld. Die Kosten des Festes waren für den Staat bedeutend. Nach einer Inschrift wurden einmal den Athlotheten, denen die Leitung des ganzen Festes anvertraut war, von dem Schatzmeister der Göttin fünf Talente und 1000 Drachmen und den Opfervorstehern 5114 Drachmen zur Verwendung übergeben.

Die athenische Volksversammlung.

Die Volksversammlung zur Zeit des heroischen Königthums haben wir kennen gelernt (S. 26). Damals war die Staatsgewalt in den Händen des Königs und des durch die Geronten vertretenen Adels, und diese beriefen die Volksversammlung nur zu dem Zwecke, das Volk mit ihren Beschlüssen bekannt zu machen und höchstens von der Zweckmäßigkeit ihrer Anordnungen zu überzeugen. In der demokratischen Republik, wie sie zu Athen sich entwickelte, repräsentirt das gesammte Volk die souveräne Gewalt; es beräth und beschließt in der Ekklesia oder Volksversammlung über alle Angelegenheiten des Staates von einiger Wichtigkeit, nur bedarf es eines besonderen Ausschusses zur Vorbereitung der Geschäfte und Beschlüsse, zur Leitung der Versammlung und zur Ausführung des Beschlossenen. Dieser jährlich gewählte Ausschuß ist die Bule, der Rath, welcher seit der Gesetzgebung des Kleisthenes (509) aus 500 Bürgern bestand. Jeder der zehn Stämme oder Phylen war darin mit 50 Mann vertreten, und eine jede solche Abtheilung hatte die Verpflichtung, den zehnten Theil des Jahres hindurch, abwechselnd nach dem Loose, in activem Dienst zu sein. Die Mitglieder der jedesmal fungirenden Section hießen Prytanen, „die Ersten", „die Vorsitzenden", denn sie hatten den Vorsitz in den Plenarsitzungen des Rathes und in der Volksversammlung, ihr Amt sowie die Zeit ihres Amtes hießen Prytanie, und die Phyle, deren Abtheilung die Prytanie hatte, war „die vorsitzende" (φύλη πρυτανεύουσα). Da das gewöhnliche attische Jahr 354 Tage betrug, so umfaßte eine Prytanie 35 oder 36 Tage, dagegen in einem Schaltjahr von 384 Tagen 38 oder 39. Aus der Zahl der Prytanen wurde täglich ein Präsident, Epistates erloost; in den Versammlungen des Raths und des Volkes führte er den Vorsitz, und außerdem hatte er die Schlüssel zur Burg und zum Staatsarchiv sowie das Staatssiegel in Verwahrung.

Diese Mittheilungen über Rath und Prytanen glaubten wir vorausschicken zu müssen, ehe wir uns zur Volksversammlung wenden. Zur Zeit des Kleisthenes wurde regelmäßig in jeder Prytanie Eine Volksversammlung gehalten, später jedoch, nachdem der Staat zur absoluten Demokratie vorgeschritten war und das souveräne Volk immer mehr Gegenstände vor sein Forum gezogen hatte, waren in jeder Prytanie vier regelmäßige Versammlungen. Für jede derselben waren die zu behandelnden Gegenstände fest bestimmt, und zwar nach der Angabe des Pollux, dessen Aufzählung jedoch nicht vollständig sein kann, für die erste einer jeden Prytanie die Anklagen wegen Staatsverbrechen, die Bekanntmachung der confiscirten Güter und der bei den Gerichten angemeldeten Erbansprüche und die sogen. Epicheirotonie über die Beamten. Diese bestand darin, daß das Volk den Beamten des Jahres ihre Aemter durch eine Abstimmung auf's Neue bestätigte. Jeder Bürger konnte bei dieser Gelegenheit gegen einen Beamten eine Beschwerde vorbringen und dessen Absetzung beantragen. In der zweiten Volksversammlung kamen nach Pollux die Bittgesuche an das Volk und Anträge auf Begnadigungen vor, in der dritten die Verhandlungen mit fremden Staaten, in der vierten endlich religiöse und öffentliche Angelegenheiten insgemein.

Die zehn jährlichen Volksversammlungen der älteren Zeit hießen *κύριαι*, „die festgesetzten"; als im Jahre 40 ordentliche Versammlungen gehalten wurden, hieß lange Zeit hindurch die erste jeder Prytanie *κυρία ἐκκλησία*, doch ging dieser Name späterhin auf alle regelmäßigen Versammlungen (*νόμιμοι ἐκκλησίαι*) über. Neben den regelmäßigen Ekklesien aber, die auf vorausbestimmte Tage fielen, gab es auch noch außerordentliche, deren Zahl in bewegten und verwirrten Zeiten die der regelmäßigen noch überstieg. Sie hießen *σύγκλητοι* oder *κατάκλητοι ἐκκλησίαι*, „zusammenberufene", weil das Volk zu ihnen durch umhergeschickte Boten vom Lande herbeigerufen ward. Bisweilen geschah dies auch bei plötzlich eingetretener Gefahr, wo so rasch als möglich eine Versammlung

gehalten werden mußte, durch Feuersignale, wie z. B. beim Eintreffen der erschreckenden Nachricht, daß Philipp von Makedonien Elateia besetzt habe. Demosthenes erzählt hierüber in seiner Rede vom Kranze Folgendes: „Es war Abend, da kam ein Mann zu den Prytanen und meldete, daß Elateia besetzt sei. Da erhob sich sogleich mitten in der Mahlzeit ein Theil der Prytanen, trieb die Leute aus den Buden auf dem Markt und zündete das Flechtwerk der umgestürzten Buden an, andere schickten nach den Strategen und riefen den Trompeter, und die Stadt war voll Lärms. Am andern Tage in frühester Morgenstunde beriefen die Prytanen den Rath in das Rathhaus, ihr Bürger aber gingt in die Ekklesia, und ehe jene ihre Berathung geendet und einen Vorbeschluß gefaßt hatten, saß das ganze Volk oben auf der Pnyx. Und als nun der Rath kam und die Prytanen meldeten, welche Botschaft sie empfangen, und den Boten vorführten und dieser seinen Bericht wiederholte, da fragte der Herold: „Wer will sprechen?" Aber Keiner trat auf die Bühne. Und wiewohl der Herold oftmals fragte, es erhob sich Niemand, und doch waren alle Strategen zugegen und alle Redner, und das Vaterland rief durch die Stimme des Herolds den auf, der für seine Rettung sprechen sollte u. s. w." Zuletzt, als Keiner sich um das Wort meldete, trat Demosthenes auf und zeigte, wie die bedrohte Freiheit zu retten sei. Alles Volk lobte seine Rathschläge und nahm seinen schriftlich abgefaßten Antrag in der Abstimmung an.

In alter Zeit fanden die Volksversammluugen auf dem Markte statt, und dies war auch später stets der Versammlungsort, wenn der Ostrakismus ausgeübt werden sollte. Der gewöhnliche Platz für die Volksversammlung war in der Zeit der Demokratie die Pnyx (S. 265), in bestimmten Fällen auch das Theater des Dionysos. Mit der Zeit aber kam es auf, die meisten Versammlungen im Theater zu halten, und die Pnyx wurde nur noch zu den Wahlen benutzt. Außerordentlicher Weise versammelte man sich auch bisweilen an andern Orten, z. B. im piräischen Theater zu Munychia, im Kolonos.

Die Berufung der Volksversammlung geschah durch die Prytanen. Bei den regelmäßigen Versammlungen wurde fünf Tage vorher ein Programm öffentlich ausgehängt, in welchem die zur Verhandlung ausersehenen Gegenstände bekannt gemacht wurden. Am Versammlungstage wurde eine Fahne aufgesteckt und die Bürger durch Heroldsruf eingeladen. Außerordentliche Versammlungen konnten auch durch die Strategen berufen werden, doch geschah die eigentliche Berufung wohl in Folge ihrer Aufforderung durch die Prytanen. Die Versammlung begann gewöhnlich mit dem frühen Morgen. Dann wurden die Zugänge zu dem Versammlungsplatz von den sechs Lexiarchen und ihren dreißig Gehülfen besetzt, damit sie das Eindringen Unberufener verhüteten; denn nur der Bürger hatte das Recht an den Verhandlungen und Beschlüssen Theil zu nehmen. Oft aber säumten die Männer, indem sie auf dem der Pnyx benachbarten Markt umherstanden und schwatzten. Darum wurden die Kaufläden geschlossen und die Straßen gesperrt, und die Lexiarchen sahen sich oft genöthigt, die Polizeimannschaft, skythische Bogenschützen (τοξόται), hinauszuschicken, damit sie mit einem ausgespannten rothgefärbten Seile die Säumigen vor sich her in die Versammlung trieben. Da gab's viel Lachen, Ausweichen und Laufen; denn Jeder fürchtete von dem Seile einen rothen Strich auf seinen weißen Mantel zu bekommen.

Jeder Theilnehmer der Volksversammlung erhielt beim Eintritt von dem Lexiarchen eine Marke, gegen welche ihm die Thesmotheten das Ekklesiastikon, das Geld für den Besuch der Volksversammlung, auszahlten. Wer zu spät kam, ward dadurch bestraft, daß ihm die Marke nicht eingehändigt wurde. Wenn seit der perikleischen Zeit den als Richter fungirenden Bürgern für ihre Mühewaltung im Dienste des Staates ein mäßiger Sold (1 Obolos, später 3) gezahlt wurde, so war dies eine billige Entschädigung; aber daß das Volk sich auch für den Besuch der Volksversammlung, für die Ausübung der eigenen Souveränitätsrechte aus der Staatskasse bezahlen ließ, war eine durchaus ungerechtfertigte Einrichtung, die noch obendrein von

großem Nachtheil war; denn dadurch wurde das Regieren zu einem Lohndienst, und indem das niedere Volk des Erwerbs halber sich in die Volksversammlungen drängte, wurden diese der Tummelplatz einer zügellosen Pöbelherrschaft und leidenschaftlicher selbstsüchtiger Demagogen. Uebrigens hat Perikles, der den Richtersold und den Sold für den Kriegsdienst veranlaßte, diesen Ekklesiastensold nicht eingeführt; den verdanken die Athener einem nicht weiter bekannten Kallistratos, der in der späteren Zeit des Perikles lebte. Durch ihn erhielt jeder Besucher der Ekklesia einen Obolos; später aber, bald nach dem Jahre 400 v. Chr., wurde der Sold durch Agyrrhios auf drei Obolen erhöht.

In den Komödien des Aristophanes kommen mehrere Mal phantastische Zerrbilder von Volksversammlungen vor, aus denen wir an dieser Stelle Einiges anführen wollen. In den ersten Scenen der „Acharner", die im siebenten Jahre des peloponnesischen Krieges aufgeführt wurden, findet eine Volksversammlung statt, in welcher auswärtige, auf den Krieg bezügliche Angelegenheiten vorgenommen werden, die dritte der Prytanie. Ein schlichter Landmann, Dikaiopolis, der vom Kriegsunglück in die Stadt getrieben worden ist und den Frieden und die Rückkehr zu seinem Gute sehnlichst wünscht, sitzt am frühen Morgen ganz allein, auf den Anfang der Ekklesia harrend, auf der Pnyx und vertreibt sich im Selbstgespräch die Langeweile, so gut er kann. Nachdem er sich erinnert, wie viele Dinge ihn schon geärgert, wie wenige erfreut, fährt er fort:

„Allein noch niemals
Sind so mir die Augenlider gezwiebelt und gelaugt,
Wie heut, wo regelmäßige Volksversammlung soll
Von Morgen an sein und die Pnyx rings leer noch ist.
Sie stehen da auf dem Markt und schwatzen und nehmen flink
Vor dem angestrichnen Seile rechts und links Reißaus.
Die Prytanen selber kommen nicht; und kommen sie
Zu guter Letzt, da wird's ein Drängen, wer weiß wie toll;
In hellen Haufen rennen sie nach der ersten Bank,
Der Eine über den Andern; doch daß Friede werd'

Im Lande, kümmert Keinen was! — O Stadt, o Stadt! —
Ich selbst bin immer der Erste zur Ekklesia;
Dann sitz' ich hier, und wenn ich so alleine bin,
So seufz' ich, gähn' ich, recke mich und strecke mich,
Kalkulire, jucke mich, schreib' in den Sand, langweile mich,
Schau nach dem Land hin, sehne nach dem Frieden mich,
Verwünsche die Stadt, verlange nach meinem Gut hinaus. —
Da sieh, die Prytanen kommen! Mittag ist es jetzt;
Und sagt' ich's nicht, genau so wie ich's prophezeiht,
Zu der Vorderbank hin drängt und stößt sich Jedermann."

Nun ruft der Herold die Worte, durch die gewöhnlich die müßig stehenden und schwatzenden Bürger vor Eröffnung der Versammlung zur Ordnung und in den eingehegten Raum gewiesen werden: „Nur hinein! nur vorwärts! Vorwärts, ihr Bürger, damit ihr inner der Schranken kommt!" In den „Ekklesiazusen" ruft der Herold bei derselben Gelegenheit: „Vorwärts, ihr Bürger! Halte den Mund, Ariphrades! Geh da hinein und setze dich!"

In den „Ekklesiazusen" haben die Weiber beschlossen, selbst anstatt der Männer die Regierung des Staates in die Hand zu nehmen. Sie stecken sich in die Kleider ihrer Männer und machen sich Bärte, um in die Volksversammlung zu gehen und dort den dahin abzielenden Beschluß herbeizuführen. Noch in dunkler Nacht halten sie vor dem Hause der Praxagora eine Vorversammlung zur Probe und Einübung. Dann rüsten sie sich zum Aufbruch in die Volksversammlung. „Wohlan," sagt Praxagora, „so schürzt euch jetzt die Unterkleider auf

Und bindet euch die Lakonerschuhe fest, geschwind,
Wie's jede von ihrem Manne gesehen, wenn auf's Gericht,
Zur Ekklesia oder sonst wohin er gehen will.
Wenn ihr mit alle dem sodann in Ordnung seid,
So bindet euch die Bärte vor. Und habt ihr jetzt
Auch sie um Kinn und Backe dicht euch angefügt,
So werft die Männermäntel noch darüber hin,
Die ihr entwandt habt. Endlich nehmt den Stock zur Hand

Und wandert, euch drauf stützend, hin und singt dazu
Ein Lied aus alten Zeiten, so als kämet ihr
Herein vom Lande."

Zweite Frau.

Das ist schön! so lasset uns
Denn nur vorausgehn! Denn ich glaube, andre Fraun
Noch werden her vom Lande kommen, grades Wegs
Zur Pnyr hinauf.

Praxagora.

So eilet! denn es ist Gebrauch,
Daß, wer da nicht frühmorgens auf dem Platz erscheint,
Nicht 'mal soviel, einen Strick zu kaufen, nach Hause bringt."

Darauf ziehen die Weiber in Form eines Chors zur Volksversammlung ab unter folgendem Gesang:

„Ihr Männer, zur Ekklesia hin
Lasset uns in Eile ziehn;
Es droht ja der Thesmothet,
Wer, ehe der Frühwind weht,
Nicht staubig am Markte steht
Mit Sauerampfermienen,
Mit knobligem Lauchgesicht;
Dem zahlt er sein Soldchen nicht!
Drum auf, Charitimides,
Auf Smikythos, Charmides,
Eilet, dränget den Vormann!
Und männiglich seht euch für,
Daß trotz der Verkleidung ihr
Nicht fallt aus der Rolle:
Erst läßt man die Marke sich
Einhändigen, setzet sich
Dann möglichst zusammen,
Daß, wenn es zum Stimmen kommt,
Einstimmig, was Allen frommt,
Gut heiße die Schwesterschaft —
Was sag' ich da — Brüderschaft;
So wollt' ich auch sagen.

Paß' auf, es werden jetzt gebutzt
Da die Städter, fein geputzt,
Die sonst, wo der Lohn gering,
Wo, wer zur Ekklesia ging,
Nur einen Obol empfing,
Heim saßen und schwatzten,
Gekränzet in Zierlichkeit —
Jetzt machen sie hier sich breit!
Nie hätte sich, als dem Land
Myronides vor noch stand,
Der Wackere, Jemand
Erniedriget, Staatesdienst
Zu brauchen als Geldverdienst;
Da brachte sich Jeder
Im Ranzen sein Schlückchen mit,
Und Brodes 'nen derben Schnitt,
Zwei Zwiebeln als Magenkitt
Und etliche Feigen.
Jetzt sprechen sie Mann für Mann,
Wenn Pflicht sie dem Staat gethan,
Gleich ihren Triobel an,
Taglöhnern vergleichbar." *)

Wir fügen noch die Bemerkung zu, daß die „Ekklesiazusen" im Jaher 392 aufgeführt werden, also nachdem kurz vorher der Volksversammlungssold von Agyrrhios, „dem Schuft", wie ihn die Weiber nennen, auf drei Obolen erhöht worden war. Der von den Weibern genannte Myronides, der wackere Feldherr der perikleischen Zeit, galt als Muster eines tüchtigen Republikaners. Wie zur Zeit des Myronides sich die Bürger ihre einfache Kost, Brod und Zwiebeln und dergl., in die Volksversammlung mitbrachten, so hatte auch jener ländliche Dikaiopolis in den „Acharnern" seinen Knoblauch in einem Netze bei sich. Aber thrakische Söldner, die, von dem König Sitalkes den Athenern zur Hülfe gesandt, in der Volksversammlung vorgestellt wurden, damit man über ihren Sold Beschluß fasse,

*) Sämmtliche Uebersetzungen aus Aristophanes sind von Droysen

stahlen ihm seinen Knoblauch. Da die Prytanen das ruhig duldeten, so trug der Gekränkte auf Vertagung der Versammlung an, indem er erklärte, es sei ein Himmelszeichen geschehen, ein Regentropfen habe ihn getroffen. Die Versammlung wird wirklich vertagt. „Hört!“ ruft der Herold, „Abtreten, ihr Thraker! Sie melden sich übermorgen früh! Die Prytanen heben für heute die Volksversammlung auf!“

Doch kehren wir jetzt zum Ernst zurück. Nachdem sich die Bürger auf dem Versammlungsplatze zusammengefunden hatten, wurden die Zugänge desselben durch eine Art von Schranken (γέῤῥα) gesperrt, damit während der Verhandlungen keine Fremden sich einschlichen. Die Verhandlungen wurden eröffnet durch ein Opfer (περίστια); ein Ferkel, als Reinigungsopfer geschlachtet, wurde unter Vortritt eines Priesters, der Peristiarchos hieß, in Procession umhergetragen und mit dessen Blut die Subsellien besprengt. Dadurch wurde der Raum zu seiner Bestimmung geweiht und die Versammlung entsündigt. Darauf folgte ein Rauchopfer, und der Herold sprach ein von dem Staatsschreiber ihm vorgelesenes Gebet, dessen Inhalt und Form aus der Parodie, welche sich in des Aristophanes „Thesmophoriazusen“ findet, zu erkennen ist. Dort spricht vor den zu einer Art von Volksversammlung zusammengetretenen Weibern eine Heroldin das Einweihungsgebet, und der Chor der Frauen stimmt betend ein. Wir lassen die ganze Scene folgen; übrigens muß man für die wirkliche Volksversammlung statt der im Anfang des Gebets angerufenen, von den Frauen verehrten Thesmophoriengötter sich andere Götter denken und natürlicherweise alles, was auf die Verhältnisse der Frauen und auf Euripides Bezug hat, fortlassen.

Heroldin.

Schweigt in Andacht! Schweigt in Andacht!

Betet zu den Göttinnen Thesmophoren, der Demeter und der Tochter, und zum Plutos, und zur Amme Kalligeneia, und zur Erde der Jugendnährenden, und zum Hermes und zu den Chariten, diese Versammlung und jetzt vorhabende Zusammenkunft allerschönstens und allerbestens machen zu

wollen, wohlersprießlich der Stadt der Athenäer, glückbringend auch uns Frauen. Und die da thut und spricht zum Besten für das Volk der Athenäer und der Frauen, diese den Sieg davon tragen zu lassen, darum bittet! Und bittet für euch Frauen um alles Gute! Hoch Paian! Hoch Paian! Heil euch!

Chor.

Wir bedanken uns und beten fromm
Zu der Götter Schaar, in Gnaden
Nach diesem Gebet zu nahen.
Zeus Du erhabener! Du mit der Goldlei'r,
Der Du im heiligen Delos weilst!
Du, o Jungfrau, kampfeskühn,
Blauäugige, goldenlanzige,
In der preiswürdigsten Stadt weilende, komm, o komm!
O vielnamige Du, wildjagende,
Leto's Kind, der Holdblickenden Sprößling!
O du hehrer, du Meeres Poseidon,
Seeherrschender, o verlaß,
Die im Zorne du schlägst, der Fische Heimat!
Ihr Nereiden auf spielender Fluth!
Ihr bergdurchirrenden Nymphen!
Töne, goldene Leier,
Du mit frohlockend zu unserm frommen Gebet!
Und darauf jetzt halten wir Rath, wir Athens
Edle, wohlgeborne Frauen.

Heroldin.

So rufet an die Götter, die Olympier,
Sowie die Olympierinnen, und die Pythier,
Sowie die Pythierinnen, und die Delier,
Sowie die Delierinnen und jeden andern Gott!
Wenn irgend Jemand bösen Rath dem Volk ersinnt,
Dem Frauenvolke, oder unterhandeln will
Mit Euripides und dem Mederkönig zur Schädigung
Der Frauen, oder Tyrannis sinnet oder hilft
Dem Tyrannen zurück zu kommen — —
Oder wenn ein Schenkwirth oder Wirthin trügerisch
An ihren Nösselt oder Kannen das Maß verfälscht,
Die seien in Schanden unterzugehn mit Haus und Hof
Von euch verflucht; euch Andern aber allzumal
Viel Segen zu senden, rufen wir laut die Götter an.

Chor.

Wir alle flehen, daß an der Stadt,
Erfüllen sich an dem Volke
Dies fromme Gebet möge,
Und, die besten Rath ertheilen,
Obsiegen mögen;
Die Betrug aber ersinnen
Und den Eidschwur übertreten,
Den üblich gesetzlichen,
Vortheils halber, zu Schad' und Schand,
Oder Recht und Beschluß des Volks
Umzustürzen gewillt sind,
Oder heimliche Dinge kund
Unserm Feind und zu wissen thun,
Oder medische Macht ins Land
Her uns rufen zu Schad' und Schand,
Die vergehn, die versündigen sich an der Stadt!
O allmächtiger Zeus,
Deß wollest walten gnadenreich,
Daß Götter uns zur Seite stehn,
Wenn gleich wir Weibervolk sind!

Den Vorsitz in der Volksversammlung führten, wie wir schon gehört, die Prytanen, oder vielmehr der für diesen Tag erwählte Epistates derselben. Später, etwa seit Olympiade 101 (376 v. Chr.), wurden aus den neun Phylen des Rathes, welche gerade nicht die Prytanie hatten, neun Proedroi, d. h. „Vorsitzer", durch's Loos ernannt, von denen dann Einer als Epistates die Leitung der Volksversammlung übernahm. Wenn das übliche Einweihungsgebet gesprochen war, brachte der Vorsitzende die zur Verhandlung bestimmten Gegenstände der Reihe nach zur Sprache. Da alle vor das Volk zu bringenden Angelegenheiten erst in der Bule berathen werden mußten, so brachten die Prytanen in der Regel einen Vorbeschluß oder ein Gutachten (προβούλευμα) in die Versammlung mit, das dann dem Volke vorgelesen wurde, mit der Frage, ob es mit der Entscheidung des Rathes einverstanden sei oder die Sache

noch weiter in Berathung ziehen wolle. Ueber diese Frage stimmte das Volk durch Händeaufheben ab; das hieß Procheirotonie*). Manchmal, wie bei dem oben von Demosthenes erzählten Fall, hatte der Rath keine Zeit und Muße zur Abfassung eines Vorbeschlusses.

Hatte das Volk beschlossen, daß die vorgelegte Sache in weitere Berathung genommen werden solle, so ließ der Vorsitzende durch den Herold fragen: „Wer will reden?“ Die alte Sitte, daß zuerst die Männer über fünfzig Jahre zum Reden aufgefordert wurden, kam frühzeitig in Verfall. Es durfte Jeder als Redner auftreten, dem nicht wegen gewisser Vergehen das Recht dazu durch die Gesetze abgesprochen war. Aeschines zählt in seiner Rede gegen Timarch diejenigen auf, welchen das Gesetz die Rednerbühne verbot: „Erstens, wer seinen Vater schlug oder seine Mutter, oder sie nicht pflegte und ihnen nicht ein Unterkommen gewährte; zweitens, wer die Kriegsdienste nicht gethan, soweit sie ihm auferlegt wurden, oder seinen Schild weggeworfen hat; drittens, wer seinen Leib zur Schändung verkauft; viertens, wer sein Väterliches oder was er ererbte, verschwendet hat.“ Das jugendliche Alter schloß Keinen von der Rednerbühne aus.

Wem das Wort ertheilt war, bestieg die Rednerbühne und setzte sich einen Myrtenkranz auf's Haupt. Der Kranz war das Zeichen öffentlicher Thätigkeit und der Unverletzlichkeit; ihn trugen auch die Rathsherren und die Beamten während ihrer Dienstverrichtung. Ueber die Haltung der Redner auf der Bühne in der älteren und der späteren Zeit sagt Aeschines in seiner Rede gegen Timarch: „Die älteren Redner, ein Perikles, Themistokles und Aristeides waren so sittsam, daß ihnen damals das, was wir jetzt alle für gewöhnlich thun, nämlich so zu sprechen, daß man die Hand nach außen hält, etwas Keckes zu sein schien und sie sich in Acht nahmen Solches zu thun. Wie sehr unterscheidet sich dieser Timarchos von jenen Männern.

*) Cheirotonie bedeutet „Abstimmung durch Händeaufheben“, Procheirotonie also „Vorabstimmung“.

Sie schämten sich sogar so zu sprechen, daß sie die Hände aus dem Mantel hatten; dieser aber hat neulich einmal mit abgerissenem Oberkleide halbnackt in der Volksversammlung sich wie ein Faustkämpfer geberdet und dabei in seiner Trunkenheit und Schamlosigkeit körperlich eine so üble und häßliche Haltung gezeigt, daß die Verständigen sich verhüllten aus Scham über den Staat, wenn wir uns solcher Rathgeber bedienen."

Niemand durfte den Redner unterbrechen, außer den Vorsitzenden. Diese konnten ihn wegen Ungebühr und Ordnungswidrigkeiten durch die Polizeisoldaten von der Bühne herunterziehen und sogar aus der Versammlung führen lassen und bis zu fünfzig Drachmen bestrafen. Ein Gesetz bei Aeschines heißt: „Wenn einer der Redner vor dem Rathe oder vor dem Volke nicht über den vorliegenden Gegenstand oder nicht besonders über jeden oder derselbe an demselben Tage zweimal über denselben spricht, oder schimpft oder von Einem übel redet, oder eine Unterbrechung verursacht oder während der Verhandlung aufsteht und über Etwas nicht auf der Rednerbühne spricht oder Zurufe thut oder an dem Vorstande herumzerrt, so sollen nach Entlassung der Volksversammlung oder des Rathes die den Vorsitz Führenden ermächtigt sein, ihn bis zu fünfzig Drachmen für jede Unbill bei den Strafgeldereinnehmern einzutragen. Wenn er aber eine größere Strafe verdient, so mögen sie es, nachdem sie ihm bis zu dreißig Drachmen auferlegt haben, an den Rath oder die erste Volksversammlung bringen."

Wenn der Gegenstand genugsam durchgesprochen war, wurde zur Abfassung des Beschlusses geschritten. Jeder Bürger hatte das Recht, einen schriftlich abgefaßten Antrag durch den Schreiber den Vorsitzenden einzureichen. Diese prüften ihn, ob er nach Form und Inhalt nicht gegen die Gesetze verstieß, und fanden sie keinen Anstoß, so ließen sie ihn dem Volke vorlesen, das dann über denselben abstimmte. Nicht blos die Vorsitzenden hatten das Recht, sich der Abstimmung zu widersetzen, sondern auch jedes Mitglied der Versammlung konnte gegen einen Antrag sowie gegen einen schon

gefaßten Beschluß Einsprache thun, indem er eidlich erklärte, er werde den Antrag oder Beschluß als gesetzwidrig vor Gericht (durch eine γραφὴ παρανόμων) verfolgen. In diesem Falle wurde die Verhandlung ausgesetzt, oder der schon gefaßte Beschluß bis zur gerichtlichen Entscheidung suspendirt. Wenn die Vorsitzenden die Abstimmung gesetzwidrig verweigerten oder zuließen, konnten sie sogar zum Tode verurtheilt werden; auch zweimal über dieselbe Sache abstimmen zu lassen, war streng verboten. Die Abstimmung geschah in den meisten Fällen durch Handaufheben. Das Resultat derselben wurde von dem Epistates verkündigt; der Volksbeschluß (ψήφισμα) wurde von dem Staatsschreiber niedergeschrieben und in dem Staatsarchiv aufbewahrt, oft auch auf Stein= oder Erztafeln öffentlich ausgestellt.

Nach Absolvirung der zu behandelnden Gegenstände entließ der Epistates die Versammlung durch Heroldsruf. Uebrigens kam es auch vor, daß die Verhandlung nicht zu Ende geführt ward oder daß ein eingetretenes Himmelszeichen (διοσημία), wie Blitz und Donner oder Regen, die Fortsetzung hemmte; in diesen Fällen wurde die Versammlung vertagt und auf einen der nächsten Tage verlegt (S. 327).

Von den Gegenständen, die der Volksversammlung zukamen, wollen wir einige Hauptgattungen kurz besprechen. An der Gesetzgebung betheiligte sie sich nur in mittelbarer Weise. Jedesmal in der ersten Versammlung des Jahres stellten die Prytanen die Frage, ob Veränderungen und Ergänzungen der Gesetze nöthig seien, und wurde die Frage vom Volke bejaht, so wurde in der dritten regelmäßigen Versammlung aus den 6000 Richtern des Jahres, den sogen. Heliasten, eine Gesetzgebungscommission, die Nomotheten, erwählt und zugleich fünf Vertheidiger (συνήγοροι) des alten Gesetzes, für welches ein neues beantragt worden war. Vor dieser Commission nun fand ein förmlicher Proceß des alten und des neuen Gesetzes statt, indem die Synegoren das alte Gesetz gegen die Angriffe derer, die das neue Gesetz vorgeschlagen, vertheidigten. Das war

eine weise, dem Geiste des Solon entsprungene Einrichtung, wodurch voreiligen und leichtsinnigen Neuerungen vorgebeugt war; in den Zeiten des Verfalls aber setzte sich das Volk oft über diese strenge Form hinaus, es entschied oft in der Volksversammlung selbst nach augenblicklichem Gutdünken über Gesetzesanträge wie über jede andere Sache und schuf so eine Menge von allerlei neuen Gesetzen, welche mit den alten und unter sich in Widerspruch waren.

Die Wahl der Beamten geschah seit Kleisthenes zum größten Theil außerhalb der Volksversammlung durch das Loos. Die Thesmotheten nahmen sie in dem Tempel des Theseus vor. Es wurden zwei Gefäße aufgestellt; in das eine legte man weiße und bunte Bohnen, in das andere die Täfelchen mit den Namen der Bewerber. Dann zog man zu gleicher Zeit ein Täfelchen und eine Bohne aus den Gefäßen, und wessen Name mit einer weißen Bohne aus der Urne kam, erhielt das Amt. Die so ernannten Beamten hießen „gewählte" (αἱρετοί); jeder Bürger von der gewöhnlichen attischen Bildung schien zu einem solchen Amte befähigt zu sein. Es gab aber eine Anzahl von Aemtern, welche eine besondere Fachbildung oder eine Garantie in Bezug auf Vermögen verlangten, wie das der zehn Strategen und ihrer Unterfeldherren, der zehn Taxiarchen, der zwei Hipparchen (Reiteranführer) und der ihnen untergeordneten zehn Phylarchen, ferner das Amt des Vorstehers der Finanzen (ταμίας τῆς κοινῆς προσόδου). Diese Beamten wurden in der Volksversammlung erwählt und zwar durch Handaufhebung; sie hießen deshalb χειροτονητοί.

Eine richterliche Thätigkeit übte die Volksversammlung nur in außerordentlichen Fällen. Der von Kleisthenes eingeführte Ostrakismus, unrichtig mit Scherbengericht übersetzt, ist eigentlich kein richterliches Verfahren, sondern ein Act der Gesetzgebung in Bezug auf einen Einzelnen, ein Privilegium. Diese auch in andern Staaten, wie zu Argos und Megara, zu Syrakus und Milet, bestehende Einrichtung hatte den Zweck, den Staat vor gewaltsamen Erschütterungen durch Parteikämpfe und vor Tyrannengewalt zu bewahren.

In der Mitte eines jeden Jahres, in der ersten Versammlung der sechsten Prytanie legten zu Athen die Prytanen dem Volke die Frage vor, ob Grund vorhanden sei, zur Sicherung des Staates einen der Bürger zu verbannen, ob irgend ein Bürger zu solcher Macht herangewachsen sei, daß er der Ruhe und Freiheit des Staates Gefahr drohe. Wurde die Frage bejaht, so setzte man eine Volksversammlung an, in welcher über den zu verweisenden Bürger abgestimmt werden sollte. Auf dem Markte wurde für diese Versammlung ein Gehege errichtet mit zehn verschiedenen Eingängen, und also wohl auch mit eben so vielen Abtheilungen für die einzelnen Phylen. Jeder Stimmberechtigte schrieb auf eine Scherbe (ὄστρακον) den Namen desjenigen Bürgers, der ihm der Freiheit gefährlich schien, und händigte die Scherbe an einem der Eingänge den dort aufgestellten Beamten, den Prytanen und neun Archonten, ein. Dies war also eine Art von geheimer Abstimmung. War von wenigstens 6000 Bürgern, etwa dem Drittheil der stimmfähigen Bürgerschaft, derselbe Mann bezeichnet, so war dieser gezwungen, auf zehn, später auf fünf Jahre das Vaterland zu verlassen. Eine solche Verbannung aber wurde nicht als Strafe angesehen; deshalb blieb der Verbannte in seiner Ehre ungekränkt und behielt Vermögen und Bürgerrecht.

Eine geheime Abstimmung, wie bei dem Ostrakismus, fand bei allen Privilegien statt, bei allen Fällen, wo es sich um die Interessen eines Einzelnen handelte, um Verurtheilung oder Lossprechung eines Angeklagten, um Erlaß einer Strafe oder Geldschuld an den Staat, um Einbürgerung eines Fremden. In diesen Fällen war auch die Uebereinstimmung von 6000 Bürgern nöthig. Die Versammlung mußte also außergewöhnlich groß sein. Man kann nach Böckh im Durchschnitt die Zahl der attischen Bürger nicht über 20,000 annehmen. Davon waren viele auf dem Lande, im Krieg und in Handelsgeschäften abwesend, viele, obgleich in der Stadt, gingen nicht in die Volksversammlung, und wenn auch seit Auszahlung der drei Obolen das niedere Volk sich stark herandrängte, so hielten sich die Reichen und Vornehmen gerade deswegen mehr zurück.

Man wird also auf eine stark besetzte Volksversammlung kaum 10—12,000 Bürger rechnen können. Versammlungen von 30,000 Bürgern, von denen bei manchen alten Schriftstellern die Rede ist, waren eine Unmöglichkeit.

Außer den schon besprochenen gehörte zu den bedeutendsten Functionen der Volksversammlung die oberste Entscheidung in allen auswärtigen Angelegenheiten, Kriegserklärung und Bestimmung der Rüstungen, Friedensschlüsse, Bündnisse und Verträge, Ernennung und Instruirung der Gesandten u. s. w.; ferner entschied sie über finanzielle Maßregeln, über Münzwesen, Zollgesetze, Religion und Cultus, Ehrenbezeugungen und vieles Andere.

Zwei Verhandlungen der athenischen Volksversammlung.

Der Geist des athenischen Volkes war in der Zeit der Perserkriege ein ganz anderer als in den letzten Jahren des peloponnesischen Krieges. Volksversammlungen aus jener und aus dieser Zeit stellen uns diesen Unterschied ins hellste Licht. Ohne lange Einleitung wollen wir zunächst eine Volksversammlung vorführen, die uns den hochherzigen patriotischen Sinn des athenischen Volkes und seiner großen Führer in jener gefahrvollen Heldenzeit der Perserkriege in schönster Weise bekundet. Sie fällt in das Frühjahr 479, zwischen die Schlachten von Salamis und Platäa, und wird von Herodot 8, 140 ff. ausführlich beschrieben.

Als Xerxes nach dem Schlag bei Salamis in sein Reich zurückeilte, ließ er seinen Schwager Mardonios mit 300,000 Mann auserlesener Truppen in Griechenland zurück; denn der hatte versprochen, ihm alle Hellenen zu Knechten zu machen. Während Mardonios in Thessalien überwinterte, schickte er den König Alexander von Makedonien als Gesandten an die Athener, um zu versuchen, ob er diese von der hellenischen Sache trennen und auf seine Seite bringen könnte. Wenn dies gelänge, hoffte er mit den übrigen

Hellenen leicht fertig zu werden; denn die Athener schienen ihm mit ihrer Seemacht die gefährlichsten Gegner. Den makedonischen König aber schickte er, weil dieser ein Gastfreund der Athener war.

Als Alexander mit seinen Aufträgen nach Athen vor den Rath gekommen war, schob dieser die Volksversammlung, in welcher die Sache zur Entscheidung kommen sollte, längere Zeit hinaus; denn die Athener wußten, daß die Spartaner, wenn sie von der Gesandtschaft des Mardonios Kunde erhalten, auch Gesandte zu ihnen schicken würden, um sie von einem Bündniß mit dem Perser abzumahnen, und sie wollten gegen Sparta offen und loyal verfahren. Nachdem nun die spartanische Gesandtschaft sich eingestellt, wurde sie sogleich mit dem König von Makedonien vor die Volksversammlung geführt, und Alexander sprach zu dem Volke: „Ihr Männer von Athen, Mardonios spricht also zu euch: „„Ich habe eine Botschaft vom Könige bekommen, die lautet also: Den Athenern vergebe ich alle ihre Sünden, die sie an mir gethan, und jetzo, Mardonios, thue du also: Erstlich gib ihnen ihr Land wieder; sodann mögen sie sich ein anderes dazu wählen, welches sie wollen, und sollen ihre eignen Herren sein. Und wenn sie mit mir vertragen wollen, so richte ihnen alle Tempel wieder auf, die ich verbrannt habe. — Da ich nun diese Weisung habe, so muß ich durchaus darnach thun, wenn nicht ihr dagegen seid. Ich sage euch nun aber dies: Warum erhebt ihr so rasend den Krieg wider den König? Ihr werdet ihn niemals bezwingen, noch könnt ihr's auf die Länge mit ihm aushalten. Denn ihr kennt von dem Heer des Xerxes die Zahl und seine Thaten, ihr wißt auch von der Macht, die ich bei mir habe, also daß, wenn ihr uns auch überwindet und besiegt, gleich eine andere viel größere Macht da ist. Trachtet also nicht darnach, euch mit dem Könige zu messen, um aus dem Lande gejagt zu werden und euer eignes Leben stets auf das Spiel zu setzen; sondern versöhnt euch mit ihm. Ihr habt jetzt die schönste Gelegenheit zur Versöhnung, da der König so geneigt dazu ist. Seid frei und macht mit uns einen Bund sonder Lug und Trug.""

„Das, ihr Männer von Athen," sprach Alexander, „hat Mardonios mir befohlen euch zu sagen. Ich nun will von dem Wohlwollen, so ich gegen euch hege, gar nicht reden, denn da würdet ihr nichts Neues hören; ich bitte euch aber, dem Mardonios zu folgen. Denn ich sehe nicht ab, daß ihr auf die Länge mit dem Xerxes werdet Krieg führen können. Denn wenn ich das absähe, so wäre ich niemals mit so einem Antrag zu euch gekommen. In der That hat aber der König eine übermenschliche Macht und einen gar langen Arm. Und wenn ihr nicht alsobald den Vergleich eingeht, da man euch so gute Bedingungen anbietet, so fürchte ich für euch, da ihr den schlimmsten Stand habt von allen Bundesgenossen: ihr müßt es immer allein bezahlen, da euer Land gleichsam das leere Feld ist zwischen den beiden Heeren. Denn das ist viel werth für euch, wenn der große König euch allein von allen Hellenen eure Sünden vergeben und euer Freund werden will."

Hierauf traten die Gesandten von Sparta auf und sprachen also: „Uns haben die Lakedämonier gesendet, euch zu bitten, daß ihr Nichts wider das Wohl von Hellas unternehmet und euch nicht einlasset auf die Vorschläge des Feindes. Denn das wäre sehr unrecht und würde wenig ziemen allen übrigen Hellenen, am wenigsten aber euch, aus vielen Gründen: Denn gerade ihr habt diesen Krieg erregt, ohne unsern Willen, und eurem Lande galt es ursprünglich, nun aber ist er die Sache von ganz Hellas geworden. Und dann, daß unter diesen Umständen die Athener Schuld wären an der Knechtschaft aller Hellenen, ist doch gar nicht zu ertragen, da ihr euch ja vor Zeiten durch die Befreiung vieler Völker ausgezeichnet habt. Indessen euer Unglück geht auch uns nahe, beides, daß ihr schon um zwei Ernten gekommen und daß ihr schon so lange Zeit ohne Dach und Fach lebt. Dafür aber versprechen euch die Lakedämonier und ihre Bundesgenossen, eure Weiber und Alles, was von Hausgesinde zum Kriege untauglich ist, zu ernähren, so lange dieser Krieg dauert. Laßt euch auch nicht verführen durch Alexander von Makedonien, der euch des Mardonios Antrag so süß macht.

Denn der muß so handeln, er ist ein König und hilft einem König; ihr aber müßt nicht so handeln, wenn ihr sonst vernünftig sein wollt, da ihr wißt, daß bei den Feinden nicht Treue noch Glauben ist."

Die Antwort, welche das athenische Volk den beiderseitigen Gesandten ertheilte, war wahrscheinlich der Vorbeschluß des Rathes, den es ohne lange Debatte zum Beschluß wird erhoben haben. Sie war von Aristeides abgefaßt, der in diesem Jahre in Athen den größten Einfluß hatte. Sie lautete für Alexander folgendermaßen: „Das wußten wir allein, daß der Meder eine viel größere Macht hat als wir, also davon brauchte es nicht so viel Gerede. Dennoch aber ist die Freiheit unsere Losung, und wir werden sie vertheidigen, so lange wir können; und daß wir mit dem Feinde sollen vertragen, das versuche uns nicht zu überreden, wir werden dir nicht gehorchen. Jetzt aber melde dem Mardonios die Antwort der Athener: So lange die Sonne ihre jetzige Bahn wandelt, werden wir mit dem Xerres nicht vertragen, sondern werden ihm beherzt entgegengehen, im Vertrauen auf den Beistand der Götter und Heroen, deren Wohnung und Bildsäulen er, der Frevler, verbrannt hat. Du aber erscheine nicht wieder mit dergleichen Antrag in Athen und ermahne uns nicht zu ungerechten Thaten, in der Meinung, uns einen Dienst damit zu leisten. Denn wir möchten nicht gern, daß dir ein Leids widerführe von den Athenern, da du unser Gast und Freund bist."

Den Gesandten von Sparta antworteten die Athener also: „Daß die Lakedämonier fürchten, wir möchten mit dem Feinde vertragen, ist wohl sehr natürlich. Aber die Furcht ist doch wohl schimpflich, da ihr die Gesinnung der Athener kennt, daß wir nicht um alles Geld in der Welt, nicht um das schönste und allertrefflichste Land medisch würden und Hellas in die Knechtschaft brächten. Denn es sind viele und mächtige Gründe, die uns daran verhindern, wenn wir auch wollten. Erstlich und vor allen Dingen die verbrannten und niedergestürzten Wohnungen und Bildsäulen der Götter, dafür wir durchaus die vollste Rache üben müssen, eher als vertragen mit dem, der dies gethan. Zum andern, wir sind mit dem Hellenen-

volk von gleichem Blut und gleicher Sprache, wir haben dieselben Göttertempel und Opfer, dieselben Sitten. Und diese sollten die Athener verrathen? Das wäre nicht fein. Wisset also, wenn ihr es früher nicht gewußt habt: so lange noch ein einziger Athener am Leben ist, werden wir mit dem Xerxes nicht vertragen. Wir freuen uns zwar des Wohlwollens, so ihr gegen uns beweiset, daß ihr für uns arme Leute ohne Dach und Fach sorgen und unsere Hausgenossen ernähren wollt, und es ist wahr, das ist alles Mögliche; aber dennoch wollen wir noch ferner so bleiben, wie wir sind, und euch nicht zur Last fallen. Jetzo aber, da die Sachen so stehen, schickt nur euer Heer auf das Eiligste heraus. Denn wie wir vermuthen, so wird der Feind nicht lange warten in unser Land einzufallen, sondern sobald er hören wird, daß wir nichts von allem dem thun wollen, was er von uns verlangte, wird er da sein. Ehe er also nach Attika kommt, müßt ihr ihm nach Boötien entgegengehen."

So handelten die Athener, obgleich ihnen voller Ersatz für die Verwüstung ihres Landes und gleiches Bündniß mit Persien versprochen war, obgleich sie voraussahen, daß das feindliche Heer auf's Neue in ihr Land einfallen und ihre kaum wieder hergestellten Häuser zerstören werde, obgleich die Spartaner in kurzsichtiger Selbstsucht im vorigen Jahre das Versprechen, zum Schutze von Attika mit der Heeresmacht des Peloponneses nach Boötien vorzurücken, nicht gehalten hatten. Auch diesmal zögerten die Spartaner wieder und rückten erst über den Isthmos vor, nachdem die Athener auf's Neue ihr Land hatten verlassen und der Verwüstung des Barbarenheeres hatten preisgeben müssen, nachdem sie durch eine Gesandtschaft in Sparta gedroht hatten, daß sie, von ihren Stammgenossen im Stiche gelassen, mit dem Perser ihren Frieden machen würden. Vereint mit den Peloponnesiern zog das athenische Landheer unter Aristeides dem zurückweichenden Mardonios nach, und bei Platäa, wo Mardonios mit seinem ganzen Heere erlag, waren es wieder die Athener, die den aufopferndsten Muth und den edelsten Patriotismus zeigten.

Gehen wir etwa siebenzig Jahre weiter, in das Ende des peloponnesischen Krieges, so finden wir ein ganz verändertes Athen. Die Demokratie ist ausgeartet zu einer gemeinen Ochlokratie, und, bösen Geschwüren gleich, haben sich innerhalb der krankhaften Demokratie geheime verschwörerische Gesellschaften gebildet, oligarchische Klubs, deren Mitglieder mit allen, auch den schlechtesten und verworfensten Mitteln danach strebten, die demokratische Verfassung zu stürzen und mit Hülfe des Feindes, der Spartaner, sich selbst zur Herrschaft zu bringen. In der Volksversammlung führen rohe unpatriotische Demagogen das laute Wort, und die heimtückischen verrätherischen Oligarchen wetteifern mit ihnen, das wankelmüthige kurzsichtige Volk hin und her zu zerren in Leidenschaft und Verwirrung und ohne Rücksicht auf Recht und Gesetz zu den verderblichsten Beschlüssen zu verleiten. Ein Beispiel dieses heillosen Treibens ist das Verfahren gegen die Feldherren der Arginusenschlacht, über welches Xenophon in seiner hellenischen Geschichte 1, 7 ausführlich berichtet.

Im September 406 hatten die Strategen des Jahres bei den arginusischen Inseln über die spartanische Flotte einen herrlichen Sieg erfochten, der das Uebergewicht wieder auf athenische Seite brachte und den Muth der Spartaner dermaßen niederschlug, daß sie den Frieden anboten. Nach der Schlacht hatten die Feldherren die Trierarchen Theramenes und Thrasybulos mit 47 Schiffen zurückgelassen mit dem Auftrag, die Schiffbrüchigen zu retten und die Todten aufzufischen, und waren mit der übrigen Flotte gen Mytilene gefahren, um ihren Collegen Konon, der dort von einem spartanischen Geschwader blokirt wurde, zu entsetzen. Aber ein starker Sturm hatte das Auffischen der Schiffbrüchigen und Leichen verhindert. Der nach Athen geschickte Schlachtbericht, welchen die Feldherren nach gemeinsamer Uebereinkunft aufgesetzt hatten, meldete einfach, daß der Sturm die Rettung der Schiffbrüchigen unmöglich gemacht habe; eine frühere Wendung, in welcher Theramenes und Thrasybul als die mit der Rettung Beauftragten namhaft gemacht

waren, hatten sie, um in echter Collegialität alles gemeinsam zu vertreten, auf Antrag des Perikles und Diomedon weggelassen.

Die oligarchischen Verschwörer in Athen ärgerten sich über das Glück des Vaterlandes, um so mehr, da die siegreichen Feldherren der demokratischen Partei angehörten. Diese Feldherren, die ihre Umsturzpläne durch ihren Sieg vor der Hand vereitelt hatten, sollten ihnen büßen. Sie bearbeiteten das Volk in ihrem Sinne, und als der Schlachtbericht in der Volksversammlung vorgelesen ward, erregten sie es durch den Hinweis auf die gottlose Vernachlässigung der Schiffbrüchigen und Todten zu wilder Leidenschaft. Die Strategen wurden, zum Lohn für ihren schönen Sieg, sofort abgesetzt, mit Ausnahme des Konon, der nicht in der Schlacht gewesen, und statt ihrer zwei neue Feldherren ernannt, Adeimantos und Philokles, jener ein verrätherischer Freund der Spartaner, dieser ein leichtsinniger Demagog.

In der Arginusenschlacht waren acht Feldherren gewesen; denn Konon hatte sich kurz vorher nach Mytilene entfernt, und Archestratos war gestorben. Jene acht waren Protomachos und Aristogenes, Perikles, der Sohn des großen Perikles und der Aspasia, Diomedon, Lysias, der selbst unter den Schiffbrüchigen gewesen, Aristokrates, Thrasyllos, der mit dem vorhin genannten Thrasybulos im Jahre 411 bei Abydos einen schönen Sieg erfochten hatte, und Erasinides. Als der Beschluß des Volkes bei der Flotte ankam, gingen Protomachos und Aristogenes in freiwillige Verbannung, um größerem Unglück zu entgehen; die übrigen sechs begaben sich im Vertrauen auf ihre Unschuld nach Athen und statteten, um sich zu rechtfertigen, im Rathe über das Treffen Bericht ab. Im Rathe saßen viele der Verschworenen, andre Rathsherren waren von ihnen erkauft, und so wurden denn die Strategen auf Antrag des Timokrates wider Gesetz und Recht gefangen genommen und ihre Sache an die Volksversammlung verwiesen. Dadurch war den Feldherren die Möglichkeit entzogen, ihr persönliches Ansehen geltend zu machen, und die Verschwornen konnten um so freier ihre Intrigue weiterspinnen.

Wir bekommen einen erschreckenden Einblick in die Zerrüttung der athenischen Zustände, wenn wir sehen, daß jener Theramenes, welcher selbst mit der Rettung der Schiffbrüchigen beauftragt gewesen war, als Vorkämpfer der Verschwornen auftreten und mit grenzenloser Frechheit die eigne Schuld auf seine Vorgesetzten wälzen durfte. In der anberaumten Volksversammlung trat dieser nichtswürdige Parteigänger und Intriguant vor allen Andern als Kläger auf; er erklärte, es sei recht und billig, von den Strategen Rechenschaft zu verlangen, warum sie die Schiffbrüchigen nicht gerettet hätten, und zum Beweise, daß sie selbst keinem Andern die Schuld beimäßen, zeigte er das Schreiben der Strategen an den Rath und das Volk vor, in welchem sie auf nichts weiter als auf den Sturm die Schuld geschoben hätten. Den Strategen wurde die gesetzliche Vertheidigung nicht gestattet; jeder durfte nur kurze Zeit sprechen. Sie erzählten den Hergang der Wahrheit gemäß und zeigten, daß, wenn etwas versäumt worden wäre, man nur die mit der Rettung Beauftragten zur Verantwortung ziehen könne; „doch," sagten sie, „werden wir deswegen, weil man uns anklagt, nicht lügen und diesen die Schuld beimessen, sondern die Gewalt des Sturmes ist's gewesen, welche die Rettung verhindert hat." Dies bezeugten sie durch die Steuermänner und noch viele Andere, die mit auf der See gewesen.

Die Verschwornen hatten das Gelingen ihrer Pläne besonders von dem Umstande gehofft, daß der Kern der Bürgerschaft, der noch Muth und Rechtsgefühl genug besaß, bei dem Heere abwesend war und die zurückgebliebene Menge zum großen Theil aus schwachen und alten Leuten bestand, die leicht zu verführen seien; aber die einfache und überzeugende Darstellung der Angeklagten und ihre ehrenwerthe Persönlichkeit trugen den Sieg davon. Das Volk war bereit, die Klage abzuweisen, und viele Männer traten vor, um Bürgschaft für sie zu leisten. Da die Verschwornen aus der Haltung des Volkes erkannten, daß eine Abstimmung nicht nach ihrem Wunsche ausfallen würde, so schnitten sie für jetzt durch einen raschen Streich

die Sache ab, indem sie erklärten, die Dämmerung sei schon eingetreten, bei einer Abstimmung sehe man die aufgehobenen Hände nicht mehr; die Abstimmung dürfe nicht vorgenommen werden. So wurde denn beschlossen, den Proceß bis zu einer andern Volksversammlung auszusetzen, der Rath aber solle vorher über die Sache berathen und einen Antrag einbringen, auf welche Weise und nach welchem Gesetze die Angeklagten zu richten seien. Die Bürgen wurden zurückgewiesen, und die Angeklagten blieben in Haft.

In die nächsten Tage (Mitte November) fielen die Apaturien, ein Familienfest, an welchem die Geschlechtsverwandten bei Opfern und Mahlzeiten das Andenken ihrer gemeinsamen Abstammung feierten und alle Gefühle der Blutsverwandtschaft lebhaft angeregt waren. Da stellten nun Theramenes und seine Verbündeten viele Leute an, welche während des Festes in schwarzen Kleidern und mit geschornem Kopfe einhergingen, als wären sie Anverwandte der in der Schlacht Gefallenen, deren Tod sie betrauerten, und hießen sie, später in die Volksversammlung kommen. Durch dieses Manöver regten sie die ganze Stadt gegen die Strategen auf, welche die Schuld trügen, daß am Apaturienfeste so viele in schwarzen Kleidern gingen. Zugleich beredeten sie den Kallixenos, die Feldherren in der Bule anzuklagen. Nachdem man so die Stadt mit stürmischer Leidenschaft erfüllt, wurde die zweite Volksversammlung gehalten.

In der Volksversammlung trug der Rath seinen von Kallixenos abgefaßten Antrag vor, der also lautete: „Nachdem man in der vorhergehenden Volksversammlung die Ankläger der Strategen und die Vertheidigungen derselben vernommen, so sollen nun alle Athener nach den Stämmen ihre Stimmen abgeben, und für jeden Stamm sollen zwei Urnen hingesetzt werden; bei jedem Stamm soll ferner ein Herold ausrufen, wer glaube, daß die Strategen Unrecht gethan, daß sie diejenigen, welche das Seetreffen gewonnen, nicht gerettet, der solle sein Urtheil in die erste Urne werfen, wer anderer Meinung sei, in die zweite. Wird ihr Verfahren für unrecht erkannt, so sollen

sie am Leben gestraft, den Elfmännern übergeben und ihre Güter eingezogen werden, wovon der zehnte Theil der Göttin zufallen soll." Dieser Antrag war in mehreren Beziehungen gesetzwidrig. Es mußte eine Zeit anberaumt werden für nochmalige Anklage und Vertheidigung, einem jeden Angeklagten mußte einzeln der Proceß gemacht werden, die Abstimmung mußte geheim sein; aber die Art, wie die Urnen aufgestellt werden sollten, machte sie zu einer offenen und gab Gelegenheit, über die Stimmenden einen Terrorismus auszuüben. Denn wer an der ersten Urne vorüberging, kam bei der fanatisirten Menge in den Verdacht der Gleichgültigkeit gegen die heiligsten Religionspflichten und setzte sich persönlicher Gefahr aus. Um die Gemüther noch mehr zu erhitzen, führte man einen Mann vor, welcher sagte, er habe sich in der Schlacht auf einem Mehlfasse gerettet und die Ertrinkenden hätten ihm aufgetragen, wenn er noch gerettet würde, so solle er dem Volke anzeigen, daß die Strategen den Männern nicht zu Hülfe gekommen, welche so tapfer für's Vaterland gestritten hätten.

Gegenüber dieser nichtswürdigen Fanatisirung der Menge hatten doch einige Männer den Muth, zum Schutze der Angeklagten und des Rechtes in die Schranken zu treten. Euryptolemos, ein Verwandter des Perikles, und einige Andere erhoben gegen Kallirenos die Einrede der Rechtswidrigkeit, in Folge deren die Verhandlung bis zur gerichtlichen Entscheidung hätte ausgesetzt werden müssen (S. 332), und sie erhielten bei Einigen vom Volke Beifall. Der große Haufe aber schrie, das gehe zu weit, wenn man dem Volke nicht erlauben wollte zu thun, was ihm beliebe, und ein gewisser Lykiskos schlug sogar vor, man solle über die Einspruch Erhebenden ebenso richten wie über die Strategen. Das Volk lärmte auf's Neue, und Euryptolemos mit seinen Genossen sah sich gezwungen, die Klage der Gesetzeswidrigkeit aufzugeben. Nun verlangte man von den Prytanen, daß sie das Volk abstimmen ließen. Da jedoch einige derselben Bedenken trugen, gegen die Gesetze eine Abstimmung über sämmtliche Strategen zugleich zuzulassen, so erhob Kallirenos wider

sie eine gleiche Klage, und das Volk schrie, man solle die vor Gericht ziehen, die nicht beistimmen wollten. Die Prytanen ließen sich einschüchtern und gaben ihre Einwilligung zum Stimmen; nur Einer, der Epistates dieses Tages, gab trotz allem Drohen nicht nach und erklärte standhaft, er werde nichts gegen die Gesetze thun. Dies war Sokrates, der bekannte Weise.

Euryptolemos, der seine Einsprache zurückgezogen, versuchte unterdeß auf einem andern Weg die Freunde zu retten; er erbat sich bei den Prytanen das Wort, um dem Antrag des Rathes einen Gegenantrag gegenüberzustellen. So erhielt er Gelegenheit, zur Vertheidigung der Angeklagten zu reden, und er that dies auf eine sehr kluge und geschickte Weise. Er verlangte, daß man die Strategen auf's Strengste richte, und zwar nach dem Gesetze des Kannonos, welches befahl, daß der, welcher sich gegen das athenische Volk vergangen, gefesselt sich vor dem Volke verantworten solle, und werde er bei der Untersuchung als ein Verbrecher erfunden, so solle er sterben und ins Barathron (den Verbrecherschlund) gestürzt, seine Güter aber eingezogen werden — oder auch nach dem Gesetze, das gegen die Tempelräuber und Landesverräther bestand; aber man dürfe nicht willkürlich in summarischer Weise über alle zugleich aburtheilen. Die Gesetze geböten, daß über jeden einzeln gerichtet werde, und darum schlug er vor, das Volk solle einen Tag bestimmen und an demselben ordnungsgemäß zuerst abstimmen über die Annahme der Klage, dann die Klage selbst vorbringen und endlich jeden Einzelnen seine Sache führen lassen.

Nachdem Euryptolemos geredet, faßte er seinen Gegenantrag schriftlich ab, daß nach dem Gesetze des Kannonos über jeden Strategen besonders Gericht gehalten werde, während der Antrag des Rathes verlangte, daß man über alle auf einmal aburtheile. Ueber den Gegenantrag kam es nun wirklich zur Abstimmung durch Handaufheben, und er wurde angenommen. Da aber ein gewisser Menekles Einsprache that und eine neue Abstimmung vorgenommen wurde, siegte der Antrag des Rathes. Hierauf wurden die acht Feld-

herren zum Tode verurtheilt und die sechs gegenwärtigen hingerichtet. — Ein Jahr nachher erschien die Flotte des Lysander nach der Schlacht bei Aigospotamoi vor den Häfen von Athen, und Theramenes lieferte ihm die unglückliche Stadt in die Hände. Athens Fall war das Werk der verrätherischen Oligarchen.

Kaum war die Hinrichtung der sechs Feldherren geschehen, so reuete die Athener das unschuldig vergossene Blut der verdienten Männer; sie setzten die Schuldigen fest und machten ihnen den Proceß. Nach der Schlacht bei Aigospotamoi entflohen sie, und als später Kallirenos zurückkehrte, hungerte er sich zu Tode, weil er sich von Jedermann gehaßt und verachtet sah.

Das athenische Volksgericht.

In der alten Zeit war das Gerichtswesen zu Athen in den Händen der herrschenden Aristokratie. Solon brach zuerst die Alleingewalt des Adels und gab dem Volke auch einen Antheil an den Gerichten. Aber seine Gesetzgebung war wie im Allgemeinen, so auch in Bezug auf das Gerichtswesen nicht im Sinne der Demokratie angelegt, sondern er bezweckte nur eine Sicherstellung des Volkes gegen den Druck des Adels. Die gesammte Gerichtsbarkeit, mit Ausnahme des Blutbanns, über welchen früher schon gesprochen worden ist (S. 179), verwalteten auch ferner noch die verschiedenen Obrigkeiten, namentlich die Thesmotheten, welche die in ihren Verwaltungskreis einschlagenden Fälle entweder selbst aburtheilten oder deren Entscheidung den Diäteten übertrugen, aus dem Volke gewählten Schiedsrichtern, die ihnen zur Unterstützung beigegeben waren. Aber gegen die Entscheidungen der Beamten wie der Diäteten stand dem Unterliegenden die Berufung an ein höheres Gericht zu, welches einem Ausschusse aus der ganzen Bürgerschaft anvertraut war. Dieses Volksgericht war das Gericht der Heliasten. Der Name

kommt her von dem Wort Heliaia, welches Versammlung bedeutet, sowie auch den Ort der Versammlung; in Athen hieß so vorzugsweise die größte der Gerichtsstätten, in welchen sich die Heliasten versammelten.

Wie groß die jährlich gewählte Zahl der Heliasten in solonischer Zeit war, in wie viele Sectionen sie zerfiel und in welchen Formen sich damals die Volksgerichtsbarkeit bewegte, darüber ist uns nichts Sicheres bekannt, wir wissen nur, daß die Heliasten in Civilsachen die Appellationsinstanz und in Criminalsachen, die nicht zum Blutbanne gehörten, die erste und wohl die einzige Instanz bildeten. Nachdem aber Kleisthenes durch seine Verfassungsänderungen die Schranken entfernt hatte, welche in der solonischen Gesetzgebung noch immer die Entwickelung der demokratischen Elemente niederhielten, kam in kurzer Zeit die Rechtspflege mit geringen Ausnahmen völlig in die Hände der Volksgerichte. Auch für die Privatprocesse bildeten sie jetzt größtentheils die erste und einzige Instanz. Die Behörden entschieden nur noch über gewisse geringe Vergehen, welche in den Kreis ihrer Verwaltung gehörten; ihre Hauptthätigkeit im Gerichtswesen war, daß sie die Processe, welche vor die Heliastengerichte kamen, instruirten und bei der gerichtlichen Verhandlung den Vorsitz führten.

Nach der Einrichtung des Kleisthenes wurden jährlich aus den Bürgern, welche über dreißig Jahre alt waren, durch die neun Archonten und deren Schreiber 6000 Mann für die Volksgerichte ausgeloost, 600 aus jeder Phyle. Sie bildeten ungefähr den dritten Theil der ganzen Bürgerschaft. Nach der Loosung wurden sie für ihr Amt in Pflicht genommen durch einen Eid, dessen Formel bei Demosthenes gegen Timokrates also heißt: „Ich will richten nach den Gesetzen und den Beschlüssen der Volksversammlung und des Rathes und will Kläger und Vertheidiger gleichmäßig anhören.“ Doch wird die Aechtheit dieser Formel in Zweifel gezogen. Nach der Vereidigung theilte man die Gesammtheit der Geschwornen ohne Rücksicht auf die Phylen in bunter Mischung in zehn Sectionen zu

je 500 Mann, so daß also 1000 Mann übrig blieben, welche dazu bestimmt waren, nöthigen Falls als Ersatzmänner einzutreten. Die Sectionen hießen Dikasterien, und ebenso hießen auch die Gerichtslocale. Jeder Einzelne der Section erhielt als Zeichen seines Amtes ein Täfelchen aus Bronze, das mit seinem Namen und dem Buchstaben der Section (*A* bis *K*), zu der er gehörte, sowie mit dem Staatswappen, dem Gorgoneion (Gorgonenhaupt), versehen war.

Wenn Jemand eine Klage erheben wollte — und dies konnte jeder volljährige ehrenhafte Bürger — so hatte er sie bei der Behörde anzubringen, in deren Geschäftskreis die Angelenheit einschlug. Vorzugsweise kamen hier die neun Archonten in Betracht. Vor den ersten Archon, den Eponymos, gehörten insbesondere die Erbstreitigkeiten und andere Familienangelegenheiten, vor den Archon Basileus alles, was mit Religion und Cultus zusammenhing, vor den Polemarch die Sachen, welche sich auf die Metöken oder Beisassen und auf die Fremden bezogen. Die sechs Thesmotheten endlich nahmen alle andern Rechtssachen vor, welche nicht in den Bereich der andern Behörden einschlugen. Bevor der Kläger zur Behörde ging, mußte er, einzelne besondere Fälle ausgenommen, im Beisein von Zeugen seinen Gegner auffordern, an dem bestimmten Tage sich vor der Behörde zu stellen. Diese Vorladung geschah immer an einem öffentlichen Orte, denn es war dem Kläger nicht erlaubt, das Haus des Gegners zu betreten. Die Klage mußte schriftlich eingereicht werden, und zwar mit ausdrücklicher Angabe der Ladungszeugen; denn wenn diese fehlte, und der Beklagte war nicht erschienen, so wurde die Klage zurückgewiesen. War die Klage angenommen, so wurde sie von dem Schreiber der Behörde auf eine Tafel geschrieben und öffentlich bei dem Amtslocal aufgehängt. Zugleich setzte die Behörde den Parteien einen Termin zur Voruntersuchung fest, an welchem sich beide wieder persönlich einzustellen hatten.

Die Voruntersuchung oder die Instruction des Processes begann mit einer Beeidigung beider Parteien, daß sie ihre Sache in guten Treuen führen wollten. In Privatprocessen, bei denen es sich um

einen Gegenstand von mehr als hundert Drachmen handelte, erlegten dann beide Theile oder der eine derselben die Gerichts- oder Succumbenzgelder (πρυτανεῖα), welche bei Summen bis zu 1000 Drachmen drei, bei einem Gegenstand von 1000—10,000 Drachmen dreißig Drachmen u. s. f. betrugen und später von dem Unterliegenden dem Sieger erstattet werden mußten. Bei öffentlichen Klagen wurde nur von dem Kläger in manchen Fällen ein Gerichtsgeld entrichtet. Der Angeklagte hatte das Recht, bevor er auf die Sache einging, eine Einrede zu erheben, indem er behauptete, daß dem Proceß aus diesem oder jenem Grunde die zum Anhängigwerden nöthigen Eigenschaften fehlten. So hatte z. B. der Sprecher einer Rede des Lysias einen gewissen Pankleon wegen erlittener Beeinträchtigungen bei dem Polemarchen verklagt, weil er ihn für einen Metöken hielt. Pankleon aber erhob Einrede über die Zuständigkeit der Behörde, da er kein Metöke, sondern ein Platäer sei; die Platäer aber hatten attisches Bürgerrecht. Der Proceß mußte daher aufgeschoben werden bis zur Erledigung dieser Vorfrage, bis der Kläger vor einem dazu bestellten Gerichtshofe bewiesen hatte, daß Pankleon kein Platäer sei.

War keine Einrede erfolgt oder war die Einrede beseitigt, so ließ die vorsitzende Behörde die beiden Parteien für die Wahrheit ihrer Behauptungen die Beweismittel beibringen, Gesetzesstellen, Documente öffentlicher und privater Art, wie z. B. amtliche Erlasse, Actenstücke über Raths- oder Gerichtsverhandlungen, Contracte, Testamente u. s. w., ferner Zeugnisse und Sklavenaussagen. Die Zeugen waren gewöhnlich zur Stelle und thaten ihre Aussagen in der Regel ohne vorausgegangenen Eid; ihr Zeugniß wurde niedergeschrieben. Behauptete ein vorgeforderter Zeuge von der betreffenden Sache nichts zu wissen, so mußte er dies durch einen Eid bekräftigen. Wenn ein Zeuge durch Krankheit oder durch Abwesenheit verhindert war persönlich zu erscheinen, so wurde seine Aussage, die er vor mehreren zuverlässigen Personen hatte abgeben müssen, schriftlich und von diesen beglaubigt zu den Acten eingeliefert. Aehnliches

geschah mit den Sclavenaussagen, welche, um für rechtskräftig zu gelten, durch die Folter ausgepreßt sein mußten. Die Folterung wurde gewöhnlich in Gegenwart beider Parteien mit Zuziehung beiderseitiger Freunde vorgenommen; was der Gemarterte aussagte, wurde aufgeschrieben und mit der Beglaubigung der zugezogenen Freunde der Behörde übergeben. Solche durch Marter erzwungene Zeugnisse der Sklaven hatten vor Gericht ein noch größeres Gewicht als die Zeugnisse der Freien. Einige Arten der Folterung werden aufgezählt in den „Fröschen" des Aristophanes (618 ff.): „An der Leiter ausspannen, hängen, mit Borsten peitschen, mit Knuten hauen, durch Schrauben recken, Essig ins Nasenloch gießen, mit Ziegeln den Bauch bepacken, mit Porree und jungem Lauch schlagen." Auch der Eid, zu dem sich ein Betheiligter erbot oder den der Eine dem Andern zuschob, diente als Beweismittel; er wurde vor der Behörde abgelegt und niedergeschrieben. Diese Actenstücke wurden sämmtlich in versiegelten Kapseln bis zum Gerichtstage aufbewahrt.

Der Beamte, welcher den Proceß instruirt hatte, übernahm auch den Vorsitz bei den Verhandlungen des Gerichts. Nachdem er einen Gerichtstag festgesetzt, wandte er sich an die Thesmotheten, daß sie ihm für diesen Tag Geschworne zuloosten. An den Gerichtstagen erschienen in aller Frühe die zehn Sectionen der Heliasten auf dem Markte, um durch's Loos in die verschiedenen Gerichtshöfe vertheilt zu werden. Auch war jedesmal eine größere Zahl der Ersatzmänner geladen. Gewöhnlich wurde eine Section von 500 Mann für einen Gerichtshof bestimmt, doch gab es auch Fälle, wo eine geringere Zahl, 200 und mehr, hinreichte. In andern Fällen wurden mehrere Sectionen für einen Proceß vereinigt, bei Bestechung z. B. saßen 1500 Mann zu Gericht, bei Hochverrath 2000, auch kam es vor, daß sämmtliche 6000 Heliasten zusammen über eine Sache richteten. Wenn die Gerichtshöfe mit den regelmäßigen Abtheilungen von 500 Mann besetzt werden sollten, so geschah die Auslosung wahrscheinlich in der Weise, daß zwei Urnen, die eine mit so viel Loosen, als Gerichtshöfe an diesem Tage besetzt werden sollten, die andere mit

den zehn Loosen der Sectionen, aufgestellt waren und zu gleicher Zeit aus jeder ein Loos gezogen ward; die Section, deren Loos heraus kam, erhielt den Gerichtshof, dessen Loos zugleich mit dem ihrigen gezogen war. Sollte aber ein Gerichtshof z. B. mit 1500 Mann besetzt werden, so wurden für denselben drei Loose in das Gefäß gelegt, so daß diese mit drei Sectionen herauskommen mußten. Unbekannt ist uns die Art der Loosung, wenn kleinere Abtheilungen der Sectionen oder eine Anzahl, welche nicht in der Summe mehrerer Sectionen aufging, gefordert wurden. Zu bemerken ist aber noch, daß die Richter nie in gerader Zahl zu Gericht saßen, also nicht etwa gerade 500, sondern entweder 501 oder 499, damit bei der Abstimmung nicht Stimmengleichheit eintreten konnte; man nahm also wohl von der einen Section Einen Mann weg und fügte ihn der andern zu.

Nach geschehener Loosung erhielt jeder Richter der Section einen Stab mit der Farbe und der Nummer des Gerichtshofes, in welchem er zu sitzen hatte, und bei dem Eintritt in denselben eine Marke, gegen welche er nach der Sitzung aus der Casse der Kolakreten, einer aus uralter Zeit stammenden Finanzbehörde, seinen Richtersold empfing. Diesen hatte Perikles eingeführt, und zwar bestand er Anfangs in Einem Obolos für die Sitzung, auf Betrieb des Kleon aber war er auf drei Obolen erhöht worden. Wer zu der Verloosung auf dem Markte zu spät gekommen war oder auch im Gerichtshof nicht zu rechter Zeit erschien, wurde abgewiesen und büßte den Sold ein. In den „Wespen" des Aristophanes ruft der Vorsitzende des Gerichts: „Ist draußen noch ein Heliast, herein, herein! Sobald die Rede begonnen, lassen wir Niemand ein."

Die Gerichtshöfe lagen zum größten Theil wohl in der Nähe des Marktes, andre waren in der Stadt an verschiedenen Orten zerstreut. Vor den meisten, oder vielleicht bei allen stand das Bild des Heros und Schutzpatrones der Gerichte, des Lykos in Wolfsgestalt, mit Staketen umzäunt, an denen die Geschwornen und Parteien vor der Verhandlung gewöhnlich ihre Verabredungen vor-

nahmen, Präoccupationen und nicht selten auch Bestechungen versucht wurden; hier suchten auch die Herren Geschworenen, wenn die Sitzung lange dauerte, die nöthige körperliche Erleichterung. Die Geschworenen saßen im Gericht auf hölzernen Bänken. Ihnen gegenüber befanden sich für die Parteien zwei Bühnen, auf denen sie saßen und stehend redeten; neben ihnen saßen ihre Beistände und andere Freunde, welche sich für sie verwenden wollten. Die ganze Gerichtsstätte war mit Schranken umgeben und durch eine Gitterthür geschlossen. Doch waren die Sitzungen öffentlich und im Allgemeinen von Zuhörern fleißig besucht.

Wenn die Geschworenen und die vorsitzende Behörde sich im Sitzungslocal zusammengefunden haben, wird zunächst an einem Altar mit Weihrauch und Myrrhenzweigen ein Rauchopfer dargebracht und dazu von dem Herold ein Gebet gesprochen; dann eröffnet der Präsident die Verhandlung durch Vorforderung der Parteien. Ist der Verklagte nicht erschienen, so wird er in contumaciam verurtheilt; bleibt der Kläger aus, so gilt die Klage für aufgegeben, aber bei öffentlichen Processen wurde dieses Fallenlassen der Klage mit 1000 Drachmen bestraft. Waren Kläger und Verklagter zur Stelle, so daß der Proceß also vor sich gehen konnte, so wurden zuerst von dem Schreiber die Klage und die Gegenschrift vorgelesen und dann die Parteien zum Sprechen aufgefordert. Jeder mußte seine Sache persönlich führen; doch war es natürlich oft der Fall, daß den Processirenden die Geschicklichkeit, den Gegenstand gehörig zu erörtern, und die nöthige Gewandtheit der Rede fehlten; sie ließen sich dann von Andern, welche aus der Beredtsamkeit ein Gewerbe machten, eine Rede ausarbeiten, welche sie für den Gerichtstag auswendig lernten. In den „Rittern" des Aristophanes wird einmal Einem der Vorwurf gemacht:

„Weil du ein Proceßchen abgewannst einem Krämer aus den Inseln
Mit Nachts memoriren, Straßen lang so vor dich her recitiren
Und Wasser trinken, oft probiren, Freunde ennuyiren,
So glaubst du ein Held im Reden zu sein, du Narr auf allen Vieren."

Uebrigens war es auch erlaubt, sich aus der Mitte seiner Freunde Beistände zu wählen; man sprach dann nur einige einleitende Worte und überließ dem Beistande den Hauptvortrag. Waren auf beiden Seiten mehrere Beistände, so sprachen zuerst der Kläger und seine Mitankläger hinter einander dem Alter nach, dann der Beklagte und seine Beistände. Bei manchen Sachen war nach den ersten Reden und Gegenreden noch eine zweite Action zu Widerlegung und Vertheidigung gestattet. Die Zeit wurde den Rednern durch die Klepsydra, die Wasseruhr, zugemessen; wenn aber die Rede unterbrochen wurde, wenn der Schreiber an den betreffenden Stellen die Beweismittel, welche die vorsitzende Behörde in ihren Verschluß in den Gerichtssaal hatte bringen lassen, vorlas, so erhielt der bei der Wasseruhr angestellte Mann den Auftrag, für diese Zeit das Wasser stillzustellen (ἐπίλαβε τὸ ὕδωρ). Uebrigens mußten die Zeugen, deren in der Voruntersuchung abgegebene Zeugnisse verlesen wurden, doch in der Regel gegenwärtig sein, um dieselben zu bestätigen und, wenn es gefordert wurde, weitere Auskunft zu geben.

Der Redner war unverletzlich, so lange er sprach, nur die Richter durften ihm ins Wort fallen, wenn er Ungehöriges redete oder irgend ein Aufschluß gewünscht ward; er selbst aber durfte an den Gegner Fragen richten, und dieser war verpflichtet zu antworten. Manchmal kam es vor, daß die Richter den Redner gar nicht zu Wort kommen ließen, um ihn ungehört zu verdammen, oder sie riefen ihm mitten in der Rede ihr „Hinab, hinab!“ (κατάβα, κατάβα) zu, weil sie sich für genugsam überzeugt hielten. Durch solches Mittel aber täuschten auch bisweilen parteiische Richter den Redner, sie erfüllten ihn mit schönster Hoffnung, und nachher verurtheilten sie ihn dennoch. Von den Parteien wurden gar manche Mittel aufgeboten, um die Richter durch Dinge, welche nicht zur Sache gehörten und der Ermittelung des strengen Rechtes Abbruch thaten, für sich zu gewinnen; sie baten und flehten um Schonung, sie brachten jammernde Weiber und Kinder, hülflose Eltern, angesehene, beim Volk beliebte Freunde als Fürbitter mit und entgingen dadurch oft wider das Recht der

Verurtheilung. Nur vor dem Areopag sollen diese Rührungs- und Bestechungsmittel durch ein Gesetz verboten gewesen sein.

Die Abstimmung der Richter war eine geheime. Sie geschah ohne vorhergehende Berathung durch weiße und schwarze Steinchen oder Bohnen, durch ganze und durchlöcherte Muscheln oder metallene Kügelchen, die in eine Urne geworfen wurden; die schwarzen Steinchen, die durchbohrten Kügelchen verdammten. Bei Stimmengleichheit erfolgte Freisprechung. Hatte der Kläger nicht wenigstens den fünften Theil der Stimmen für sich, so mußte er in Privatsachen seinen Gegner für die durch muthwillige Anklage verursachten Beschwerden durch eine Buße entschädigen, welche den sechsten Theil der beanspruchten Summe betrug; bei öffentlichen Klagen zahlte er an den Staat eine Strafe von 1000 Drachmen und verlor für die Zukunft das Recht ähnliche Klagen anzustellen.

Wenn von den Richtern das „Schuldig" ausgesprochen war, so folgte in vielen Fällen noch eine zweite Verhandlung über das Maß der Strafe. Alle Rechtshändel zerfielen nämlich in schätzbare und unschätzbare (*ἀγῶνες τιμητοί* und *ἀτίμητοι*). Die letzteren waren diejenigen, für welche die Strafe im Voraus durch ein Gesetz bestimmt war, die schätzbaren dagegen solche, in denen erst von den Richtern durch eine Schätzung (*τίμησις*) festgestellt ward, welche Leibes- oder Geldstrafe dem Verurtheilten aufzulegen sei. Zu diesem Zwecke hatte der Kläger schon seinen Strafantrag der Klagschrift beigefügt, wogegen der Verurtheilte einen Gegenantrag zu stellen berechtigt war. Streitig ist es, ob die Richter nur zwischen diesen beiden Anträgen zu wählen hatten, oder auch eine mittlere Strafe zuerkennen konnten. Wenigstens durften sie den Antrag des Klägers noch durch eine Zusatzstrafe (*προστίμημα*), die in der Regel in Gefängniß bestand, verschärfen. Ueber ihre Strafanträge hatten Kläger und Verurtheilter noch das Recht ausführlicher zu reden. Während dieser Verhandlung hatten die Richter Wachstäfelchen in den Händen, auf welche sie mit dem Nagel einen längeren oder kürzeren Strich kratzten, je nachdem sie die härtere oder mildere

Strafe wollten. Der alte Kleobold in den „Wespen" des Aristophanes machte in seiner richterlichen Verbissenheit stets den langen Strich der härteren Strafe; er brachte von Wachs unter den Nägeln ganze Trachten mit nach Hause.

Der Vorsitzende machte den Ausspruch der Richter bekannt und hob die Sitzung auf. Appellationen gegen die Urtheile der Geschworenen, der Repräsentanten des souveränen Volkes, waren nicht möglich; doch gab es in gewissen Fällen Rechtsmittel, ein ungerechtes Urtheil wieder rückgängig zu machen. In Privatsachen wurde dem auf Schadenersatz, Aushändigung oder Geldbuße Verurtheilten ein Termin gesetzt, bis zu welchem er seinen Gegner gerecht werden mußte; that er dies nicht, so konnte er von dem Kläger entweder gepfändet oder mit einer Executionsklage (δίκη ἐξούλης) belangt werden, und verlor er diesen Proceß, so mußte er an den Staat die gleiche Strafe bezahlen. In Criminalsachen waren die Strafen Hinrichtung, Verbannung, die stets mit Vermögensconfiscation verbunden war, Gefängniß, Verlust der Freiheit, Atimie oder Verlust des Bürgerrechts, Vermögensconfiscation und Geldbußen. Lautete der Spruch auf Hinrichtung, die in der Regel im Gefängniß vorgenommen ward und in mildester Form durch den Schierlingstrank geschah, oder auf Gefängniß, so wurde der Verurtheilte den sogenannten Elfmännern überantwortet. Diese Behörde nämlich, zehn Männer, Einer aus jeder Phyle, nebst einem Schreiber, hatten die Aufsicht über das Gefängniß und ließen die Hinrichtungen vollziehen. Verlust der Freiheit traf blos Nichtbürger; sie wurden durch die Poleten als Sklaven verkauft.

Als in den „Wolken" des Aristophanes ein Schüler des Sokrates dem alten Strepsiades auf einer Landkarte die Stadt Athen zeigte, sagte dieser verwundert: „Athen? das glaub' ich nicht; ich sehe ja keine Richter sitzen." Richter und Gerichte waren allerdings etwas Charakteristisches für Athen. Ungefähr der dritte Theil der Bürger fungirte als Richter, und fast alle Tage, die keine Fest-

tage waren oder an denen man keine Volksversammlung hielt, wurde zu Gericht gesessen. Denn die Athener waren gar proceßsüchtige Leute, und außerdem mußten die Bundesgenossen alle wichtigeren Rechtssachen zu Athen, der Hauptstadt des Bundes, entscheiden lassen. Da nur Männer über 30 Jahre Richter werden konnten, während der Kriegszeit aber ein bedeutender Theil der waffenfähigen Bürgerschaft zu Felde lag, so waren es in der Zeit des peloponnesischen Krieges, der Zeit des Aristophanes, vorzugsweise alte Männer, welche dem Gerichtswesen oblagen, und diese waren wieder zum größten Theil Angehörige der ärmeren Classe, die aus dem Richten gleichsam ein Gewerbe machten und mit dem Richtersold ihre Familien ernährten. „Ich habe", sagt ein Heliast bei Aristophanes, „von dem heutigen Gerichtssolde noch für Drei Brot und das Zubrot und das Brennholz zu beschaffen, und wenn heute der Archon nicht zu Gerichte sitzt, so weiß ich nicht, wo zu essen herbekommen." Für diese Leute war das nichtsthuerische Sitzen im Gericht, das Anhören interessanter Rechtsfälle zugleich eine unterhaltende, angenehme Beschäftigung; ganz besonders aber schmeichelte es ihrem Selbstgefühl, die Vertreter des souveränen Volkes spielen, die Reichen und Vornehmen vor ihr Gericht ziehen und demüthigen zu können. Es war ein Hochgenuß für sie, zu sehen, wie der hochadlige Herr zu ihren Füßen zitterte und um ihre Gunst buhlte, und nur zu häufig trieb sie ihre niedere Gesinnung, Mißgunst und Neid, daß sie wider Recht und Gerechtigkeit den reichen und vornehmen Mann verdammten, sie waren nur allzu geneigt, schwere Geldstrafen und Confiscation der Güter über ihn zu verhängen, da hierdurch die Staatscasse bereichert ward, aus der sie ihren Unterhalt zogen.

Das herrliche Leben eines Richters und seine königliche Gewalt schildert in den „Wespen" des Aristophanes (550 ff.) ein von der Richtermanie erfüllter Alter mit folgenden Worten:

„Sagt, wo in der Welt ist glücklicher mehr, glückseliger mehr und gehegter
Und gefürchteter je noch sonst ein Geschöpf, wie der Richter, sogar der bejahrte?

Denn zuerst kaum hat er verlassen das Bett, so warten bereits an den Barren
Schlankadlige, mächtige Herren auf ihn; und kommt man ein Weniges näher,
So reicht er die zierliche Hand mir hin, die vom Golde des Staates stibizt hat,
Und bittet und fleht und verneiget sich tief und beschwöret mich wimmernd um Mitleid:
„O Vater, Erbarmen! o laß dich erflehn, wenn du selbst ja deiner gedacht hast,
Wie ein Amt du verwaltetest oder im Heer Proviant für die Truppen besorgtest."
Denn ob ich in der Welt bin, wüßte der nicht, wenn ich nicht schon früher ihm durchhalf.

Dann tret' ich hinein, hinlänglich erweicht und des Zorns im Gemüthe beschwichtigt.
Doch drinnen, gethan da hab' ich von all' dem Beschriebenen nicht das Geringste,
Nun höre da alle das Flehn und Geschrei um Lossprechung mit Bedacht an.
Ja was gibts noch Süßes und Schönes, das nicht da ein Richter zu hören bekäme?
Denn der Eine beweiset, er sei blutarm, und fügt zu dem wirklichen Elend
Sich noch andres hinzu, bis der meinigen gleich er geschildert die eigene Armuth.
Ein Anderer trägt ein Geschichtchen mir vor, so ein altes äsopisches Späßchen.
Ein Dritter vielleicht macht Witze, so daß ich im Lachen vergesse den Unmuth.
Und gewinnt uns das doch Alles noch nicht, so zieht er die Kinderchen endlich,
Die Söhnchen und Töchterchen her an der Hand; ich sitz' einstweilen und höre;
Nun kauern sie, flennen sie alle zugleich, und der Vater beschwört mich mit Zittern
Wie 'nen Gott, um der Kinderchen willen doch ihn im Euthynengericht zu befreien:
„O wenn je dich des Lämmleins Blöken erfreut, so erbarm' dich der Stimme des Söhnleins;

Und wieder, ergötzet ein Ferkelchen dich, so bewege dich Töchterchens Schmeicheln!"
Und wirklich die Wirbel gespannten Zorns, wir lösen sie jetzt ihm ein Wenig. —
Nun, heißt das mächtige Herrschaft nicht und Verachtung gegen den Reichthum?

Und erscheint Oiagros*) verklagt vor Gericht, Lossprechung erlanget er eh' nicht,
Als bis er zuvor aus der Niobe uns die schönsten Partien recitirt hat.
Und gewinnt ein Musikus seinen Proceß, so muß er dafür zur Vergeltung
Mit dem Riem um den Mund uns Richtern am End' noch beim Fortgehn blasen 'nen Ausgang.

Und gibt Jemandem ein Vater, der stirbt, sein einziges Töchterchen Erbin,
So heißt es: zum Henker mit dir, Testament! wir achten es nimmer und nirgend;
Und zum Henker du Siegel, so heilig verwahrt in der doppelten Muschel! es gilt nicht!
Wir geben die Erbin Tochter an den, der zuvor uns bittend gewonnen.
Und wir thun das ohne Verantwortung, kein Amt noch Beamteter weiter.

Sind Rath und Gemeind' bei wichtigem Fall zu entscheiden in äußerster Klemme,
So wird decretirt, die Genossen der Schuld anheim den Gerichten zu stellen.
Dann schwört da der Schelm Euathlos und dort Großmaul Schreionymos Werfschild:
„Verräther an euch nie würden sie, nie! stets kämpften fürs Wohl sie des Volkes." —
Ja der Erztodtschreier, der Kleon selbst, nur an uns nicht wagt er die Zähne,
Nein schüttelt die Hand uns, hütet uns fein und weht uns die Fliegen vom Kahlkopf.

Doch das süßeste Glück für die trauernde Brust, beinahe vergaß ichs zu nennen!
Wenn ich komme nach Haus mit dem Sold vom Gericht, so eilen mir alle entgegen,

*) Ein berühmter Schauspieler.

Liebkosen mich schön, denn ich habe ja Geld; mein Töchterchen aber vor Allen
Wischt ab mir den Staub und salbt mir die Füß' und beuget sich über mich, küßt mich,
Sagt: Herzenspapa! und fischt aus dem Mund den Triobolos mir mit dem Zünglein.*)
Auch kommt mein Frauchen und liebkost mich und bringt mir Plinzen und Rührei,
Und setzet sodann sich neben mich hin und nöthigt mich: „Alterchen, iß doch!"

Nun, hab ich fürwahr nicht große Gewalt, gar nicht viel mindre wie Zeus selbst,
Da ich höre von mir, was Zeus von sich selbst?
Denn sowie wir Richter da lärmen und schrein,
Steht Jeder sogleich, der vorbeigeht, still,
Sagt: „Himmel und Zeus, wie wettern die Herrn
Im Gerichtshof heut!"
Und schleudr' ich den Blitz, so beben in Angst
Die abligen Herrn und die Reichen noch mehr."

Die im Winter 423 auf 22 aufgeführten „Wespen" des Aristophanes haben die besondere Bestimmung, die Richtermanie der athenischen Greise zu persifliren. Der Alte, der in den eben angeführten Versen das Glück des Richters preist, wird von seinem Sohne eingesperrt gehalten, damit er nicht mehr richten kann. Er heißt Kleobold (Kleonsfreund), den der Demagog Kleon, der die Geschwornengerichte, dieses ächtdemokratische Institut, in seinen besonderen Schutz genommen, ist bei dem Richtervolke hoch angeschrieben; der Sohn heißt Haßkleon, er gehört zu der feinen aristokratisch gesinnten Jugend Athens, welche denn Kleon haßte und den gemeinen Mann gern von den einen souveränen Despotismus übenden Gerichten ausgeschlossen hätte. — Es ist noch tiefe Nacht, da kommen die Richtercollegen des Kleobold, in Wespengestalt — denn diese Richter sind ein gar zorniges Volk gleich den Wespenschwärmen — vor das Haus desselben, um ihn nach dem Gerichte abzuholen. Sie

*) Die Athener trugen gern ihr Stückchen Geld im Munde.

wundern sich, daß er noch nicht vor der Thür steht; denn früher war er doch immer der Eifrigste und auch der Strengste, bei dem kein Flehen des Beklagten half. Sie rufen, und der Alte, von den süßen Tönen gelockt, macht wiederum vergebliche Versuche, sich zu befreien; aber der Sohn mit den Sklaven vereitelt all sein Bemühen. Endlich vereinigen sich Vater und Sohn zu einem Wettreden für und wider die Vorzüglichkeit und Würdigkeit des Heliastenthums. Der Alte wird bekehrt und verspricht den Gerichten zu entsagen; dafür will ihn der Sohn auf's Beste pflegen und ihm zu Hause ein Dikasterion einrichten, in dem er über die Hausgenossen richten soll, und nun wird ein ergötzlicher Hundeproceß instruirt, die Parodie eines Processes, den der Feldherr Laches jüngst bestanden. Der berühmte und tapfere Laches war nämlich von Kleon, der, zu Hause sitzend, gern den Raub mit Andern theilte, angeklagt worden, daß er bei einer Expedition nach Sicilien sich ungesetzliche Erpressungen erlaubt habe.

Die Gerichtsstätte wird dem Kleobold vor dem Hause hergerichtet. Nichts fehlt; da ist das Lykosheiligthum, die Richterbank, die beiden Tribünen, die Barren, als Richterurnen fungiren Mischkrug und Becher, als Wasseruhr ein Nachttopf. Auch ein Hahn ist oben auf einen Balken gesetzt, damit er durch sein Krähen den Alten weckt, wenn er etwa einschläft. Der Angeklagte ist der Hund Labes (Laches), er hat ein großes Stück sicilischen Käse aus der Küche gestohlen; der Kläger ist der Hund Kydathenäer (der Schreier und Beller Kleon).

Der Alte sitzt auf der Richterbank und nimmt bisweilen einen guten Schluck. Man bringt Feuer und Weihrauch zum Opfer; darauf beginnt die Verhandlung. Haßkleon fungirt als Präsident, der Sklave Xanthias als Gerichtsschreiber. Dieser spricht:

Ihr Herrn Geschwornen, hört die Klageschrift: „Es klagt
Hund Kydathener wider Labes von Aironhain
In Sachen sicilischen Käses, daß er ihn allein
Gefressen hat. Zur Straf': ein Knittel zwischen die Bein'."

Kleobold.
Nein, sterb' er des Hundetodes, wird er schuldig erkannt!

Haßkleon
(den Hund auf die Tribüne führend).
Hier ist Verklagter, Labes sein Name, Hund sein Stand.

Kleobold.
Ein verfluchter Hund! Zehn Diebe, die aus dem Aug' ihm sehn!
Und wie er die Zähne weiset und meint mich zu hintergehn!
Wo ist indessen der Kläger, der Hund von Kydathen?

Hund von Kydathen
(wird auf die Tribüne geführt).
Hau! hau!

Haßkleon.
Er ist zur Stelle!

Kleobold (aufstehend).
Ein zweiter Labes *) ist ja das,
Ein braver Beller, gewandter Lecker von Topf und Faß!

Sklave Sosias als Herold (zu Kleobold).
Still, setze dich!
(Zu Xanthias.)
Tritt her als Kläger, beginne du!

(Xanthias tritt auf die Bühne zu dem Hund Kydathener, um statt seiner zu sprechen.)

Xanthias.
Die Klage, hochehrwürdige Richter, wisset ihr,
Die ich wider ihn erhoben. Schmählich hat an mir,
An dem ganzen Schiffsvolk sich vergangen dieses Thier.
Ausreißend hat er ein groß' Stück Käs' mit keckem Biß
Hinwegsicilirt, verschlungen in Winkels Finsterniß. —

Kleobold.
Ja die Sach' ist klarer als der Tag; denn eben bläst
Der infame Stänker mir einen Rülps durchaus verkäst
Ins Angesicht!

Xanthias.
Und gab mir nichts, da ich ihn bat.
Wie wird nun der wohlthun an euch und an dem Staat,
Der mir, dem Hunde, selbst nichts hingeworfen hat?

*) Das Wort Labes heißt Räuber, Dieb.

Kleobold.

Und theilte nicht?

Xanthias.

Mit mir, mit seinem Kameraden, nicht.

Kleobold.

Ein heißer Magen, heiß wie selbst dies Schlückchen nicht.

Haßkleon.

Bei den Göttern, Vater, fasse nur kein Vorurtheil,
Bevor du auch vernommen hast den andern Theil!

Kleobold.

Mein Freund, die Sach' ist klar, die Sache selber schreit.

Xanthias.

Nicht sprich ihn frei! Von allen Hunden weit und breit
Ist dieser Mensch von der ärgsten Selbstgefräßigkeit,
Der umher ja steuernd zu allen Krügen jeder Stadt
In der ganzen Welt die Hafen ausgerestet hat.

Kleobold.

Und ich indeß
Hab' kaum für meinen entzweirigen Hafen Rath und Draht.

Xanthias.

Drum mußt du ihn strafen; es heißt ja ein bekannter Satz,
Nie ist in einem Busche für zwei Diebe Platz.
Nein, laßt mich nicht umsonst gebellet haben heut,
Sonst bell' ich nie mehr bis in alle Ewigkeit.

Kleobold.

O Wetter und Welt!
Wie vieler Abscheulichkeiten klaget der ihn an!

Sosias.

Ich lade die Zeugen jetzt herbei.
Die Zeugen vor in Labes' Sache! Die Tellerreih',
Die Feuersorg', Käs'reibe, Kelle, Topf zum Brei,
Und all' die alte angebrannte Töpferei!

(Die ehrenhaften Zeugen werden auf Klägers Tribüne gebracht.)

Kleobold (zu Hund Labes).

Tritt auf, vertheidige, rühre! Was verstummst du, sprich?

Sosias.

Zu sagen scheint er nichts zu haben, dünket mich.

Haßkleon (tritt auf die Bühne des Labes).

So tritt bei Seit', ich will dich vertheidigen, armer Hund! —
Zwar ist es schwer, ein so verunglimpst Thier, ihr Herrn,
Vertheidigend zu vertreten, dennoch sprech' ich gern.
Er ist so brav, er verfolgt die Wölfe bis in den Tod —

Kleobold.

Er ist ein Dieb, ein Erzverschworner und im Complott!

Haßkleon.

Bei Gott, ist mehr wie irgend ein Hund im Lande brav,
Und höchst befähigt, Führer zu sein für viele Schaf'.

Kleobold.

Was ist er nütze, wenn er Käse stiehlt und frißt?

Haßkleon.

Er kämpft für dich, bewacht das Haus, kurzum er ist
Vortrefflich. Und hat er eine Kleinigkeit entfernt,
Verzeih's — die Zither freilich hat er nicht gelernt.

Kleobold.

Ich wollt', auch nicht das ABC, so brauchten wir
Auch nicht zu lesen seines Frevels Vertheidigung hier.

Haßkleon.

Vernimm, Geehrter, die Zeugenaussag', drauf sie baut.
Tritt her, du Käsereibe, aber rede laut;
(Sie wird vorgeführt.)
Du warst damals Verwalterin; antworte klar,
Ob du klein gerieben, was bestimmt für die Truppen war.
Ja, sagt sie, kurz und klein.

Kleobold.

Nein, nein, sie lügt, so wahr —!

Haßkleon.

O Höchstverehrter, erbarm' dich des unglücksel'gen Manns.
Mein Labes ist mit Gräten auch und Häringsschwanz
Zufrieden, bleibt auch nicht daheim nur ganz und gar;
Doch jener ist nur Wächterhund, bleibt stets im Haus,
Und bringet irgend Einer was, will er vom Schmaus
Auch seinen Antheil, sonst ja beißt er ihn hinaus.

Kleobold (trocknet sich die Thränen).

O pfui! was soll's bedeuten, daß ich so traurig bin?
Mir geschieht was Schlimmes; gerührt, verwandelt ist mein Sinn.

Haßkleon.

Ja laß dich erbitten, Vater! o erbarmt euch sein!
O richt' ihn nicht zu Grunde! Wo sind die Kindelein?
(Einige junge Hunde werden auf die Tribüne gebracht.)
Kommt her, ihr Würmchen, mit winselnder Unwiderstehlichkeit
Fleht an, beschwört, kniet nieder, weinet, schreit!

Kleobold (in höchster Rührung).

Hinab! hinab! hinab! hinab!

Haßkleon.

Ich steig' hinab!
Und wenn in Wahrheit auch schon Manchem dies „Hinab"
Vergeblich Hoffnung gab, ich steige doch hinab.

Kleobold (sich die Augen reibend).

Zum Henker! Gut ist solches Nippen nimmermehr!
Mir macht es gar, will mich bedünken, die Augen schwer. —
Nichts weiter, ich war so sehr beim Schlucken hinterher.

Haßkleon.

So soll er nicht frei kommen?

Kleobold.

Ist schwer abzusehn.

Haßkleon.

O Vater, wollest eines Besseren dich versehn!
Da nimm einen Stimmstein, drück' ein Auge zu, sei groß!
O Vater, tritt zur Hinterurne, sprich ihn los!*)

Kleobold (aufstehend).

Nein, nein! die Zither hab' ich nicht gelernt, o Kind!

Haßkleon.

Wohlan, so führ' ich dich zu der andern herum geschwind.
(Nimmt ihn beim Arm und läuft mit ihm ein paar Mal herum.)

Kleobold.

Ist das die Vorderurn'?

Haßkleon.

Freilich!

---

*) Hier ist eine Art Abstimmung bezeichnet, die nicht die häufigste ist: der Richter hat einen Stein, und zwei Urnen sind aufgestellt, die vordere für die Lossprechung, die andere für die Verdammung. (Droysen.)

Kleobold.

Hinein, du Stein!

Haßkleon (für sich).

Er ist betrogen, mußt' ihn wider Willen befrei'n!

Kleobold.

Nun laß mich zählen! Wie nun wird entschieden sein?

(Schüttet beide Urnen aus.)

Haßkleon.

Bald zeigt es sich! — Frei bist du, Labes, frank und frei!
Wie wird dir, Vater?

Kleobold.

Nachbarin, euer Fläschchen.

(Sinkt zusammen.)

Haßkleon.

Ei,

Komm, richte dich auf, mein Vater!

Kleobold.

Sag' mir Eins, o Knab',

Ist er wirklich frei?

Haßkleon.

Bei den Göttern, ja!

Kleobold.

Ist mein das Grab!

Haßkleon.

O sorge nicht drum, guter Vater, ermanne dich.

Kleobold.

Wie wird von nun an das Bewußtsein quälen mich:
Los sprach ich einen Verklagten! Was noch wartet mein?
Ihr erhabnen Götter, ernst und groß, wollt mir's verzeihn;
Ich that es ungern, nicht nach meiner Art, o nein —!

Haßkleon.

O kränke dich, Vater, weiter nicht; denn köstlich Mahl
Will ich dir bereiten, dich mit mir nehmen überall
Zu frohem Mahl, Hochzeitsgelag und Festpokal,
So daß du süß hinleben sollst nach eigner Wahl.

Welche weiteren Umwandlungen mit dem Alten, nachdem der Richtergeist ihm ausgetrieben, im Verlauf des Stückes noch vorkommen, können wir hier übergehn. Aus dem groben Betrug beim Ausgang unseres Hundeprocesses darf man vielleicht schließen, daß in dem Originalproceß es mit der Freisprechung des Laches auch nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen ist; wenigstens wird, wie Droysen, der treffliche Uebersetzer des Stückes, hervorhebt, „dem lieben Publikum in einem deutlichen Exempel die wahre Natur attischer Processe gezeigt".

Der Proceß des Sokrates.

Zur Zeit des peloponnesischen Krieges ging täglich in den Straßen Athens ein merkwürdiger, auffälliger Mann umher, barfuß, ohne Unterkleid in demselben alten abgeschabten Mantel Sommers und Winters. Schön war der Mann auch nicht; er war breitschulterig mit hängendem Bauch, vorgequollenen Augen und aufgestülpter Nase; sein Mund war groß, die Lippen dick. Sein ganzes Aussehen glich dem eines Silen und mochte dem Schönheitssinn der Griechen wenig behagen. Jedermann in der Stadt, Jung und Alt kannte ihn, und wenn ein Fremder einen Einheimischen fragte, was das für ein wunderlicher Mann sei, so hörte er vielleicht: „Das ist ein Sonderling, dieser Sokrates, und ein Faulenzer; wenn er zu Hause bliebe und arbeitete, so brauchte er nicht in so armem Kleide einherzugehen und hätte was zu essen; so aber lebt er im strengsten Sinn nur von Wasser und Brod, wenn er nicht gerade einmal bei einem Freunde zu Gaste ist. Kein Sklave in der Welt wird so schlecht gehalten, wie er lebt. Was er für ein Sonderling ist, kann man daraus sehen, daß er zu Hause ganz allein tanzt, um sich, wie er sagt, eine gesunde Bewegung zu machen. Im Freien spazieren zu gehen, hält er nicht für nöthig; von den Bäumen und den Gegenden könne man ja doch nichts lernen. Dagegen treibt er sich den ganzen Tag in den

Straßen umher und auf dem Markt, an den Buden der Handwerker und in den Gymnasien und ärgert die Leute und hat sie zum Besten mit seinem ewigen Schwatzen und Fragen. Er spricht immer über dieselben Dinge in derselben Weise, von Eseln und Lastthieren, von Schmieden, Schustern und Gerbern, und in diesem Gerede wollen manche Leute noch eine tiefe Weisheit finden."

Anders dachten die Jünglinge und die Männer, welche den Sokrates gewöhnlich auf seinen Gängen begleiteten und ihn tiefer erkannt hatten. Wohl ahnten sie noch nicht die ungeheure Bedeutung, welche die Forschungen des Sokrates auf dem Gebiete der Wissenschaft haben sollten, daß er den Grund legte für die höchste Entwickelung der griechischen Philosophie; aber sie sahen doch in ihm nicht blos den einsichtsvollsten und weisesten Lehrer, sondern verehrten und bewunderten ihn auch als den reinsten und sittlichsten Charakter, als ein Muster der Frömmigkeit und Gerechtigkeit, der Enthaltsamkeit und Mäßigung. Sie übersahen das Absonderliche seiner äußeren Erscheinung und lauschten mit Begeisterung den Worten seiner Weisheit. Alkibiades, der als Jüngling Jahre lang mit innigster Liebe an ihm hing, vergleicht ihn in einer Lobrede, welche in dem Symposion des Plato Cap. 32 ff. zu lesen ist, mit jenen Gehäusen von Statuen, welche man in den Werkstätten der Künstler sah. Diese Gehäuse hatten die unschöne Gestalt von Silenen; wenn man sie aber öffnete, so zeigten sich in ihrem Innern die schönen Bildnisse von weit edleren und vorzüglicheren Gottheiten versteckt. „Sokrates hat in seinem Innern", sagt er, „die schönsten, herrlichsten Gedanken, aber das Gewand, das er ihnen umzuwerfen weiß, ist immer ganz schlicht und einfach, und deshalb halten Viele beim ersten Anhören seine Gespräche für wenig bedeutend und wohl gar für lächerlich. Er spricht dem Anschein nach von Nichts als gemeinen Dingen; die Sprache, die er gebraucht, ist allgemein verständlich, seine Beispiele und Gleichnisse sind aus dem gemeinen Leben genommen. Wie könnte daher der große Haufe hier Kunst und Wissenschaft entdecken? Aber derjenige, der den schönen, tief gedachten Sinn seiner Reden zu ergründen und

zu fassen vermag, sieht deutlich, wie weise, wie reichhaltig und göttlich sie sind und daß ihrer aller Zweck ist, unsere Seele zu erheben und Tugend und Rechtschaffenheit unter den Menschen auszubreiten. Und welche übermenschliche Gewalt haben seine Reden! Sie nehmen immer geradezu ihren Weg zu dem Herzen, setzen es in Bewegung, in Rührung, in Unruhe, wirken die festesten Ueberzeugungen darin, erpressen uns Thränen, locken Geständnisse aus einem Busen, der sonst für jeden Andern verschlossen war, und erregen stärkere Leidenschaften, Vorsätze und Entschließungen in uns als die öffentlichen Vorträge der beredtesten Redner."

Sokrates hatte Anfangs das Geschäft seines Vaters getrieben, die Bildhauerkunst, die in seiner Familie erblich war; aber sein Wissensdrang und das Streben, für die sittliche und wissenschaftliche Ausbildung seiner Mitbürger zu wirken, hatten ihn veranlaßt, seine Kunst aufzugeben, damit er ungestört im Wechselverkehr mit Menschen lernen und lehren könnte. Ueber seine Lehrer ist uns durchaus nichts Sicheres bekannt; wir können im Allgemeinen nur soviel annehmen, daß er alle Bildungsmittel, welche seine Vaterstadt in so reichem Maße bot, auf's Eifrigste zu seiner Ausbildung wird benutzt haben. In der Tiefe seines Innern rang sein Geist beständig in ernster Gedankenarbeit, um seine Ideen zu klarem Bewußtsein zu bringen, so daß er bisweilen viele Stunden lang ins tiefste Nachsinnen versunken dastand und Alles um sich her vergaß. Als er im Anfang des peloponnesischen Krieges — er war damals ein Mann von etwa vierzig Jahren — mit dem atheniſchen Heere vor Potidaia lag, begann er eines Tages außerhalb des Lagers am frühen Morgen über einen gewissen Gegenstand tief nachzudenken und blieb eine ganze Zeit lang auf Einem Flecke regungslos stehen. Es war schon Mittag, als die Leute es merkten, und sie sagten es verwundert Einer dem Andern. Zuletzt, als es Abend geworden war, trieb einige jonische Soldaten die Neugierde, sich in der Nähe auf die Erde zu lagern, um zu beobachten, ob er auch noch während der Nacht seine Meditationen fortsetzen werde.

Da sahen sie denn, indem sie abwechselnd wachten, daß er die ganze Nacht hindurch nachdenkend in derselben Stellung stehen blieb. Als die Sonne aufging, erwachte er aus seiner Ekstase. Er betete zur Sonne und ging dann ins Lager zurück.

Sokrates ist von vielen seiner Mitbürger, unter Andern auch von Aristophanes in seinen „Wolken", mit den Sophisten zusammengeworfen worden, welche in damaliger Zeit sich mit ihrer Scheinweisheit brüsteten und ihre Wissenschaft wie eine Profession oder Kunst behandelten, indem sie sich erboten, für Geld Tugend und Bildung, Lebensweisheit, Gewandtheit im Denken und Reden zu lehren. Allerdings stand er mit ihnen auf einem und demselben Boden; beide erklärten, daß die Wahrheit nicht in der äußeren Welt, sondern in dem menschlichen Geiste zu suchen sei, das Denken und Wollen des Menschen stehe über dem natürlichen Dasein und sei das Maß aller Dinge. Aber die Sophisten nahmen das willkürliche Denken und Wollen des einzelnen Individuums als das Maßgebende an, so daß zuletzt alle Wahrheit und Sittlichkeit zu Grunde ging; sie machten sich anheischig, über Alles und Jedes zu disputiren und auch ihre Hörer darin zu unterrichten, das Gerechte als ungerecht und das Unrechte als gerecht zu erweisen, „die schwächere Rede zur stärkeren zu machen". Sokrates dagegen ging auf eine Theorie des Erkennens und Wissens zurück und machte das Denken des Menschen überhaupt zur Grundlage für die Betrachtung der Dinge. Er suchte von jedem Gegenstand durch Ausscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen den richtigen Begriff zu ergründen und so zu dem wahren Wissen zu gelangen; und auf dieses wahre, richtige Wissen führte er auch alle sittlichen Anforderungen zurück. Das Wissen ist die Grundlage der Tugend, alles Handeln soll auf der sittlichen Selbstgewißheit beruhen, nicht auf prüfungsloser Hingabe an die bestehende Sitte. Diese ethische Seite seiner Philosophie ist ihm die Hauptsache, dahin führen alle seine Untersuchungen; die Erforschung der Natur, das Suchen nach den Urprincipien der Welt, womit die frühere Philosophie sich so viel zu schaffen gemacht hatte, kümmerte

ihn wenig; „er holte die Philosophie vom Himmel auf die Erde herab und brachte sie in die Häuser und auf den Markt."

Sokrates lehrte nicht in zusammenhängenden Vorträgen und nicht für Geld, wie die Sophisten. Er suchte die Orte auf, wo viele Menschen zusammenzukommen pflegten, um, wie er sagte, Menschen zu fangen. Frühmorgens ging er in die Hallen und Gymnasien, nach der dritten Tagesstunde war er auf dem Markt, und die übrige Zeit des Tages da, wo er die meisten Leute vermuthete. Da konnte dann Jeder, wer Lust hatte, zuhören, wie er mit Diesem und Jenem in der gewöhnlichen Form der Unterredung, anknüpfend an die gewöhnlichsten Dinge, über Lebenszweck und Lebensberuf sich besprach. Häufig waren diese Unterredungen durch eine ihm eigenthümliche Ironie gewürzt, indem er den Schein annahm, als kenne er eine Sache nicht genau und müsse sich bei Andern Raths erholen, wobei dann doch zuletzt sich herausstellte, daß ein wahres Wissen bei denen, die etwas zu wissen glaubten, nicht zu finden sei. Unermüdlich war Sokrates auf diese Weise thätig, um in den Menschen, namentlich aber in der Jugend und vorzüglich in solchen Jünglingen, bei denen Schönheit der Gestalt auf Harmonie der Seelenthätigkeiten schließen ließ, den schlummernden Trieb zum Wissen zu erwecken, sie zur Selbsterkenntniß zu führen, daß sie, der Leichtfertigkeit und Selbstüberhebung entsagend, den Weg der Weisheit und der Tugend suchten. Das sah er als seine Lebensaufgabe an, und er war fest überzeugt, daß er dazu von der Gottheit berufen sei.

Wie Sokrates in beständiger Arbeit nach Klarheit des Wissens rang, so hatte er auch in sittlicher Hinsicht mit ausdauerndem Muthe an sich gearbeitet, um zu möglichst hoher Vollkommenheit zu gelangen, um in sich ein ächtes Tugendbild darzustellen. Wie er selbst gestand und wie sich sogar noch in seinen Gesichtszügen erkennen ließ, war er von Natur mit vorherrschend niederen und unedlen Trieben erfüllt und zu häßlichen Leidenschaften angelegt gewesen, aber er hatte seine sinnliche Natur vollkommen gebändigt und den edlen Grundsätzen seines Geistes unterthan gemacht. Keine Gemüths-

bewegung, keine Leidenschaft konnte auch nur vorübergehend Herr über ihn werden; er bewahrte sich eine unerschütterliche Ruhe und eine ungetrübte Heiterkeit der Seele. Wie einfach und schlecht er sich kleidete, wie mäßig er lebte, haben wir vorhin gehört. Sein Grundsatz war: je weniger der Mensch bedarf, desto glücklicher ist er und desto näher steht er der Gottheit; denn die Gottheit bedarf nichts. Aber seine vielgerühmte Mäßigkeit und Enthaltsamkeit war doch keine finstere Ascetik; er bedurfte den Genuß nicht, aber er floh ihn auch nicht; selbst das Uebermaß scheute er nicht, aber er behauptete dabei die Besonnenheit und das freie Selbstbewußtsein. Bei dem Gastmahl, das in Platons „Symposion" beschrieben wird, trank Sokrates die ganze Nacht hindurch. Die Gäste waren zum Theil nach Hause gegangen, zum Theil eingeschlafen; da, als gegen Morgen Einer aufwachte, sah er nur noch den Sokrates dasitzen mit dem Komiker Aristophanes und dem Tragiker Agathon. Diese drei tranken aus einem großen Pokal die Reihe herum und unterhielten sich über das Wesen der Tragödie und Komödie. Bald schlief auch Aristophanes ein, dann, als es schon Tag war, auch Agathon; Sokrates aber stand auf mit nüchternem Sinn — denn nie hatte ihn Jemand betrunken gesehen — und ging nach dem Gymnasium Lykeion, wo er sich noch den ganzen Tag mit Kampfübungen beschäftigte. Erst des Abends ging er nach Hause zur Ruh.

So hatte Sokrates seinen Leib gestählt und abgehärtet, daß er auch die schwersten Zumuthungen ertragen konnte. Auf dem Feldzug gegen Potidaia zeigte er, daß er alle seine Mitstreiter in Ertragung der Strapazen überwand; mit Ruhe und Gleichmuth wußte er sich in jede unangenehme Lage zu bequemen, er ertrug mit Leichtigkeit Hunger und Durst und die Rauhigkeiten der Witterung. Es war ein harter Winter, und Keiner verließ sein Zelt, oder wenn Einer ausging, so war er in dichte Kleider gehüllt und hatte die mit Sohlen geschützten Füße mit Filz und Fell umwickelt; Sokrates aber ging aus in seiner gewöhnlichen Kleidung und marschirte durch Schnee und Eis ohne Schuhe leichter wie die Andern mit Schuhen.

Obgleich Sokrates eine viel reinere Vorstellung von der Gottheit hatte als die meisten seiner Mitbürger, so schloß er sich doch an die Volksreligion an und verehrte die von dem Staate anerkannten Götter mit großer Gewissenhaftigkeit. Er opferte häufig, allerdings keine lebendigen Opferthiere, sondern nach der Weise der Armen Kuchen oder Brote in Thierform, welche man dann großentheils selbst verzehrte. Sein ganzes Denken und Thun beruhte auf dem innigsten Verhältnisse zur Gottheit, auf tiefster Frömmigkeit. Seine Vaterstadt liebte er außerordentlich, doch fühlte er zu politischer Thätigkeit keinen Beruf; wenn aber das Vaterland seine Dienste forderte, so kam er seiner Pflicht mit gewissenhafter Treue nach. Mehrmals während des peloponnesischen Krieges that er Kriegsdienste, und er bewies in den Gefahren des Kampfes eine bewundernswürdige kaltblütige Tapferkeit. In einem blutigen Gefechte vor Potidaia rettete er dem verwundeten Alkibiades das Leben, und es war Allen offenbar, daß ihm der Preis der Tapferkeit gebührte; da jedoch die Feldherren denselben dem Alkibiades mit Rücksicht auf seine vornehme Geburt zuwenden wollten, so zeugte Sokrates für ihn und hieß ihm Kranz und Waffenrüstung geben. Als in der unglücklichen Schlacht bei Delion (424) das atheniſche Heer sich bereits in aufgelöster Flucht befand, zog sich Sokrates zusammen mit dem bekannten Laches, der damals als gemeiner Soldat diente, im gewöhnlichen Schritte langsam zurück, mit gleich heiterem, ruhigem Blick auf Feinde und Freunde umherschauend. Er zeigte noch mehr Fassung und Geistesgegenwart als der wegen seiner Tapferkeit bewunderte Laches. Damals hatte Alkibiades, der als Reiter diente, Gelegenheit, dem Sokrates den Dienst bei Potidaia zu vergelten, indem er ihn auf seinem Rückzuge gegen die Angriffe der Feinde deckte.

Mit welcher Charakterfestigkeit Sokrates zum Schutze des Rechts und der Gesetze als Epistates in der Volksversammlung, in der es sich um das Leben der Feldherren der Arginusenschlacht handelte, auftrat, haben wir früher gesehen (S. 345). Dieselbe unbeugsame

Ueberzeugungstreue bewies er zur Zeit der dreißig Tyrannen. Diese ließen ihn und vier andere Männer kommen und beauftragten sie, den Leon, einen reichen und ehrenwerthen Bürger, von Salamis herzuholen, damit sie ihn tödteten. Sokrates konnte sich nicht dazu verstehen, etwas Ungerechtes zu thun, und ging ohne Weiteres wieder nach Hause, während die vier Andern aus Furcht vor dem Tode den Leon holen gingen. Wahrscheinlich hätte ihn dieser Ungehorsam gegen tyrannische Willkür das Leben gekostet, wenn nicht kurz darauf die Herrschaft der Dreißig zusammengestürzt wäre.

Daß Sokrates sich von politischer Thätigkeit, soviel er konnte, zurückhielt, geschah nicht aus Scheu vor der Zügellosigkeit der Demokratie oder aus Ungeschick in den Geschäften, sondern aus der Ueberzeugung, daß er im Privatleben durch seine Thätigkeit als Menschenbildner, wozu er durch die Gottheit berufen zu sein glaubte, seinem Vaterlande sich viel nützlicher erweisen könnte. Er bekannte, daß eine innere Stimme, ein Dämonion ihn von den Staatsgeschäften abmahne. Ueber dieses Dämonion des Sokrates, von dem er öfter sprach, waren seine Freunde und die spätere Zeit sich nicht klar, und auch Sokrates selbst scheint nur eine unbestimmte Idee davon gehabt zu haben. Es war in seinem Sinne nicht, wie man geglaubt hat, ein besonderer persönlicher Genius noch auch die Stimme des Gewissens; denn diese dämonische Stimme gab ihm keine sittlichen Belehrungen und Ermahnungen, sondern war für ihn und seine Freunde nur eine Warnerin, welche von dieser oder jener Handlung wegen des Erfolges abmahnte. Bei aller prosaischen Verstandesmäßigkeit, wodurch sich Sokrates von seinen Landsleuten unterschied, hatte er doch in seiner Seele ein gewisses schwärmerisches Element; und darauf beruhte sein Glaube an eine göttliche Offenbarung, die ihm in seinem Innern würde. Wie die übrige Welt durch äußere Stimmen und Zeichen Weissagungen empfinge, so glaubte er sein Orakel in der eigenen Brust zu tragen.

Dieser Heros der Tugend und der Weisheit, an dem die näheren Freunde und Schüler mit begeisterter Liebe hingen, hatte

unter seinen Mitbürgern auch manchen Feind und Widersacher. Die Einen, welche ihn mit den Sophisten zusammenwarfen, haßten ihn als einen Verderber der guten alten Sitte, den Andern war er durch sein ironisirendes Ausforschen und sein Mahnen zu ernster Sittlichkeit ein unbequemer, lästiger Dränger. Zuletzt wurde er sogar in einem Alter von mehr als siebzig Jahren auf Leben und Tod angeklagt und zum Giftbecher verurtheilt. Dies geschah im Jahre 399 v. Chr. Meletos, ein junger unbedeutender Dichter, Anytos, ein angesehener Staatsmann, und Lykon, ein beliebter und einflußreicher Redner, verbündeten sich zu seiner Anklage, welche Meletos, wie man sagt, von Anytos bestochen, bei dem Archon Basileus einreichte. Die Klage lautete: „Sokrates frevelt, indem er die Jugend verdirbt und die Götter, welche der Staat annimmt, nicht annimmt, sondern andres neues Dämonisches. Strafe: Der Tod."

Sokrates wurde durch seine Anklage durchaus nicht beunruhigt, man hörte ihn eher von jeder andern Sache reden als von seinem Processe. Als ihn einer seiner Freunde, Namens Hermogenes, erinnerte, er möge doch auf seine Vertheidigung sich vorbereiten, antwortete er, er habe sich damit sein ganzes Leben beschäftigt, indem er sich von jeher vor Unrecht bewahrt habe. „Aber weißt du denn nicht," sagte Hermogenes, „daß die athenischen Richter um einer ungeschickten oder gewandten Vertheidigung willen schon viele Unschuldige verurtheilt oder viele Schuldige freigesprochen haben?" „Allerdings," versetzte Sokrates, „und ich versichere dich, daß ich mir zweimal vorgesetzt habe, auf meine Verantwortung zu denken; aber das Dämonion hat mich daran gehindert." Der berühmte Redner Lysias brachte ihm eine kunstvoll ausgearbeitete Rede, mit der er sich vor Gericht vertheidigen möchte. Sokrates las die Rede, welche besonders auf Erregung des Mitleids gerichtet war, und lobte sie, gab sie aber zurück, indem er erklärte, er halte eine solche Rede eines Mannes, der sich seiner Unschuld bewußt sei, nicht für würdig.

Der Proceß wurde vor einem Heliastengericht von 500 Mann geführt. Neugier und Theilnahme hatte gewiß am Tage des Gerichts

eine große Menge von Zuhörern herbeigezogen, besonders wird von den Freunden des Sokrates keiner gefehlt haben; sie saßen wohl zum Theil auf der Bühne des Freundes. Ueber die Reden der Ankläger wissen wir nichts Genaues. Bei dem ersten Klagepunkt, daß Sokrates die Jugend verderbe, mögen sie manchen Ausspruch desselben, der die demokratische Verfassung Athens tadelte, angeführt, sie mögen hervorgehoben haben, daß sein Unterricht Widersetzlichkeit gegen die Eltern und den Staat nähre, daß er Sprüche der Dichter mißbrauche und Aristokraten und schlechte Bürger, wie Alkibiades und Kritias, erzogen habe. Die zweite Beschuldigung faßten sie so, Sokrates glaube gleichwie Anaxagoras gar keine Götter oder doch nur ein Göttliches, das er klügelnd sich selber gebildet habe. Die Vertheidigungsrede des Sokrates ist wahrscheinlich in Plato's „Apologie des Sokrates", der wir in unserem Referate folgen wollen, dem Sinne und im Ganzen wohl auch der Form getreu wiedergegeben worden. Er vertheidigte sich nicht, wie es üblich war, mit einer kunstvollen Rede, sondern sprach in derselben Weise, wie man ihn täglich auf dem Markte und anderswo hatte sprechen hören. Er wollte, wie er im Eingang seiner Rede sagte, sich mit der schlichten Wahrheit vertheidigen; schöne wohleinstudirte Reden, wie die seiner Gegner seien, geziemten einem Manne von seinem Alter nicht. Mit der Widerlegung der Anklage selbst nun befaßt er sich nicht besonders lange; er weist seinen Anklägern Widersprüche und den gänzlichen Mangel an Beweismitteln nach. Wir wollen aus diesem Theile einen kleinen Abschnitt hier mittheilen, aus welchem die Art und Weise ersichtlich ist, wie Sokrates im Gespräche seine Untersuchungen anzustellen pflegte; denn er machte von dem Rechte des Redners, an den Gegner Fragen richten zu dürfen, einen ausgedehnten Gebrauch.

„Meletos also sagt in seiner Klageschrift, ich frevle, indem ich die Jugend verderbe. Ich aber, ihr Herren Richter, behaupte, daß Meletos frevelt, weil er mit ernsten Dingen Scherz treibt, indem er leichtsinnig Menschen vor Gericht zieht, unter dem Schein, als

handle er im Ernst und kümmere sich um Dinge, um die er sich nie gekümmert hat. Daß das wirklich sich so verhält, will ich versuchen euch zu beweisen.

„So tritt denn vor, Meletos, und sprich. Nicht wahr, es liegt dir sehr am Herzen, daß die jüngeren Leute möglichst gut werden?" — M. Gewiß. — „Wohlan, sage nun diesen Männern, wer sie besser macht; denn das weißt du sicherlich, da du dich darum kümmerst. Denn du klagst mich ja hier als einen solchen an, den du als einen Verderber der Jugend erfunden habest. Darum nenne jetzt den, der sie besser macht. Siehst du, Meletos, du schweigst und weißt nichts zu sagen, und doch muß es dir schimpflich erscheinen und ein hinlänglicher Beweis von dem, was ich behaupte, daß du dich gar nicht um diese Sache gekümmert hast. Wohlan sprich, wer macht die jungen Leute besser?" — M. die Gesetze. — „Aber das frage ich nicht, mein Bester, sondern welcher Mensch?" — M. Diese, o Sokrates, die Richter. — „Wie meinst du, Meletos? sind diese Richter hier im Stande, die Jugend zu erziehen und besser zu machen?" — Ja wohl. — „Meinst du alle oder nur einen Theil von ihnen, und die andern nicht?" — Alle. — „Das ist schön, bei der Hera! Da hast du eine große Menge von nützlichen Leuten! Wie aber, machen auch diese, die Zuhörer, die Jugend besser oder nicht?" — Auch sie. — „Und wie ists mit den Rathsherren?" — Auch die Rathsherren. — „Aber die Leute in der Volksversammlung, die verderben doch wohl die jungen Leute nicht? Machen auch sie alle die Jugend besser?" — Auch sie. — „Alle Athener also, wie es scheint, machen die Jugend edel und gut, außer mir; ich allein verderbe sie?" — So ists, das ist meine Behauptung. — „Da hast du mich zu großem Unglück verdammt! Doch antworte: scheint es dir auch in Bezug auf die Pferde so zu sein, daß nämlich alle Menschen sie besser machen und ein Einziger nur sie verdirbt? Oder ists umgekehrt, daß es nur Einen gibt, der sie besser zu machen vermag, oder nur sehr wenige, nämlich die Pferdeverständigen, während die Andern alle, wenn sie mit den Pferden

umgehn, sie verderben? Ists nicht so, Meletos, in Bezug auf die Pferde und alle andern Thiere? Gewiß, magst nun du und Anytos es leugnen oder nicht. Wie glücklich wären die jungen Menschen, wenn nur Einer sie verdürbe und die Andern ihnen nützten! Doch, mein lieber Meletos, du hast hinlänglich gezeigt, daß du niemals dich um die jüngeren Leute und um das gekümmert hast, weswegen du mich vor Gericht ziehst.

„Nun aber sage uns, mein Lieber, ists besser, unter guten Bürgern zu leben oder unter schlechten? Nun antworte doch! ich frage ja nichts Schweres. Fügen nicht die Bösen ihren Nächsten Böses zu, die Guten Gutes?" — Ja. — „Gibt's nun einen Menschen, der von seinem Nächsten eher Böses oder Gutes angethan haben will? Antworte, mein Lieber, denn das Gesetz gebietet zu antworten. Gibt's Jemand, der geschädigt sein will?" — Gewiß nicht. — „Wohlan, sage nun, klagst du mich hier an, weil ich die Jugend mit Absicht verderbe oder ohne Absicht?" — Mit Absicht. — „Wie, Meletos? Ich sollte mit Absicht die Jugend verderben und in solchen Jahren so unwissend sein, nicht einmal zu wissen, daß ich, wenn ich Einen meiner Nächsten schlecht mache, in Gefahr kommen werde, irgend etwas Böses von ihm zu erleiden? Nein, entweder verderbe ich nicht, oder wenn ich Einen verderbe, so thue ich es ohne Willen und Absicht. Wenn ich aber ohne Absicht verderbe, so durftest du um solcher unfreiwilliger Vergehen willen mich nicht hierher vor Gericht ziehen, sondern mußtest mich bei Seite nehmen und mich belehren und zurechtweisen. Denn das ist sicher, wenn ich belehrt worden bin, so werde ich lassen, was ich ohne Absicht thue. Du aber hast das nicht gewollt, sondern bringst mich hierher, wohin das Gesetz befiehlt diejenigen zu bringen, welche der Bestrafung, und nicht die, welche der Belehrung bedürfen."

In derselben Weise nun fährt er fort, dem Meletos, der in dem Bewußtsein, ironisirt und der Absurdität überführt zu werden, häufig sich zu antworten sträubt, in Betreff des zweiten Punktes der Anklage zu beweisen, daß der nothwendig an Götter glauben

müsse, der an Dämonisches glaube. Viel ernstlicher vertheidigt sich Sokrates gegen seine älteren Feinde und Ankläger, welche ihn schon viele Jahre lang überall verleumdet und manchen von den Richtern schon als Kindern eingeredet hätten, da sei ein weiser Mann, Namens Sokrates, ein Grübeler über himmlische Dinge und über das Unterirdische, der die schwächere Rede zur stärkeren mache. Von solchen Dingen aber verstehe er gar nichts, das sei die Sache der Sophisten. Seine Weisheit sei eine menschliche Weisheit, und von welcher Art diese sei, dafür wolle er den delphischen Gott als Zeugen bringen. Sein Freund Chairephon nämlich, ein gar excentrischer Mann, habe einst einmal gewagt das delphische Orakel zu fragen, ob Jemand weiser sei als Sokrates, und habe die Antwort erhalten, Niemand sei weiser. Da ging nun Sokrates, so erzählt er seinen Richtern, über den Sinn des Spruches im Zweifel, umher und suchte Jemand, der weiser sei als er. Er ging die Staatsmänner an, die Dichter, die Künstler und Handwerker und forschte sie aus, und jedes Mal fand er, daß sie sich dünkten weise zu sein, aber in Wahrheit nichts wüßten, daß er selbst aber insofern sie an Weisheit übertreffe, als er wisse, daß er nichts wisse. Und er kommt zu der Ueberzeugung, der Gott habe durch seinen Ausspruch sagen wollen, die menschliche Weisheit sei nichts werth, und er habe den Sokrates nur als Beispiel aufgestellt, um zu sagen: „Der von euch, ihr Menschen, ist der Weiseste, der wie dieser Sokrates erkannt hat, daß er in Wahrheit nichts weiß." Durch dieses Forschen aber bei allen Classen von Menschen habe er sich viele Feinde gemacht, die ihn nun verleumdeten und verkleinerten, indem sie ihm die vorhin erwähnten Dinge nachsagten.

„Das also ist meine Weisheit," fährt Sokrates fort, „zu wissen, daß der Mensch nichts weiß, und darum suche ich mich selbst und Andere zu erforschen und verzichte auf alles Wahn- und Dünkelwissen, gehorche nur dem Besseren, Gott oder Mensch, dem Gotte aber mehr als den Menschen, und achte die Tugend über Alles. Und auf diesen Weg suche ich auch, soviel ich vermag, meine Mit-

menschen zu führen. Wenn mir daher Jemand einen Vorwurf machen will, daß ich eine Beschäftigung mir erwählt, die mich nun in Gefahr bringt zu sterben, so antworte ich ihm: Du sprichst nicht gut, wenn du glaubst, daß, wer auch nur wenig nütze ist, Leben und Tod in Anschlag bringen dürfe und nicht vielmehr einzig und allein darauf sehen müsse, wenn er etwas thut, ob es recht gethan ist oder unrecht, ob eines rechtschaffenen Mannes That oder eines schlechten. Achill zog einen frühen Tod einem ehrlosen Leben vor und fragte nicht nach der Gefahr, als es galt, die Freunde zu rächen. Denn so, ihr Athener, verhält es sich in Wahrheit. Wohin Einer sich selber stellt, in der Meinung, es sei da am besten, oder wohin Einer von seinen Oberen gestellt wird, da muß er, wie mich dünkt, jede Gefahr aushalten und weder den Tod noch sonst irgend Etwas in Anschlag bringen gegen die Schande. Hätte ich damals, als eure Befehlshaber mir bei Potidaia, Amphipolis und Delion meinen Platz anwiesen, nicht Stand gehalten wie irgend ein Anderer und es nicht auf den Tod gewagt: nicht ärger wäre das gewesen, als wenn ich die Stellung, welche mir der Gott anwies, um in Aufsuchung der Weisheit und in Prüfung meiner selbst und Anderer mein Leben hinzubringen, aus Furcht vor dem Tode oder vor sonst Etwas verlassen hätte und aus der Ordnung gewichen wäre. Hätte ich das gethan, in Wahrheit, dann könnte mich Einer mit Recht hierher führen vor Gericht, weil ich nicht an die Götter glaubte, weil ich dem Orakel ungehorsam wäre und den Tod fürchtete und mich also weise bedünkte, ohne es zu sein.

„Gesetzt also, ihr sagtet jetzt zu mir: Sokrates, wir verwerfen den Antrag des Anytos und sprechen dich los, aber unter der Bedingung, daß du deine bisherige Art aufgibst und deine gewohnten Untersuchungen einstellst, wenn du dich aber wieder dabei ertappen läßt, sterben mußt; ja wenn ihr mich unter dieser Bedingung lossprechen wolltet, so würde ich euch ohne Bedenken antworten: Athener, ich ehre und liebe euch, aber ich gehorche lieber dem Gotte

als euch, und so lange ich noch athme und es vermag, werde ich nicht aufhören nach Weisheit zu suchen, euch zu rathen und zu warnen und gegen Alle, denen ich begegne, meine gewöhnliche Sprache zu führen: mein Freund, schämst du dich nicht als Athener, als Bürger der größten und durch Bildung und Hochherzigkeit so berühmten Stadt, daß du nur daran denkst, Reichthümer zu sammeln, Ehre und Ansehen zu erlangen, ohne dich mit der Wahrheit und der Weisheit, mit deiner Seele und ihrer Vervollkommnung zu beschäftigen? Und wenn Jemand behauptet, daß er sich damit beschäftige, so werde ich ihn erst prüfen, und wenn ich befinde, daß er nicht tugendhaft ist, sondern nur nach dem Scheine strebt, so werde ich ihn beschämen, daß er die kostbarsten Dinge so mißachtet und die werthlosen so hoch schätzt. So werde ich zu Allen, denen ich begegne, sprechen, Jung und Alt, Mitbürgern und Fremden, aber am meisten zu euch, Athener, weil ihr mich näher angeht; und wisset, daß mir dies der Gott befiehlt, und ich bin überzeugt, daß es nichts für den Staat Vortheilhafteres geben kann, als meinen Eifer, den Befehl des Gottes zu erfüllen; denn meine ganze Beschäftigung besteht darin, euch Alle zu überzeugen, daß vor der Sorge für Leib und Güter die Sorge für die Seele und ihre Veredlung kommt. Mögt ihr also, athenische Männer, dem Antrag des Anytos Folge geben oder nicht, mögt ihr mich loslassen oder nicht, das sei euch gesagt: nie werde ich aufhören also zu thun, und wenn ich tausendmal sterben müßte."

Bei diesen Worten unterbrach ihn die Versammlung mit einem Gemurre des Unwillens; Sokrates aber fuhr fort: „Verhaltet euch ruhig, ihr Herren, und höret mich an; denn ich meine, es sei zu eurem eigenen Vortheil, wenn ihr mich anhöret. Tödtet ihr nämlich einen Mann wie mich, so thut ihr nicht sowohl mir wie euch selber ein Leid an. Daher vertheidige ich mich auch nicht um meinet- sondern um euretwillen, damit ihr euch nicht durch meine Verurtheilung gegen des Gottes Gabe an euch versündiget. Denn wenn ihr mich hinrichtet, werdet ihr nicht leicht einen andern der Art finden, der,

wie lächerlich es auch klingen mag, unserer Stadt von dem Gotte ordentlich zur Wartung bestellt ist, wie einem großen und edlen Rosse, das aber eben seiner Größe wegen sich zur Trägheit neigt und der Anreizung durch den Sporn bedarf. Zu solchem Zwecke scheint der Gott auch mich dem Staate angewiesen zu haben, daß ich euch antreibe, überrede und, so zu sagen, den ganzen Tag euch auf dem Nacken sitze. Ein Mensch wie ich, ihr Athener, ist schwer wiederzufinden; und wenn ihr mir dies glauben wollt, werdet ihr mich am Leben lassen. Aber vielleicht werdet ihr, mir zürnend wie Leute, die man weckt, wenn sie gern schlafen wollen, mich zurückstoßen und, den Einflüssen des Anytos gehorchend, mich ohne Gewissensbisse tödten und dann für immer in einen tiefen Schlaf fallen, wenn nicht die Gottheit aus Mitleid euch noch einen solchen Menschen wie ich sendet."

Ein Mann von so hohem Selbstbewußtsein und so unerschrockener Ueberzeugungstreue konnte sich unmöglich dazu herablassen, einem Schuldigen gleich die Richter um Gnade anzuflehen und durch die im athenischen Gericht gewöhnlichen Mittel, durch Jammern und Thränen, durch Vorführung von Weib und Kind, ihr Mitleid zu erregen. „Ich habe auch Angehörige," sprach er, „drei Söhne, davon ist einer erwachsen, zwei sind noch Kinder; aber ich werde sie nicht hier auf die Bühne bringen und euch bitten, mich loszusprechen. Das thue ich jedoch nicht aus Hochmuth und Geringschätzung gegen euch, sondern aus Achtung vor mir selbst, meinem Namen und Ruf, wie aus Achtung vor dem Berufe der Richter. Denn nicht dazu ist der Richter gesetzt, das Recht nach Willkür und Gunst zu verschenken, sondern darüber zu urtheilen, und er hat geschworen, nicht sich gefällig zu erweisen, gegen wen es ihm beliebt, sondern Recht zu sprechen nach den Gesetzen. Muthet mir also nicht zu, ihr Athener, etwas dergleichen vor euch zu thun, was ich weder für anständig halte, noch für recht, noch für fromm; zumal da ich ja, beim Zeus! eben auch der Gottlosigkeit angeklagt bin von diesem Meletos. Denn wenn ich euch, die ihr geschworen, durch

Bitten zu etwas überredete oder nöthigte, so würde ich euch offenbar lehren, nicht zu glauben, daß es Götter gäbe, und indem ich mich gegen die Beschuldigung vertheidigte, keine Götter zu glauben, würde ich selbst mich dessen anklagen. Aber weit gefehlt, daß dem so wäre! Wohl glaube ich an sie, ihr Athener, wie keiner meiner Ankläger, und überlasse euch und der Gottheit, über mich zu entscheiden, wie es für mich und für euch das Beste sein wird."

Der stolze Freimuth und die ungewöhnliche Art, womit Sokrates sich vertheidigte, mochte viele der Richter, die von Anfang an günstig für ihn gestimmt waren, gegen ihn eingenommen haben; sie mochten sich verspottet glauben. Bei der Abstimmung wurde er für schuldig erklärt, doch nur durch eine Mehrheit von drei Stimmen. Sokrates selbst wunderte sich, daß der verurtheilenden Stimmen nicht mehr waren. Der Proceß war ein schätzbarer, und so mußte denn Sokrates jetzt dem Antrag des Meletos auf Tod einen Gegenantrag entgegenstellen. „Was also soll ich für mich beantragen, ihr Richter? Doch wohl, was ich verdient habe. Da ich mir nun keines Unrechts bewußt bin, sondern mit Hintansetzung meiner eignen Angelegenheiten mein ganzes Leben der Belehrung meiner Mitbürger und somit dem Wohle des Staates gewidmet habe, so habe ich etwas Gutes verdient. Und zwar gebührt mir als einem Wohlthäter der Stadt und als einem armen Manne, der der Muße bedarf zu eurer Belehrung und Zurechtweisung, die Speisung im Prytaneum, viel eher als einem Bürger, der zu Olympia mit seinen Rossen einen Sieg gewonnen hat. Denn der macht, daß ihr euch glücklich dünkt, ich, daß ihr es seid; jener bedarf des Unterhaltes nicht, ich aber bedarf seiner wegen meiner Armuth. Wenn ich also nach Recht und Verdienst meinen Antrag stellen soll, so verlange ich Speisung im Prytaneum. Da jedoch ein solcher Antrag euch Uebermuth zu sein scheint und ich mir also wohl eine Strafe zuschätzen muß, so muß ich eine Geldstrafe beantragen — denn im Gefängniß oder in der Verbannung kann ich unmöglich leben — eine Geldstrafe, die ich nach meinen Vermögensverhältnissen bezahlen kann. Das ist eine

Mine Silbers (22½ Thlr.); die beantrage ich also. Doch dieser Platon hier und Kriton und sein Sohn Kritobulos und Apollodoros fordern mich auf, 30 Minen zu sagen; sie selbst wollen sich verbürgen. Eine Strafe also von 30 Minen ist mein Gegenantrag."

Die gewöhnliche Geldstrafe für Gottlosigkeit scheint 10,000 Drachmen oder 100 Minen gewesen zu sein; jedenfalls war der Antrag des Sokrates zu gering, und da viele von den Richtern in seiner Rede wieder Spott und Hohn und hartnäckigen Eigendünkel hatten klingen hören, so ward er mit einer Mehrheit von 80 Stimmen zum Tode verurtheilt.

Bevor Sokrates den Elfmännern übergeben und ins Gefängniß abgeführt ward, richtete er noch einige Worte an die Richter, die ihn verdammt hatten. „Um einer kurzen Frist willen", sprach er, „werdet ihr euch einen schlimmen Namen und Vorwurf zuziehen bei denen, die von unserm Staate gern Uebeles reden, damit, daß ihr Sokrates, den Weisen, getödtet. Denn einen Weisen, wiewohl ich es nicht bin, werden mich diejenigen nennen, die euch beschimpfen wollen. Hättet ihr noch ein Wenig gewartet, so wäre die Natur euren Wünschen entgegengekommen, denn ihr seht ja, wie weit ich im Alter vorgerückt bin und wie nahe dem Grabe. Vielleicht meint ihr, wenn ich Alles hätte thun und sagen wollen, was mir zur Rettung verhelfen konnte, so wäre ich doch nicht im Stande gewesen, die rechten Worte zu finden. Nein, nicht an Worten hat es mir gefehlt, Athener, sondern an Frechheit und Unverschämtheit. Ich unterliege, weil ich euch nicht habe das sagen wollen, was ihr so gern hört, weil ich nicht jammern, weinen und zu allen den Niedrigkeiten, an die man euch gewöhnt hat, die Zuflucht nehmen wollte. Aber die Gefahr, in der ich schwebte, schien mir kein Grund, etwas eines freien Mannes Unwürdiges zu thun; und noch jetzt bereue ich es nicht, mich so vertheidigt zu haben; ich will lieber sterben, nachdem ich mich so vertheidigt, als das Leben einer feigen Rede verdanken."

Zu denen, die ihn freigesprochen, sagte Sokrates: „Euch, meinen

Freunden, will ich erzählen, was mir heute widerfahren ist und was es bedeute. Ja, ihr Richter — und indem ich euch so nenne, gebe ich euch den Namen, welchen ihr verdient — es ist mir heute etwas Außerordentliches begegnet. Jene prophetische Eingebung des Dämonions, welche mir früher auch bei unbedeutenden Vorfällen ihren Widerspruch kund that, sobald ich im Begriffe war, etwas nicht recht zu thun, diese göttliche Stimme hat heute, wo mir das begegnet, was man gewöhnlich für das größte aller Uebel hält, ganz geschwiegen. Sie hat mich weder heute Morgen, als ich mein Haus verließ, noch als ich in den Gerichtshof eintrat, noch während ich sprach, zurückgehalten. Und doch hat sie bei vielen andern Gelegenheiten mich mitten im Sprechen unterbrochen; aber heute hat sie sich keiner meiner Handlungen, keinem meiner Worte widersetzt; warum? ich werde es euch sagen: — weil das, was mir begegnet, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Gut ist und wir uns gewiß täuschen, wenn wir glauben, daß der Tod ein Uebel sei. — Denn wenn mir nicht etwas Gutes damit beschieden wäre, so hätte mich das gewöhnliche Zeichen unfehlbar davor gewarnt."

Nachdem er hierauf noch auseinandergesetzt, warum er hoffe, daß der Tod ein Gut sei, und die ihm freundlich gesinnten Richter gebeten hatte, daß sie seine Söhne auf den Weg der Tugend leiten möchten, schloß er mit den Worten: „Doch es ist Zeit, daß wir von hinnen gehen, ich um zu sterben, ihr um zu leben. Wer von uns beiden das bessere Theil hat, das weiß Niemand außer Gott."

Mit heiterem Antlitz und festen Schrittes ging Sokrates unter dem Geleite seiner trauernden Freunde nach dem Gefängniß. Hier blieb er noch 30 Tage, ehe ihm der Giftbecher gereicht ward; denn an dem Tage, wo er verurtheilt wurde, hatte der Priester des Apollon das heilige Schiff, auf welchem alljährlich die athenische Festgesandtschaft nach Delos ging, um von Staatswegen an der Feier der Delien theilzunehmen, zur Abfahrt bekränzt, und von diesem Zeitpunkt an bis zur Rückkehr des Schiffes durfte in Athen Niemand hingerichtet werden, weil die Stadt während dieser Zeit

rein und heilig gehalten werden mußte. Die Schüler des Sokrates hatten daher den Trost, noch für einige Zeit wenigstens mit ihm verkehren zu können, denn es war ihnen gestattet, jeden Tag ihn zu besuchen. Sein Freund Kriton, ein vermögender Mann, wollte diese Zeit benutzen, ihn aus dem Gefängnisse zu befreien und nach Thessalien entfliehen zu lassen, wo er ihm für einen sicheren Aufenthalt gesorgt hatte. Schon waren alle Anstalten getroffen; aber Sokrates weigerte sich zu folgen, denn die erste Bürgerpflicht sei, den vaterländischen Gesetzen sich zu unterwerfen, und wenn diese auch durch einige Menschen zu seinem Verderben gemißbraucht worden seien, so habe er doch nicht das Recht, die Gesetze zu zerstören und Unrecht mit Unrecht zu vergelten.

Am Tage der Hinrichtung kamen die Elfmänner früh Morgens ins Gefängniß, und indem sie ihm die Fesseln lösten, kündigten sie ihm an, daß er heute sterben müsse. Den Tag über unterredete er sich noch mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele. Nachdem er gegen Abend sich gebadet und noch kurze Zeit sich mit seinem Weib und seinen Kindern unterhalten hatte, ließ er nach Entfernung von Weib und Kind den Gefängnißdiener den Giftbecher hereinbringen. „Gib her, lieber Mann," rief er dem Eintretenden entgegen, „aber sage mir, was muß ich dabei thun?" „Nichts Anderes," antwortete der Mann „als nach dem Trinken auf und ab gehen, bis dir die Füße schwer werden. Dann legst du dich nieder; das ist Alles." Damit reichte er ihm den Becher, und Sokrates trank ihn, ohne eine Miene zu verziehen, gelassen aus. Seine Freunde erhoben laute Klage; doch Sokrates beschwichtigte sie und ging nun eine Zeitlang auf und ab, bis ihm die Füße schwer wurden, dann legte er sich auf den Rücken, wie ihm der Diener gerathen hatte. Dieser betastete ihn bald darauf und beobachtete seine Hüften und Füße. Er drückte ihm den Fuß und fragte, ob er es fühle. „Nein," antwortete der Sterbende. Dann drückte er ihm den Schenkel, ließ aber los und gab den Umstehenden zu verstehen, daß er kalt und steif sei. „Sobald es ihm ans Herz

kommt, wird er verscheiden." Als nun der Unterleib zu erkalten begann, sprach Sokrates zu Kriton: „Freund, vergiß nicht, dem Asklepios einen Hahn zu opfern, denn wir sind ihm einen schuldig." Kriton antwortete: „Es soll geschehen. Hast du sonst nichts mehr aufzutragen?" Er erhielt keine Antwort. Noch mehrere Zuckungen, und es war geschehen. Kriton drückte dem Todten Mund und Augen zu.

„Dies war das Ende unseres Freundes," sagt Phaidon am Schlusse des nach ihm benannten platonischen Dialogs, „eines Mannes, der unter allen Menschen, die wir kannten, unstreitig der Rechtschaffenste, Weiseste und Gerechteste war."

Die Erziehung zu Athen.*)

Dem Hause des Sophilos war Heil widerfahren. Aus den Olivenkränzen, die an den Pfosten der Hausthüre aufgehängt waren, erkannten die Nachbarn, daß dem Sophilos ein Söhnlein geboren war, und sie freuten sich, daß endlich sein sehnlicher Wunsch sich erfüllt hatte. In den früheren Jahren hatten sie allerdings schon mehrmals seine Thüre mit Wollengewinden geschmückt gesehen, zum Zeichen, daß ein Töchterchen ihm geschenkt war; aber das ward nur als ein mäßiger Segen betrachtet, es fehlte noch immer der männliche Sproß, der den Stamm der Väter fortsetzte. Heute ist er erschienen, und die ganze Nachbarschaft nimmt Theil an der Freude des Sophilos. Aber sie eilten nicht zu dem Hause, um ihre Glückwünsche darzubringen; denn ein Haus, in welchem eine Geburt stattgefunden, galt für unrein. Jene Olivenkränze, der guten Vorbedeutung wegen aufgehängt, hatten zugleich auch den Zweck, den, der sich zu verunreinigen scheute, zu warnen.

*) In den andern griechischen Städten, mit Ausnahme von Sparta, stimmte wahrscheinlich die Erziehung im Allgemeinen mit der zu Athen überein.

Wären die Verhältnisse auch andere gewesen, hätte Sophilos auch schon mehrere Söhne gehabt, er würde sich bei seinem humanen Sinn doch nicht entschlossen haben, das neugeborne Kind auszusetzen, wie Mancher wohl einmal bei einer größeren Zahl von Kindern aus mißverstandener Vorsorge für deren Zukunft oder aus Eigennutz that. Das Gesetz verbot solches nicht, weder in Athen noch in den meisten andern hellenischen Staaten; doch galt die Aussetzung der Kinder in der Zeit gemilderter Sitte immerhin als eine unnatürliche Hartherzigkeit und eine Versündigung gegen die Götter des Geschlechtes. Die förmliche Erklärung des Vaters, daß er das neugeborene Kind aufziehen wolle, erfolgte an dem Amphidromienfeste, welches mehrere Tage nach der Geburt, am 5. oder 7. oder 10. Tage, in dem Hause gefeiert wurde. An diesem Feste, bei welchem man wohl den Kranzschmuck der Thüre erneuerte, wurden Mutter und Kind und diejenigen, welche der Wöchnerin bei der Geburt Hülfe geleistet, durch religiöse Ceremonien gereinigt, und das Kind wurde, um gleichsam den Hausgöttern und der Familie vorgestellt zu werden, von dem Großvater oder der Amme oder einer andern der um die Wöchnerin beschäftigten Frauen um den Herd getragen, auf dem ein Opfer brannte. Eingeladen waren die Verwandten und Freunde des Hauses, welche Geschenke darbrachten und festlich bewirthet wurden. Sie konnten später als Zeugen vor Gericht dienen, daß der Vater das Kind als rechtmäßig anerkannt habe. An diesem Feste wurde dem Kinde vom Vater auch der Name gegeben. Sophilos wählte für seinen Erstgebornen, wie das so zumeist geschah, den Namen seines eigenen Vaters, des Großvaters des Kindes. Einen Streit über den Namen hatte er mit seinem Weibe nicht gehabt, wie neulich der Nachbar Strepsiades. Dieser einfache ländliche Mann hatte sich ein Weib genommen aus dem vornehmen Hause des Megakles, und als ihm der erste Sohn geboren ward, wollte er ihn, der schönen Sitte attischer Pietät folgend, nach dem Großvater Pheidonidas (Sparmann) nennen; aber die stolze Frau verlangte, daß das Kind einen Namen aus ihrer Familie

erhalte, der auf die in dieser Familie übliche edle Rossezucht Bezug habe, also etwa Xanthippos oder Charippos oder Kallippides (Braunroß, Rosselieb, Schönrösselein). Lange stritten sie, bis sie sich zuletzt dahin einigten, daß ihr Kind Pheidippides heißen sollte, ein Name, in welchem sich die beiderseits geforderten Namen glücklich zusammenfanden.

Das Wochenbette dauerte vierzig Tage, und da während dieser ganzen Zeit die Wöchnerin für unrein galt, so daß sie von allen Heiligthümern sich fern halten mußte, so wurde am vierzigsten Tage nach der Geburt noch einmal eine Lustration mit ihr vorgenommen, worauf sie dann entweder am häuslichen Altare oder in einem Tempel der Geburtsgöttin Artemis ein Dankopfer darbrachte. Auch diesmal fehlten die mitfeiernden Verwandten nicht, und kam der erste Geburtstag des Kindes, so stellten sich die Angehörigen wieder mit Geschenken ein und nahmen Theil an Opfer und Schmaus; die späteren Geburtstage jedoch wurden schwerlich vor der makedonischen Zeit gefeiert.

Wie man das Kind an den Amphidromien der Familie vorstellte, so an den Apaturien der Phratrie, zu welcher die Familie gehörte. Das ganze athenische Volk zerfiel in zwölf Phratrien, welche nach der Gesetzgebung des Kleisthenes fast nur noch Cultusgemeinschaften waren. Eine politische Bedeutung hatten sie noch in sofern, als sie die ehelich gebornen Kinder in ihre Mitgliederlisten eintrugen und dadurch über die Aechtheit der Abstammung, als wesentliche Bedingung des Bürgerrechts, eine Aufsicht führten. Diese Eintragungen, ähnlich unserm Eintrag in das Kirchenbuch, geschahen an dem Apaturienfeste, welches alljährlich sämmtliche Phratrien im Monat Pyanepsion (October — November) drei Tage lang feierten, zu einer Zeit des Jahres, wo die Schifffahrt beendigt war. Gewöhnlich wurden die Kinder, welche im Laufe des Jahres zur Welt gekommen, an diesem Tage eingetragen, doch konnte die Anmeldung auch auf spätere Jahre verschoben werden, bis das Kind mehr herangewachsen war. Der Vater oder der Stellvertreter des Vaters

erschien mit dem Kinde vor den Phratoren in deren Versammlungs-local und brachte zugleich für Opfer und Schmaus ein Stück Kleinvieh von bestimmtem Gewichte mit, ein Schaf oder eine Ziege; die Reicheren jedoch lieferten auch größere Opfer. Auch war eine Zugabe von Wein herkömmlich. Mit dem Opferthier und dem Kinde trat der Vater vor den Altar, und wenn keine Einrede erfolgte, so schwor er, daß das Kind ein ächt athenisches sei von athenischen Eltern. Geschah eine Einrede, so wurde die Reception verschoben, und die Sache mußte durch einen Proceß entschieden werden; eine falsch erfundene Einrede unterlag einer Strafe. Während das Opferthier an dem flammenden Altar des Zeus Phratrios abgeschlachtet oder für einen späteren Opferschmaus zur Seite gestellt wird, recipiren die Phratoren das Bürgerkind durch eine Abstimmung, worauf sein Name von dem Vorsteher der Phratrien in die Phratorenliste eingetragen wird. Nach der Reception ihrer Kinder begaben sich die einzelnen Familien nach diesem und jenem Tempel, namentlich zu dem Heiligthum das Apollon Patroos, des jonischen Stammgottes, um sie der Obhut der Götter zu empfehlen. Die Abende der Festtage waren heiterer Geselligkeit gewidmet, die Phratoren hielten von dem eingelieferten Opferfleisch und Wein gemeinsame Schmäuse, wobei die herangewachsenen Söhne, die der Phratrie vorgestellt wurden, declamirten und ihre Talente zeigten.

Kehren wir noch einmal in die Kinderstube zurück zu dem Knäblein, das eben in Schlafes Arm seinen Gang ins Leben beginnt. In Windeln gehüllt, liegt es in seiner Wiege, einer Mulde oder einer Korbschwinge, welche auf beiden Seiten mit Henkeln zum Einhenken in einen Strick versehen ist, damit man sie schaukeln kann. Der Mutterliebe zarte Sorgen bewachen das aufblühende Kind; mehr aber noch als die Mutter ist um dasselbe die Amme beschäftigt, eine Sklavin des Hauses, bisweilen auch eine freie Bürgersfrau der Stadt, welche durch die Noth des Lebens zur Uebernahme dieses Dienstes sich gezwungen sah. Vornehme Familien zu Athen verschafften sich in der Zeit des Perikles und später wohl auch

eine spartanische Amme, da die Spartanerinnen als vorzügliche Kinderwärterinnen bekannt waren. So hatte z. B. Alkibiades eine Amme aus Sparta gehabt. Der Amme war die Ernährung und Pflege und beständige Ueberwachung des Säuglings anvertraut. Wenn sie selbst nicht, sondern die Mutter dem Kinde die Brust reichte, so besorgte sie doch in der Folge die andre Nahrung, sobald diese nöthig wurde; sie fütterte das Kind mit Milch, mit Honig, und wenn sie ihm festere Nahrung zu reichen hatte, kaute sie die Speise vor und gab sie dann dem Kinde in den Mund; sie schaukelte es in ihrem Arme oder auch in der Wiege und sang ihm ihre Wiegenlieder, die wohl nicht viel über Refrains und musikalisches Gesumme hinaus kamen. Häufig wurden die Kleinen ins Freie getragen; um aber bösen Zauber und Behexung durch bösen Blick ihnen abzuwehren, behängte man sie mit Amuleten. Im Ganzen strebte die leibliche Pflege dahin, das Kind kräftig zu machen und abzuhärten; Verweichlichung war erst eine Unsitte der späteren Zeit.

Der Knabe blieb bis zum Beginn des Schulunterrichts in den Frauengemächern unter der Aufsicht der Mutter und der Amme und wurde gemeinsam mit den Mädchen erzogen. Auch hielt während dieser Jahre ein sorgsamer und liebevoller Vater sich nicht ganz fern von seinen Kindern, mancher Vater in Athen und anderwärts mag, wie König Agesilaos in Sparta, in der Kinderstube mit dem Söhnchen auf dem Steckenpferde betroffen worden sein. Spielzeug von mancherlei Art hatte das Kind schon früh, Klappern, Wägelchen, Pferdchen und sonstige Thiere, die der Knabe wohl auch selbst sich aus Wachs und sonstigem Material verfertigte. So rühmt Strepsiades in den „Wolken“ des Aristophanes von seinem Pheidippides, daß derselbe schon als winziges Knäblein aus Kork sich Kähnchen schnitzte, Häuserchen von Wachs sich machte, kleine Wägelchen artig in Leder ausschnitt und Fröschchen aus einer Apfelschale. Reif und Kreisel, Ball und Schaukel fehlten dem Knaben nicht; die Mädchen spielten viel mit bemalten Puppen aus Thon oder Wachs. Besonders groß war die Zahl der gesellschaftlichen Spiele. Dazu

gehörte das Würfelspiel, das Rathen auf Gerad oder Ungerad, das Königsspiel, die eherne Mücke, das Topfspiel u. s. w. Im Königsspiel ahmte man König und Unterthan oder König und Soldaten nach. Die eherne Mücke war unserem Blindekuhspiel ähnlich; ein Knabe, dessen Augen mit einer Binde verbunden waren, lief mit ausgestreckten Armen im Kreise der Genossen umher und rief: „Ich will die eherne Mücke jagen!" Die Spielgenossen wichen ihm überall aus und riefen: „Du jagst, aber du fängst nicht!" und schlugen ihn mit Peitschen von Bast und Papyrus, bis er Einen ergriff, der nun an seine Stelle treten mußte. Bei dem Topfspiel lief ein Knabe, mit einem Topf auf dem Kopfe, im Kreise umher, während seine Gespielen ihn schlugen und fragten: „Wer hat den Topf?" Jener antwortete: „Ich Midas!" Wen er aber mit dem Fuße stieß, mußte ihn ablösen. Oder ein Knabe saß in der Mitte und hieß Topf. Die Spielgenossen liefen um ihn herum und rupften und zupften und schlugen ihn, bis er sich schnell wendete und Einen ergriff.

Die Erziehung der Kleinen war sehr streng, sie wurden unter beständiger Aufsicht und in steter Furcht gehalten. Man ging von dem Grundsatze aus, daß nur der, welcher zu gehorchen gelernt, auch zu gebieten und zu herrschen verstehe. Dem zurechtweisenden Worte stand immer der Stock oder die Ruthe zur Seite, die nicht blos die Eltern, sondern auch die bei der Erziehung behülflichen Sklaven und die Lehrer handhabten; auch gab es Schläge mit dem Pantoffel oder der Sohle. Man hatte, um die Kinder vom Bösen abzuschrecken, allerlei Schreck- und Fratzenbilder und Gespenstergeschichten von der Mormo und Akko und Empusa u. s. w. In einem theokritischen Idyll schreit ein Knäblein und will von der ausgehenden Mutter mitgenommen sein. Die Mutter sagt: „Ich nehm' dich nicht mit, Kind; die Mormo kommt! das Pferd kommt und beißt dich!" Zur Unterhaltung der unruhigen Kleinen wie zur Belehrung und Warnung erzählten die Ammen und Wärterinnen allerlei Fabeln, Geschichten und Märchen, die sich häufig in

Liederform fortpflanzten und selbst bei Erwachsenen noch Gefallen fanden.

In Aristophanes' „Lysistrate" singt ein Alter:

„Hört, ich will euch ein Märchen erzählen,
Das ich lernte,
Als ich noch ein Knabe war.
Nämlich
's war einmal ein junger Herr Milanio,
Der gar ein Feind des Freiens nach den Bergen floh;
Da jagt' er nach den Hasen,
Schlief er auf dem Rasen,
Flocht zur Jagd sich Netze,
Hielt 'nen Hund zur Hetze,
Kehrte auch in seinem Haß heim von dort nimmer.
Also
Haßte er die Frauenzimmer."

Darauf singt ein Weib folgendes Liedchen:

„Hört denn mich ein Märchen auch erzählen,
Zum Milanio
Ein vollkommen Gegenstück.
Nämlich
's war einmal ein sichrer Timon, Menschenfeind,
Der Welt mit unzugänglichem Hasse dornumzäunt,
Ein Stückchen Furie wahrlich;
So im Haß beharrlich
Ging er von Land und Leuten,
Ging er in die Weiten,
Und verfluchte laut der Männer tausend Schändlichkeiten.
Also
Blieb für immer voller Grimm er
Euch, ihr Schurken Mannsgezimmer,
Aber zärtlich war er traun uns den Fraun."

Wenn die Frauenerziehung bei dem Knaben nicht mehr ausreichte, so wurde ihm ein Pädagog als Erzieher und Leiter zur Seite gegeben. Dies geschah wahrscheinlich schon vor dem sechsten Jahre, der Zeit, wo gewöhnlich der Schulunterricht begann. Der Pädagog

war ein Sklave, doch ist im Allgemeinen nicht zu bezweifeln, daß gewissenhafte Eltern bei der Wahl desselben mit Sorgfalt zu Werke gingen und ihr Kind nur der Führung eines Menschen anvertrauten, auf dessen Charakter sie sich verlassen konnten. Ausnahmen mögen immerhin vorgekommen sein; doch wenn Sokrates von Perikles sagt, er habe dem Alkibiades den Zopyros zum Pädagogen gegeben, der seines Alters wegen der unnützeste aller Sklaven sei, so ist damit noch nicht gesagt, daß der körperlich schwache Mann auch geistig und sittlich untüchtig zu einem Erzieher gewesen wäre, und überhaupt sind des Sokrates Worte nicht allzu streng zu nehmen, da er in jenem Gespräche mit Alkibiades es darauf abgesehen hat, den übermüthigen Jüngling möglichst zu demüthigen. Der Pädagog bleibt dem Knaben zur Seite bis zum Ephebenalter. Obgleich Sklave, hat er von seinem Zögling vollen Gehorsam zu fordern und ist vorzugsweise dazu bestimmt, ihn an Zucht und Sitte zu gewöhnen und alles Schädliche von ihm abzuwehren; Unterricht hat er ihm nicht zu ertheilen. Er beaufsichtigt ihn zu Hause und begleitet ihn draußen überall hin, namentlich in die Schulen und Palästren; er trägt ihm zur Schule die Bücher und andere Schulbedürfnisse oder die Kithara nach, wozu jedoch auch öfter noch andere Sklaven gebraucht wurden, und holt ihn wieder aus der Schule ab.

Etwa mit dem sechsten Lebensjahre begann für den Knaben die Schulzeit, und seitdem ist seine Erziehung von der der Mädchen getrennt; denn die Mädchen mußten beständig eingezogen im Hause leben und erhielten ihre ganze Bildung von den Müttern und den Wärterinnen, während der Unterricht der Knaben gewöhnlich außer dem Hause stattfand. Der schulmäßige Jugendunterricht umfaßte die drei Disciplinen der Grammatik, Musik und Gymnastik und hatte den Zweck, durch diese geistigen und körperlichen Bildungsmittel den jungen Menschen zu einem an Leib und Seele gesunden und practisch tüchtigen Mann zu erziehen. Nach jenen drei Disciplinen zerfielen die Schulen in grammatische, musische und gymnastische; diese letzte Art waren die Palästren, Ringschulen. Sämmtliche Schulen

waren Privatanstalten, an welchen der Staat nur geringen Antheil nahm. Der Staat verlangte nur, daß jeder Bürger seinen Kindern eine seinem Stande entsprechende Ausbildung gab, indem er verordnete, daß der, welcher seine Kinder nichts lernen ließ, dadurch den Anspruch auf deren Pflege im Alter verlor, und übte außerdem über die Schule nur eine gewisse Polizei, um sittliche Mißbräuche zu verhindern. Dahin gehört unter andern das Gesetz, daß die Schulen erst nach Sonnenaufgang geöffnet werden durften und vor Sonnenuntergang zu schließen waren. Um die Thätigkeit des Lehrers und seine Methode kümmerte sich der Staat durchaus nicht; seine Bezahlung fiel blos den Eltern anheim. Diese wählten für ihre Kinder die Schule nach eignem Gutdünken. Gewöhnlich mögen die Kinder eines Bezirks die in diesem belegene Schule als die nächste besucht haben, wenn nicht etwa ein Vater einem ferner wohnenden Lehrer, der in besonderem Rufe stand, den Vorzug gab. Die Lehrer genossen im Ganzen wenig Ansehen, wie denn jeder gewerbmäßige und bezahlte Betrieb eines Geschäfts für unfrei und gemein galt. Namentlich standen die Elementarlehrer der Grammatik in geringer Achtung, da sie oft sehr mangelhafte Kenntniß und Bildung hatten und mancher herabgekommene Mann aus Noth sich zu diesem Geschäft entschlossen hatte und sogar unter freiem Himmel auf der Straße seine Schule hielt. So soll Dionysios der jüngere, der Tyrann von Syrakus, nach seinem Sturz in Korinth auf offener Straße Knaben unterrichtet haben. Geachteter als die Grammatisten, die Elementarlehrer, waren die Kritiker oder Grammatiker (*κριτικοί, γραμματικοί*), welche in der Grammatik lehrten, was über den Elementarunterricht hinausging, sowie auch die Musiker und Ringlehrer.

Der erste Unterricht, der den Knaben zu Theil wurde, war der grammatische, d. h. Lesen und Schreiben (*τὰ γράμματα* im einfachsten Sinn), und dieser fehlte auch dem Niedrigsten nicht. Der rohe Wursthändler in des Aristophanes „Rittern", „der in den Fleischscharren unter Tachteln ausgelernt", erklärt, daß ihm alle

Schulkenntnisse ganz und gar mangelten bis auf die γράμματα, doch auch die habe er nur ganz schlecht gelernt. Das Rechnen war kein Gegenstand der Schule, das mochte der Einzelne im practischen Leben so weit lernen, als er es nöthig hatte; denn der Unterricht des klassischen Alterthums war nicht auf das practische Bedürfniß im späteren Leben gerichtet, sondern bezweckte vielmehr eine allgemeine ideale Bildung, welche über die Banausie des alltäglichen Bedarfs erhaben war. Wenn die Knaben das Lesen gelernt hatten und soweit vorgeschritten waren, daß sie Gelesenes einigermaßen fassen konnten, so machten die Lehrer sie mit den Werken der nationalen Dichter bekannt; sie ließen sie namentlich Stücke aus Homer auswendig lernen, Verse von Hesiod, Solon, Theognis und andern gnomischen Dichtern, auch Sprüchwörter und äsopische Fabeln. Dadurch wurde der Geist der hellenischen Poesie frisch in das Leben eingeführt und das Gemüth der Jugend für das ganze Leben bereichert mit nachahmungswürdigen edlen Gestalten der großen Vorzeit, mit Sittensprüchen und klugen Lebensregeln.

Auch der musikalische Unterricht, der später als der grammatische begonnen ward, bezweckte vorzugsweise die sittliche Ausbildung. Schon die Musik an und für sich galt den Alten als eine sittlich bildende Macht, welche die Seele erhebt und läutert und dem Geiste das Gefühl des Maßes, einen sicheren Tact und das Bewußtsein männlicher Harmonie verleiht; aber bei der Erziehung der Jugend war die Musik gewöhnlich mit Gesang verbunden; das edle Wort, von gleichartigen Tönen getragen, war noch wichtiger und wirkte mächtiger als die blose Musik. Der Knabe, der von dem Grammatiker schon mit der epischen und elegischen Poesie bekannt geworden war, empfing jetzt bei dem Musiklehrer auch einen lyrischen Liederschatz, den er in das Leben mitnahm, um damit in den Stunden der Erholung und bei geselligen Zusammenkünften sich und Andre zu ergötzen und zu erheben. Zunächst hatte er das Vergnügen, davon zu Hause zur Unterhaltung der Eltern Gebrauch zu machen. Die Worte der Lieder waren in guter alter Zeit ernst,

fromm und belehrend, die Rhythmen der begleitenden Musik großartig und feierlich, die Melodie einfach und den Gedanken entsprechend. Unmännliche Gefühlsschwelgerei war streng verpönt, wie andrerseits eine ausgezeichnete technische Fertigkeit nicht gesucht wurde. „Wenn einer beim Singen der alten Kraftlieder zu beifallssüchteln begann,“ heißt es bei Aristophanes, „Ausweichungen sang und Cadenzen, dann gab es sogleich mit dem Röhrchen den Lohn, da die heilige Kunst er entweihte.“ Weil die Musik vorzugsweise zur Begleitung des Gesanges dienen sollte, wurde besonders das Spiel der Lyra und der Kithara gelernt; die Flöte, das Lieblingsinstrument der Böotier, kam hauptsächlich aus diesem Grunde und weil das Flötenspiel die ruhige Haltung der Seele störte, in Attika zeitig außer Gebrauch.

Der gymnastische Unterricht in den Palästren wurde wahrscheinlich auch schon früh begonnen und ging neben dem geistigen Unterrichte her. Da in einem früheren Abschnitt ausführlich über die Betreibung und die Zwecke der griechischen Gymnastik gehandelt worden ist, so wollen wir hier nur erwähnen, daß in Athen während der besseren Zeit bis zum peloponnesischen Kriege die Gymnastik in den Ringschulen der Knaben und in den Gymnasien der Erwachsenen in ächtgriechischem Sinne mit Eifer betrieben worden ist und überhaupt eine schöne Harmonie der geistigen und körperlichen Entwickelung erstrebt wurde, deren letzte Frucht die vollendete Haltung eines καλὸς κἀγαθός, eines an Körper und Geist gesunden und practisch tüchtigen Mannes war.

Der Schulbesuch war täglich, und zwar vom frühen Morgen an; auch Nachmittags wurde Schule gehalten. Schulfrei waren die Festtage, und deren gab es im Jahr gar viele. Auch wurden in der Schule wie in der Palästra Jugendfeste gehalten, an denen aber kein Erwachsener sich betheiligen durfte. In der Palästra wurden die Hermäen gefeiert, dem Hermes zu Ehren, der als Vorsteher der Ringkunst mit Herakles in den Ringschulen Bildsäulen und Altäre hatte. Die Knaben kamen geschmückt, und nach vollbrachtem Opfer

aßen und tranken sie, spielten Gerad oder Ungerad oder tummelten sich in Lust umher. Ein ähnliches Fest waren in der Schule die Museia, das Musenfest. In den Schulen standen gewöhnlich die Bildsäulen der Musen, des Apollon und anderer Götter, und manche mögen recht anständig und nobel ausgestattet gewesen sein. Von der Schule, die der Vater des Redners Aeschines aus Dürftigkeit errichtet hatte, brauchen wir das gerade nicht zu glauben. Als Knabe mußte hier Aeschines die Bänke mit dem Schwamm reinigen, den Boden kehren, den Stoff zur Tinte reiben.

Das sechzehnte Jahr eröffnete dem heranwachsenden Athener einen neuen Lebensabschnitt, er trat in das natürliche Epheben- oder Jünglingsalter ein; das politische Ephebenalter dagegen nahm erst mit dem achtzehnten Jahre seinen Anfang. Der Eintritt in das Jünglingsalter wurde von der Familie festlich begangen. Der angehende Ephebe brachte dem Herakles ein Trankopfer, und die Freunde wurden mit Wein bewirthet; sein Haar, das er bisher lang getragen, wurde abgeschnitten und dem Apollon geweiht, dem Jugendernährer (κουροτρόφος), dessen Lorbeerzweig, mit Binden umwunden, an der Hausthür aufgestellt war. Leute, die sich auszeichnen wollten, führten wohl auch ihre Söhne nach Delphi, um dort die Haarweihe vorzunehmen.

Mit der Zeit, wo der Knabe in das Ephebenalter trat, hörte auch der gewöhnliche Schulunterricht auf, wogegen nun die gymnastischen Uebungen in den Vordergrund traten. Einzelne von den wohlhabenden Eltern bestimmten jetzt ihre Söhne für irgend eine gewerbliche Thätigkeit, was bei den ärmeren Classen schon früher geschah; die meisten reichen Jünglinge aber wandten sich von nun an für längere Zeit zu junkerhaftem Nichtsthun, zu Jagen, Reiten und Fechten und sonstigen ergötzlichen Dingen, andrerseits suchten sie eine weitere geistige Ausbildung bei den Rhetoren, Sophisten und Philosophen, welche seit dem peloponnesischen Kriege neue Elemente in den Jugendunterricht hereinbrachten und allmählich einen Cyclus von allgemeinen Unterrichtsdisciplinen zusammen-

stellten, die unter dem Namen der sieben freien Künste bekannt sind: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie mit Geographie, Astrologie und Musik. Die Beschäftigung mit diesen Disciplinen verschaffte den Jünglingen zwar ein reiches Wissen und die Kunst der Rede; aber die sittliche Stärke der altherbrachten Erziehung, welche aus der guten alten Sitte ihre Nahrung gezogen, war und blieb gebrochen.

Auf äußeren Anstand und Sittsamkeit hatten die Athener der älteren Zeit bei der Erziehung ihrer Kinder ein besonderes Gewicht gelegt. Von früher Jugend an wurden die Kinder in dieser Hinsicht in und außer dem Hause, in der Schule und in der Paläſtra beständig überwacht und instruirt. Man lehrte die Kleinen, wie sie sich kratzen, wie sie das Gewand aufnehmen mußten, wie bei Tisch das Brot, das Fleisch anzufassen war. Bei Allem mußten sie besonders die rechte Hand brauchen; in der Rechten hielten sie die Zukost, in der Linken das Brod. Vor den älteren Leuten durften sie sich keine Speisen nehmen. Während die Erwachsenen männlichen Geschlechts bei Tische lagen, saßen die Kinder, und beim Sitzen wurde besonders darauf gesehen, daß sie die Beine nicht kreuzten. Wenn sie über die Straße gingen, mußten sie bescheiden vor sich auf die Erde sehen, in ruhig gemessener Haltung, die Arme in den Mantel gehüllt. Gegen ältere Leute forderte man Ehrerbietung und Bescheidenheit; in ihrer Gegenwart durften Kinder ungefragt nicht sprechen, auf der Straße mußten sie ihnen aus dem Wege gehen. Und alle diese Vorschriften bescheidener anständiger Sitte galten auch noch für den heranwachsenden und erwachsenen Jüngling, dem eine fast mädchenhafte Scheu das vorzüglichste Lob war. Die jungen Leute, bis ins reife Jünglingsalter stets in strengem Gehorsam gegen die Eltern erhalten, durften den Markt und die Gerichte nicht besuchen und überhaupt sich um öffentliche Angelegenheiten vor der Zeit nicht kümmern. Doch seit dem peloponnesischen Kriege, wo mit dem Zerfall der alten Sitte auch die Erziehung und die Sittenzucht der Jugend einen empfindlichen Stoß erhielt, ward das

anders. Die Jugend wurde verweichlicht, die Locale der warmen Bäder überfüllten sich, während die Gymnasien sich leerten, die jungen Leute, unbescheiden und anmaßend, drängten sich vor der Zeit auf den Markt und die Rednerbühne und in die Gerichte. In den „Wolken" des Aristophanes tritt der Vertreter der alten Erziehungsweise dem der jüngeren entgegen und fordert einen Jüngling auf, ihm zu folgen. „Wenn du mir folgst," sagt er,

„Dann lernst du, o Sohn, zu verachten den Markt, zu verabscheun Salben und Bäder,
Zu erröthen in Scham bei schändendem Thun und, verhöhnt man dich drum, zu entbrennen,
Dich mit Ehrfurcht gern, wenn der ältere Mann eintritt, von dem Sitz zu erheben,
An den Theuren, die einst dich gezeuget, dich nie zu versündigen, aller Versuchung
Zu erwehren dich stets, um der Keuschheit Bild an dir selbst niemals zu besudeln,
Nie wider den Vater zu sprechen in Nichts, niemals mit empörendem Scheltwort
Im Bösen die streng wohlmeinende Zucht, die er übte, dem Greis zu gedenken. —
Kraftstrotzend wirst du und im fröhlichen Blühn der Gesundheit weilen im Ringhof,
Nicht zungengewandt, schulphrasenberedt auf dem Markt, wie die heutige Jugend,
Nicht ohrengezaust mit Verläumdergebell in Bettelhalunkenprocessen,
Nein, nein, in dem Hain Akademos' wirst du im friedlichen Schatten des Oelbaums
Lustwandeln, gekränzt mit dem Schilfe des Bachs, an dem Arm des verständigen Freundes,
In des Geisblatts Duft, in der Muße Genuß, in der silbernen Pappeln Umlaubung.

Wenn du dem nachkommst, was ich dir empfahl,
Und mit treuem Bedacht es dem Sinn einprägst,
Stets hast du dann, Sohn,
Vollkräftige Brust, frischblühende Farb',
Breitschultrigen Wuchs;

Doch wenn du es treibst in der neuen Manier,
Bald hast du dann auch
Bleichsüchtige Farb', schmalschultrigen Wuchs,
Schwindsüchtige Brust, stets Munddiarrhoe
Psephismen ohn' End.
Ja er schwatzt es dir auf, daß Häßliches schön,
Daß wieder das Schönste dir häßlich erscheint."

Mit vollendetem achtzehnten Jahr trat der Jüngling in das politische Ephebenalter. Nach vorhergegangener Prüfung, ob er ächtbürgerlicher Abkunft sei und für den nun beginnenden Militärdienst die körperliche Reife besitze, wurde er für mündig erklärt. Die Namen der Geprüften wurden in das Verzeichniß der Demoten oder Gaugenossen eingeschrieben, darauf stellte man sie im Theater dem versammelten Volke vor, übergab ihnen Schild und Speer und führte sie dann zu dem Tempel der Aglauros, wo sie durch den Ephebeneid sich zum Dienste und zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichteten. Der Eid lautete: „Ich schwöre, diese Waffen nicht zu schänden und meinen Nebenmann im Treffen nicht zu verlassen. Ich will kämpfen für die Heiligthümer und für das Gemeingut sowohl allein als in Gemeinschaft mit Andern. Ich will das Vaterland nicht gemindert hinterlassen, sondern zu Wasser und zu Lande so groß, wie ich es überkommen. Ich will hören auf die, welche jedesmal zu entscheiden haben, und den bestehenden Gesetzen und welche ferner das Volk verordnen wird, gehorsam sein. Und so Einer die Gesetze aufhebt oder ihnen nicht gehorcht, will ich das nicht zulassen, sondern sie vertheidigen, allein und mit Andern. Und ich will die vaterländischen Götter und Heiligthümer ehren. Zeugen seien die Götter Aglauros, Enyalios, Ares, Zeus, Thallo, Auro, Hegemone." Hierauf thaten die Epheben zwei Jahre lang als „Peripolen" einen Wachtdienst im Lande. Nach Vollendung des zwanzigsten Jahres wurden sie auch zum Kriegsdienst außer Landes gebraucht. Zu gleicher Zeit erhielten sie das Recht, in der Volksversammlung mit zu reden und zu stimmen; aber erst mit dem

dreißigsten Jahre traten sie in den Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte ein, wurden sie wählbar in den Rath, in die Gerichte und zu den öffentlichen Aemtern.

Eine Hochzeit.

Mantitheos war ein braver athenischer Jüngling aus einem Hause von guter alter Sitte. Sein vor mehreren Jahren verstorbener Vater, der während des peloponnesischen Krieges manche Einbuße erlitten, hatte ihm noch immerhin ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterlassen, so daß man ihn zu den wohlhabenden Bürgern zählen konnte. Aber er trieb es nicht wie die Mehrzahl der vornehmen athenischen Jugend seiner Zeit, welche bei Würfelspiel und Trinkgelagen und sonstigen Ausschweifungen Zeit und Vermögen und Kraft leichtsinnig vergeudeten; er war thätig und nüchtern und suchte sein Lob darin, gegen seine Familie, seine Mitbürger und den Staat seine Pflicht, mehr als seine Pflicht zu thun. Als der älteste Sohn vertrat er die Stelle des verstorbenen Vaters, war er das Haupt der Familie, und in dieser Stellung hatte er seine beiden Schwestern, die nach attischem Gesetz kein Erbrecht, aber den Anspruch hatten, von ihren Brüdern anständig unterhalten und im Falle der Verheirathung angemessen ausgestattet zu werden, jeder dreißig Minen Mitgift gegeben, bedeutend mehr als sie zu beanspruchen hatten, und mit seinem jüngeren Bruder hatte er nach dessen Mündigerklärung das väterliche Vermögen so liberal getheilt, daß dieser offen bekannte, er habe das größere Theil erhalten. Als die Athener im Jahre 395 als Bundesgenossen der Thebaner gegen die Spartaner nach Haliartos auszuziehen im Begriffe standen, ward er als wohlhabender Jüngling unter die Reiter eingereiht; da aber in einem Kampfe mit den Spartanern, die ja bekanntlich eine schlechte Reiterei hatten, die Hopliten eine viel größere Gefahr erwartete, als die Reiter und deswegen gar mancher junge Athener

gegen das Gesetz und ohne vorherige Prüfung zu Pferde stieg, ließ sich Mantitheos wieder aus dem Verzeichniß der Reiter ausstreichen und unter die Hopliten versetzen, und als vor dem Auszug sich zeigte, daß manche von den ärmeren Gaugenossen sich auf dem Zuge nicht zu verköstigen vermöchten, forderte er die Uebrigen auf, mit ihm für deren Unterhalt zu sorgen, und gab, um durch gutes Beispiel die Andern anzutreiben, zwei Mann jedem dreißig Drachmen. Auch in dem nächsten Jahr, bei dem Auszug ins Korinthische, bewies er Opferwilligkeit und Tapferkeit mehr als alle Andern, nicht aus Sucht sich zu zeigen und gelobt zu werden, sondern weil er es für unerläßliche Pflicht hielt, dem Vaterlande nach Kräften zu dienen.

Mantitheos war jetzt achtundzwanzig Jahre alt, und es war Zeit an Verehelichung zu denken. Seine Altersgenossen waren schon zum größten Theil verheirathet, denn in Athen trat Mancher schon mit zwanzig Jahren und noch früher in den Stand der Ehe, wiewohl etwa das 24—26. Jahr die Regel gewesen sein mag; doch Mantitheos hatte noch nicht das Bedürfniß der Heirath empfunden, da die Mutter mit den beiden Schwestern ihm das Hauswesen gut in Ordnung gehalten hatte; nun aber hatten die Schwestern das Haus verlassen, und die Mutter wurde mit jedem Jahre älter und schwächer. Da verlangte es schon das Hauswesen, daß er eine Frau heimführte. Aber dieser ökonomische Vortheil bestimmte ihn nicht allein; er war ein zu guter Bürger, als daß er nicht auch in dieser Beziehung seine Schuldigkeit gethan hätte. Der Staat forderte zu seiner eigenen Erhaltung von den Bürgern die Ehe, wenn er sie auch nicht gerade durch ein Gesetz gebot; denn die Ehe galt dem Griechen vorzugsweise als ein rechtlich-politisches Institut, das bestimmt war, dem Staat Bürger zu geben und Haus und Vermögen zu erhalten, weil er sonst unmöglich bestehen konnte. Eine höhere sittliche Ansicht von der Ehe und dem Familienleben, welche erst durch das Christenthum begründet ward, mangelte den Griechen. Zu der Rücksicht auf den Staat kam noch die Rücksicht auf die Götter und auf das eigene Geschlecht; die Götter verlangten, daß der Mensch

Nachkommen hinterließ, welche an seiner Stelle in Zukunft ihnen dienten, und die Familie mußte erhalten werden, zugleich auch mit Rücksicht auf die Verstorbenen, deren Gräber der Opfer und der liebevollen Pflege von Seiten der Nachgebornen nicht verlustig gehen durften. Aus allen diesen Gründen war Mantitheos entschlossen in die Ehe zu treten.

Doch welches Weib sollte er sich erwählen? Wäre sein Vater noch am Leben gewesen, so hätte dieser wahrscheinlich für ihn die Wahl übernommen, denn so geschah es in Athen gar häufig; nun aber mußte er sich selbst umsehen. Eine besondere Neigung oder gar eine romantische Liebe für irgend ein Mädchen hatte er nicht. Das kam überhaupt in Athen höchst selten vor. Denn die Jungfrauen wurden in dem elterlichen Hause fast wie Gefangene in der größten Eingezogenheit gehalten und kamen nur bei besonderen Veranlassungen aus dem Dunkel des Jungfrauengemaches in die Oeffentlichkeit hervor, wie etwa zur Schau von Festaufzügen oder zur Theilnahme an denselben, bei welcher Gelegenheit ein neugieriges Auge sie einmal durchmustern und sie selbst einen Blick unter die männliche Jugend der Stadt werfen konnten. So warb denn oft ein Jüngling um eine Jungfrau, ohne sie je gesehen zu haben und ohne die geringste Neigung zu ihr zu tragen; das Herz der Jungfrau aber wurde noch seltener befragt, der Vater oder der die Stelle des Vaters vertretende Mann bestimmte ihr den Gatten. Auch Mantitheos hatte keine Gelegenheit gehabt, irgend eine Jungfrau öfter zu sehen oder ihre persönlichen Eigenschaften kennen zu lernen; er ließ sich daher von den Rücksichten leiten, welche gewöhnlich bei der Wahl einer Frau vorwalteten. Als Hauptsache galt ihm, daß die zukünftige Frau eine ächte Bürgerstochter war; denn die Verbindung mit einer Metökin oder einer sonstigen Fremden wurde nicht als ächte Ehe angesehen, und die daraus entsprossenen Kinder waren keine Bürger. Dann wurde besonders darauf gesehen, daß die Familie der zu Erwählenden ehrenhaft und guten Rufes war und daß die Vermögensverhältnisse der beiderseitigen Häuser ungefähr

gleich waren; ein Reicher entschloß sich nicht leicht eine Arme zu heirathen, sowie andrerseits ein Unvermögender die Mißverhältnisse scheute, welche eine reiche, auf ihre Mitgift stolze Frau in sein Haus bringen konnte. Auch trug ein Unbemittelter Bedenken, seine Tochter einem reichen Manne gegen das Versprechen, daß er auf eine Mitgift verzichte, in die Ehe zu geben, da eine Ehe ohne Mitgift nicht viel besser angesehen ward, als ein Concubinat und in diesem Falle eine Scheidung sehr leicht war. Die Mitgift bildete immer ein zusammenhaltendes Band der Ehe, weil bei einer Scheidung der Mann dieselbe zurückgeben mußte. Deshalb wurden auch die Töchter von unbemittelten, aber um den Staat verdienten Männern häufig bei ihrer Vermählung vom Staate ausgestattet.

Die Gedanken des Mantitheos verfielen auf das Haus des Lysikrates, der ein Freund seines Vaters gewesen und in allgemeiner Achtung stand. Dieser hatte eine Tochter Praxinoe, welche er allerdings seit Jahren nicht gesehen; aber von seiner Mutter und andern weiblichen Verwandten hatte er gehört, daß sie eine schöne Jungfrau sei, und da ihre Mutter das Lob einer sittsamen und verständigen Hausfrau hatte, so konnte man das Gleiche von ihr hoffen. Praxinoe war ungefähr siebzehn Jahre alt und also schon seit Jahren heirathsfähig; denn in Athen heirathete Manche schon vor dem fünfzehnten Jahre, wenn sie nicht etwa noch in dem Stande der Bärinnen sich befand. Die attischen Mädchen nämlich wurden zwischen dem fünften und zehnten Lebensjahre, geschmückt mit krokosfarbenen buntgestickten Kleidern, am Feste der brauronischen Artemis von ihren Müttern in Procession nach Brauron geführt und dort unter gewissen Ceremonien der Göttin auf fünf Jahre als Schützlinge empfohlen und geweiht. Als solche Geweihte der Artemis hießen sie Arktoi, „Bärinnen“, und durften bis zum Ablauf der fünf Jahre nicht heirathen. Mantitheos also entschloß sich, durch den Rath der Mutter bestärkt, die Praxinoe zum Weibe zu nehmen. Da er selbst mit Lysikrates zu verhandeln sich scheute, so übernahm sein Oheim für ihn die Werbung und die Besprechung der Mitgift. Lysikrates sagte seine

Tochter mit Vergnügen dem Mantitheos zu, denn er kannte dessen braven Sinn, und an einem Mädchen war nicht lange aufzuheben.

So wurde denn an einem festgesetzten Tage die solenne Verlöbung (ἐγγύησις) gefeiert, bei welcher die Ehepacten aufgesetzt und die Mitgift bestimmt wurde. Das war eine Rechtshandlung, die nicht zu versäumen war, wenn die Ehe vollgültig sein sollte; der Mangel dieser Förmlichkeit schloß die Kinder, welche aus der Ehe entsprossen, als illegitim von der Phratrie des Vaters und damit auch von allen Erbansprüchen aus. Die Mitgift, welche anständiger Weise nicht unter dem Zehntel des väterlichen Vermögens sein konnte, bestand in baarem Gelde, Kleidung und Schmuck, auch Sklaven, und wurde dem Manne nicht als Eigenthum, sondern zum Nießbrauch übergeben. Daneben brachte die Frau noch mancherlei Aussteuer ins Haus, die ihr als persönliches Eigenthum zugehörte; doch konnte sie darüber nicht frei verfügen, da nach dem Gesetze ein Weib über einen Scheffel Gerste hinaus kein Rechtsgeschäft vornehmen durfte. Seit dem homerischen Zeitalter hatten sich die Verhältnisse in Bezug auf Heirath sehr geändert, denn während jetzt der Vater der Braut eine Mitgift zahlt, mußte damals der Jüngling dem Brautvater die Tochter abkaufen; indeß finden sich in jener alten Zeit doch schon die Anfänge einer Mitgift, indem der Vater seine Tochter wieder mit einem Theil der für sie empfangenen Geschenke ausstattete.

Ein langer Brautstand war in Athen nicht Mode. Bald nach der gesetzlichen Verlobung erfolgte auch die Hochzeit. Die Vorbereitungen zur Ausstattung bedurften keines langen Zwischenraums, da die Gewänder und sonstigen Utensilien in der Regel schon hinlänglich vorhanden waren. Gewöhnlich wählte man für die Verehelichung den Winter und zwar zumeist den Monat Gamelion (Januar — Februar), den „Hochzeitsmonat“. Das that auch Mantitheos. Einen oder mehrere Tage vor der Hochzeit wurden von der Braut und ihren Eltern sowie auch andrerseits von dem Bräutigam und seinen Angehörigen gewisse religiöse Vorweihen (προτέλεια), Gebete und Opfer vorgenommen; denn wenn auch die Ehe kein religiöses Institut war

und bei der Hochzeit keine priesterliche Function stattfand, so erkannte man doch an, daß man besonders in der Ehe des göttlichen Segens bedurfte. Die Opfer galten sämmtlichen Ehegöttern, namentlich der Hera Gamelia (der Ehehera) oder Teleia (der Hera als Göttin der Vollendung oder Erfüllung), dem Zeus Teleios, der Artemis, den Moiren. Bei dem Opfer der Hera Gamelia wurde die Galle des Opferthieres nicht auf den Altar gelegt und mitverbrannt, sondern vergraben oder weggeworfen, zum Zeichen, daß Zorn und Bitterkeit der Ehe fern bleiben solle. In Athen wurde die Braut auch von ihren Eltern auf die Burg zu dem Tempel der Athena Polias geführt, woselbst ein Opfer dargebracht und die Göttin um Segen für die bevorstehende Ehe angefleht ward. An andern Orten wurden wieder andere Götter besonders verehrt und galten andere Gebräuche. So weihten z. B. in Trözen die Bräute ihren Gürtel der Athena und ihr Haar dem Heros Hippolytos; in Megara wurde das bräutliche Haar der Iphinoe, der als Jungfrau verstorbenen Tochter des Königs Alkathoos, geweiht und ihr ein Todtenopfer dargebracht. In Neu-Ilion badeten die Bräute vor der Hochzeit in dem Skamandros und riefen dabei den Gott des Flusses an: „Ich opfere dir, o Skamandros, meine Jungfrauenschaft!"

Am Tage der Hochzeit waren an dem Hause der Braut und an dem des Bräutigams die Thüren mit Kränzen und Laubgewinden von Oliven- und Lorbeerzweigen festlich geschmückt. Am frühen Morgen nahmen die Braut und ebenso der Bräutigam ein Bad. Zu Athen wurde alter Sitte gemäß das Wasser für das Hochzeitsbad aus dem Quell Kallirrhoe oder Enneakrunos geholt, und zwar von einer Jungfrau aus der nächsten Verwandtschaft, obgleich manche alte Autoren auch von einem Knaben sprechen. Für eine Jungfrau spricht unter andern Zeugnissen ein Bild auf einer Volcenter Vase, das so beschrieben wird: „Links vom Beschauer erblicken wir, wie die beigesetzte Inschrift besagt, die heilige Quelle Kallirrhoe, welche aus einem Löwenkopf hervorsprudelt. Eine Jungfrau, mit dem für Lustrationen üblichen Lorbeer- oder Myrtenzweig in der

Hand, schaut sinnend auf den Wasserkrug (Hydria), in welchen sich das für das Brautbad bestimmte Wasser ergießt. Fünf andere Jungfrauen nehmen den übrigen Raum des Bildes ein. Einige von ihnen, mit leeren Hydrien auf den Köpfen, scheinen darauf zu warten, bis an sie die Reihe des Wasserschöpfens kommt, andere dagegen schicken sich mit ihren gefüllten Gefäßen zum Heimweg an. Bei der großen Bevölkerung Athens und der daselbst herrschenden Sitte, die Hochzeiten hauptsächlich im Gamelion zu begehen, konnten wohl mehrere Hochzeiten auf einen und denselben Tag fallen, und ein Sichbegegnen der von den verschiedenen Brautpaaren abgesandten Jungfrauen am Brunnquell mochte mithin wohl oftmals stattgefunden haben. Eine solche Scene eben hat hier der Künstler dargestellt."

Nach dem Bade mochten wohl Braut und Bräutigam daran denken, den Festschmuck anzulegen. Mantitheos kleidete sich in einen weißen Chiton von feiner milesischer Wolle und ein blendend weißes Himation, das für die Feierlichkeit ohne den sonst gewöhnlichen Purpursaum gewählt war. An die Füße band ihm der Sklave die zierlichen Halbschuhe, deren rothes Riemenwerk von goldenen Schnallen zusammengehalten wurde. Er salbte sich mit köstlichem Salböl, was sonst nicht seine Gewohnheit war, und setzte einen Kranz von Myrtenzweigen und Veilchen auf das Haupt. In diesem Schmucke begab er sich mit seinen Freunden und Verwandten in das Haus der Braut, wo allmählich eine größere Zahl von Hochzeitsgästen zusammengekommen war. Die kostbaren Gewänder, in welche Praxinoe von ihrer Amme und der Mutter im salbenduftenden Gemach gekleidet worden war, wagen wir nicht zu beschreiben. Goldgestickte Sandalen mit weißen Riemen um den zierlichen Fuß, mannigfaltiger Schmuck aus Gold und Perlen und edlen Steinen an Arm und Hals und dem lockigen Haupt erhöhten den Glanz ihrer jugendlichen Schönheit. Nachdem zuletzt die Amme auf ihrem Scheitel mit goldener Nadel den bräutlichen Schleier befestigt hatte, harrte sie in ihrem Gemache still und mit mädchenhafter Bangigkeit der Dinge, die da kommen sollten.

Die Hochzeitsgäste, die zugleich auch als Zeugen der zu schließenden Verbindung gelten sollten, waren die nächsten Freunde und Verwandten der beiden Häuser, im Ganzen dreißig Personen; denn über diese Zahl hinaus durfte man gesetzlich in Athen zu einer Hochzeit nicht laden. Zu den Gästen gehörten auch Frauen, welche sonst an Gastmählern der Männer nicht Theil nahmen; doch saßen sie mit der verschleierten Braut an einem von den Männern getrennten Tische. Bevor das Hochzeitsmahl begann, fanden in dem Hause des Brautvaters gewiß noch Opfer und sonstige Ceremonien statt, von denen uns übrigens äußerst wenig überliefert ist. Bei dem Mahle spielte der Kuchen aus Sesam eine besondere Rolle, deßwegen weil der Sesam wegen seiner vielen Körner ein Symbol der Fruchtbarkeit war. Von mystisch-symbolischer Bedeutung war auch der athenische Brauch, daß während des Gastmahls ein Knabe, der noch beide Eltern hatte, bekränzt mit Dornen und Eicheln, eine Wanne mit Brot herumtrug und sprach: „Ich bin dem Schlimmen entronnen, ich habe das Bessere gefunden."

Mit dem Anbruch des Abends wurde die verschleierte und bekränzte salbenduftende Braut in feierlichem Zuge von dem elterlichen Hause zu der Wohnung des Bräutigams gebracht. Die Brautmutter übergab sie am häuslichen Herde dem Bräutigam. Dieser führte sie mit dem Brautführer (*παράνυμφος* oder *πάροχος*), einem seiner vertrautesten Freunde, zu dem vor dem Hause stehenden, mit Maulthieren oder Pferden oder Rindern bespannten Wagen, auf welchem sie zwischen den beiden jungen Männern Platz nahm. Hierauf zündete die Mutter am Herde die hochzeitliche Fackel an, um dem Wagen zu folgen; ihr schloß sich die übrige zahlreiche Begleitung an, ebenfalls mit Fackeln in den Händen, mit Kränzen auf dem Haupte, die Männer sämmtlich in weißen Gewändern. Auch die weibliche Bedienung der Braut folgte dem Zuge. Nun setzte sich der Zugführer (*προηγητής*), der vor dem Wagen einherging, in Bewegung, und unter Jubel und Jauchzen, unter den Tönen der Flöten und Kitharen und dem Gesang des Hymenäus, dessen fröh-

liche Weisen hier und da von traurigen, die Vergänglichkeit der Jugendblüthe beklagenden Klängen durchzogen waren, ging der festliche Zug durch die Straßen hin, von den Begegnenden mit manchem glückwünschenden Zuruf begrüßt. An dem Hause des Bräutigams empfing dessen Mutter an der Thüre das Brautpaar mit Fackeln, die sie am Herde angezündet, und führte sie hinein; zum glücklichen Vorzeichen und zum Willkommen im Kreise der Hausgenossen wurde sie mit einem Regen von Naschwerk und Früchten und kleinen Geldstücken überschüttet. Oefter wurde auch im Hause des Bräutigams noch ein Mahl gehalten, an welchem die Verwandten und Freunde, die zu dem ersten Mahle nicht mehr hatten geladen werden können, Theil nahmen. Jedenfalls fehlte es nicht an Lustbarkeiten bis in die späte Nacht.

Auf alten Vasenbildern, welche vielfach Scenen aus dem hochzeitlichen Leben darstellen, kommen Hochzeitszüge häufig vor: Zwei- und Viergespanne mit dem Bräutigam und der verschleierten Braut, begleitet von dem Brautführer und umgeben von den weiblichen Verwandten und Freundinnen der letzteren, welche die Mitgift in Körben auf dem Kopfe tragen; Hermes, der göttliche Geleitsmann und Herold, schreitet zurückblickend dem Zuge voran. (Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder, III. Taf. 310 ff.) — Oefter wurde die Braut auch zu Fuß in das Haus des zukünftigen Gatten gebracht. Einen solchen Zug stellt ein Vasenbild bei Panofka, Bilder antiken Lebens, Taf. XI, 3. dar: der bekränzte Bräutigam, die verschleierte Braut führend, nähert sich zu Fuße seinem Hause, in dessen Thür die Mutter des Bräutigams mit zwei brennenden Fackeln den Zug erwartet; ein dem jungen Paare vorausschreitender Jüngling begleitet auf der Kithara den angestimmten Hymenäus, während die durch ihre matronale Tracht kenntliche Brautmutter mit der Fackel in der Hand den Zug schließt. — Wenn der Bräutigam früher schon einmal verheirathet gewesen war, durfte er nicht selbst die Braut aus dem elterlichen Hause abholen, sondern ein Freund als Brautführer brachte sie ihm zu, und er selbst empfing sie

an der Schwelle seiner Wohnung. Ein antikes Bild, bei Panofka Taf. XI, 2, führt eine solche Scene vor: Ein bärtiger Mann von bejahrtem Aussehen steht vor der Thüre seines Hauses und sieht der mit Stirnbinde und tief herabhängendem Schleier geschmückten Braut entgegen, welche von dem Brautführer und einer Brautführerin in Gegenwart der Hochzeitsgötter Apollon und Artemis ihm zugeführt wird; eine zweite Brautführerin tritt eben mit einer schwer zu enträthselnden Händebewegung vor den Bräutigam.

Gegen Mitternacht führte die Nympheutria (Brautführerin), eine ältere Verwandte, die von den Eltern der Braut zu diesem Dienste ersucht worden war, die Braut in das von ihr zugerichtete und ausgeschmückte Brautgemach (Thalamos), um sie dem Bräutigam zu übergeben. Vorher wurde noch nach solonischem Gesetz von der Braut eine Quitte verzehrt, wie der Sesam ein Symbol ehelichen Segens. Vor dem Brautgemach soll ein Mörserstößel befestigt gewesen sein, sowie die Braut selbst ein Sieb oder ein Röstgeschirr mitbrachte, um ihre demnächstige häusliche Thätigkeit anzudeuten. Vor der Thüre hielt ein Freund des Bräutigams Wache, um die muthwilligen und neckischen Scherze, welche von den Gästen etwa versucht werden möchten, abzuwehren. Ein Chor von Mädchen aber sang vor der Thüre des Gemachs das wahrscheinlich von Flöten und Kitharen begleitete Hochzeitslied, welches zum Unterschied von dem bei dem Zuge gesungenen Hymenäus Epithalamion hieß. Ein den älteren Hochzeitsliedern, die sämmtlich zu Grunde gegangen sind, kunstreich nachgebildetes Epithalamion besitzen wir noch in dem Epithalamios der Helena von Theokrit, welches wir mit einigen Auslassungen hier folgen lassen wollen.

„Einst im Palast Menelaos', des blondumlockten, in Sparta
Führten den Rundtanz Jungfraun auf, Hyakinthen in Blüthe
Tragend im Haar, an der Kammer, der neu mit Gemälden geschmückten,
Zwölf von den ersten der Stadt, die erlesensten ganz Lakedämons,
Als sich der jüngre Atride des Tyndaros Tochter, die holde
Helena, die er gefreit, einschloß in die bräutliche Kammer.

Lautauf sangen sie alle, sie schlugen im Tacte den Boden
Wechselnd mit zierlichem Fuß, rings hallte das Haus von dem Brautlied:

Bist du in Schlummer so früh denn gesunken, du theurer Vermählter?
Wohl sind die Knie dir schwer und du liebst es so zeitig zu schlafen?
Hast du so tüchtig getrunken, daß dich auf das Lager es hinwarf?
Trieb es so früh dich zu Bette, so mußtest du füglich allein gehn,
Mußtest die Braut bei der liebenden Mutter mit anderen Mädchen
Lassen beim Spiel bis zum Tag; denn übermorgen und morgen
Und so von Jahre zu Jahr, Menelaos, gehöret die Braut dir.

O du beglückter Vermählter, dir nies'te Gewährung ein Edler,
Als du wie andere Fürsten nach Sparta gekommen zur Werbung;
Von den Heroen allein hast du den Kroniden zum Schwäher.

Wir sind gleich uns an Alter, uns freuet dieselbige Laufbahn,
Hier am Bad des Eurotas gesalbt nach Weise der Männer,
Viermal sechzig der Mädchen, die Blüthe der weiblichen Jugend,
Aber vergleicht man der Helena sie — ohn' Tadel ist keine.

Gleich wie Eos das strahlende Antlitz zeigt bei dem Aufgang,
Gleich wie der Mond in der Nacht, wie der Lenz, wenn der Winter entschwunden:
So strahlt unter uns Mädchen der goldenen Helena Schönheit.
Gleich wie dem üppigen Acker ein Schmuck weitreichende Saatflur,
Wie die Cypresse dem Garten, die Thessalerrosse dem Wagen:
So ist Helena's rosige Schöne der Schmuck Lakedämons.

Weder entwindet dem Körbchen so feines Gespinnst eine Andre,
Noch hat Eine auf künstlichem Webstuhl dichtre Gewebe
Fest mit dem Kamme gefügt und getrennt von den mächtigen Bäumen.
Aber auch Keine versteht es, so trefflich die Laute zu schlagen,
Singend der Artemis Preis und der Pallas mit mächtigem Busen,
So wie Helena, welcher im Blick wohnt jeglicher Liebreiz.

O du liebliches Mädchen, du reizendes, schon bist du Hausfrau;
Doch wir Anderen gehn in der Frühe des Morgens zur Rennbahn
Und zu den blumigen Wiesen, um duftende Kränze zu pflücken,
Vielfach deiner gedenkend, o Helena, so wie das Milchlamm
Sehnsucht fühlt nach den Brüsten der Mutter, von der es geboren.

Dir auch werden zuerst wir den Kranz aus niedrigem Lotos
Winden und an die Platane, die Schatten verbreitende, hängen;
Dir auch werden zuerst aus der silbernen Kanne wir nehmen
Duftendes Oel und es träufeln am Fuße der schatt'gen Platane.
Und wir ritzen die Schrift in den Bast nach dorischer Sitte,
Daß sie der Wanderer liest: „Gib Ehre dem Helena=Baume."

Heil dir, o Braut, Heil Eidam dir des erhabenen Schwähers!
Leto mög' euch verleihen, die Jugendernährerin Leto,
Reichliche Nachkunft; Kypris, die göttliche Kypris, der Liebe
Wechselgeschenk und Zeus, der Kronid' Zeus, dauernden Reichthum,
Daß er von edlen Geschlechtern zu edlen Geschlechtern vererbe.

Schlaft und vergeßt nur nicht, wenn das Frühroth naht, zu erwachen.
Wir auch kehren zurück in der Früh, wenn der Morgenverkünder
Recket den glänzenden Hals lautkrähend hervor aus dem Neste.
Hymen, o Hymenaios, an dieser Vermählung erfreu' dich!"

Am Tage nach der Hochzeit erhielten die Neuvermählten Geschenke von ihren Verwandten und Freunden; besonders schickte der Brautvater dem Schwiegersohn allerlei Hausrath und Gegenstände der Aussteuer, die unter Anführung eines weißgekleideten Knaben und eines Mädchens als Kanephore (Korbträgerin) hingetragen wurden. Am zweiten Tage begab sich der junge Gatte in das Haus des Schwiegervaters, um daselbst, von der Gattin getrennt, einen Tag zu verweilen. Dorthin schickte ihm die Gattin ein Gewand als Geschenk, und dafür bekam sie von ihm wieder am dritten Tage Geschenke, welche Anakalypteria (Entschleierungsgaben) hießen, weil sie sich ihm von jetzt an ohne Schleier zeigte. Den Schleier weihte sie wahrscheinlich der Ehegöttin Hera. An einem der nächsten Tage mußte der junge Mann die Verheirathung seinen Phratoren förmlich anzeigen und von denselben registriren lassen, bei welcher Gelegenheit er ein Opfer und einen Schmaus gab. Die Unterlassung dieser Förmlichkeit begründete Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Ehe. Auch in seinem Hause mußte der Neuvermählte in den ersten Tagen nach der Hochzeit seinen Freunden und Verwandten, gleichsam zur

Einweihung der neuen Hauswirthschaft, noch einen Schmaus geben, zu welchem jedoch nur Männer kamen.

Mantitheos hatte ein glückliches Loos gezogen. Seine junge Frau war sittsam und verständig und nicht so unerfahren, wie so manche andre Athenerin, die schon mit dem angehenden fünfzehnten oder sechzehnten Jahre in die Ehe getreten war; sie hatte alles, was für ihren Beruf nöthig war, im elterlichen Hause schon einigermaßen gelernt, so daß sie sich, unterstützt von einer Schaffnerin und der Mutter ihres Mannes, leicht in ihren Wirkungskreis hineinfand. Der Wirkungskreis der athenischen Frau war das Haus, während das Leben des Mannes fast ganz in der Oeffentlichkeit und der Besorgung der auswärtigen Geschäfte aufging; ihr lag die Verwaltung des gesammten Hauswesens und die Erziehung der Kinder ob. Sie hatte daher die Aufsicht über alles mobile Vermögen, das im Hause war, Geräthschaften, Gewänder, Vorräthe von Oel, Wein, Getreide u. s. w., und darum war der Schlüssel der Vorrathskammer in ihrer Hand; ferner hatte sie die Arbeiten der Sklaven und besonders der Sklavinnen zu bestimmen und zu überwachen. Die Sklavinnen mußten ihr vornehmlich bei der Wollarbeit, welches die hauptsächlichste Beschäftigung der Frau war, behülflich sein; sie selbst webte, während die Sklavinnen die Wolle präparirten, sie zupften, kämmten und spannen. Außerdem hatte die Hausfrau die Küche zu besorgen; denn in den besseren Zeiten hatten in Athen auch die vornehmen Häuser keinen Koch; für besondere Fälle wurde ein solcher gemiethet. Indeß wurden die niederen und schwereren Arbeiten der Küche von den Sklaven gethan. Eine wichtige, obgleich lästige und unangenehme Obliegenheit der Frau war noch die Pflege der Kranken, nicht blos der Familienglieder, sondern auch der Sklaven, deren Leben und Gesundheit von reellem Werthe war. Praxinoe hatte freilich vor der Hand noch nicht Gelegenheit, in all' diesen Dingen ihr Geschick zu erproben; doch in dem, was zunächst von ihr gefordert ward, zeigte sie sich gewandt und anstellig, so daß Mantitheos durchaus mit ihr zufrieden sein konnte.

Auch Praxinoe war mit ihrem Loose wohl zufrieden. Allerdings war sie fast beständig in die Frauengemächer oder wenigstens in das Haus gebannt und sah ihren vielbeschäftigten Gatten außer bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten nur wenige Stunden des Tages; Besuche von Verwandtinnen empfing sie selten, und selten machte sie selbst einmal, begleitet von einem oder mehreren Sklaven oder Sklavinnen, einen Besuch im elterlichen oder einem befreundeten Hause, doch nie ohne Wissen ihres Mannes; sonstige Veranlassungen zum Ausgehen waren dann und wann religiöse Handlungen, eine Festschau, der Einkauf irgend eines häuslichen Bedürfnisses. Aber diese eingezogene Lebensweise, wobei sie fast blos auf den Umgang mit ihren Sklavinnen und der Schwiegermutter beschränkt war, hatte für sie nichts Beengendes; sie war daran gewöhnt von Jugend auf und war sich bewußt, daß das so vaterländische Sitte war. Auch hatte sie keine höheren geistigen Bedürfnisse; sie kürzte sich nicht, wie unsere Damen, die Stunden mit unterhaltender und belehrender Lectüre, durch Betreiben irgend einer schönen Kunst. Dazu waren die athenischen Mädchen nicht vorgebildet, sie hatten von der Mutter und der Wärterin nur das Lesen und Schreiben gelernt, die allgemein gangbaren religiösen Vorstellungen und Regeln sittlichen Verhaltens empfangen, mit dem übrigen geistigen Leben der Nation aber stand das weibliche Personal der Familie in geringem Zusammenhange. Daran nahmen nur die Männer Theil; mit den Männern aber, in deren geselligem Umgang überhaupt für die geistige Ausbildung des Weibes eine ganz besondere Anregung liegt, kamen die Mädchen und Frauen fast gar nicht in Berührung. So hatten in Athen und auch in den meisten anderen Städten von Griechenland die Frauen eine beschränkte und herabgedrückte Stellung, ja sie wurden ihr ganzes Leben als unmündige Personen betrachtet, die kein bedeutenderes Geschäft selbständig abschließen durften, als Wesen, die von Natur niedriger stünden als der Mann, die, schwach und leicht verführbar, vor der Berührung mit der Außenwelt geschützt werden müßten; aber

wenn ihre Stellung auch nicht mehr so frei und geachtet war, wie in der von Homer geschilderten Heroenzeit, so war sie doch keine so herabgewürdigte und sklavische, wie die der Frauen des Orients. Dagegen schützte sie schon die Monogamie. Im Hause war ihnen noch immer ein freies und durchgreifendes Walten vergönnt, wenn nicht die Eine oder die Andere wegen schlechter Eigenschaften, wegen Naschhaftigkeit und Trunksucht, welche Fehler an den griechischen Frauen oft getadelt werden, in ihrem Wirkungskreise beschränkt werden mußte; sie waren bei der Verwaltung des Vermögens die anerkannten Mitarbeiterinnen des Mannes, und Manche maßte sich wohl gar je nach ihrem Charakter und der beiderseitigen geistigen Beanlagung die Herrschaft über den Mann an, welche sogar bis zum Schlage mit dem Pantoffel ging.

Praxinoe gab während ihres Ehestandes ihrem Manne keine Veranlassung, über irgend einen der eben erwähnten Fehler zu klagen, und sie genoß daher an seiner Seite einer würdigen Stellung. In den ersten Tagen war sie zwar ihrem Gatten gegenüber äußerst schüchtern und verschämt, wie dies überhaupt an den jungen Frauen Athens hervorgehoben wird, so daß sie kaum in ein Gespräch hereinzuziehen war — und natürlich, denn ein längerer, vertraulicher Brautstand war ja nicht vorausgegangen; aber Mantitheos wußte bald durch ein liebevolles und vertrauenerweckendes Entgegenkommen ihre Schüchternheit zu bannen und ein innigeres vertrauteres Verhältniß herbeizuführen, das auf gegenseitige Achtung und Neigung gegründet war. So erwuchs denn in seinem Hause, mehr als in vielen andern, ein wahres Familienglück, dem auch der Segen der Kinder nicht fehlte, und er lebte mit seinem Weibe in Eintracht und Gemeinschaft des Wirkens froh und zufrieden bis an das Ende seiner Tage.

Viertes Buch.

Athens Handel und Gewerbe.

Der Großhandel der Griechen hatte in Folge der Lage ihrer Wohnsitze seine Wege vorzugsweise auf der See. Als, etwa mit dem Ende des Heroenzeitalters, die phönikischen Kaufleute aus den griechischen Meeren verdrängt wurden und die Griechen selbst den Activhandel in die Hände nahmen, entwickelte sich bald unter dem rührigen unternehmenden Volke, das gegen Besitz und Genuß durchaus nicht gleichgültig war, ein lebhafter Handelsverkehr, der nicht blos zwischen den griechischen Landen nach allen Richtungen von Küste zu Küste ging, sondern auch im Fortschritt der Zeit über die Grenzen der griechischen Gewässer stets weiter und weiter strebte und sich durch Gründung von Kolonien in fernen Barbarenländern zur Erweiterung seines Gebietes immer neue Stützpunkte schuf. Neue griechische Handelsstädte blühten in Menge auf an allen Küsten des Mittelmeeres, am Pontus Euxinus und der Küste von Afrika, auf Cypern, in Sicilien, an der spanischen und gallischen Küste. Die Hauptseewege, die so entstanden, waren folgende: 1) aus dem ägäischen Meere nach Thrakien, dem thrakischen Chersones, durch den Hellespont und die Propontis in den Pontus Euxinus. Die hervorragendsten griechischen Stapelplätze im Pontus, an welche sich der Verkehr mit dem barbarischen Binnenlande knüpfte, waren Pantikapäon und Phanagoria am kimmerischen Bosporus, Olbia am Ausfluß des Borysthenes (Dniepr). Von diesen Städten aus

gingen Handelsstraßen bis tief in das heutige Rußland, von Dioskurias am Fuße des Kaukasus nach dem inneren Asien. 2) Die Straße nach Cypern und Aegypten, wo Naukratis in der Gegend des heutigen Alexandria der Hauptmarkt für die Hellenen war, und die nach Kyrene, das mit dem Innern von Afrika in Handelsverbindung stand. 3) Ins jonische Meer und den jonischen Busen (das adriatische Meer). Hier vermittelte hauptsächlich Epidamnos den Verkehr mit dem Binnenlande. 4) Die Straße in den Westen bis nach Gallien und dem südlichen Spanien (Tartessos). In Gallien unterhielt Massalia (Marseille), eine Gründung der Phokäer, welche mit den Karthagern und Hetruskern um den Vorrang im westlichen Meere stritt, einen weitgehenden Verkehr in das Innere. Im griechischen Mutterlande waren die Städte, welche den Handel auf allen diesen Straßen betrieben, vornehmlich die jonischen Städte an der Küste von Kleinasien und auf den benachbarten Inseln, vor allen Milet, Phokäa, Rhodos, Samos, Chios, Lemnos; Ephesos war der Hauptplatz für den mit dem Innern von Kleinasien unterhaltenen Handel; ferner im europäischen Griechenland Korinth, Aegina, Megara, Chalkis und Eretria und auch Athen.

Attika mit seinem leichten und steinigen Kalkboden vermochte eine mäßige Bevölkerung wohl zu ernähren. Als aber die Volkszahl sich mehrte, so daß die Erträgnisse des Ackerbaus und der Viehzucht nicht mehr ausreichten, mußte man nach neuen Erwerbsquellen suchen; und der Attiker, scharfsinnig und beweglich, arbeitsam und thatkräftig, wie kein andrer Grieche, fand sie einerseits in erhöhter Gewerbthätigkeit, andrerseits im Handelsverkehr und der Schifffahrt, wozu die See, welche auf eine Küstenlänge von 24 Meilen die Halbinsel umgab, durch ihre zahlreichen Buchten und Häfen einlud. Solon, der selbst Seehandel getrieben, suchte durch mancherlei Gesetze das Handwerk und den Handel in Athen zu heben, und in diesem Streben folgte ihm Peisistratos. Dann kamen die Perserkriege, aus welchen Athen als eine gewaltige Seemacht hervorging, und eine unmittelbare Folge dieser Herrschaft zur See war der

blühende Aufschwung seines Handelsverkehrs und seiner industriellen Thätigkeit, denen außerdem noch die Freiheit der Demokratie und regelnde Gesetze in ihrer Entwickelung zu statten kamen. So wurde Athen auch in Bezug auf Gewerbthätigkeit, Schifffahrt und Handel der Mittelpunkt des griechischen Lebens, wo eine Menge von Fremden aus allen Theilen Griechenlands zu gewinnreicher Betreibung ihrer Geschäfte sich niederließ, und ihr Wetteifer mit den attischen Bürgern trug nur noch mehr dazu bei, Handel und Schifffahrt in Schwung zu bringen und alle Gewerbzweige derart zu vervollkommnen, daß die Producte der athenischen Industrie vor allen andern gesucht waren. Von nun an gehn auf allen vorhin erwähnten Straßen die Schiffe der Athener, und auf manchen nur sie allein; die auswärtigen Händler aber suchen mit ihren Schiffen zumeist den Hafen Athens. Attische Waaren kamen nach allen Plätzen des griechischen Handelsgebiets, und aus allen Landen wurde, wie Perikles in einer Rede vor seinen Mitbürgern rühmt, Alles den Athenern zugeführt, so daß ihnen der Genuß der Güter anderer Länder so geläufig war, wie der der einheimischen Erzeugnisse; der Glanz der übrigen griechischen Handelsstädte, selbst zum Theil der von Korinth, erblaßte vor der Größe Athens.

Der athenische Staat hat zur Förderung des Handelswesens sehr viel gethan, in der Ueberzeugung, daß von dessen Blüthe der Wohlstand der Bürgerschaft und der Bestand seiner Macht zum großen Theile abhing. Seine Flotte beschützte die Kauffahrer bis in die entferntesten Meere; in dem Peiraieus, wo allein unter allen attischen Häfen die Kaufmannsschiffe ausladen durften, waren großartige Magazine zur Lagerung der Waaren und Hallen zu deren Aufstellung erbaut. Eins dieser Gebäude hieß Deigma (*Δεῖγμα*), in welchem der Kaufmann die Proben seiner Waare den Kauflustigen vorzeigte. Der Staat erleichterte und sicherte den Handel und befestigte den Credit durch die Sorge für gutes Geld, für richtiges Maß und Gewicht, durch strenge Handelsgesetze und ein zahlreiches Personal von Beamten, unter welchen die zehn Vorsteher

des Emporiums (ἐπιμεληταὶ τοῦ ἐμπορίου) über Befolgung der bestehenden Zoll- und Handelsgesetze zu wachen und Uebertretungen derselben zu bestrafen oder vor Gericht zu ziehen hatten. Besondere Verträge mit anderen Staaten sowie die eigene Gesetzgebung stellten den fremden Kaufmann dem Eingeborenen in allen Rechtssachen völlig gleich. Die Handelsprocesse genossen den Vortheil, daß sie nur im Winter, zu der Zeit, wo die Schifffahrt ruhte, abgemacht wurden und daß sie in Monatsfrist entschieden sein mußten. Die Kaufleute erlangten leicht Dispensation vom Kriegsdienste, und die in kaufmännischen Unternehmungen angelegten Capitalien wurden bei Ausschreibung von Kriegssteuern geschont. Auf der andern Seite fand es jedoch der Staat in seinem Interesse, dem Handel in manchen Stücken Beschränkungen aufzulegen. Damit der Handel in dem Peiraieus als dem ersten Stapelplatz (Emporion) von ganz Hellas concentrirt werde, war das Gesetz gegeben, daß kein Schiff in einen andern attischen Hafen Waaren bringen durfte; der Peiraieus hatte allein Stapelrecht. Manche von den unterthänigen Bundesgenossen waren durch Verträge gebunden, Produkte ihres Landes nur nach Athen zu bringen, und zwar in bestimmten, vom Staat dazu angewiesenen Schiffen, wie die Einwohner von Keos ihren trefflichen Röthel. Der Athener durfte nur auf solche Schiffe Geld leihen, die bestimmt waren, Rückfracht nach Athen zu bringen. Solche Artikel, welche für den Bedarf im Krieg wie im Frieden durchaus nothwendig waren, durften nicht ausgeführt werden, Getreide, Bauholz, und was sonst noch zur Ausrüstung der Schiffe diente, wie Pech, Wachs, Flachs- und Takelwerk u. s. f. In dem Emporium mußte von der Ein- und Ausfuhr ein Zoll von zwei Procent gezahlt werden, welchen Einzelne oder Gesellschaften vom Staate pachteten und durch angestelltes Dienstpersonal erheben ließen. Diese Zöllner waren ein verrufenes Volk, das gegen das Publikum sich ebenso wie ihre heutigen Collegen mannigfache Plackereien erlaubte. Obgleich aber gegen Zolldefraudationen strenge Gesetze bestanden, so kamen doch Unterschleif und Schleichhandel, bei welchem

sogar manchmal ungetreue Zöllner selbst mit im Spiele waren, nicht selten vor. In Attika scheint der sogen. Diebshafen in der Nähe des Peiraieus für solche Zwecke gedient zu haben.

Dem Großhändler (ἔμπορος), der im Emporium seine Geschäfte machte, stand der Kleinhändler oder Krämer (κάπηλος) entgegen, welcher auf dem Markt (ἀγορά) seine Waare im Detail verkaufte. Die Krämer waren wegen ihres unzuverlässigen und betrüglichen Wesens und ihrer Untauglichkeit zu besseren und nobleren Beschäftigungen verachtet und bestanden aus den niedrigsten Klassen der Bürger und aus Fremden und Freigelassenen. Der Großhandel entehrte nicht — ein Solon und Thales und Platon sogar sollen ihn betrieben haben — die wirklichen Vorwürfe beziehen sich blos auf zu große Gewinnsucht und Mangel an Vaterlandsliebe, der aus dem Besuch entfernter Gegenden hervorzugehen schien. Die attischen Bürger, nicht blos die Metöken, Fremde, welche gegen ein an den Staat gezahltes Schutzgeld ihren Wohnsitz in Athen hatten, betheiligten sich in verschiedener Weise zahlreich an dem Großhandel. Manche waren blos Schiffer, welche in einem eigenen oder einem gemietheten Schiffe, unterstützt von ihren Dienern und Sklaven, die Waaren der Kaufleute von einem Ort zum andern führten. In der Regel aber war der Schiffseigenthümer auch zugleich Kaufmann. Häufig kam es vor, daß mehrere zusammen mit eigenem oder geliehenem Capital ein ihnen gehöriges Schiff befrachteten und dann Einer aus der Gesellschaft mitfuhr, um den Verkauf der Fracht und den Einkauf neuer Waaren sowie die Zahlungen im Auslande selbst zu betreiben; denn Commissionshandel und Wechsel gab es nicht. Reiche atheniſche Bürger, die nach hohen Zinsen strebten, legten gern ihr Capital in solchen Handelsunternehmungen an, da wegen des großen Risico's sogar Zinsen von 30—36 Procent nichts Seltenes waren. Für das Darlehen wurde entweder das Schiff oder die Ladung oder beides verpfändet; der Gläubiger aber erklärte gewöhnlich in der Vertragsurkunde, daß er für das Schiff oder die Ladung alle Gefahr übernehme und für den Fall des Unterganges

auf Capital und Zinsen verzichte. Da kam es denn bisweilen vor, daß die Schiffer, um den Gläubiger um das Geld zu betrügen, das Schiff unterwegs in den Grund bohrten. Die Contracte über solche Darlehen enthielten der größeren Sicherheit wegen möglichst genaue Bestimmungen über die Orte, wohin das Schiff fahren sollte. In der Rede des Demosthenes gegen Lakritos ist ein derartiger Contract erhalten; er heißt: „Androkles aus Karystos (Euböa) und Nausikrates aus Sphettos (Attika) haben dem Artemon und Apollodoros aus Phaselis (Pamphylien) 3000 Drachmen Silber (750 Thaler) geborgt zu einer Fahrt von Athen nach Mende und Skione (Chalkidike) und von da nach dem Bosporos und, wenn sie wollten, an der linken Küste bis zum Dniepr und zurück nach Athen, zu $22^1/_2$ Procent und für den Fall, daß sie Anfangs September aus dem Pontus zurücksegeln sollten, zu 30 Procent, so daß als Unterpfand 3000 Krüge Wein gelten sollen. Die Rückfracht muß in demselben Schiffe geschehen und die Zahlung des schuldigen Geldes erfolgt binnen zwanzig Tagen nach der Zurückkunft. Ausgenommen dabei ist der Verlust an Waaren, welche in der Gefahr über Bord geworfen oder den Feinden überlassen werden müssen. Wenn aber das Schiff von irgend einem Unfalle betroffen wird, der seinen Untergang zur Folge hat, so muß das Pfand gerettet werden, und was erhalten und geborgen wird, gehört den Gläubigern gemeinschaftlich." War das Darlehen nur für die Hinfahrt gemacht, so reiste oft der Gläubiger mit, um sich an dem Bestimmungsorte des Schiffes das Geld auszahlen zu lassen und mit demselben dort neue Geschäfte zu machen. An manchen Orten jedoch, wie z. B. im Pontus, hatten Athener auch Geschäftsfreunde, die für sie die Gelder eincassirten. Die hohen Procente, welche die Kaufleute geben, beweisen, daß ihr Gewinn groß sein mußte. Herodot erzählt von einem samischen Schiffe, das auf einer Fahrt nach Aegypten von einem anhaltenden Ostwinde gen Westen getrieben ward bis nach Tartessos, zu einer Zeit, wo noch kein Hellene dorthin handelte, und dort an einer Ladung 60 Talente gewonnen habe; einen größeren Gewinn

hätte, soviel er wisse, noch kein hellenischer Kaufmann gemacht, mit Ausnahme des Aegineten Sostratos, mit dem sich Niemand messen könne. — Die Handelsschiffe müssen zum Theil sehr groß gewesen sein. Demosthenes spricht von einem keineswegs außerordentlichen Fahrzeug, das außer der Ladung, Sklaven und Schiffsmannschaft noch 300 Passagiere am Bord hatte.

Von besonderer Wichtigkeit für den Handel und Geldverkehr waren die Trapeziten, die Geldwechsler und Geldhändler oder Banquiers, die mit ihren Tischen gewöhnlich ihren Stand an den Märkten hatten. Diese besorgten nicht blos die Umwechslung der Münzen gegen ein Aufgeld, sondern betrieben auch den Geldhandel im Großen. Sie nahmen fremdes Geld gegen mäßige Zinsen auf, namentlich von reichen Leuten, die sich mit der Verwaltung ihres Vermögens nicht befassen wollten oder konnten, und verliehen es wieder an Andere zu höheren Zinsen, bis zu 36 Procent. Die Trapeziten führten über die empfangenen Summen sowie über ihre Darlehen genaue Bücher; hatte ein Mann, der bei dem Trapeziten Gelder stehen hatte, an einen Andern eine Zahlung zu machen, so erleichterte er sich die Sache oft in der Weise, daß er die Summe in dem Buche des Trapeziten auf den Namen des Andern überschreiben ließ. Die Trapeziten, meistens Leute von niederer Herkunft und schlechter Gesinnung, hauptsächlich Freigelassene, waren wegen ihrer Raubgier und Unehrlichkeit sprüchwörtlich; doch gab es auch Ehrenmänner unter ihnen, welche großes Vertrauen und Achtung genossen. Bei solchen, die wegen ihrer Geschäftsgewandtheit, ihrer Pünktlichkeit und Sorgfalt in gutem Rufe standen, deponirte man oft streitige Gelder und Dokumente; auch nahm man sie bei Abschließung von Rechtsgeschäften gern als Zeugen.

Der Haupteinfuhrartikel für die Athener war das Getreide. Die Gesammtbevölkerung von Attika in seiner blühenden Zeit betrug nach den Berechnungen Böckhs etwa 500,000 Seelen, und zwar 365,000 Sklaven und 135,000 Freie, unter denen etwa noch einmal so viele Bürger als Metöken waren. Heut zu Tage hat Attika nur ungefähr 60,000 Einwohner. Der Gesammtbedarf an Getreide

für jene Bevölkerung von 500,000 Menschen mochte für's Jahr ungefähr 3,400,000 Medimnen oder Scheffel ausmachen; aber Attika, das nicht gerade ein schlechtes Getreideland war und namentlich gute Gerste zog, konnte doch in guten Jahren etwa nur zwei Drittel dieses Quantums liefern, so daß ein Drittel von Außen herbeigeschafft werden mußte. Dieses auswärtige Getreide kam hauptsächlich von den Küsten des schwarzen Meeres, besonders aus der Krim (der taurischen Halbinsel), wo die Aussaat auch ohne sorgfältigen Landbau das Dreißigfache trug, dann aus dem thrakischen Chersones, aus Libyen, Aegypten und Syrien, aus Sicilien und Unteritalien. Auch die getreidereichen griechischen Landschaften, Böotien, Elis, Sikyon, Phlius, die Inseln Euböa, Naxos, mögen von ihrem Ueberschuß Manches nach Athen geliefert haben. Zwischenhandel in Getreide trieben neben attischen Schiffen noch besonders Kypros und Rhodos. Außer dem Peiraieus waren noch Hauptstapelplätze für den griechischen Getreidehandel Korinth und Aegina. Die Athener trugen durch verschiedene Mittel dafür Sorge, daß immer die nöthige Quantität von Getreide bei ihnen vorhanden war. Um die Zufuhr zu sichern, gaben sie in Kriegszeiten ihren Kornflotten bewaffnete Schiffe mit, sie befestigten im peloponnesischen Kriege zum Schutze ihrer Kornzufuhr das Vorgebirg Sunion. Ausfuhr des inländischen Getreides war verboten. Kein in Attika wohnhafter Kaufmann durfte fremdes Getreide anderswohin bringen als nach Athen, Zuwiderhandelnde konnten sogar mit dem Tode bestraft werden. Von dem im Peiraieus angelangten Getreide mußten wenigstens zwei Drittel in die Stadt gebracht und verkauft werden. Der Staat unterhielt öffentliche Getreideniederlagen, im Odeion, im Pompeion, auf der langen Halle und bei den Werften, woselbst dem Volke Korn, Brot und dergl. verkauft ward. Um dem Aufhäufen und Zurückhalten des Getreides zu steuern, war die Aufkäuferei gesetzlich beschränkt. Die Händler durften bei Todesstrafe nicht über 50 Phormen (d. h. Trachten, ungefähr soviel als ein Medimnos) auf einmal kaufen, und beim Wiederverkauf für den

Medimnos nicht mehr als einen Obolos Gewinn nehmen. Für die Befolgung dieser Gesetze sowie für richtiges Maß und dergl. sorgten die Sitophylakes (Getreidewächter), wahrscheinlich zehn in der Stadt und fünf im Peiraieus. Aber diese Kornhändler, meistentheils Metöken, waren ein verschmitztes habsüchtiges Geschlecht, das immer auf's Neue die Gesetze zu umgehen und zu betrügen suchte; trotz der schweren Strafen kauften sie mehr, als sie durften, und vertheuerten in schlimmen Zeiten das Getreide durch Ueberbieten, um es noch an demselben Tage oft um eine Drachme höher zu verkaufen. Sie gebrauchten allerlei Kniffe, um die Preise in die Höhe zu treiben. „Sie sehen“, sagt Lysias in seiner Rede gegen die Kornhändler, „öffentliches Unglück mit Vergnügen, so daß sie die ersten Nachrichten davon haben oder selbst welche erdichten, etwa daß die Schiffe im Pontus genommen oder vernichtet seien, Handelsplätze geschlossen, Verträge gekündigt worden; sogar wenn die Feinde ruhen, plagen sie den Bürger, indem sie das Getreide an sich bringen und beim größten Bedürfniß nicht verkaufen wollen, damit man nicht über die Preise mit ihnen rechte, sondern zufrieden sei, um jeden Preis Korn zu erhalten.“ Dafür waren diese Wucherer auch mit dem vollen Hasse des Volkes beladen, und mancher zahlte seine Vergehen mit dem Tode. — Der Preis des Getreides war je nach den Zeitumständen bedeutenden Schwankungen unterworfen; auch stieg das Getreide wie die übrigen Lebensmittel im Laufe der Zeit um ein Beträchtliches. Zu Solons Zeit kostete der Medimnos Getreide eine Drachme, soviel wie ein Schaf; in der Zeit des Sokrates dagegen kaufte man den Medimnos Gerstengraupen für zwei Drachmen und den Medimnos Weizen für drei Drachmen; unter Demosthenes mochte der gangbare Preis für den Medimnos Weizen schon fünf bis sechs Drachmen sein.

Sonstige Lebensmittel wurden in der mannigfaltigsten Art aus allen Gegenden des Mittelmeeres nach Athen gebracht. Gesalzene Fische, eine Hauptnahrung der ärmeren Klassen, kamen in Masse aus dem schwarzen Meere, von Byzanz, aus Aegypten, Sardinien,

Gadir, Rinder aus Euböa und Sicilien. Böotien und Megara, die beiden Grenzländer, brachten zur See und zu Land mancherlei Vieh und überhaupt Alles, woran sie Ueberfluß hatten, Megara z. B. allerlei Küchengewächse und Gewürze, auch viel Salz, das außerdem noch von Rhodos, Euböa, Tarent, Kyrene geliefert wurde. Die Böotier brachten verschiedenes Wildpret, Geflügel, Fische, besonders die hochgeschätzten kopaischen Aale. Auch aus Thessalien, dessen Gänseheerden fast wie zum Sprüchwort geworden waren, wurde viel Geflügel eingeführt. Guter Käse kam aus Sicilien, aus Achaia; der berühmteste aber und ein theurer Luxusartikel war der kythnische. Feines Backwerk schickten Samos und Sicilien, Kyrene schickte sein berühmtes Silphion, eine gewürzhafte doldenartige Pflanze, deren Stengel als Küchenkraut an keiner edlen Fischsauce fehlen durfte. Es war so kostbar, daß es mit Silber aufgewogen ward. Zur Zeit der ersten römischen Kaiser starb es in Kyrene völlig aus; den letzten Stengel schickten die Kyrenäer dem Kaiser Nero zum Geschenke. Ausgezeichnete Datteln bezog man aus Phönikien, treffliches Kernobst verschiedener Art (μῆλα) aus Samos, Granatäpfel und Mandeln aus Kypros und Naxos, Quitten von Kreta, Kastanien (euböische Nüsse) aus Euböa, Trauben aus Rhodos. Weinbau wurde in Attika wie in fast allen südlichen Ländern viel und mit Eifer betrieben; aber der attische Landwein war kein vorzügliches Gewächs. Feinere Sorten holte man von den Inseln, besonders von Lesbos, Chios, Lemnos, Thasos, Kypros, auch aus Mende und Skione in Chalkidike. Die Versendung des Weins geschah gewöhnlich in bocksledernen Schläuchen, während man zur Aufbewahrung im Hause verpichte Krüge oder Fässer von Thon gebrauchte. Um den überseeischen Wein geeigneter für die Versendung zu machen, versetzte man ihn mit Meerwasser. Nach der Farbe unterschied man drei Weinarten, den dunkelrothen, der für den stärksten galt, den weißen, der dünn und schwach war, und den hellgelben. Das Alter galt dem Wein zur Empfehlung, doch bewahrten ihn die Hellenen nicht so lange auf, wie später die Römer;

ein achtzehnjähriger Wein galt schon für alt. Der gewöhnliche Wein war sehr wohlfeil, und da er beim Genusse noch bedeutend mit Wasser gemischt wurde, so gehörte er zu den wohlfeilsten aller Lebensbedürfnisse. Ein Metretes ($34\frac{1}{2}$ preuß. Quart) attischen Landweins kostete etwa vier Drachmen. Ein Weinschenk verkaufte $\frac{3}{4}$ Quart für einen Obolos, so daß der Preis des Metretes acht Drachmen ausmachte; vielleicht war es besserer Wein, vielleicht nahm er als Kleinkrämer auch starken Profit. Von dem kostbaren Chierwein kostete zu Sokrates' Zeit in Athen der Metretes eine Mine.

Die Holzungen waren in Attika nicht gehörig geschont worden; darum hatte man Mangel an Schiffbauholz. Dies war nach dem Getreide der wichtigste Einfuhrartikel und wurde hauptsächlich aus Thrakien und Makedonien beschafft. Beide Länder lieferten auch Harz und Pech, das ebenfalls für den Schiffbau verwendet wurde. Sonstige Rohprodukte für die attische Industrie waren Häute und Felle aus dem Pontus, Makedonien und Thrakien, Kyrene und Sicilien, Wolle aus dem Pontus, aus Sicilien, Megaris, Arkadien, Milet, Tarent, Flötenrohr aus Böotien, Eisen aus Kreta, Euböa Böotien, Lakonien u. s. f., Kupfer aus Euböa und Kypros, Gold aus Thrakien und Thasos und aus Asien, Elfenbein aus Asien und Afrika. Zinn und Bernstein scheinen durch die Massilioten in den Verkehr gebracht zu sein; doch kam Bernstein wahrscheinlich auch nach Pantikapäon und von da nach Griechenland.

Pferde wurden viel in Attika eingeführt; denn das Land war nicht geeignet zur Rossezucht. Man bezog sie hauptsächlich aus Böotien, Thessalien, Kyrene. Auch Maulthiere und Esel waren viel im Handel. Hunde, mit denen von den vornehmen atheniſchen Jünglingen ein toller Luxus getrieben ward, kamen unter andern aus Lakonien und Epirus (die großen molossischen Hunde). Der Sklavenhandel fand überall seinen Absatz. Hauptmärkte des Einkaufs waren Phrygien, Thrakien und Skythien. Als Gewerbe zum Wiederverkauf trieben ihn besonders die Chier und Thessaler, welche ihre Waare hauptsächlich aus dem Innern bezogen.

Unter den Luxusartikeln, welche in Attika eingeführt wurden, erwähnen wir noch die Salben, wohlriechende Oele und Balsame, von denen manche mit ungeheuren Preisen bezahlt wurden; sie kamen theils aus Aegypten, Kyrene und Asien, theils wurden sie in Athen selbst und in andern griechischen Städten, wie Aegina und Chäronea, bereitet. Ferner gehören hierher mancherlei kostbare Kleider und Gewebe, wie die persische Kaunake, ein wollenes Gewand von vorzüglichem Stoff und feinem Gewebe, persische Teppiche mit phantastischen Figuren, phönikische Purpurtücher, der Byssos, ein aus den Fasern gewisser Pflanzen gefertigtes Gewebe für weibliche Tracht, das mit Gold aufgewogen ward, amorginische Frauengewänder, aus Fasern einer Flachsart bereitet, noch feiner als Byssos und fast durchsichtig. Seide war in Asien schon in sehr alter Zeit im Gebrauch; von da kam sie erst ziemlich spät zu den Griechen, theils als schon gewebte Zeuge, theils in Cocons. Eine Koerin, Namens Pamphyla, soll auf den Gedanken gekommen sein, die schweren seidenen Stoffe aufzutrennen und daraus die feinsten florartigen Gewebe zu verfertigen, die berühmten koischen Gewänder, welche die amorginischen noch an Durchsichtigkeit übertrafen. Leinwand holten die Griechen besonders aus Aegypten.

An Landesproducten hatte Attika gegenüber dem, was es von Außen empfing, nur wenig zur Ausfuhr zu bieten. Der wichtigste Ausfuhrartikel war das Olivenöl, welches aber nur dann über die Grenze gehen durfte, wenn der Gebrauch im Lande hinlänglich gedeckt war. Attika producirte außerordentlich viel und sehr gutes Oel; denn der Oelbaum hatte dort einen trefflich geeigneten Boden, und seine Zucht stand unter staatlichem und religiösem Schutze. Auch der Privatmann durfte von seinen eigenen Oelbäumen, ausgenommen zu heiligem Gebrauche des Staates oder der Gemeinde oder zu Begräbnissen, im Jahre nicht mehr ausgraben als zwei, und zwar bei einer Strafe von 200 Drachmen für jeden Baum. Der Verbrauch des Oels war bei den Alten außerordentlich groß; man benutzte es viel in der Küche, bei den gymnastischen Uebungen

und zur Erleuchtung. Butter war wohl den Griechen bekannt, aber sie ward nicht bei der Bereitung von Speisen gebraucht, sondern als Medicament für Menschen und Vieh, äußerlich als Pflaster, innerlich gegen Vergiftung, Husten u. s. w. Plinius sagt, die Butter sei eine sehr beliebte Speise barbarischer Völker und ihr Besitz trenne die Reichen vom Pöbel. Der Komiker Anaxandridas aus der Zeit Philipps von Makedonien nennt die Thraker „Butteresser", und Hekataios von Milet, um 500 v. Chr., erzählt von Bewohnern Thrakiens als etwas Merkwürdiges, daß sie Bier tränken und sich mit „Milchöl" salbten. — Auch die Feigen Attika's waren im Auslande wegen ihrer besonderen Süße sehr beliebt und bildeten einen nicht unbeträchtlichen Ausfuhrartikel; sie figurirten sogar auf der Tafel der Perserkönige. Feigenzucht blühte außerdem noch besonders auf Samos, Rhodos, Naxos. Honig und Wachs waren im Alterthum gesuchte Artikel, welche aus manchen Orten, Keos und den Kykladen, Sicilien, Kreta und dem kimmerischen Bosporus, reichlich ausgeführt wurden; den besten Ruf aber hatte der attische Honig vom Hymettos, der auch ins Ausland ging. Attika hatte eine starke Schafzucht, und seine Wolle wurde gerühmt, doch ist sie wohl blos im Lande verarbeitet worden; man färbte sie mit Kokkos, der Scharlachbeere, die auch unter den Producten des Landes namentlich hervorgehoben wird.

Die mineralischen Reichthümer des attischen Landes waren nicht unbedeutend. Obenan stehen die berühmten Silbergruben von Laurion, welche sich von Anaphlystos bis Thorikos in einem Strich von $1^1/_2$ deutschen Meilen von Küste zu Küste erstreckten und außer reichlichem Silber auch Blei und Kupfer lieferten. Sie gaben lange Zeit eine beträchtliche Ausbeute und waren für den Staat sowie für die Pächter, welche sie mit ihren zahlreichen Sklaven betrieben, die Quelle eines reichen Einkommens. Zur Zeit des Sokrates jedoch hatte ihre Ergiebigkeit schon nachgelassen und unter der Regierung des Augustus war der Betrieb gänzlich eingestellt; man schmolz damals nur noch die früher zu Tage geförderten Berge und die alten Schlacken

nochmals aus. Attika schickte übrigens sein Silber nur in gemünztem Gelde ins Ausland. In den attischen Bergwerken wurden auch metallische Farben und verschiedene Färbererden gewonnen, welche der Industrie zu Gute kamen. Bekannt ist ferner der attische Marmor vom Pentelikon und Hymettos, aus der Gegend von Rhamnus und Laurion. Durch ihn ward Attika die Heimat der Kunst; doch wurde er nicht blos von den attischen Künstlern und Baumeistern verarbeitet, sondern ging auch ins Ausland. Ein drittes höchst wichtiges Mineral für Attika, in welchem die Blüthe eines schwunghaft betriebenen Industriezweiges wurzelte, war der treffliche Töpferthon, dessen beste Sorte am Vorgebirge Kolias gegraben wurde. Die athenischen Töpfer verfertigten daraus eine unendliche Menge von Gefäßen von der mannigfaltigsten Art und zum Theil von gar feinen kunstvollen Formen mit schönen zierlichen Gemälden. Die Thongefäße von Athen gingen in Masse nach allen Stationen des Mittelmeeres, von Aegypten den Nil hinauf durch phönikische Händler bis nach Aethiopien.

Hiermit sind wir in das Bereich der Industrie gelangt, welche in Athen zu außerordentlicher Blüthe emporgestiegen war und nicht blos für das eigene Land, sondern fast für die ganze bekannte Welt arbeitete. In Athen galt die Gewerbthätigkeit nicht, wie in manchen aristokratischen Staaten, für unanständig, ja das Gesetz verdammte den Müßiggang und verlangte, daß Jeder sich und die Seinen auf eine ehrenwerthe Weise durch Arbeit ernährte. Die Demokratie hatte die einseitigen Standesvorurtheile beseitigt, gab jedem rechtlichen Verdienste seine Ehre und begünstigte den Aufschwung der Gewerbe durch freie Concurrenz. Die Arbeiten Athens genossen eines ganz vorzüglichen Rufes, weil sie zum großen Theil von freien Leuten verfertigt wurden; denn die Sklavenarbeit ist gewöhnlich schlecht, sie entbehrt der Erfindsamkeit und des feineren Geschicks; aber wenn auch neben dem Handwerksbetrieb des Einzelnen sich noch zahlreiche Werkstätten und Fabriken zu Athen befanden, in welchen eine Menge von Sklaven arbeitete, so standen diese Arbeiten doch

unter der Leitung und Aufsicht des Fabrikherrn oder eines ihn vertretenden sachkundigen Werkmeisters, welche darauf bedacht waren, ein gutes und schönes Fabrikat zu liefern.

Außer den schon erwähnten Thongefäßen waren von attischen Fabrikaten noch besonders gesucht die verschiedenen Metallarbeiten, als Waffen, eherne Gefäße, Lampen, goldene und silberne Geräthe und Schmucksachen, ferner Leder und Lederwaaren, Seilerarbeiten, Hausrath aller Art, Webereien, Kleidungsstücke und Schuhe, in denen ein großer Luxus getrieben wurde, musikalische Instrumente, auch feines Backwerk. Auch die Werke der athenischen Künstler in Marmor und Metall, Statuen und Gemälde bildeten einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel. Bücher wurden ebenfalls von Athen schon in großer Zahl ausgeführt. In Salmydessos fand Xenophon von Schiffen, die nach dem Pontus gefahren und dort gescheitert waren, nebst Ruhebetten, Kästchen und andern Dingen auch viele Bücher. Solche Bücher waren zum Theil leere Schreibbücher, welche zu Athen aus Blättern von Pergament oder Papyrus, den man sowie auch das beste Schreibrohr aus Aegypten bezog, zusammengeheftet und dann weiter verführt wurden; aber es gab auch einen Buchhandel mit geschriebenen Büchern. Die Buchhändler ließen gesuchte Bücher, wie die klassischen Schriften der Dichter, Philosophen u. s. w., Anekdotensammlungen, Kochbücher, Receptbücher für Krankheiten und Anderes von Sklaven oder auch wohl von freien Leuten abschreiben und verbreiteten sie im Einzelverkauf oder schickten sie in größeren Quantitäten ins Ausland.

Ueber den Detailhandel in Athen wollen wir in dem folgenden Abschnitte sprechen.

Der Markt zu Athen.

Wenn der Athener mit Tagesanbruch sich von seinem Lager erhoben, gewaschen und einen Trunk ungemischten Weines mit Brot zum Imbiß genommen hatte, verließ er das Haus, entweder um sich außer der Stadt in Feld oder Wald zu beschäftigen, oder um in der Stadt Besuche zu machen, in der Umgebung derselben spazieren zu gehen, in den Gymnasien zu turnen oder den Leibesübungen Anderer zuzusehen und sich zu unterhalten. Wenn aber die dritte Tagesstunde herankam, die Zeit, „wo der Markt sich füllt," dann begab er sich seiner Gewohnheit gemäß auf den Markt. Dort kamen ja täglich die meisten Bürger zusammen; da gab es immer etwas Neues zu sehen, etwas Neues zu hören, da traf man, wen man suchte, konnte einkaufen, was man wünschte, am besten Geschäfte machen und Verabredungen treffen. Wo der Gesuchte zu treffen sei, wußte man gewöhnlich schon im Voraus; denn wenn Einer auch sich längere Zeit unstät auf dem Markte herumtrieb, so suchte er doch zuletzt einen bestimmten gewohnten Platz auf. Auf dem Markt und um denselben in dessen Nähe hatte eine Menge von Händlern und Handwerkern, die nach der Weise der Südländer gern vor den Häusern im Freien arbeiteten, ihre Werkstätten und Buden, und an diesen fanden sich besonders die bekannten Leute zusammen, um Unterhaltung zu suchen und des Müßiggangs zu pflegen. Der Eine ging in die Bude des Haarschneiders und Barbiers, bei dem das Geschwätz und die Neuigkeiten nie ausgingen, der Andre zu dem Salbenhändler oder zu dem Sattler; bei jenem Waffenschmied sammelten sich besonders vornehme ältere Leute, hier bei dem Sohlenverkäufer und auch drüben bei dem Lampenmacher sah man jüngere Männer; aber dort an der Ecke, wo das kleine Häuschen steht, geht es besonders lebhaft zu, da wird gescherzt und gelacht, und Mancher drängt sich eiligst vorbei, weil er fürchtet das Stichblatt eines Witzes zu werden. Da ist die ärmliche Werkstätte eines alten verkrüppelten Helmbuschmachers mit blassem pfiffigem Gesicht und kleinen lebhaften Augen. Er ist

bei seiner Preßhaftigkeit so arm, daß ihm aus der Casse des Staates täglich ein Obolos als Almosen verabreicht wird, aber trotzdem ist er ein lustiger spaßhafter Geselle, dessen Humor und beißender Witz gefürchtet wird. Darum hat sich auch ein Kreis von jungen übermüthigen Leuten dorthin gezogen, die sich mit dem Alten darin gefallen, die Leute zum Besten zu haben. Solche bestimmten Plätze wurden auch regelmäßig an bestimmten Tagen von den Einwohnern dieses oder jenes Ortes und den Genossen einzelner Demen besucht. So kamen die Platäer, die ja zur attischen Bürgerschaft gehörten, jeden letzten Tag des Monats an der Stelle des Marktes zusammen, wo der frische Käse feil war, die Dekeleer versammelten sich bei der Barbierstube an den Hermen.

Lange bevor der Markt sich füllte, waren die Krämer auf dem Markte und in der Umgegend schon geschäftig. Sie fügten die Ruthengeflechte ihrer Buden zusammen und legten ihre Waaren auf Tischen und Bänken aus. Manche beschäftigten sich auch mit der Herstellung ihrer Handelsartikel, wie dort die junge fleißige Kranzwinderin, die den ganzen Tag zu thun hat, denn man bestellt und kauft am liebsten bei ihr, da sie mit besonderem Geschmack arbeitet; die Wurst- und Fleischhändler bereiten und kochen schon ihre Würste und Fleischspeisen. Da kommen die Leute vom Lande, die schon in der frühesten Morgenstunde sich aufgemacht haben; und verhandeln den Krämern ihre Producte, damit sie sie im Einzelnen wieder verkaufen, die Fischer bringen ihren Fang von der letzten Nacht, die Vogelsteller ihre Vögel; die Acharner, die in dem benachbarten Parnes besonders das Kohlenbrennen betreiben, schicken ihre Kohlen, Bauern und Sklaven bringen Wellen und Brennholz auf dem eigenen Rücken oder auf Eseln, und die meisten haben unter den Kleinhändlern des Marktes ihren bestimmten Abnehmer. Phainippos schickte jeden Tag von seinem Gute sechs Esel mit Holz, jedesmal zu zwölf Drachmen. Aber manche von diesen Leuten fanden es besser, selbst im Detail zu verkaufen; sie gingen auf dem Markt und in allen Straßen umher und riefen ihre Waare aus. „Kauft Kohlen!“ ruft der Acharner durch

die Straßen, Andere rufen: „Kauft Oel!“ „Kauft Essig.“ Dort geht ein Böotier und verkauft Lampendochte aus Binsenmark aus der Hand. Auch Händler und Händlerinnen, die in der Stadt ansässig waren, gingen rufend mit ihren Waaren in den Straßen umher, die Brothändlerin mit ihrem Korbe, der Wursthändler mit seiner Wurstbank. Auch hatten die gemeineren Wursthändler sowie Händler mit gesalzenen Fischen und Andere ihre Stände an den Thoren. Ueberhaupt mögen Lebensmittel an verschiedenen Orten in allen Theilen der Stadt verkauft worden sein; der Haupthandel war jedoch immer auf dem Markte.

Der Kleinhändler oder Krämer (κάπηλος) gehörte, wie wir schon früher bemerkt, zu den verachteten Leuten; sein Gewerbe galt für ein gemeines und schmutziges Geschäft, bei welchem viel Unredlichkeit mit unterlief. Die meisten waren Metöken und Freigelassene, auch Sklaven und Sklavinnen, welche die von ihnen gefertigten Arbeiten auf Rechnung ihrer Herren auf dem Markte verkauften; doch befanden sich auch viele Bürger aus den niedrigsten Klassen unter ihnen. War der Erwerb dieser Bürger auch kein geachteter, so war er doch besser als Armuth und Bettel bringender Müßiggang, und darum bedrohte das Gesetz denjenigen mit einer Injurienklage, der einem Bürger den Kleinhandel auf dem Markte zum Vorwurf machte. Auch Bürgerinnen sollte derselbe nicht zur Unehre gereichen, wenn sie im Uebrigen sich anständig betrugen. Der Nichtbürger mußte für seinen Stand auf dem Markt und das Verkaufsrecht eine Marktsteuer bezahlen, von welcher der Bürger befreit war. Auch wurde von dem, was auf den Märkten verkauft ward, eine Accise an den Staat entrichtet; sie ward von Zöllnern wahrscheinlich an den Thoren erhoben. Wer einen Artikel defraudirte, ward mit der Wegnahme desselben bestraft. So erging es jenem Bauer Leukon, der Honigschläuche in Tragkörbe that und darüber Gerste warf, um dann das Ganze als Gerste auf seinem Esel nach Athen zu bringen. Der Esel fiel am Thor, und als nun die Zöllner hülfreiche Hand leisten wollten, fanden sie den Honig und nahmen ihn weg.

Die Theile des Marktes und der benachbarten Straßen und Plätze, in welchen der Kleinhandel stattfand, waren in verschiedene Abtheilungen gesondert, von denen jede einzelne für irgend einen Handelsgegenstand bestimmt war. Dies waren die sogen. Kreise (κύκλοι), und man benannte sie einfach nach der daselbst feilgebotenen Waare; wenn Einer nach den Gemüse-, dem Salbenmarkt ging, so sagte er: „Ich gehe zu dem Gemüse, zu den Salben.“ Die Sonderung war außerordentlich vielfach und ins Einzelne gehend; wir hören von einem Knoblauch-, Zwiebeln-, Nüsse-, Obst-, Sesammarkt und dergl. Die gewöhnlichen Lebensmittel werden aber doch so ziemlich an Eine Stelle zusammengelegt gewesen sein, so daß das Volk seine nöthigsten Bedürfnisse bequem zusammenfand und man überhaupt von einem Gemüsemarkt, einem Opson- oder Zukostmarkt sprechen konnte. Unter Opson verstand man Alles, was außer dem von Getreide Bereiteten gegessen ward. Platon nennt namentlich Salz, Oliven, Käse, Knollengewächse, Kohl, Feigen, Myrtenbeeren, Nüsse, Hülsenfrüchte, aber auch Rettige, Rüben und dergl. und alle Fisch- und Fleischspeisen gehörten dazu; in späterer Zeit hatte sich der Sprachgebrauch dahin verändert, daß nur Fische, die Lieblingsspeise der Lüstlinge, darunter verstanden wurden. Alle jene von Platon genannten Zukostartikel waren auf dem Markte zu kaufen, sowie alle möglichen Fische und Fleischspeisen, auch lebende Thiere, Spanferkel, Schafe und dergl., ferner Oel, Wein, Gerstengraupen, Gewürze aller Art, Wild und Geflügel, Brot und Kuchen und sonstige Lebensmittel. Dann gab es weiter Marktstellen für Salben, Weihrauch, Kränze, kurze Waaren (γέλγη), für Fackeln und irdene Geschirre, einen Sklavenmarkt, einen Wollmarkt. Auch Kleidungsstücke jeder Art, megarische Mäntel, thessalische Hüte, amykläische und sikyonische Schuhe wurden verkauft, Waffen und mancherlei Eisenwerk, wie Sensen und Sicheln, Schlüssel und vieles Andere.

Es ist schwer, in dieser verwirrenden Menge der verschiedenartigsten Handelsartikel sich zurecht zu finden und einen Ueberblick zu gewinnen. Gehen wir einmal zu der Zeit, wo Alles zum Markte

strömt, selber mit und folgen dem dichtesten Haufen. Der drängt sich nach den Stellen, wo die Lebensmittel feil stehen. Da sind allerlei Käufer, Fremde, die gleich für den Augenblick sich eine Speise verschaffen wollen, Sklaven, denen von ihrem Hause aus das Einkaufen für den Tisch als stehendes Geschäft aufgetragen ist, arme Bürger, welche die Speise für's Haus selbst heimtragen wollen, und reiche, welche einen oder mehrere Sklaven zu diesem Dienste bei sich haben; sie selbst aber kaufen ein, das ist so athenische Sitte. Da stehen wir vor den Ständen der Metzger, Köche und Wursthändler. Da sind dampfende Würste, die eben aus dem Kessel gekommen, alle Sorten rohen und gekochten Fleisches von Ziegen und Schweinen, Rindern und Schafen. Auch fetter Eselsbraten ist da; ein Feinschmecker kauft eben das Bauchstück, denn das ist ein Leckerbissen. Ein Anderer zieht denn doch ein Paar Pfund Ziegenfleisch vor, das gilt für das nahrhafteste. Sieh da, auch eingesalzener und geräucherter Schinken vom Schwein ist zu haben. Der Wursthändler dort hat wenig Zuspruch, man hat ihn im Verdacht, daß er Hunde- und Eselsfleisch in seine Wurst hackt. Hier neben mir kauft ein geringer Mann sich ein Würstlein mit kleinen Leberchen darin für fünf Chalkus oder $^5/_8$ Obolos, ein Anderer vier kleine zubereitete Stückchen Fleisch für einen Obolos, der dort bekommt ein starkes Stück Fleisch, das er kaum auf einmal ganz wird verzehren können, für $^1/_2$ Obolos. — Gehn wir weiter zu den Ständen, wo das Geflügel und das Wildpret verkauft wird; beides wird zum großen Theil von Megara und Böotien herbeigeschafft; namentlich liefert das an solchen Dingen reiche Böotien die fetten Gänse, die Hühner und Enten, Wasserhühner, Strandläufer, Taucher, Dohlen u. s. w., die hier neben Rebhühnern, Amseln, Staaren, wilden Tauben und andern größeren und kleineren Vögeln aufgehäuft liegen. Manche sind auch aufgehängt, wie da diese Reihe von nackten aufgeblasenen Krammetsvögeln, diese Amseln, denen die eigenen Federn durch die Nase gespießt sind. Was mag der Preis dieser kleinen Vögelchen sein? Es sind Meisen, wie es scheint. Der Sklave kauft eben

sieben Stück für einen Obolos. Die Dohle da kostet einen Obolos, auch das Rebhuhn, die Krähe kostet drei; Drosseln werden viel theurer sein. Die Drossel galt unter den Vögeln für den feinsten Leckerbissen, sie war sprüchwörtlich wie bei uns die gebratenen Tauben; bei dem Komiker Telekleides heißt es: „Gebratene Drosseln mit Milchkuchen flogen ihm ins Maul.“ Die Vögel überhaupt wurden gewöhnlich am Spieße gebraten und dabei mit Oel übergossen. Unter dem kleinen Wildpret nimmt der Hase, „der Rauchfuß“, wie man ihn scherzhaft nannte, die erste Stelle ein. Für ein Schlaraffenleben war bei den Athenern sprüchwörtlich: „In lauter gebratenen Hasen leben.“ Aber weil man dem delikaten Fleische des ängstlichen Thieres so sehr nachstrebte, entstand auch für ein elendes Leben in Angst, ein „Hundeleben“, das Sprüchwort: „Wie ein Hase leben.“ Beim Braten des Hasen wurde gewöhnlich viel Oel und Käse verwendet.

Auf den verschiedenen Theilen des Gemüsemarkts, der von Megara aus reichlich versehen ward, war ein buntes Allerlei: Knoblauch, Zwiebeln, Lauch, Kohl, Rüben und Rettige, Lattich, Spargel, Artischocken, lauter Dinge, welche neben dem Gerstenbrei, dem hellenischen Nationalgericht, die gewöhnliche Nahrung der Athener ausmachten. Auch werden hier die Linsen und Erbsen, Bohnen und Lupinen ausgestellt gewesen sein, die ebenfalls eine gewöhnliche Hausmannskost waren. Viel verbraucht wurde der Knoblauch; man aß ihn zum Theil roh, allein oder zu Brot, zu gesalzenen Fischen, oder verwendete ihn als Gewürz bei mancherlei Speisen, auch bereitete man einen Salat daraus. Sonstige beliebte Gewürze, die man alle auf dem Markte haben konnte, waren Thymian, Sesam, Kümmel, Kresse, Kapern, Anis, Fenchel u. s. w. Fast alle Gemüse, Hülsenfrüchte und Gewürze waren wohlfeil, so daß der gemeine Mann sie sich leicht verschaffen konnte. Manche von diesen Speisen konnte man auf dem Markte gleich zubereitet haben, wie z. B. gekochte Hülsenfrüchte. — Zu den gewöhnlichen Lebensmitteln gehörte auch der Käse, der theils so gegessen, theils vielfach beim Kochen

und Backen verwendet wurde. Der, welcher in Attika selbst bereitet wurde, war eine gewöhnliche wohlfeile Sorte; die feineren Arten für den Luxus sendete das Ausland. Ein gemeiner Käse kostete 1/2 Obolos, doch wissen wir nicht, wie groß er war. Das Oel, von dessen Zucht und Gebrauch im vorhergehenden Abschnitt gesprochen worden ist, war natürlich auch ein wichtiger Artikel des atheniſchen Marktes, sowie auch der Honig, der im Alterthum, wo man den Zucker noch nicht kannte, eine viel größere Rolle spielte als heute. Er wurde auch in der Küche verwendet und bildete namentlich eine Zuthat bei vielen Kuchen und kleinerem Naschwerk. Eine Kotyle (etwa 1/4 Quart) gewöhnlichen Honigs ward gekauft zu drei Obolen; aber sehr feiner und kostbarer Honig, wie der gewürzige Honig vom Hymettos, kostete schon zu des Sokrates Zeit fünf Drachmen.

An dem duftigen Obste, welches vom In- und Auslande in großer Mannigfaltigkeit geliefert ward, wollen wir vorübergehen — wir kennen schon vieles aus dem vorausgehenden Abschnitt — um uns einmal auf dem Brotmarkt umzusehen. Die Brotsorten waren bei den Griechen sehr mannigfaltig, namentlich bei den Athenern, welche in der Bereitung vieler und schöner Arten sich gar erfinderisch zeigten. Das Gerstenbrot (μᾶζα) galt als eine rauhe Kost; doch mußte der gemeine Mann gleich dem Sklaven für gewöhnlich damit zufrieden sein. Besonders die feineren Brote aus Weizenmehl zeichneten sich aus durch ihre außerordentliche Verschiedenheit in Größe, Gestalt und Güte. Es gab kleine Obolosbrötchen und große ungeheure Laibe; das beste atheniſche Weizenbrot war das sogen. Achilleusbrot. Das Brot wurde nicht im Hause bereitet, sondern von Bäckern fabrikmäßig theils in Oefen gebacken, theils am Spieße über dem Feuer geröstet, und dann auf dem Markt und in den Straßen besonders von Frauen verkauft. Auf dem Brotmarkt saßen und standen die Hökerinnen vor ihren vollen Körben oder vor Tischen, auf welchen die verschiedenen Sorten gesondert in Pyramiden aufgethürmt waren. Hüte dich, daß du so einem Weibe nicht an den Tisch stößest oder gar den Korb umwirfst; denn diese Hökerinnen haben wie ihre

Schwestern heut zu Tage eine gar böse und scharfe Zunge, und sie überschütten dich bei einem solchen Unfall mit einem Schwall von Schimpfwörtern.

Der besuchteste Theil des Marktes war der Fischmarkt; doch war der Zutritt zu demselben nicht eher gestattet, als bis mit einer Glocke das Zeichen gegeben war. In dem fischreichen Jasos geschah es einmal, daß ein Zithersänger auf dem Markte sich hören ließ; da ertönte plötzlich die Glocke, und alle Zuhörer liefen eiligst davon zum Fischmarkt; nur Einer blieb, der war harthörig. Der Virtuos trat zu ihm heran und sagte: „Mein Freund, ich danke dir sehr für die Ehre, die du mir erweisest; denn die Andern sind beim ersten Ton der Glocke alle davongelaufen." — „Was sagst du?" erwiederte der Taube, „hat's schon geläutet?" — „Ja." — „So gehab dich wohl!" rief jener und eilte den Andern nach. — Auf dem Markte zu Athen befand sich immer eine außerordentliche Menge von gesalzenen und frischen Fischen der verschiedensten Art und Größe. Die gesalzenen, die in Masse eingeführt wurden (s. S. 424), waren zum größten Theil sehr wohlfeil und bildeten eine Hauptnahrung der armen Leute und des Landmanns. „Wohlfeiler als Salzfisch", war ein Sprüchwort. Von den kleineren Fischen konnte man sich für einen Obolos schon eine volle Portion kaufen und auch noch etwas Kohl dazu. Am gewöhnlichsten wickelte man sich die Salzfische, mit Oel bestrichen, in gewürzhafte Blätter, um das Fleich saftiger und schmackhafter zu machen, und briet sie in heißer Asche; auch goß man wohl eine Essigsauce darüber. Manche von den eingesalzenen Fischen gehörten zu den Delicatessen und wurden theuer bezahlt; besonders aber suchten die Feinschmecker die feineren Sorten der frischen See- und Flußfische für ihre Tafel. Da werden von heimischen Fischen erwähnt die Seebarben von Aironä, Schollen von Eleusis, Sardellen von Phaleron. Diese Sardellen waren so zart, daß sie fertig gebraten waren, sobald nur das Oel in der Pfanne aufzischte, weshalb man sagte, sie dürften blos das Feuer sehen. Ein Meeraal kostete zehn Obolen, aber der gepriesenste Fisch, der böotische Aal aus dem

See Kopais, kostete drei Drachmen. Der Aal wurde in Mangoldblättern gebraten oder mit Salz und Wohlgemuth in Wasser gekocht oder marinirt. Für einen Meerpolypen wurden vier Obolen gefordert; eine Schüssel Meerigel zubereitet wird zu acht Obolen verkauft. Auch fehlten die Austern und der Kaviar nicht.

Die Fischhändler waren habgierige brutale Menschen, die, um ihre hohen Preise festzuhalten, dem Drängen und Feilschen der Käufer eine erheuchelte Gleichgültigkeit entgegensetzten. In einem Bruchstück des Komikers Alexis heißt es: „Wenn ich diese Fischhändler ansehe, wie sie dastehen und kaum aufblicken, die Augenbrauen bis über den Scheitel hinaufziehend, so möchte ich ersticken. Fragst du: Was kosten diese zwei Muränen? so sagt er: „Zehn Obolen." — „Das wäre viel; du wirst sie wohl für acht geben?" — „Wenn du nur die eine willst, ja." — „Freund, hier nimm die acht und spaße nicht." — „Soviel kosten sie; du kannst ja weiter gehen." — Wenn man den Komikern glauben darf, war es den Verkäufern frischer Fische verboten, ihre Waare mit Wasser zu begießen, damit sie den Verkauf beschleunigten und die Preise nicht zu hoch hielten.

Gehen wir den groben Fischhändlern und dem Fischgeruch aus dem Wege und wenden uns hinüber nach dem Myrten- oder dem Kranzmarkt. Da duften die Rosen und Veilchen und zartes Gezweig, und die rothwangige Kranzflechterin da wirft uns schalkhafte Blicke zu. Doch sieht man da auch manch blasses Gesicht der Sorge; es sind wohl Wittwen, die mit Kranzwinden kümmerlich ihren Kindern das Brot verdienen. Von Morgens bis Abends sind die rührigen Hände beschäftigt, um Kränze auf Vorrath oder auch solche, die für den Abend schon bestellt sind, zu fertigen. Der Verbrauch der Kränze war in Athen sehr groß. Sie fehlten bei keinem wichtigen Familienereigniß, bei der Geburt der Kinder, bei der Hochzeit, dem Todten setzte man einen Eppichkranz auf; man trug Kränze auf dem Kopf, auch wohl Blumengewinde um Hals und Brust bei Gastmählern, während der Feste und beim Opfer. Myrtenkränze trugen

die Archonten, die Rathsherren, die Redner in der Volksversammlung. Die Myrtenkränze waren überhaupt die häufigsten; man flocht Blumen hinein, besonders die geliebten Rosen, Veilchen, Hyakinthos und andere. Auch liegen da, wo als Verkäufer der Knabe sitzt, Kränze aus der buntesten Blumenpracht, Kränze vom Laub der Silberpappel und von Epheu und eine mannigfaltige Auswahl von Tänien oder fertigen Kopfbinden.

Interessant ist der athenische Töpfermarkt. Dort sind in den zahlreichen Ständen die Gefäße aus dem gelblichen und röthlichen Thon in ungeheurer Masse und in allen Formen und Größen aufgeschichtet. Man sieht da thönerne Fässer (πίθοι) zu Aufbewahrung des Weins, des Oels und Honigs, der Früchte von der Größe unserer Weinfässer, so daß ein Mann ein Nachtlager darin finden könnte, und viele kleinere zu denselben Zwecken bestimmte Gefäße von roherer Arbeit neben den schönsten Prachtvasen von geschmackvollster Form mit mancherlei Verzierungen und Bildern. Auf den meisten bemalten Gefäßen sind rothe Bilder auf schwarzem Grunde, d. h. die Figuren sind in den röthlichen Thon des Gefäßes eingezeichnet und hier und da noch mit andern Farben ausgeführt, während die übrige Fläche des Gefäßes mit einer schwarzen Farbe überzogen ist. Man erkennt in diesen anmuthigen und lebensfrischen Producten einer allerdings handwerksmäßigen Kunstthätigkeit, daß die griechische Malerei schon bedeutende Fortschritte gemacht haben muß. Indeß stehen da auch Gefäße mit steifen alterthümlichen Bildwerken; die Gefäße sind röthlich oder gelblich wie der Thon, die Bilder aber schwarz aufgetragen. So wurden allgemein die Thongeschirre in älterer Zeit gemalt; aber man fabricirte solche Gefäße alterthümlichen Styls auch jetzt noch für Liebhaber des Altherkömmlichen. Die Mannigfaltigkeit dieser ausgestellten Thongefäße ist so groß, daß es uns nicht möglich ist, von allen den Gebrauch und Namen anzugeben. Die weitbauchigen, doppelhenkeligen Gefäße da mit theils längeren, theils kürzeren Hälsen, und meistens mit einem Fuße versehen, sind uns bekannt; es sind Amphoren. Die großen weit-

bauchigen und kurzhalsigen Gefäße hier, welche zu den Henkeln am Halse noch einen dritten am Bauche haben, sind Hydrien, Wasserkrüge, mit denen man Wasser am Brunnen holt. Der dritte Henkel erleichtert das Untertauchen des Krugs ins Wasser sowie auch das Aufheben des gefüllten Kruges auf den Kopf. Hier stehen Aschenurnen, dort kleinere flaschenförmige Gefäße mit engen Hälsen, der Lagynos, der Kothon — sie können als Feldflaschen dienen — der schlanke gehenkelte Lekythos zur Aufbewahrung des Salböls für die Palästra und das Bad, das cylinderartige Alabastron für die Salben, mit so engem Halse, daß die duftende Salbe nur tropfenweise herausträufelt. Da sind wieder große Mischbecher, Krateren, mit zwei Henkeln, weitem Bauch, weitem Hals und breitem Fuß, allerlei Geräthe zum Schöpfen, flache henkellose Schalen (Phialen), zweihenkelige Schalen mit zierlichem Fuß (Kylix), Trinkbecher (Skyphos), an Gestalt einer hohen Obertasse ähnlich, große und kleine Schüsseln und sonstige Küchengeräthe. — Bei den Verkaufsständen hatten die Töpfer wohl auch meistens ihre Werkstätten, sowie auch die übrigen Handwerker durch die Stadt hin, die Weber und Schneider, die Schuh- und Hutmacher u. s. w., an ihren Häusern Verkaufsbuden werden gehabt haben.

Siehe, da ist auch ein Büchermarkt. Die Bücher stehen meistens in cylindrisch geformten Kasten, breite Papyrusstreifen von bedeutender Länge, um ein rundes Stäbchen mit elfenbeinernen oder metallenen Knöpfen gewickelt, mit einem rothen oder gelben Pergamentumschlag versehen. Hier liest ein Buchhändler mit lauter Stimme aus einer Rolle vor, um die Leute heranzuziehen und zum Kaufen zu ermuntern. Die Schrift muß interessant sein, er hat ein zahlreiches Auditorium von Alt und Jung. Es wird hier doch manches Buch verkauft. Seit der Zeit des Sokrates gab es schon viele, die ihre Freude an einer schönen Büchersammlung hatten, wie der junge Euthydemos, Euripides der Tragiker, der Archon Eukleides. Es gab auch schon Büchernarren, die namentlich alles aufkauften, was einen alterthümlichen Anstrich hatte, aber nicht selten

wurden sie geprellt. Denn die Buchhändler verstanden es, den neuen Büchern ein altes Aussehen zu geben; sie legten die Papyrusrollen eine Zeitlang in Getreide.

Gehen wir jetzt dorthin zu den Tischen der Wechsler, der Trapeziten, in deren Nähe sich besonders die reichen und vornehmen Leute einfinden, und auch solche, die für vornehme Leute gelten wollen. Die Herren machen zum Theil an den Tischen Geschäfte. Die Einen wechseln kleine Münzen ein gegen größeres Geld, Andre die eben einen größeren Einkauf gemacht, lassen sich Gelder auszahlen, oder sie lassen in dem Schuldbuch die Kaufsumme ohne Weiteres von ihrem Guthaben ab- und dem Verkäufer zuschreiben. Hier leiht ein Mann eine Summe gegen eine Schuldverschreibung, ein kleines Blättchen Papier, das der Trapezit sorgfältig in einem Kästchen verwahrt; da deponirt ein Jüngling, der für längere Zeit Athen verlassen will, ein Kästchen mit seinem ganzen baren Vermögen, ein andrer, der lange in der Fremde war, will das Vermögen seines Vaters, das der Trapezit in dessen Auftrag zu Gelde gemacht, gegen Vorzeigen des Siegelringes des verstorbenen Vaters sich aushändigen lassen. Der Trapezit, der in den letzten Tagen viel Zahlungen gemacht, hat nicht soviel Geld zur Hand und bestellt ihn auf morgen; bis dahin wird er sich bei einem seiner Collegen die nöthige Summe verschafft haben. Denn die Wechsler helfen einander nicht selten aus. Hier wägt ein Wechsler mit widerlichem Gesicht, mit dem man nicht gern Geschäfte machen möchte, eine Anzahl Silbermünzen, ob sie das richtige Gewicht haben, dann durchblättert er sein Schuldbuch, nimmt die Rechentafel, um Zinsen zu berechnen; da tritt ein Mann mit einem Brief zu seinem Tische heran und verlangt die Auszahlung einer Summe, welche ein syrakusischer Geschäftsfreund von dem Trapeziten zu fordern habe. Dieser nimmt mürrisch den Brief des Syrakusiers, prüft sorgfältig das Siegel, das Schreiben und das Symbolon, welches der Verabredung gemäß als Beglaubigungszeichen von dem Syrakusier in den Brief gelegt ist: es ist Alles richtig und in Ordnung. Aber

der Trapezit möchte die große Summe nicht ganz zahlen und macht Ausflüchte, sagt, er sei dem Syrakusier so viel nicht mehr schuldig, er habe schon eine Zahlung für ihn geleistet; jedoch der Andre weiß, daß der Trapezit auch wieder eine neue Zahlung für den Syrakusier empfangen, und beruft sich auf einen zu citirenden Zeugen in Athen, den der Alte zu fürchten scheint; er bezahlt, wenn auch widerstrebenden Herzens.

Man wird dieses bunte und laute Gewirr des Marktes doch müde. Wir wollen uns hier abseits auf der Stufe der Halle niedersetzen, von wo man einen ruhigen Blick über einen großen Theil des Platzes hat. Wer ist dieser Mann mit der Peitsche in der Hand, der mit gewichtiger Miene durch die Menge schreitet und hier und da die Waaren prüft? Das ist einer der Agoranomen, der Marktmeister, deren jährlich zehn aus der Bürgerschaft erwählt werden, fünf für die Stadt und fünf für den Peiraieus. Sie haben die Aufsicht über den gesammten Kleinhandel und handhaben die Ordnung auf dem Markt; ihre Peitsche dürfen sie brauchen gegen Sklaven und Fremde, aber nicht gegen Bürger. Wer falsches Maß und Gewicht braucht, wer die Waare fälscht, den Wein verdünnt, die Wolle näßt und dergl., wird von ihnen mit Geld gestraft oder vor Gericht gezogen. Der unheimliche Mensch da, der spähend und lauernd von einem Ort sich zum andern drängt, ist gewiß ein Sykophant. Die Beschreibung, die Demosthenes von einem Sykophanten macht, paßt ganz auf ihn. „Er schleicht auf dem Markt umher wie eine Schlange, wie ein Skorpion, den giftigen Stachel bereit haltend, hierhin und dorthin eilend und spähend, wem er ein Unheil anrichten und eine Verleumdung anhängen, wem er durch Androhung einer Gefahr bringenden Klage Geld abpressen kann. Er geht nicht in die Buden und Werkstätten in der Stadt, wo die andern Leute zum Plaudern zusammenkommen, sondern ist ungesellig und menschenfeindlich, ohne Liebe und menschliches Gefühl. Wie die Maler die Schatten der Gottlosen im Hades mit den Schreckgestalten des Fluchs und der Verleumdung, des Neids, der

Zwietracht und des Haders umringen, so ist auch das sein Gefolge.“ Diese Menschen, die sich die gerichtlichen Klagen zum Geschäft und Lebensunterhalt machten und vom schuldlosesten Mann oft durch Androhung einer Klage Geld erpreßten, waren in Athen eine arge Plage und wurden gehaßt und gemieden von Jedermann.

Sieh da diese geckenhaften unbärtigen Herrchen mit dem sorgfältig geordneten Haar, wie sie in feinen Gewändern und von Salben duftend schlaffen gezierten Ganges stutzerhaft einhergehen, Blumensträuße oder duftende Früchte in den Händen; sie wollen recht vornehm aristokratisch erscheinen, sich als die gebildeten feinen Leute zeigen und schwatzen mit süßtönender Stimme von schönen Pferden, von Jagd und Hunden und von der rhetorischen Kunst. In der alten guten Zeit hielten die jungen Leute sich bescheiden vom Markte fern, jetzt aber, seit dem peloponnesischen Kriege, macht sich Niemand hier breiter als sie. Von ganz anderer Art scheint jener ältere Mann zu sein, mit dem langen struppigen Bart und dem blassen ernsten Gesicht; er geht ohne Schuhe und wie die Spartaner in kurzem schlechtem Mantel. Das scheint noch ein Athener von ächtem Schrot und Korn zu sein. Doch du irrst dich, mein Freund. Im Gegensatz zu dem weichlichen Luxus jener Stutzer erhielt sich allerdings noch bei manchem athenischen Bürger, wie du auf dem Markte sehen kannst, die alte Einfachheit; aber dieser Mensch da übertreibt die Sache, er ist ein sogenannter Lakonist, der mit seiner Einfachheit kokettirt und die strenge ernste Lebensart der Spartaner nur äußerlich nachahmt; wenn du diesen Nichtswürdigen des Nachts mit seinen Lustgenossen zusammen sähest, würdest du bald eine andre Meinung von ihm bekommen.

Die Mittagszeit ist vorüber, und die Menge auf dem Markte lichtet sich mehr und mehr, obgleich bis zum Abend noch immer verkauft wird. Die ehrsamen Bürger haben sich allmählich nach Hause oder in die Buden und Werkstätten zurückgezogen, wo sie noch Stunden lang plaudern, oder sie promeniren in den Hallen und Baumalleen oder unterhalten sich in den Palästren und Gymnasien

bis gegen Abend, wo die Essenszeit zur Heimkehr mahnt. Jetzt erst wird die Hauptmahlzeit eingenommen, nachdem die Wohlhabenderen bereits um die Mittagszeit sich durch ein einfaches Frühmahl gestärkt. Junge Leute gingen, der neuen Sitte folgend, um die Mittagszeit viel in die Weinschenken, um dort ein Frühstück zu nehmen, zu trinken, zu würfeln, Hahnen- und Wachtelkämpfen zuzusehen und sonstige Kurzweil zu treiben. Doch der Besuch einer solchen Schenke hatte immer noch etwas Anrüchiges, und der Weinschenk war unter allen Kleinhändlern am meisten verrufen und verachtet. Gesittete Jünglinge suchten daher an andern Orten, besonders in den Gymnasien, ihre Unterhaltung.

Mit dem ersten Tage des Anthesterienfestes begann zu Athen ein Jahrmarkt, der über zehn Tage gedauert zu haben scheint. Um diese Zeit brachten die Weinbauern ihren neuen Wein in die Stadt zum Verkaufe, und die Thongefäße machten den Hauptartikel des Marktes aus; doch waren auch alle Exportartikel von Megara und Böotien feil. In diese Anthesterienzeit gehören die zwei Marktscenen in den „Acharnern" des Aristophanes, welche im Jahr 425 während des peloponnesischen Krieges aufgeführt worden sind, in einer Zeit, wo den Megarern und Böotiern, weil sie auf feindlicher Seite standen, der athenische Markt verboten war. Wir wollen die eine dieser Scenen hier mittheilen. Vor dem Hause des athenischen Bürgers Dikaiopolis, der, des Krieges müde, für sich allein mit den Feinden Frieden geschlossen hat, erscheint ein Böotier mit Pfeifern und Knechten, die allerlei Marktwaaren bringen.

Böotier.

Das weiß der Herakles! schmählich thut die Schwül' mir weh!
Nimm mir den Polei herunter, sachte, sachte, Ismenias.
(Läßt sich seinen Sack abnehmen.)
Und ihr, ihr Pfeifer all, die ihr mit von Thebä kommt,
Blast jetzt mit dem Knochenrohr in den Pudelsack.
(Die Pfeifer blasen gründlichst.)

Dikaiopolis
(aus dem Hause kommend).

Schweig still, zum Geier! Ihr Drohnen, gleich von der Thür hinweg!
Von wannen kommt ihr, die gleich der Henker holen mag,
Zu meiner Thür, ihr Dudelchairishornissenvolk.*)

Böotier.

Nu so mir Jolaos! Mit Vergnügen, gern, o Herr!
Von Thebä her schon bliesen die Kerls so hinter mir her,
Daß ab vom Polei die Blüthen zur Erd gefallen sein.
Nun gefällt's euch aber, Herr, so kauft von meiner Tracht,
Von den Gickelvögeln oder den Viergeflügelern.**)

Dikaiopolis.

Willkommen, du braver Butterstullenböotier!
Was bringst Du?

Böotier.

Was wir nur Gutes han im Böoterland,
Majoran, Polei, Binsenmatten und Binsendocht,
Entvögel, Elstern, Regenpfeifer, Perlenhuhn,
Strandläufer, Taucher —

Dikaiopolis.

Welt, wie ein Sturm bei Winterfrost,
Kommst du mir mit Vögeln haufenweis zu Markt geschneit!

Böotier.

Ja, bringe dir auch Fettgänse, Hasen, Füchse, Schwein,
Maulwürfel, Igel, wilde Katz', Eichhörnchen auch,
Fischottern auch und frische kopaische Aale auch.

Dikaiopolis.

O, der du der Menschheit leckersüßeste Labe bringst,
O laß, wenn du wirklich Aale hast, mich begrüßen sie.

Böotier.

Urvater du von den fünfzig Kopaisseejüngferlein,
Gleite heraus und hab' dich muthlich mit diesem braven Mann.

---

*) Chairis war ein schlechter Musikant.

**) So nennt der Böotier die Heuschrecken.

Dikaiopolis.

O, Süßester du, du lange schon Ersehntester,
Nun kommst du, stillst die Sehnsucht unsres Trygobienchors*),
Ja, entzückst den Morychos! Auf, ihr Knechte, holet mir
Die Feuersorge, schnell heraus den Blasebalg!

(Allmählich hat sich die ganze Dienerschaft um den Aal gesammelt.)

Betrachtet, Kinder, diesen allerschönsten Aal,
Der jetzt nach fast sechs Jahren kommt, gar heiß ersehnt!
O kommt, begrüßt ihn, Kinder! Kohlen will ich euch,
Den theuren Gast zu ehren, geben. Bringt ihn uns
Hinein! „Wenn ich einst todt bin, mein Gebein in Staub
Zerfällt, ich trenne mich nimmermehr von Kerbelaal."

Böotier.

Wo aber hat der Herr die Bezahlung für meinen Aal?

Dikaiopolis.

Du wirst ihn mir wohl anstatt des Marktzolls geben, Freund.
Doch hast du was von den andern Sachen feil, so sag's.

Böotier.

Feil hab' ich da Alles.

Dikaiopolis.

Gut, laß sehn! was forderst du?
Du nimmst vielleicht auch wieder Waaren von hier zurück.

Böotier.

Ja, was es hie hat in Athen, im Böoterlande nit.

Dikaiopolis.

So nimmst du phalerische Sardellen, nimmst die Töpfe vielleicht
In Kauf auch mit?

Böotier.

Was Sardellen, was Töpfel die han wir auch.
Nein, was es daheim nicht geben thut, hier aber viel.

Dikaiopolis.

So weiß ich, Freund, schon; einen Sykophanten nimm,
Wohl eingewickelt, wie einen Topf.

Böotier.

Beim Götterpaar!
Da thät ich mir gar was Aechtes verdienen, brächt' ich den
Für ein Aeffchen mit, voll tausend Schurkennarrethei.

---

*) Trygöbienchor ist der komische Chor. — Morychos ein Schlemmer.

Dikaiopolis.

Und da kommt auch gerab' Nikarch zu sykophanten her.

Böotier.

Ein winzig wüchsig Kerlchen!

Dikaiopolis.

Aber Schurke, groß.

Nikarchos.

Da, diese Waaren, wessen sind sie?

Böotier.

Meine sein's,

So mir Zeus, von Thebä.

Nikarchos.

Demgemäß denuncir' denn ich

Als Feindeseinfuhr alle die Dinge.

Böotier.

Bist verhext,

Daß du gar mit den Atzelspatzen Streit und Haber suchst.

Nikarchos.

Und dich denuncir' ich obenein.

Böotier.

Was han ich dir gethan?

Nikarchos.

Ich will's dir sagen, der Leute wegen, die rings da sind;

Aus Feindeslanden hast du Binsendocht gebracht.

Dikaiopolis.

So denuncirst du also auch ein Fädchen Docht?

Nikarchos.

Könnt's nicht in Brand leicht setzen unser Arsenal?

Dikaiopolis.

Ein Fädchen Docht das Arsenal?

Nikarchos.

Ja wohl!

Dikaiopolis.

Wie so?

Nikarchos.

Leicht könnt' ein Böotier solchen Docht einem Wasserfloh

Anbinden, dann anzünden und ihn ins Arsenal

Durch einen Rinnstein schicken recht bei vollem Sturm;

Und hat das Feuer dann die Schiffe nur erst gefaßt,

Gleich stehn sie in hellen Flammen.

Dikaiopolis.

Ei, du verfluchter Schuft,
So gingen sie durch den Wasserfloh und das Fädchen auf!
(Er packt ihn und wirft ihn nieder.)

Nikarchos.

Ha, seid mir Zeugen, Leute!

Dikaiopolis.

Halt das Maul ihm zu!
Schnell gib mir Heu her, daß ich ihn gut einhäuten kann.

Chor
(während Nikarchos eingepackt wird).

Ei Bester, pack dem Braven fein
Sein sauber Waarenpacket ein,
Damit er's nit
Beim Tragen sich zerpöttert.

Dikaiopolis.

Das laß du meine Sorge sein,
Und klappert er auch in Mark und Bein,
Und springt und ringt,
Bricht fast wie gottzerschmettert.

Chor.

Was will er aus ihm machen?

Dikaiopolis.

Der dient zu allen Sachen;
Als Pfaune zu Lug, als Kanne zu Trug,
Als Lampe, Kassendefect zu spüren,
Ja auch als Krug,
Um Händel durcheinander zu rühren.

Chor.

Doch wie getraut ein Mensch sich deß,
Zu brauchen solch ein Schelmgefäß,
Das ab und auf
Im Haus so lärmt und taumelt?

Dikaiopolis.

's ist stark genug, daß nicht entzwei
So leicht es geht, hängt man's nur frei
An den Beinen auf,
Kopfunter, daß es baumelt.
(Er hebt den Eingewickelten bei den Beinen auf.)

Chor.

Der ist wohl aufgehoben!

Böotier.

Will Vortheil auch bald von ihm haben.

Chor.

Doch nun, du Fremdling treu und bieder,
Nun nimm ihn, trag ihn, wirf ihn, wieder,
Wohin du willst,
Den Schuftsykophanten nieder.

(Der Böotier läßt sich die „Prachtvase" von Sykophanten über den Rücken hängen und trägt ihn fort.)

Diener des Feldherrn Lamachos.

Dikaiopolis!

Dikaioplis.

Was gibt's, was schreist du mich an?

Diener.

Ja was?

Herr Lamachos läßt dich bitten, für diese Drachme doch
Krammtsvögel ihm abzulassen heut zum Kannenfest,*)
Auch wünscht er für die drei Drachmen einen Kopaisaal.

Dikaiopolis.

Wer ist denn dein Herr Lamachos, der sich Aale wünscht?

Diener.

Der gewaltige, schlachtenkühne, der die Gorgo schwingt,
Deß Haupt des Helms dreimähnig schattiger Schmuck umweht.

Dikaiopolis.

Nein, nein, bei Zeus, und gäb' er mir seinen Helm dafür!
Und macht er Skandal — Marktmeister hier, die ruf' ich herbei;
Ich nahm und habe diese Waare allein für mich.
Kommt, aller groß und kleine Vögel, umschwebet mich!

(Alle ab.)

---

*) Das Kannenfest war der zweite Tag der Anthesterien.

Mahlzeit und Trinkgelag.

Der Tisch der Griechen war im Vergleich zu andern Völkern einfach von alter Zeit her. Die homerischen Helden mögen, wenn sie beim Mahle „zulangten nach den bereit vorliegenden Speisen", ihrer vollkräftigen Natur gemäß einen recht tüchtigen Appetit entwickelt haben; aber auch bei den größten Gastmählern der Fürsten wurde doch neben dem Brot nur Fleisch von Rindern, Schweinen, Schafen und Ziegen gegessen, das am Spieße gebraten war. Das niedere Volk hatte gewiß diesen Ueberfluß an Fleisch nicht, es wird sich mehr von dem Brei der Gerstengraupen, der für alle Zeiten eine Nationalspeise der Griechen blieb, von Gemüsen und Hülsenfrüchten und auch von Fischen genährt haben, welche die homerischen Helden verschmähten und nur in der äußersten Noth genossen. Diese Speisen des gemeinen Mannes des heroischen Zeitalters bildeten auch in den geschichtlichen Jahrhunderten die Hauptnahrung des gewöhnlichen Bürgers. Auf Fleisch scheint weniger Werth gelegt worden zu sein. Man aß namentlich das Fleisch von Lämmern, jungen Ziegen, Schweinen, das entweder am Spieße gebraten oder in Oel gebacken oder gekocht ward; auch Würste waren sehr beliebt. Im Allgemeinen aber war man mäßig, und die Auswahl der Speisen war gering; denn „in Griechenland war die Armuth zu Hause", wie der Spartaner Demaratos zu dem König Xerxes sagte. Die Zukost war einfach, weshalb der Komiker Antiphanes die Griechen „Kleintäfler" und „Blätterfresser" (*μικροτράπεζοι, φυλλοτρῶγες*) nennt.

Da ging es an den Tafeln der persischen Großen ganz anders her. „Denn jenen Barbaren gilt allein der als ein Mann, der ihnen am allermeisten trinken und fressen kann." So sagt in den „Acharnern" des Aristophanes ein Athener, der als Gesandter von dem persischen Hofe kommt und berichtet, wie der König sie zur Tafel geladen und ihnen ganze Rinder, die im Ofen gebacken

waren, vorgesetzt habe. Das dünkt dem schlichten Athener Dikaiopolis Aufschneiderei; aber allerdings, er hatte den Herodot nicht gelesen, der (1, 133) erzählt, daß die reichen Perser an ihren Geburtstagen einen Stier, ein Pferd, ein Kameel, einen Esel, ganz im Ofen gebraten, auftragen, die Aermeren aber kleineres Heerdenvieh. „Gerichte haben sie wenig," fährt er fort, „dagegen aber desto mehr Nachtisch. Eben darum behaupten sie auch, die Hellenen hörten hungrig auf zu speisen, weil ihnen nach der Mahlzeit nichts aufgetischt werde, was der Rede werth sei; würde ihnen etwas aufgetischt, so hörten sie wohl nicht auf zu essen." Den Luxus eines persischen Mahles zu sehen, hatte der Spartaner Pausanias Gelegenheit, als er nach seinem Siege bei Platäa in das persische Feldherrnzelt kam und befahl, das für den Herrn zubereitete Mahl ihm aufzutragen. Mit Staunen rief er aus: „Bei den Göttern, ein rechter Gourmand war doch dieser Perser, daß er, im Besitz von so vielem, zu unserm Gerstenbrei gekommen ist."

In Bezug auf Einfachheit und Mäßigkeit im Essen und Trinken walteten indeß doch bei den verschiedenen Stämmen der Griechen nicht unerhebliche Unterschiede ob. Die Genügsamkeit der Spartaner ist bekannt. Als einst ein schwelgerischer Sybarit zu Sparta an der öffentlichen Mahlzeit Theil nahm, soll er gesagt haben: „Nun wundere ich mich nicht mehr, daß die Lakedämonier unter Allen die Tapfersten sind; denn mancher Vernünftige würde wohl tausendmal lieber sterben, als mit so armseliger Kost sich sättigen." Manche Zweige des äolischen Stammes, wie die Thessalier und Böotier, waren von derbsinnlicher Natur und hielten viel auf ein reiches und gutes Mahl; ihr Hang zum sinulichen Genuß artete in eine berüchtigte Schwelgerei und Ausschweifung aus. Der thessalische Hunger ward sprüchwörtlich, und „thessalisch vorschneiden" hieß so viel als „große Stücke machen". Die böotische Fresserei war für die Athener ein häufiger Gegenstand des Spottes; sie veranlaßte das Sprüchwort: „Böotische Sau." „Hierauf kamen sie nach Theben," heißt es bei dem Komiker Eubulos, „wo man Tag und

Nacht zu Tische sitzt, und es für einen satten Sterblichen weiter kein höheres Gut gibt.“ Der Geschichtschreiber Polybius berichtet, daß die Thebaner nach der kurzen Zeit ihres durch Epaminondas und Pelopidas geschaffenen Ruhmes in die größte Schwelgerei verfallen seien, wodurch sie nicht blos körperlich sondern auch geistig ruinirt worden seien; die Kinderlosen hätten ihr Vermögen gemeinschaftlich mit guten Freunden verpraßt, und auch die Familienväter hätten den größten Theil ihrer Habe den Speisegenossenschaften zugewendet. Darum soll denn auch bei der Zerstörung der Stadt durch Alexander das gesammte Vermögen der Bürger nicht mehr als 440 Talente betragen haben. Auch die Korinthier, die Argiver und Eleer galten als Leute, die einen wohlbesetzten Tisch liebten; am größten wurde aber der Luxus und die Raffinerie der Küche in den reichen Kolonien Siciliens und Großgriechenlandes, in Syrakus z. B. und in dem durch seine Schlemmerei weltberühmten Sybaris, und von dort aus verpflanzte sich allmählich der Luxus der Tafel auch nach dem Mutterlande.

In Athen war die Mahlzeit einfach und mäßig. Solon soll angeordnet haben, daß den im Prytaneion auf Staatskosten Speisenden Brot nur an Feiertagen, sonst Mehlbrei vorgesetzt werde, und Chionides, einer der ältesten attischen Komiker (c. 460 v. Chr.), sagte, wenn die Athener im Prytaneion die Dioskuren mit einem Frühstück bewirtheten, so trügen sie Käse, Brei, reife Oliven und Lauch auf, zum Andenken an die alte Lebensweise. Später fand allerdings der Tafelluxus auch in Athen Eingang, so daß bei festlichen Mahlzeiten der Tisch mit mancherlei Leckereien besetzt war. Doch legte man auf die Masse der Speisen keinen Werth; viel mehr scheinen die Freuden des Bechers dem frohsinnigen, geistreichen Athener zugesagt zu haben. Noch in den luxuriösen Zeiten nach Alexanders des Großen Tod legt der Komiker Lynkeus einem Gast folgende Worte in den Mund: „Keiner von uns liebt die attische Küche. Man trägt da eine große Schüssel auf, in welcher fünf kleine Schüsselchen stehen; davon enthält das eine Knoblauch, das

andere zwei Seeigel, das dritte eine süße Mehlspeise, das vierte zehn Austern, das letzte ein wenig Caviar. Während ich nun esse, läßt der Andere etwas Anderes verschwinden, während jener aber ißt, verzehre ich dies. Ich möchte nun aber gern sowohl von jenem als auch von diesem; allein mein Wunsch ist nicht zu erfüllen, denn ich habe keinen fünffachen Mund. Die Sächelchen gewähren wohl einen bunten Anblick, taugen aber nicht für den Magen; man füllt wohl den Mund, wird aber nicht satt."

Die Griechen aßen dreimal des Tages, des Morgens früh gleich nach dem Aufstehen, des Mittags und des Abends. Da das Frühstück des Morgens sehr unbedeutend war (s. S. 431.), so daß man es kaum rechnen konnte, so wurde auch die kleine Mittagsmahlzeit oft Frühmahl genannt; die Hauptmahlzeit aber war des Abends um die Zeit des Sonnenuntergangs. Indeß galt das, was man allein aß, bei den Griechen kaum für eine Mahlzeit, man liebte die Geselligkeit, und darum suchte man gern Gelegenheit zu größeren geselligen Mahlen. Diese hatten mancherlei Veranlassungen, z. B. öffentliche Feste, an welchen größere Abtheilungen des Volkes gemeinsam schmausten, dann in den Privathäusern die mannigfaltigen Familienereignisse, Hochzeiten, Sterbefälle, die Geburt eines Kindes, ein Sieg in den Wettspielen, ferner die Ankunft oder Abreise eines Familiengliedes oder eines Freundes u. s. w. Auch wurden sehr häufig von Freunden gemeinschaftliche Mahlzeiten in der Art veranstaltet, daß jeder seinen Beitrag dazu lieferte. Dies geschah entweder in Geld, oder es brachte ein Jeder seine Speisen in einem Korbe mit, den ein Sklave trug. Der Ort des Mahles war entweder das Haus eines Theilnehmers oder auch die Wohnung einer Hetäre oder eines Freigelassenen. Schon Homer kennt diese Art von Mahlzeiten, sie heißen bei ihm Liebes- oder Freundesmahle (ἔρανος.)

Wir wollen in dem Folgenden ein Gastmahl ins Auge fassen, das zu Athen ein einzelner wohlhabender Mann seinen Freunden gibt. Er hat für diesen Tag einen Koch angenommen, wie sie täg-

lich auf dem Markte mit ihren Kochgeschirren zu Dutzenden stehn, wartend, bis Einer sie miethet. Es ist ein sicilischer Koch; denn die verstehen sich am besten auf Bereitung von Delikatessen. Die Einladung der Gäste geschieht ohne viel Ceremoniel; man findet sich ja fast täglich auf dem Markt und in den Gymnasien, und da werden die Freunde ohne weitere Umständlichkeit gebeten, sich des Abends einzustellen. Bringt der Geladene noch diesen oder jenen Freund, der ihm auf seinem Wege aufgestoßen, zu dem Mahle mit, so wird dieser von dem Gastgeber mit freundlicher Zuvorkommenheit aufgenommen. Der Anstand erfordert, daß der Gast in sorgfältiger Kleidung und mit feinen Schuhen kommt; auch ist er gewöhnlich gesalbt und hat, um die Eßlust zu erhöhen, ein Bad genommen. Auf Zuspätkommende wird nicht gewartet; das Mahl beginnt zu der festgesetzten Stunde.

Eine eigenthümliche Klasse von Gästen bildeten die Parasiten, die Schmarotzer. Dieses Wort hatte in der früheren Zeit durchaus keine ehrenrührige Bedeutung; es heißt „Mitesser" und bezeichnete angesehene Leute, welche von der Gemeinde Priestern oder gottesdienstlichen Beamten beigegeben waren, um diese in ihren Geschäften zu unterstützen und mit ihnen die Opfermahlzeiten gemeinschaftlich zu halten. Aber mit der Zeit ging der Name auf solche Menschen über, welche gewerbsmäßig schmarotzend sich überall mit unverschämter Zudringlichkeit als Tischgenossen aufdrängten und den vergönnten Genuß mit Spaßmacherei und Erduldung von Spott und Hohn und selbst thätlichen Unbilden ehrlos bezahlten. In den „Gefangenen" des Plautus, der gleich den andern römischen Komikern seine Stoffe aus dem späteren athenischen Leben nahm, sagt der Schmarotzer Ergasilus: „Wir ernähren uns beständig, wie die Mäuse, von fremder Kost. Wenn sich freilich die Leute Feiertage machen und auf's Land begeben, so haben auch unsere Zähne Feiertage. Alsdann gleichen wir den Windspielen; nach und nach aber, wenn die Leute in die Stadt zurückkommen, werden wir wieder zu dicken und verdrießlichen Bullenbeißern. Es wird auch hier allmäh-

lich ganz aus mit uns; wer nicht Ohrfeigen leiden und sich Schüsseln auf dem Kopf zerschlagen lassen kann, der mag nur den Sack nehmen und vor's Thor betteln gehn." „Meinen Charakter kennst du," sagt ein Parasit bei dem Komiker Antiphanes; „Stolz wohnt nicht in mir, sondern ich bin für meine Freunde ein Klotz beim Schlägebekommen, ein Donnerkeil beim Zuschlagen, ein Sturmwind beim Hinauswerfen, ein Strick beim Würgen, ein Erdbeben beim Thüraufsprengen, eine Heuschrecke beim Hineinspringen; ich speise ungerufen mit, wie eine Fliege; ich gehe nie aus, wie ein Brunnen; ich erdrossele und morde, ohne mich zu bedenken. Und um deswillen nennen mich die Jüngeren den Wetterstrahl." Diese Menschen trieben sich auf dem Markt und in den Bädern herum und witterten aus, wo es eine gute Mahlzeit gab; dann drängten sie sich an den Mann heran und luden sich entweder selbst ein oder ließen nicht ab, bis sie eingeladen waren; auch gingen sie oft ungeladen in die Häuser. Daß sie um des Bauches willen der gemeinsten Schmeicheleien und der niedrigsten Augendienerei fähig waren, ist natürlich. Bei Terenz sagt ein Parasit: „Ehedem bei unseren Vorfahren war wohl damit etwas zu machen, daß man sich zum Narren halten ließ und Prügel einsteckte. Jetzt fängt man die Vögel auf eine neue Art. Es gibt eine gewisse Art Leute, die in jeder Hinsicht die Ersten sein wollen und es doch nicht sind. An diese mache ich mich, diesen gebe ich mich hin, nicht um mich auslachen zu lassen; ich lache zuerst über sie und bewundere zugleich ihre Geistesgaben. Was sie mir sagen, das lobe ich; behaupten sie wieder das Gegentheil, so lobe ich es ebenfalls. Verneint Einer etwas, so sage ich auch nein, bejaht er, so thue ich's auch. Kurz, ich gebe ihnen in allen Dingen Recht, und dabei stehe ich mich ganz vortrefflich." Fürsten, wie Philipp von Macedonien und die beiden Dionyse von Syrakus, hatten ihr Vergnügen an solchem Gesindel und unterhielten sie wie eine Art von Hofnarren. Man erzählt von deren Augendienerei unglaubliche Dinge. Ein Parasit Philipps, Namens Kleisophos, erschien, als der König ein Auge verloren hatte, auch mit verbundenem Auge, als der König

an Lähmung des Schenkels litt, hinkte auch er, und wenn Philipp eine scharfe Speise genoß, verzog er mit ihm das Gesicht. Die Possenreißer des jüngeren Dionysios stellten sich kurzsichtig, weil auch der Herr kurzsichtig war; sie tasteten wie Blinde auf der Tafel umher, bis Dionysios selbst ihre Hände zu den Gerichten führte. Ihre Gemeinheit ging ins Grenzenlose. Wenn Dionysios ausspuckte, hielten sie oft ihr Gesicht hin, um sich bespucken zu lassen; sie leckten den Speichel ab und sagten, das schmecke süßer als Honig. Wenden wir uns von diesen Niederträchtigkeiten ab und gehen zurück in das ehrsame athenische Haus, wo in dem auf's Schönste ausgeschmückten Speisesaal die Gäste eben zum Mahl erschienen sind.

Der homerische Brauch, beim Mahle zu sitzen, ist für die Männer längst abgekommen, das thun nur noch die Frauen und die Kinder, die aber beide von den Mahlzeiten der Männer ausgeschlossen waren. Man legte sich an den Tisch auf hohe Sopha's, so daß man sich mit dem linken Ellenbogen auf ein meist rundes, farbiges Polster stützte. In der Linken hielt man das Brot, mit der Rechten langte man nach den übrigen Speisen. Gewöhnlich lagen zwei Gäste auf einem Sopha; es scheint aber nicht, daß, wie bei den Römern, Ein großer Tisch mit Speisen besetzt, in die Mitte der gelagerten Gäste getragen wurde, sondern wahrscheinlich wurde vor je zwei, die auf Einem Sopha lagen, ein kleiner Tisch gesetzt. Ehe der Gast sich legte, setzte er sich auf das Lager und ließ sich von dem Sklaven, den er mitgebracht, oder von einem Sklaven des Hauses die Sohlen von den Füßen binden. Hierauf wurden den Gästen die Füße gewaschen, was in luxuriösen Häusern bisweilen sogar mit Wein geschah, der manchmal noch mit wohlriechenden Essenzen gemischt war. Dann wusch man sich die Hände und trocknete sie mit einem Handtuche ab. Tafeltücher und Servietten aber gab es nicht; auch hatte man bei Tisch keine Messer und Gabeln, man nahm die Speisen mit den bloßen Fingern. Manche Gutschmecker härteten ihre Hände gegen die Hitze ab oder zogen Handschuhe an, um die Speisen recht heiß zum Munde führen zu können. Zum

Reinigen der Finger bediente man sich der lockeren Krume des Brotes, die man zu einem Teige knetete; oder es wurde zu diesem Zwecke ein besonderer Teig herumgereicht. Löffel waren im Gebrauch; man hatte sie nöthig beim Genusse von Brühen und sonstigen nicht festen Speisen. Sie waren aus Metall, selbst aus Gold, aber man bediente sich statt ihrer auch oft eines ausgehöhlten Stückes Brot. Das Tischgeräth bestand also hauptsächlich aus den Gegenständen, in welchen die Speisen vorgesetzt wurden, Schüsseln, Tellern und Körbchen, und höchstens noch Näpfchen und Schalen, in denen sich die Beilagen und Würzen oder Tunken befanden. Wein wurde während der Mahlzeit nicht getrunken. Die Bedienung lag den Sklaven des Hauses ob; sie wurden aber auch oft von den Sklaven, welche von den Gästen mitgebracht worden waren und hinter ihren Herren standen, unterstützt. Die Speisen standen zum Theil auf den Tischen bereit, zum Theil wurden sie zu den Einzelnen herumgetragen. Einer unter den Sklaven, dem die ganze Anordnung des Tisches aufgetragen war, hatte die Beaufsichtigung und Leitung der übrigen Dienerschaft. Er überreichte auch wohl dem Herrn das Verzeichniß der Speisen, das der Koch aufgestellt hatte. Auch schon wegen der bedienenden Sklaven war ein solches Verzeichniß gut; sie konnten dann weniger leicht etwas von den Speisen wegstipitzen.

Was für Speisen die Herren gegessen, wollen wir nicht weiter untersuchen. Vorgerichte vor der Hauptmahlzeit gab es nach griechischer Sitte nicht, die Hauptmahlzeit aber wird sich bei den Athenern gerade nicht durch große Massen und übergroße Mannigfaltigkeit ausgezeichnet haben. Die Hauptsache für sie war das auf die Mahlzeit folgende heitere Trinkgelage. Nachdem die Gäste sich gesättigt hatten, wurde ihnen wieder Wasser zum Händewaschen, wobei man sich auch einer Art wohlriechender Seife (σμῆγμα oder σμῆμα) bediente, herumgereicht, und nun brachte man zum Beschlusse der Mahlzeit „dem guten Geiste" (ἀγαθὸς δαίμων) eine Spende mit ungemischtem Wein. Der Gastgeber ließ eine Schale mit Wein füllen, goß davon etwas zur Erde, indem er sprach: „Dem guten Geiste", und nach-

dem er ein wenig getrunken, reichte er die Schale seinem Nachbar zur Rechten, damit sie rechtshin im Kreise herumgehe und Jeder in gleicher Weise spende und trinke. Eine oder mehrere hereingerufene Flötenspielerinnen begleiteten die Feierlichkeit mit den ernsten gedämpften Tönen ihrer Musik. Hierauf wurden die Speisetische fortgetragen und der Fußboden, auf welchen man während der Mahlzeit die Knochen, die Muscheln und Obstschalen und sonstiges Abgefäll geworfen hatte, mit dem Besen gesäubert.

Nun folgte das Trinkgelage oder Symposion. Es werden den Gästen Salben gereicht und Kränze, die sie sich auf's Haupt setzen. Die Trinkbecher werden herbeigebracht und der große Mischbecher aufgestellt, damit man zum Trinken Wein und Wasser mische; denn die Griechen tranken allgemein seit alter Zeit nur gemischten Wein. Puren Wein zu trinken galt für ungesund und für Barbarensitte. Das Verhältniß der Mischung war verschieden je nach den Sorten des Weines und dem Belieben der Trinker; die üblichste Mischung war drei Theile Wasser auf einen Theil Wein, oder höchstens drei Theile Wasser auf zwei Theile Wein; eine Mischung zu gleichen Theilen war schon ein tadelnswerthes Uebermaß. Um den Wein recht kühl zu haben, nahm man möglichst frisches Wasser; auch stellte man in derselben Absicht den Trank in Schnee, oder man mischte ihn mit Schnee. Indeß trank man auch den Wein mit warmem Wasser gemischt. Aus dem Krater wurde der Wein mit einem Schöpflöffel, der unserm Suppenlöffel ähnlich war, oder mit einer Kanne in die Becher gefüllt; doch geschah es auch, daß man erst in den Trinkbecher selbst Wein und Wasser mischte. Weiter wird auch der Nachtisch (*δεύτεραι τράπεζαι*) aufgetragen mit verschiedenen Früchten, wie Feigen, Oliven, Nüssen und mancherlei Naschwerk, das besonders dazu dient, zum Trinken zu reizen und andrerseits die Wirkung des Weins abzuschwächen. Dazu gehörten hauptsächlich auch Salz, das man mit Gewürzen mischte, und Salzkuchen. Die Trinkenden aßen im Verlauf des Symposions von diesen Sachen, in denen in späterer Zeit wenigstens ein großer Luxus getrieben wurde, nach Belieben.

Zur Eröffnung des Symposions sang man den Päan, das Loblied, und brachte Spenden mit gemischtem Wein zuerst den olympischen Göttern, dann den Heroen und zum dritten dem „Retter Zeus“ (Z. Σωτήρ). Der Dichter Xenophanes aus Kolophon (c. 540 v. Chr.) schildert uns in einer Elegie den Beginn eines einfachen würdigen Trinkgelages, wie er den schwelgerischen Gelagen seiner Landsleute gegenüber es sich wünscht:

„Nun ist sauber der Boden umher und die Hände von Allen,
Sauber die Kelche; Der setzt zierliche Kränze uns auf.
Dieser reichet uns dar süßduftende Salb' in der Schale,
Aber der Mischkrug prangt quellend vom Wonnegenuß.
Anderer Wein noch steht, der nie verspricht zu versiechen,
Lockend in Krügen bereit, lieblich, mit Blumen gewürzt.
Mitten darein entsendet die heiligen Düfte der Weihrauch,
Wasser auch stehet zur Hand, kühlig und lieblich und rein.
Bräunliche Brötlein liegen gehäuft, und der stattliche Nachtisch
Steht da, reich mit dem Fett Käses und Honigs beschwert.
Hier der Altar in der Mitte, geschmückt mit der Fülle der Blumen;
Sang und des Festmahls Lust rauscht um ihn her durch das Haus.
Denn zuerst Gott preisen geziemt wohldenkenden Männern,
Fromm und mit reinem Wort in dem wohlklingenden Lied.
Aber nachdem wir gespendet, gefleht, daß das Rechte zu üben
Kraft uns sei — denn das ist doch die gemäßere Art,
Uebermuth nicht — dann trinket! ein Jeder soviel, daß nach Hause
Ohne den Führer er geht, ist er nicht allzu bejahrt. — —“

Auf dem in dem Gedichte erwähnten, mit Blumen bekränzten Altar brannte eine Flamme, in welche man Weihrauch streute und die Spenden ausgoß.

Nach Eröffnung des Symposions wählte gewöhnlich die Gesellschaft durch Uebereinkunft oder auch durch die Würfel einen Symposiarchen, einen Vorsteher des Trinkgelages, der das Ganze zu leiten und die Ordnung des Trinkens zu bestimmen hatte. Er ordnete an, wie die Mischung des Weines sein, ob aus kleineren oder größeren Bechern getrunken werden sollte; auch konnte er den einzelnen Gästen besondere Strafen dictiren, und was er verordnete, mußte

getrunken werden. Unter seinem Befehl stand auch die ganze Dienerschaft. Die den Wein kredenzenden Sklaven waren schöne Knaben, die ihr Amt mit Anstand und Grazie übten. Gewöhnlich begann man mit kleineren Bechern und ging später zu größeren über. Mehr als einmal mußte der Krater gefüllt werden; denn bei den griechischen Trinkgelagen ging es gerade nicht mäßig zu, so daß sie gewöhnlich in später Nacht mit Rausch und Trunkenheit endeten. Uebrigens war die öffentliche Meinung ziemlich nachsichtig gegen solche Extravacanzen; mußte doch Mancher sich berauschen gegen seinen Willen, da es nach den üblichen Gebräuchen nicht von dem Einzelnen abhing, zu trinken, wieviel ihm beliebte. Was leicht zum Uebermaß führte, war das Zutrinken oder das Gesundheittrinken und das zur Rechten Trinken, so daß ein Einzelner einem Jeden der Gesellschaft im Kreise besonders zutrank. Alexander d. G. trank bei einem Gelage dem Proteas einen Becher vor, der zwei Chus, etwa sieben Quart, enthielt, und Proteas trank das Quantum sogar zweimal nach, und bei solchem Vor- und Nachtrinken galt noch die Regel, daß es ohne abzusetzen geschehen mußte.

Indeß diese Becherfreuden arteten doch selten in eigentliche Völlerei aus, wie denn die Trunksucht bei den Griechen eine ungewöhnliche Erscheinung war. Der Reiz der griechischen Symposien lag weniger in dem materiellen Genusse, als in der durch den Becher belebten heiteren Unterhaltung, in dem Spiel des fröhlichen Scherzes und der sprudelnden Laune, worin gerade der Attiker allen Andern voraus war. Zu den beliebtesten Unterhaltungen gehörte das Räthsellösen und allerlei scherzhafte Aufgaben des Symposiarchen, wobei es manche Strafe absetzte, sowie das Singen von Trinkliedern und von Skolien. Die Skolien waren kurze Lieder, welche Einzelne, von der Gesellschaft dazu aufgefordert, aus dem Stegreif sangen. Der Sänger hielt während seines Vortrages die Lyra oder einen Myrten- oder Lorbeerzweig in der Hand, und wenn er geendet, reichte er das Instrument oder den Zweig irgend einem Andern, damit der ihn ablöse. So ging der Gesang in unregelmäßigen Sprüngen

um die Tafel, und davon leiten Manche den Namen des Liedes her, denn das Wort bedeutet „krumm“, „schräg“. Wahrscheinlich aber kam der Name „krummes, verbogenes Lied“ von den Freiheiten, welche man sich bei solchen extemporirten Gedichten in der Melodie erlauben durfte. Das berühmteste Skolion des Alterthums war das sogen. Harmodioslied, das also lautet:

„Im Myrtenzweige will mein Schwert ich tragen,
Wie Harmodios that und Aristogeiton,
Als den Tyrannen sie erschlugen
Und Athen die Freiheit gaben.

Liebster Harmodios, nicht bist du gestorben,
Auf den Inseln der Seligen weilst du glücklich,
Wo Achilleus wohnt, der fußbeschwingte,
Und der Tydide Diomedes.

Im Myrtenzweige will mein Schwert ich tragen,
Wie Harmodios that und Aristogeiton,
Als an dem Opferfeste der Athena
Sie den Tyrannen Hipparch erschlugen.

Stets wird blühen euer Ruhm auf Erden,
Liebster Harmodios und Aristogeiton,
Weil den Tyrannen ihr erschlagen
Und Athen die Freiheit gabet.“

Man kann die vier Strophen des Liedchens sich abwechselnd von einzelnen Gästen gesungen denken. Seit dem peloponnesischen Kriege kam das Singen der Skolien mehr in Abgang; seitdem liebte man es besonders, euripideische Verse zu deklamiren und zu singen.

Man unterhielt sich ferner mit mancherlei Spielen, dem Würfel- und dem Brettspiel, das mit unserm Schachspiel Aehnlichkeit hatte, und namentlich auch mit dem Kottabos, der eine sicilische Erfindung sein soll. Es gab zwei Arten dieses Spiels, von denen die eine ziemlich complicirt und nicht ganz klar ist. Es wurde ein Stab oder ein hoher Kandelaber aufgestellt, auf welchem oben ein Wagebalken mit einer Wagschale schwebte. Unter der Wagschale war eine

kleine eherne und vergoldete Figur, die Manes hieß. Es war nun die Aufgabe, den Rest des Weines aus dem Becher so in die Höhe zu spritzen, daß er auf die Schale fiel und diese, sich senkend, auf den Kopf des Manes stieß und zugleich mit diesem ertönte. Eine spätere Ausartung mag es gewesen sein, den Wein aus dem Munde in die Schale zu spritzen. Complicirter war diese Art des Spiels, wenn an beiden Enden des Wagebalkens eine Schale hing und unter jeder ein mit Wasser gefülltes Becken angebracht war, in welchem der Manes sich unter dem Wasser befand. Hier mußte man einen vollen Becher ungemischten Weines nach einer Schale schleudern, um sie mit solcher Wucht zu treffen und zu füllen, daß sie den Manes unter dem Wasser berührte. In den „Dionysiaka“ des Nonnos spielen einmal Eros und Hymenaios den Kottabos. Zuerst ergreift Hymenaios den Becher und schleudert den Wein hoch in die Luft, doch er wirft ihn über das Becken hinaus. Dann nimmt Eros den Becher,

> „Und ohne Säumen mißt er den Raum mit untrüglichem Blicke,
> Schleudert fern nach dem Ziel den weithin treffenden Tropfen.
> Siehe, der Thau des nektarischen Tranks kam stracks und unbeugsam
> Aus der Höhe der Luft und schallt' auf den Scheitel des Manes.
> Lieblich ertönte das Bild.“

Die zweite Art des Kottabosspieles ist einfacher. Es wurde ein weites, mit Wasser gefülltes Gefäß hingestellt, auf welchem eine Anzahl leerer Näpfchen schwamm. Nach diesen spritzte man den Weinrest, um sie zu füllen und zum Untersinken zu bringen. Diese Bechergymnastik war zugleich ein Liebesspiel; man wendete es an, um durch das Treffen oder Nichttreffen über die Neigung einer geliebten Person ein Orakel zu erhalten.

Flöten- und Zitherspielerinnen und Tänzerinnen durften bei einem ordentlichen Trinkgelage nicht fehlen. Auch ergötzte man sich an Kunstproduktionen von Gauklern, welche die Welt durchzogen und mit ihren Künsten viel Geld verdienten, an Schauspielen und reizenden mimischen Tänzen; doch sank bei den Griechen die Unterhaltung

nie zu der trägen Passivität herab, wie wir sie später bei den Gastmählern der Römer finden, bei denen die fast ununterbrochenen Produktionen der Musiker und Tänzerinnen, der Mimen und Gaukler das heitere Gespräch und die muntere Laune kaum aufkommen ließen.

Wir haben von Platon und Xenophon Schriften unter dem Namen Symposien, die auch von Plutarch und Athenäus in geistloser Weise nachgeahmt worden sind. Das kunstreiche und poesiereiche Symposion des Platon führt uns eine Trinkgesellschaft vor, welche statt der gewöhnlichen Unterhaltungen sich die Aufgabe gestellt hat, den Liebesgott Eros zu preisen und die Bedeutung seines Wesens zu ergründen. Es kann hier nicht unsere Absicht sein, in den tiefsinnigen philosophischen Gehalt dieser Schrift einzugehen, wir wollen nur von dem äußeren Rahmen das herausheben, was auf die Sitte des Gastmahls Bezug hat.

Der athenische Dichter Agathon, ein liebenswürdiger schöner Mann von etwa 30 Jahren und von einem bedeutenden Vermögen, hatte im Jahre 417 v. Chr. den ersten Sieg auf der tragischen Bühne davongetragen und am Abend dieses Tages mit seinen Choreuten und vielen Freunden ein großes Gastmahl gefeiert. Er hatte auch den Sokrates dazu eingeladen; weil dieser aber fürchtete, die Gesellschaft möchte zu zahlreich werden, so hatte er sich ihm entzogen und versprochen, er wolle am nächsten Tage kommen, wo dann eine kleinere ausgewählte Gesellschaft sich bei Agathon zusammenfand. Es werden neben Sokrates als Gäste genannt Phaidros, Pausanias, der Arzt Eryximachos, der Komiker Aristophanes; doch war außer diesen noch eine größere Zahl von Männern zugegen, die nicht besonders namhaft gemacht sind.

Als Sokrates nach vorher genommenem Bade auf dem Wege zu dem Hause des Agathon war, begegnete ihm Aristodemos, einer seiner eifrigsten Anhänger, ein kleiner, stets unbeschuhter Mann, und da

dieser sich wunderte, daß Sokrates gegen seine Gewohnheit mit untergebundenen Sohlen ging, so fragte er, was er vorhabe. Sokrates antwortete, er begebe sich zu Agathon zum Mahle, und um schön vor dem Schönen zu erscheinen, habe er sich so herausgeputzt. Er forderte den Aristodemos auf, als ungeladener Gast ihn zu begleiten, und Aristodemos ließ sich nicht lange nöthigen, nur bat er den Sokrates, bei Agathon etwas zu seiner Entschuldigung zu sagen. Beide setzten ihren Weg zusammen fort; aber bald blieb Sokrates, nach seiner Gewohnheit in Gedanken vertieft, zurück, und da sein Begleiter auf ihn wartete, forderte er ihn auf, fürbaß zu gehen. Als Aristodem zu Agathons Hause hineingehen wollte, war kein Sokrates zu sehen; einer von den Sklaven des Hauses aber kam ihm sogleich entgegen und führte ihn in den Saal, wo die Andern sich bereits gelagert hatten und eben das Mahl beginnen wollten. Sowie ihn Agathon, ein gar höflicher Wirth, erblickte, eilte er ihm entgegen und sagte: „Ha, Freund Aristodemos, du kömmst eben recht, um an unserm Mahle Theil zu nehmen. Führte etwas Andres dich hierher, so laß für jetzt es ruhn. Konnte ich doch gestern, als ich dich, um dich einzuladen, aufsuchte, nicht finden. Doch wie? Bringst du uns den Sokrates nicht mit?“ Aristodem sah sich um, aber Sokrates war nicht da. Er sagte daher, er sei wirklich mit Sokrates gekommen, von diesem hierher zum Mahle geladen; aber der Mann sei zurückgeblieben, und er wundere sich, wo er sei.

Agathon schickte einen Sklaven fort, um nach Sokrates zu sehen und ihn hereinzuführen, den Aristodemos aber bat er, sich neben Eryrimachos zu lagern. Ein Sklave kam und wusch ihm die Füße. Der nach Sokrates ausgeschickte Bote aber brachte die Nachricht zurück, derselbe stehe in einem Hofthor der Nachbarschaft und wolle auf seine Aufforderung nicht eintreten. Agathon ließ den sonderbaren Mann auf des Aristodemos Rath unbehelligt und sagte zu seinen Dienern: „Wohlan, ihr Burschen, bewirthet denn die Uebrigen und traget auf, was ihr irgend wollt, wenn Niemand euch beaufsichtigt, was ich nie gethan. Stellt euch vor, auch ich sei von

euch zum Mahle geladen, gleich diesen Andern, und bedient uns so, daß ihr unser Lob verdient."

Darauf speisten sie; Sokrates aber trat erst ein, als ungefähr halb abgespeist war. Agathon — zufällig lagerte er allein, an der untersten Stelle — rief: „Hierher, Freund Sokrates, lagere dich neben mir, damit ich von dem weisen Gedanken etwas genieße, der im Hofthore sich dir darbot." Sokrates ließ sich mit einer scherzhaften Erwiederung neben Agathon nieder, und nachdem er, sowie die Uebrigen, gespeist, brachten sie Trankopfer dar, stimmten dem Gott zu Ehren Lieder an und vollbrachten, was sonst herkömmlich war. Als sie sich darauf zum Trinken anschickten, sagte Pausanias: „Nun, ihr lieben Freunde, in welcher Weise zechen wir wohl am behaglichsten? Ich wenigstens gestehe euch, daß ich mich in Wahrheit vom gestrigen Zechgelage sehr schlecht befinde und einiger Erholung bedarf, und ich denke, auch von euch die Mehrzahl, denn ihr waret gestern auch dabei." Da keiner der Anwesenden sich zu starkem Zechen geneigt fühlte, so ward beschlossen, es nicht bis zum Rausche zu treiben, keinen Symposiarchen oder Zechkönig zu wählen und zu trinken nach Lust und Belieben. Man verabschiedete daher die Flötenspielerin, die zur Begleitung der Spende hereingetreten war. „Sie mag sich selbst etwas vorflöten," sagte Einer, „oder, wenn sie will, den Frauen drinnen; wir aber wollen uns heute durch Reden unterhalten." Die Gesellschaft beschloß, das Lob des Eros zum Gegenstand ihrer Rede zu machen.

Da hielten denn die Gäste der Reihe nach ihre Reden, zwischen denen hindurch manches ernste und scherzende Wort gewechselt ward. Als zuletzt auch Sokrates einen längeren Vortrag gehalten und Alle ihm ihren Beifall bezeugt hatten, wurde mit einem Male stark an die Vorderthüre gepocht, wie wenn Nachtschwärmer sich einstellten, und man hörte die Töne einer Flötenspielerin. Agathon sagte: „Seht nach, ihr Burschen, und wenn es ein Bekannter ist, so ladet ihn ein; wo nicht, so sagt ihm, wir zechen nicht, sondern gestatten bereits uns Rast." Und nicht lange, so hörte man im Eingang die

Stimme des stark berauschten Alkibiades. „Wo ist Agathon?“ rief er, „führet mich zu ihm!“ Die Flötenspielerin griff ihm unter die Arme, und einige Andere seiner Dienerschaft führten ihn näher. Mit einem dichten Epheu- und Veilchenkranze bekränzt und mit sehr vielen Bändern auf dem Kopfe, blieb er in der Thüre stehen und sagte: „Meinen Gruß, ihr Männer! Werdet ihr einen tüchtig angetrunkenen Mann als Zechgenossen aufnehmen? Oder sollen wir wieder unseres Weges ziehen, nachdem wir blos, weshalb wir gekommen, den Agathon bekränzten? Gestern nämlich war es mir nicht möglich zu kommen, heute aber bin ich mit den Bändern auf dem Kopfe erschienen, damit ich, von meinem Haupte sie nehmend, das Haupt des Kunstreichsten und Schönsten, wenn ich ihn so nennen darf, damit umwinde. Soll ich eintreten? Wollt ihr mit mir zechen oder nicht?“

Alle jubelten ihm entgegen und forderten ihn auf einzutreten und sich niederzulassen, und auch Agathon lud ihn freundlich ein. Von seinen Freunden geführt, näherte er sich dem Agathon und küßte und kränzte ihn, indem er sich mitten zwischen ihm und Sokrates niederließ. Die Sklaven banden ihm die Sohlen ab. Jetzt erst erkannte Alkibiades in seinem andern Nachbar den Sokrates und rief: „Beim Herakles, was ist denn das? Auch hier, Freund Sokrates, hast du dich, indem du wieder Jagd auf mich machst, im Hinterhalt gelagert, wie du gewöhnlich thust?“ Es erhob sich ein neckisches Hin- und Herreden zwischen Alkibiades und Sokrates, während dessen Alkibiades von den Bändern, mit denen er den Agathon bekränzt, einige nahm und um das Haupt des Sokrates wand. Nachdem er hierauf Platz genommen, rief er: „Auf denn, ihr lieben Männer! Scheint ihr mir doch nüchtern; das darf man euch aber nicht nachsehen, sondern ihr müßt trinken, denn so lautet unsere Uebereinkunft. Darum wähle ich zu unserm Zechkönig, bis ihr zur Genüge Bescheid thatet, mich selbst. Hat aber Agathon einen großen Pokal, so bring' er ihn herbei. Doch braucht es dessen nicht, sondern gib, Bursche, die Kühlschale dort her, sie faßt über 8 Kotylen

($^{2}/_{3}$ Chus = $2^{2}/_{5}$ Quart)." Diese ließ Alkibiades vollgießen, um sie zuerst selbst zu leeren; dann befahl er sie für Sokrates zu füllen und sprach: „Gegen den Sokrates, liebe Freunde, hilft mir der Kunstgriff nichts; denn trank er auch soviel, als Jemand ihm auferlegte, möchte er doch nie berauscht werden." Nachdem Sokrates die Schale nachgetrunken, sagte Eryximachos: „Wie machen wir es nun, lieber Alkibiades? Sprechen wir ohne Weiteres nichts beim Becher und singen auch nichts dabei, sondern trinken vielmehr, wie Durstige, geradehin?" Alkibiades verstand sich dazu, auch eine Rede zu halten, und zwar eine Lobrede auf Sokrates.

Bald nachdem Alkibiades geredet, erschienen plötzlich sehr zahlreiche Nachtschwärmer an der Hausthüre, und da sie diese eben offen fanden, weil Jemand hinausgehen wollte, so drangen sie in den Saal herein und lagerten sich zu den Andern. Da gab's nun allerwärts viel Lärm, und man sah sich genöthigt, alle Ordnung aufzuheben und sehr viel Wein zu trinken. So machten sich denn Einige der früheren Gäste eilig davon, Andre versanken in Schlaf. Gegen Morgen waren nur noch Agathon, Aristophanes und Sokrates wach, und sie tranken aus einer großen Schale rechts herum. Auch Aristophanes schlief zuletzt ein, und am Ende, als der Tag anbrach, auch der Wirth. Sokrates aber erhob sich nüchtern und ging zum Bade.

Das Symposion des Xenophon, in welchem ebenfalls philosophische Gegenstände behandelt und mit der Fröhlichkeit des Lebens in Verbindung gebracht werden, ist von lebensvoller Frische und Wahrheit und versetzt uns mitten in die thatsächlichen Zustände der Gesellschaft jener Zeit.

Der reiche Kallias, der Sohn des Hipponikos, war an den großen Panathenäen mit dem von ihm geliebten Knaben Autolykos, der im Pankration gesiegt hatte, zur Schau der hippischen Agonen hinausgegangen, und als die Wettspiele beendigt waren, etwa zur Mittagszeit, führte er ihn mit seinem Vater Lykon und mit Nikeratos in sein Haus im Peiraieus, um ihn, den siegreichen Knaben, dort

durch ein Gastmahl zu ehren. Auf dem Wege dahin sah er in einiger Entfernung den Sokrates mit noch vier Andern; er ließ daher den Autolykos und die Uebrigen durch einen Sklaven nach seinem Hause vorausführen und trat zu Sokrates und seinen Genossen, um sie auch zu seinem Gastmahl einzuladen. Die Männer dankten höflichst für die Ehre, konnten sich jedoch nicht sogleich entschließen zuzusagen; als sie aber sahen, daß er das übel nehmen wollte, wenn sie sich weigerten, so folgten sie. Bevor sie aber in das Haus des Kallias zum Mahle eintraten, turnten erst noch die Einen und salbten sich, Andre auch badeten erst.

In dem Speisesaal setzte sich der Knabe Autolykos neben seinen sich lagernden Vater, und auch die Andern lagerten sich, wie es ihnen eben paßte. Während sie speisten, klopfte es stark an die Hausthüre, und bald meldete der Thürhüter, Philippus, der Spaßmacher, sei draußen und sage, er komme ausgestattet mit allem, was dazu gehöre, um an einem fremden Mahle Theil zu nehmen; sein Diener sei ganz müde, weil er nichts zu tragen habe und noch ohne Frühstück sei. Kallias wandte sich an seine Gäste: „Es wäre nicht schön, meine Freunde, wenn wir ihm das Haus verwehren wollten; er mag denn eintreten.“ Kaum hatte er das gesprochen, so stand der Parasit auch schon auf der Schwelle und führte sich mit den Worten ein: „Ich bin, wie ihr wißt, der Spaßmacher Philippos und erscheine gern, weil ich glaube, daß es lustiger ist, ungeladen zu Tische zu kommen als eingeladen.“ „So lagere dich also,“ sagte Kallias, „denn die Männer hier sind, wie du siehst, voll Ernstes und bedürfen vielleicht des Lachens.“ Der Parasit nahm nun den ihm zukommenden untersten Platz ein und versuchte sogleich einen Spaß zu machen. Da Niemand lachte, ward er sichtlich betroffen. Bald darauf versuchte er es zum zweiten Mal, und wiederum blieb Alles still. Da hörte er auf zu essen und verhüllte sich das Haupt. Kallias fragte: „Was ist dir, Philippos? Schmerzt dich was?“ „Ach ja, beim Zeus,“ antwortete er mit weinerlicher Stimme, „ich habe einen großen Schmerz; denn da das Lachen aus dem Leben verschwunden ist, so ist es aus mit

meinen Geschäften; Niemand wird mich jetzt mehr einladen." Alle trösteten den Armen und versprachen ihm, sie wollten lachen; er solle nur essen; und Kritobulos lachte laut auf. Als Philippos das Lachen hörte, enthüllte er wieder sein Haupt, sprach sich Muth zu und aß.

Nachdem bereits die Tische weggenommen waren und man nach Beendigung der Spenden und des Päans das Trinkgelage begonnen hatte, trat ein Syrakusier herein mit seiner Kunstgesellschaft, einer Flötenspielerin, einer Tänzerin und einem schönen jugendlichen Knaben, der die Zither zu spielen und zu tanzen verstand. Zunächst unterhielten die Flötenspielerin und der Knabe die Gesellschaft mit ihren Künsten, dann nach einiger Zeit ernsterer Unterhaltung trat die Tänzerin auf. Sie tanzte nach den Klängen der Flöte, und ein daneben stehender Mann reichte ihr nach und nach zwölf Reifen, welche sie sämmtlich während des Tanzes mit großer Geschicklichkeit in die Höhe warf und wieder auffing. Nicht lange nachher wurde ein großer Reif hereingebracht, der mit aufrecht stehenden Schwertern rings besteckt war. Die Tänzerin sprang, sich kopfüber schwingend, über die Schwerter in den Kreis des Reifes hinein und wieder heraus, so furchtlos und mit solcher Sicherheit, daß die Zuschauer, welche dem gefährlichen Spiel mit gespannter Angst um das Mädchen zusahen, allmählich alle Furcht verloren. Dann tanzte einmal wieder der Knabe mit großer Gewandtheit und Anmuth, und Philippos, der Spaßmacher, ahmte in possirlichster Weise die Tänze nach, und als das Mädchen rückwärts gebogen Räder schlug, versuchte er, nach vorn gebogen, die Räder nachzumachen. Nachdem er längere Zeit seine lächerlichen Sprünge gemacht, warf er sich erschöpft auf sein Polster und rief, der Diener solle ihm die große Schale füllen, denn er habe durch die Anstrengung viel Durst bekommen. „Aber auch uns," sagte Kallias, „soll er die Schale füllen, denn uns hat das Lachen über dich auch Durst gemacht." Doch Sokrates war für die Beibehaltung der kleinen Becher, und die Gesellschaft war es zufrieden; nur meinte der Parasit, die Weinschenke sollten den eifrigen

Wagenlenkern nachahmen und die Becher recht schnell im Kreise der Zecher herumtreiben. Und das thaten sie.

Nachdem die Gäste noch lange sich mit Scherz und Ernst unterhalten und Lykon gegen Abend mit seinem Sohne sich entfernt hatte, um den üblichen Spaziergang zu machen, erbat sich Sokrates zuletzt noch von dem Syrakusier einen mimischen Tanz. Der Syrakusier ging hinaus. Nach einer Weile wurde ein Thronsessel in dem Saale aufgestellt, und der wieder eintretende Syrakusier kündigte der Gesellschaft den Gegenstand der zu erwartenden Vorstellung an. „Meine Herren," sprach er, „Ariadne kommt in ihr Gemach, dann wird Dionysos zu ihr kommen, und sie werden in Liebe mit einander scherzen." Nach einigen Minuten gespannter Erwartung kam Ariadne herein und setzte sich auf den Sessel. Dionysos war noch fern; aber jetzt hörte man Flötengetön, den Rhythmus eines bakchischen Tanzes. Sogleich zeigte Ariadne durch ihr Benehmen, wie freudig die bakchischen Töne sie durchschauerten. Zwar stand sie nicht auf, um dem nahenden Gotte entgegenzugehen; aber sie konnte ihre Unruhe nicht verbergen. Jetzt erscheint der Gott, halbberauscht, und wie er die Geliebte sieht, tanzt er liebeerfüllt zu ihr heran, setzt sich zu ihr, umarmt und küßt sie. Verschämt erwiedert sie seine Umarmung. Die Trinkgesellschaft klatschte Beifall zu, und Mancher rief: da Capo! Als aber Dionysos aufstand, Ariadne mit sich emporzog und beide sich vermittelst der Geberdensprache ihre Liebe gestanden, da ergriff die Zuschauer Staunen über die Wahrheit der Darstellung; denn sie glaubten zu hören, daß der Gott das Mädchen fragte, ob sie ihn liebte, und daß sie es mit einem Eide bejahte, ja sie wollten alle darauf schwören, daß die beiden Pantomimen einander wirklich liebten.

Der Abend war herangekommen, und das Gelage löste sich auf. Die Gäste, noch ganz erfüllt von der lieblichen Darstellung, bestiegen zum Theil die Pferde und ritten gen Athen hinauf nach Hause; Sokrates und manche Andere gingen, um noch mit Lykon und seinem Sohn spazieren zu gehen.

Todtenbestattung.

Nach einem platonischen Ausspruche fand das glückliche Leben eines Mannes darin den schönsten Abschluß, daß er von seinen Hinterbliebenen schön und mit anständigem Aufwand begraben wurde. Für die Hinterbliebenen aber war die ehrenvolle Bestattung des Todten und die Heilighaltung seiner Begräbnißstätte zu allen Zeiten des griechischen Lebens eine fromme heilige Pflicht, deren Vernachlässigung als die größte Verruchtheit angesehen ward. Zu Athen waren die Kinder, welche von ihren Eltern zur Unzucht angehalten worden waren oder nicht die nothwendigste Erziehung und Unterweisung zu ehrlichem Erwerb empfangen hatten, durch das Gesetz von der Ernährung der Eltern und jeder andern Verpflichtung gegen dieselben entbunden, nur nicht von der Pflicht, die Eltern nach ihrem Tode zu bestatten. Und bei der Prüfung derer, die zum Archontenamte sich gemeldet, wurde immer gefragt, ob der zu Wählende die Gräber seiner Vorfahren nicht vernachlässigt habe. Nach einer Schlacht die Todten nicht begraben zu haben, war für die Feldherren ein todeswürdiges Verbrechen, und allgemein forderte es die humane Sitte, auch dem Feinde nach einem Kampfe zur Bestattung der Gefallenen Waffenstillstand zu gewähren. Selbst eine unbekannte Leiche mußte der, welcher sie fand, unter die Erde bringen, und wenn er die Zeit nicht hatte, sie förmlich zu begraben, so warf er wenigstens, um in symbolischer Weise die Bestattung zu vollziehen, einige Hände voll Erde auf die Leiche. Das verlangte die Rücksicht gegen den Menschen und gegen die Götter. Denn die Seele des Verstorbenen ging nach dem allgemein herrschenden Glauben nicht eher in das Reich der Todten zur Ruhe ein, als bis sie bestattet war; die himmlischen Götter aber verlangten, daß der Todte aus ihrem Bereiche, aus dem Reiche des Lichts und des Lebens entfernt werde, während die Unterirdischen die Zusendung des Todten, der ihnen gehörte, beanspruchten. Unbegraben nur blieben die Leiber

mancher hingerichteten, besonders schweren Verbrecher; man warf sie an einen dazu bestimmten Ort, in eine Schlucht, wie das Barathron bei Athen, den Keadas bei Sparta. Wenn Jemand auf dem Meere oder sonstwo verunglückt war, daß man seines Körpers nicht habhaft werden konnte, so errichteten ihm die Anverwandten zu Hause wenigstens ein leeres Grab, ein Kenotaphion, an welchem sie ihm dann die den Todten zukommende Ehre erwiesen.

In Attika soll in uralten Zeiten von Kekrops eine sehr einfache Leichenbestattung eingeführt worden sein. Die nächsten Verwandten gruben das Grab, und nachdem sie den hineingelegten Todten mit Erde überdeckt hatten, besäeten sie den darüber gehäuften Erdhügel mit Getreide. Darauf hielten sie das Todtenmahl, bei welchem sie die Vorzüge des Verstorbenen priesen, soviel Gutes sich mit Wahrheit von ihm sagen ließ; und damit endete die einfache Feier. In den folgenden Jahrhunderten soll dann diese alte schöne Sitte durch den zunehmenden Luxus und die Eitelkeit der Menschen verdrängt worden sein, so daß man viele Opferthiere schlachtete und in übertriebener Weise seine Trauer zur Schau trug. Solon aber schaffte diese rohen Gebräuche durch eine vernünftige, der hellenischen Gesittung entsprechende Leichenordnung wieder ab. Nach Plutarch verbot er den Frauen das Zerkratzen des Gesichts, das Schlagen an Brust und Hüfte, das Absingen von Klageliedern und Heulen bei fremden Leichen: man sollte ferner keine Ochsen als Todtenopfer schlachten, nicht mehr als drei Kleider in das Grab mitgeben und nicht an fremde Gräber gehen, außer bei einer Bestattung. Auch Lykurg hatte für Sparta eine einfache Leichenordnung gegeben. „Für's Erste erlaubte er," sagt Plutarch, „damit aller Unglaube verbannt würde, die Todten in der Stadt zu begraben und ihre Male dicht an den Tempeln zu haben; die Jugend sollte früh mit diesem Anblick vertraut werden, daß sie vor dem Tode sich nicht scheute und zurückbebte, als verunreinige man sich, wenn man eine Leiche berühre oder über Gräber wandle. Sodann ließ er nichts mit ins Grab legen, sondern in rothem Tuche, auf Oelblätter

gebettet, wurde der Todte bestattet. Den Namen durfte man nicht auf das Grabmal setzen, außer wenn ein Mann im Felde oder eine Frau als Priesterin gestorben war. Die Trauerzeit bestimmte er auf die kurze Zeit von elf Tagen; am zwölften mußte sie mit einem Opfer, das man der Demeter darbrachte, beschlossen werden."

Das Verfahren bei der Bestattung in Attika, mit welchem die andern Griechen in den wesentlichsten Punkten übereingestimmt haben mögen, war folgendes. Wenn Jemand in einem Hause gestorben war, so war das Erste, was geschah, daß die liebende Hand der nächsten Anverwandten ihm die Augen zudrückte und den Mund schloß, worauf das Gesicht mit einem Tuche überdeckt zu werden pflegte. Auch beeilte man sich, dem Todten einen Obolos in den Mund zu legen als Fährgeld für Charon, den Fährmann in der Unterwelt, damit er sobald als möglich zur Ruhe des Hades eingehe. Diese Sitte hatte erst aufkommen können, seitdem man an einen Charon glaubte. Pausanias fand denselben nicht eher erwähnt, als in der Minyas, einem etwa im sechsten Jahrhundert vor Chr. entstandenen epischen Gedichte eines unbekannten Verfassers; dann kommt er bei Aeschylus und Euripides vor, und Aristophanes erwähnt sein Fährgeld, so daß also zu dessen Zeit der erwähnte Gebrauch in Athen schon eingeführt war. Auch anderswo in Griechenland war diese Sitte, wie die Münzen beweisen, welche man hier und da bei Oeffnung von Gräbern noch zwischen den Zähnen der Todten gefunden hat; zu Hermione aber, wo sich ein Eingang in die Unterwelt befand und die Menschen den kürzesten Weg zum Hades hatten, glaubte man des Obolos nicht zu bedürfen. — Ferner wurde gleich nach dem Ableben eines Familiengliedes ein irdenes Gefäß mit Wasser, das man in einem Nachbarhause geholt, in den Eingang des Hauses gestellt, damit Jeder, der aus dem Hause trat, sich durch Besprengung reinigen konnte. Denn das Haus war nach dem herrschenden Glauben durch den Todten verunreinigt.

Das Nächste war, daß man die Leiche wusch, mit wohlriechenden Spezereien salbete und in ein schönes weißes Gewand hüllte, was

auch schon in homerischer Zeit geschah. Dies wurde nicht, wie bei den Römern, von fremden bezahlten Personen besorgt, sondern von den nächsten weiblichen Verwandten. Dann setzte man dem Todten einen aus Eppichblättern oder aus Blumen gewundenen, mit Tänien oder Bändern geschmückten Kranz auf das Haupt und gab ihm einen Honigkuchen in die Hand. Der Kuchen war, wie ein Scholiast des Aristophanes sagt, für den Kerberos bestimmt, wie der Obolos für den Charon; den Kranz aber habe der Todte bekommen, weil er siegreich das Leben durchgekämpft.

So ausgerüstet und geschmückt, wurde der Todte auf ein mit dem Kraut Origanon und mit vier Rebzweigen überdecktes Bett gelegt und in dem Vordertheile des Hauses aufgestellt, so daß die Füße der Thüre zugekehrt waren (vergl. S. 133). Neben das Bett stellte man irdene bemalte Gefäße (λήκυθοι), die wahrscheinlich mit zur Todtenspende erforderlichen Flüssigkeiten gefüllt waren. Diese Ausstellung, gleichsam eine öffentliche Todtenschau, welche bewies, daß der Verblichene eines natürlichen Todes gestorben, begann am Tage nach dem Tode und dauerte wenigstens in Athen nach solonischem Gesetz einen Tag, so daß an dem zweiten Tage nach dem Hinscheiden die eigentliche Bestattung erfolgte. Wenn die Anstalten der Ausstellung getroffen waren, versammelten sich die Freunde und Verwandten des Hauses, um die Todtenklage anzustimmen, indem zuerst die nächsten Angehörigen dem Hingeschiedenen zuriefen, was ihnen der Schmerz eingab. Bezahlte Weiber erhoben dann zu den Tönen der Flöte ihre Klageweisen. Doch hatte Solon verfügt, daß außer den Frauen der nächsten Verwandtschaft nur noch solche bei der Todtenklage zugegen sein durften, welche über sechzig Jahre alt waren. Gewaltsame Ausbrüche des Jammers, wie wir sie aus den homerischen Gedichten kennen (s. S. 136) und wie sie gewiß auch in späterer Zeit noch an vielen Orten Griechenlands stattfanden, mögen auch in Athen noch oft bei diesen Trauerscenen vorgekommen sein, obgleich Solon die allzu leidenschaftlichen Schmerzensbezeugungen verboten hatte.

Am nächsten Tage also erfolgte die eigentliche Bestattung (ἐκφορά, das Hinaustragen), und zwar am frühen Morgen vor Sonnenaufgang, damit das Licht der Sonne durch den Anblick des Todten nicht entweiht werde. Auf demselben Bette, auf welchem der Todte bei der Ausstellung gelegen, wurde er zu dem Ort der Bestattung hinausgetragen, entweder von den Angehörigen selbst, oder von Freigelassenen oder Sklaven des Hauses, manchmal auch von gedungenen Trägern. In einzelnen Fällen, wenn einem verdienten Manne eine besondere Auszeichnung zu Theil werden sollte, übernahmen auserlesene junge Leute aus der Bürgerschaft das Tragen der Leiche. Unter dem Vortritt gedungener Klagesänger (θρηνῳδοί) oder einer Schaar von Flötenbläserinnen gingen die männlichen Leidtragenden in schwarzen oder grauen Trauergewändern und mit abgeschnittenem Haar der Bahre voraus. Hinter derselben folgten die leidtragenden Frauen, und zwar auch hier außer den nächsten Verwandtinnen nur Frauen über sechzig Jahre.

Auf dem zur Bestattung bestimmten Platze wurde der Todte entweder beerdigt oder verbrannt. Manche haben die Behauptung aufgestellt, daß in der heroischen Zeit die Todten verbrannt, in den geschichtlichen Jahrhunderten begraben worden seien. Homer allerdings spricht nur von Verbrennung der Leichen; doch finden sich auch Spuren von Beerdigung in der ältesten Zeit. In Attika soll Kekrops die Beerdigung eingeführt haben; Theseus war auf Skyros begraben worden, Kimon fand dort sein Grab und seine Gebeine und brachte diese nach Athen. Aus der geschichtlichen Zeit ist die Sitte des Begrabens hinlänglich festgestellt, obgleich wir auch Beispiele von Verbrennung haben. Verbrennung und Beerdigung also gingen zu allen Zeiten nebeneinander her; in der geschichtlichen Zeit aber überwog die Beerdigung, welche besonders von den Aermeren wegen der Wohlfeilheit mag vorgezogen worden sein. Das Verbrennen empfahl sich bei auswärtigen Kriegszügen, damit man die Reste der Todten leichter in die Heimat zurückbringen könnte, und bei schweren Seuchen, wo die große Sterblichkeit und die Gefahr der Ansteckung

ein schnelles Beseitigen der Leichen wünschenswerth machte. Während der Pest zu Athen z. B. verbrannte man die Todten. Im Ganzen war die eine oder die andere Art der Bestattung der Wahl der Hinterbliebenen oder auch der Bestimmung des Verstorbenen überlassen. Den Sokrates z. B. fragte vor seinem Tode sein Freund Kriton: „Wie sollen wir dich bestatten? Sollen wir deinen Leib verbrennen oder begraben?“ Erst mit dem Siege des Christenthums wurde die Beerdigung die allein herrschende Sitte.

Wurde die Leiche beerdigt, so legte man sie in einen Sarg, der entweder aus Holz, und zwar besonders aus Cypressenholz, oder gewöhnlicher noch aus Thon bestand. Doch gab es auch steinerne Särge. Zur Verbrennung der Leiche errichtete man einen Scheiterhaufen, der bei reichen Leuten oft sehr groß, prachtvoll und kostbar war. War die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt, so wurde dieser von den nächsten Verwandten mit abgewendetem Gesichte angezündet, und in die Flammen warfen die Leidtragenden allerlei Gegenstände, die dem Verstorbenen lieb gewesen. Wenn der Holzstoß zusammengebrannt war, wurden die Asche und die Reste der Gebeine von den Angehörigen gesammelt, in eine thönerne oder eherne Urne gelegt und in der Grabstätte beigesetzt. In das Grab legte man dem Todten, um ihn mit freundlichen Erinnerungen zu umgeben, noch mancherlei Geräthe, bemalte Thongefäße, Lampen, Salbenfläschchen, Spiegel und Schmuck, auch Eßwaaren und Lieblingsthiere; den Kindern gab man ihre Spielzeuge mit, dem Krieger seine Waffen, dem Sieger in Wettspielen seinen Siegespreis. — War der Todte zur Ruhe gebracht, so riefen ihm die Leidtragenden zum Abschied noch einen Gruß und eine Klage zu und begaben sich dann in das Trauerhaus zurück, um das Todtenmahl zu halten, an welchem die nächsten Verwandten nach dreitägigem Fasten wieder Speise zu sich nahmen. Auch Frauen nahmen an dieser Mahlzeit Theil. Die Gäste betrachteten den Verstorbenen als ihren Gastgeber und gedachten während des Mahles seiner Verdienste und Tugenden. Seine Fehler sollten für immer vergessen sein.

Mit dem Begräbniß waren die Todtengebräuche noch nicht vollendet. Am dritten Tage nach demselben brachte man dem Verstorbenen ein Todtenopfer (τρίτα); das Hauptopfer aber erfolgte am neunten Tage (ἔνατα), an welchem man ihm eine förmliche Mahlzeit aus gekochten Speisen an sein Grab trug, während ihm an dem ersten Opfertag nur ein Frühstück gebracht worden war. Das Opfer des neunten Tages bildete den Beschluß der wesentlichen Bestattungsgebräuche, aber die Trauer dauerte zu Athen doch noch bis zum dreißigsten Tage. An diesem wurde noch ein Todtenopfer (τριακάς) am Grabe veranstaltet, und danach legte man die Trauerkleider ab. Die Länge der Trauerzeit war an den verschiedenen Orten nicht gleich. Zu Sparta endete sie, wie wir gehört, mit dem zwölften Tage, in Keos trauerten die Mütter um ihre Kinder ein ganzes Jahr, während die Männer weder Trauerkleider anlegten noch das Haar schoren. Aus einer Inschrift kennen wir das die Trauer betreffende Gesetz der jonischen Stadt Gambreion an der kleinasiatischen Küste, nach welchem die Frauen in dunkelfarbigen, doch nicht in schmutzigen Gewändern, die Männer entweder in ebensolchen oder, wenn sie es vorziehen, in weißen Gewändern trauern sollen; die gebührenden Todtenopfer sollen spätestens innerhalb drei Monaten vollzogen werden, im vierten Monat sollen die Männer, im fünften die Frauen aufhören zu trauern.

In ältester Zeit sollen zu Athen die Grabstätten in den eigenen Häusern gewesen sein, damit man die geliebten Todten möglichst nahe habe. Aber früh schon machte sich bei den meisten Griechen der Gedanke, daß die Nähe der Todten verunreinige, und damit der Grundsatz geltend, daß die Behausungen der Todten von den Wohnungen der Lebenden und den Heiligthümern der Götter fern gehalten werden müßten. Manche dorische Staaten jedoch, wie die Spartaner und die von ihnen stammenden Tarentiner, die Megarer, begruben ihre Todten innerhalb der Stadt, was in Athen auch nicht ausnahmsweise gestattet ward; denn bisweilen wurde einem einzelnen hochverdienten Manne auch von solchen Staaten, welche sonst ihre

Todten außerhalb begruben, zur besonderen Auszeichnung eine Grabstätte innerhalb der Stadt, und zwar meistens auf dem Markte, ausersehen. Solche Todten galten dann als Heroen und ihre Grabmäler als Heiligthümer. Meistentheils also waren die Gräber außerhalb der Städte, und man wählte am liebsten die Nähe der Landstraßen. Zu Athen waren gemeinsame Begräbnißplätze (Nekropolen) vor den verschiedenen Thoren fast um die ganze Stadt herum; die wohlhabenderen Bürger aber besaßen gewöhnlich besondere Familienbegräbnisse, welche auf ihrem eigenen Grund und Boden angelegt waren und in ihren Kammern Raum für viele Urnen und Leichen hatten. Solche Grabkammern waren ausgemauert oder auch in Felsen eingehauen. Selten bestand in der späteren Zeit das Grab aus einem einfachen Erd- oder Steinhügel; in der Regel war es mit einem Denkmal geschmückt, einem Pfeiler, einer Säule, einem Altar, einem liegenden Grabstein. Oefter auch bestanden die Grabmäler in kleinen tempelartigen Gebäuden von ungewöhnlicher Pracht mit schöner Sculptur und Malerei. In Athen war zwar, um dem allzu großen Luxus zu wehren, ein Gesetz, daß kein Grabmonument so groß und kostspielig angelegt werden dürfe, daß nicht zehn Arbeiter in drei Tagen mit seiner Errichtung fertig werden könnten; allein es scheint schlecht beobachtet worden zu sein. Demosthenes spricht von dem Grabmal einer Frau, das zwei Talente, etwa 3000 Thaler kostete. Die Grabmäler, auch wenn sie nur aus einem unscheinbaren Steine bestanden, trugen gewöhnlich eine Inschrift, welche den Namen des Verstorbenen, oft auch eine Angabe seiner Lebensumstände, einen Nachruf an die Hinterbliebenen, einen guten Rath an die Vorübergehenden u. s. w. enthielt, und zwar meistens in epigrammatischer Form. Sinnige Embleme bezeichneten den Beruf oder die Kunst des Verstorbenen; auf den Gräbern des Sophokles und des Isokrates war das Bild einer Sirene angebracht, um ihre Wohlredenheit anzudeuten, auf dem des Mathematikers Archimedes ein Cylinder. Um das Grabmal pflanzte man gern duftende Blumen, besonders Malven und Asphodelos, und Bäume,

vornehmlich Cypressen, so daß die Umgebung des Grabes einem Garten ähnlich war.

Die Gräber waren geheiligte Stätten, mit deren Verletzung man eine schwere Sünde beging; sie gehörten zu dem Theuersten, was das Volk besaß, und die Hinterbliebenen pflegten sie in stiller Trauer mit der größten Gewissenhaftigkeit. An gewissen Tagen besuchten die Angehörigen die Gräber ihrer Lieben, um dieselben mit Kränzen und Tänien zu schmücken und mancherlei Gaben darzubringen; man goß Trankopfer (χοαί) aus, bestehend aus Oel, Honig und Milch, Wasser und Wein. Blutige Todtenopfer waren in Athen verboten. Wo sie vorkamen, wurde das Blut des Opferthieres in eine Grube gegossen, der Körper in Stücke zerschnitten und zu Asche verbrannt, die alsdann an der Stelle vergraben ward. Die Todten freuten sich, so glaubte man, der ihnen gezollten Ehren und der Anwesenheit ihrer Verwandten und Freunde an dem Grabe, wogegen die Nähe von Feinden ihren Zorn erregte. Die Tage, an welchen man besonders die Todten an ihren Gräbern ehrte, waren vor allen der Geburtstag des Verstorbenen und wohl auch der Sterbetag. Auch gab es zu Athen ein allgemeines Todtenfest Nekysia am 5. Boedromion (September — October).

Bisweilen setzte Jemand durch ein Testament eine besondere Gedächtnißfeier für sich und seine Nächsten ein. Bekannt ist das Testament des atheuischen Philosophen Epikuros, in welchem den Erben gewisse Einkünfte angewiesen sind mit der Verpflichtung, daß sie an seinem Geburtstage, dem 10. Gamelion (Januar — Februar), ihm, seinem Vater und seiner Mutter die Todtenopfer darbringen und außerdem noch eine monatliche Feier zu seinem und seines Schülers Metrodoros Gedächtniß veranstalten sollten. Eine Inschrift von Thera enthält das Testament einer reichen Frau, Namens Epikteta, welche eine Summe von 3000 Drachmen aussetzt, von deren Zinsen ihre Erben jährlich 210 Drachmen an eine aus ihrer Verwandtschaft gebildete Genossenschaft zahlen sollen, damit diese jährlich im Monat Delphinios in dem von ihr, ihrem

verstorbenen Gatten und ihren ebenfalls schon verstorbenen Söhnen gestifteten Heiligthum der Musen aus ihrer Mitte drei sog. Monatsopferer (ἐπιμηνίους) erwählen zur Besorgung der vorgeschriebenen Opfer, nämlich am 19. den Musen, am 20. der Epikteta und ihrem Gatten, am 21. ihren Söhnen. Die namentlich aufgeführten Verwandten, dreiundzwanzig an der Zahl, sollen sich alle persönlich mit ihren Frauen und Kindern bei der Feier einfinden.

Wir wollen hier noch von der Bestattung, mit welcher die Athener ihre für's Vaterland gefallenen Krieger von Staatswegen in schöner Weise zu ehren pflegten, mit den Worten des Thukydides (2, 34) eine Beschreibung folgen lassen: „In diesem Winter (nach dem ersten Jahr des peloponnesischen Krieges) veranstalteten die Athener, der Sitte der Väter gemäß, die öffentliche Bestattung derer, welche in diesem Kriege zuerst gefallen waren, auf folgende Weise. Drei Tage zuvor wird ein Zelt errichtet, die Gebeine der Abgeschiedenen werden ausgestellt, und Jeder bringt seinem Angehörigen, wenn er will, eine Leichengabe dar. Wenn aber der Leichenzug selbst gehalten wird, so werden Särge von Cypressenholz auf Wagen gefahren, einer für jeden Volksstamm. Auch wird ein leeres gepolstertes Todtenlager mitgeführt, für die Vermißten, die etwa bei der Sammlung der Leichname nicht aufgefunden worden. Jeder, der da will, Stadtbewohner oder Fremder, nimmt Theil an dem Zuge. Auch die verwandten Frauen erscheinen wehklagend bei der Leichenfeier. Man setzt nun die Leichen im öffentlichen Begräbnißplatze bei, welcher in der schönsten Vorstadt sich befindet. Von jeher begräbt man dort (im Kerameikos am Wege zur Akademie) die im Kriege Gefallenen; nur denen, welche bei Marathon fielen, wurde, weil man ihre Heldentugend für unvergleichbar erklärte, dort auch ihr Grabmal errichtet. Wenn man sie nun mit Erde bedeckt hat, so hält ihnen ein von Staatswegen dazu erwählter Mann, der den Ruf verständiger Einsicht und hervorragendes Ansehen genießt, eine passende Lobrede." Nachdem den Todten von ihren Angehörigen noch die gebührende Todtenklage erhoben worden war, entfernte

man sich, um das vom Staate veranstaltete Leichenmahl zu halten, dessen Besorgung den Vätern und Brüdern der Gefallenen überlassen war. Solche öffentliche Bestattungen fanden seit Solon statt; die Leichenrede aber war erst in den Perserkriegen, vielleicht durch Themistokles, eingeführt worden. Später pflegte man auch in Friedenszeiten eine Gedächtnißfeier der früher gefallenen und öffentlich bestatteten Vertheidiger des Vaterlandes zu veranstalten, wobei der Archon Polemarchos die fungirende Obrigkeit war und eine Leichenrede nie fehlte. Leichenreden aber für einzelne Privatpersonen, wie sie in Rom stattfanden, waren zu Athen in klassischer Zeit nicht Sitte.

Wir fügen hieran die Todtenfeier, welche die Platäer den in der Schlacht bei Platäa gegen die Perser gefallenen Hellenen alljährlich zu veranstalten übernommen hatten. Plutarch beschreibt sie im Leben des Aristeides folgendermaßen: „Am 16. des Monats Maimakterion (November — December) halten sie einen festlichen Zug, den früh Morgens ein Trompeter mit kriegerischer Melodie eröffnet; es folgen Wagen voll von Myrtenzweigen und Kränzen und ein schwarzer Stier; dann werden Opfergaben an Wein und Milch in Krügen, auch Schalen voll Oel und wohlriechenden Salben von freien Jünglingen getragen; denn kein Geschäft bei dieser Feierlichkeit darf von Sklaven verrichtet werden, weil jene Männer für die Freiheit starben. Zuletzt erscheint der oberste Stadtvorsteher Platäa's, der sonst weder Eisen berühren darf noch ein Kleid von anderer als weißer Farbe tragen, in einen Purpurmantel gehüllt, einen Wasserkrug in der Hand, den er aus dem Stadtarchive holt, und ein Schwert an der Seite. So zieht er mitten durch die Stadt nach den Gräbern; dort schöpft er Wasser aus der Quelle, wäscht eigenhändig die Säulen und salbt sie mit Oel, schlachtet sodann den Stier über dem (in einer Grube aufgeschichteten) Scheiterhaufen mit einem Gebet zum unterirdischen Zeus und Hermes und ladet endlich die tapferen Männer, die für Griechenland gefallen, zum Mahle und Bluttrunke ein. Zuletzt füllt er einen Becher mit Wein und spricht, indem er ihn

als Trankopfer ausgießt: „Ich trinke den Männern zu, die für Griechenlands Freiheit starben.“ Diese Gebräuche werden noch jetzt von den Platäern beobachtet.“

Derselbe Plutarch erzählt uns, welche Ehren die Syrakusier dem um ihre Stadt so hoch verdienten Timoleon nach seinem Tode erwiesen. „Timoleon verlebte geehrt und geliebt, wie ein gemeinsamer Vater, in Mitten der Syrakusier die Tage seines Greisenalters, bis ihm eine kleine Unpäßlichkeit den Tod brachte. Nach Verfluß einiger Tage, welche den Syrakusiern für die Anstalten zur Bestattung, den Landbewohnern und Fremden, um sich zu versammeln, eingeräumt wurden, veranstaltete man ihm eine glänzende Leichenfeier, wobei Jünglinge, vom Volke erwählt, das prachtvoll geschmückte Todtenbett über die Trümmer des dionysischen Palastes trugen. Als Geleite folgten viele tausend Männer und Frauen, und wenn die Kränze auf Aller Haupt und die weißen Gewande einen festlichen Anblick gewährten, so zeigten die Wehklagen und Thränen, die sich mit den Seligpreisungen des Mannes mischten, nicht eitles Ehrengepränge noch obrigkeitlich angeordnete Dienstleistung, sondern ächte Trauer aus dankerfülltem, liebendem Herzen. Zuletzt, als die Bahre auf den Scheiterhaufen gesetzt war, las Demetrios, der unter den Herolden jener Zeit die stärkste Stimme hatte, folgende öffentliche Erklärung ab: „Das syrakusische Volk bestattet diesen Timoleon, Timodemos' Sohn von Korinth, mit einem Aufwande von 200 Minen und hat auf alle Zeiten Wettkämpfe in Gesang, Renn- und Turnspiele zu seinem Ehrengedächtnisse verordnet, weil er die Tyrannen gestürzt, die Barbaren überwunden, die größten der zerstörten Städte wieder bevölkert und den sicilischen Hellenen die Gesetze zurückgegeben hat.“ — Die Asche setzten sie auf dem Markte bei; und in der Folge führten sie einen Säulengang umher, bauten Turnschulen daran und übergaben das Ganze unter dem Namen Timoleonteion den Jünglingen als Uebungsplatz.“

Betrachten wir zum Schluß noch den Leichenzug des „Letzten der Hellenen“, des Philopoimen. Der 70jährige, durch eine Krank-

heit geschwächte Greis war auf einer Expedition, die er als Strateg des achäischen Bundes gegen das vom Bunde abgefallene Messene machte, gefangen genommen und dann von den Messeniern im Gefängniß durch Gift hingerichtet worden. Auf die Nachricht von seinem Tode eilte ein achäisches Heer unter dem zum Strategen erwählten Lykortas gen Messene. Sie nahmen Rache an den Mördern und retteten die Leiche ihres geliebten Feldherrn. „Nachdem sie den Leichnam in Messene verbrannt und die Ueberbleibsel in eine Urne gesammelt hatten, wurde die Rückreise angetreten, nicht ungeordnet, noch wie es der Zufall fügte, sondern der Leichenzug war zugleich ein Siegesgepränge. Man sah Bekränzte, man sah ebendieselben Thränen vergießen, man sah die Feinde in Fesseln einherführen. Die Urne selbst, kaum sichtbar vor der Menge von Bändern und Kränzen, trug der Sohn des achäischen Bundeshauptmannes Lykortas, Polybios (der später so berühmt gewordene Geschichtschreiber), und um ihn her gingen die Vornehmsten der Achäer. Die Krieger folgten in voller Rüstung und auf geschmückten Rossen, nicht mit niedergeschlagenem Blick, so groß auch die Trauer war, aber auch nicht über den Sieg frohlockend. Aus den Städten und Dörfern auf dem Wege kamen die Einwohner entgegen, als wollten sie ihn selbst bei der Rückkehr aus dem Felde begrüßen, berührten den Aschenkrug und zogen mit nach Megalopolis. Als nun auch die älteren Männer mit den Weibern und Kindern sich zu ihnen gesellten, da verbreitete sich Klagegeschrei durch das ganze Heer bis zu der Stadt, welche den Mann um so schmerzlicher vermißte, da sie mit ihm auch den Vorrang unter den achäischen Städten verloren zu haben glaubte. Hierauf wurde er nach Verdienst sehr glänzend bestattet und um sein Grabmal die messenischen Gefangenen zu Tode gesteinigt.“ (Plutarch, Philopoimen.)

Die Aerzte und die Heilkunst.

Die Heilkunst war nach der Meinung der Griechen göttlichen Ursprungs; sie stammte von Asklepios, dem Sohn des Apollon, des Gottes alles Heils und Segens. Asklepios war ursprünglich ein Gott, dann aber hatte ihn die Sage entgöttert und zu einem gottentsprossenen Heroen gemacht; später jedoch bei weiterer Ausbildung der Medicin und Ausbreitung seiner Cultus- und Heilstätten wurde er wieder unter die Götter eingereiht. Bei Homer ist Asklepios ein Heros und der Vater der in dem thessalischen Trikka geborenen, vor Troja kämpfenden Aerzte Machaon und Podaleirios. Diese homerischen Aerzte waren Wundärzte, sie heilten durch Schneiden, Umschläge und Besprechung; von einer Heilung innerer Krankheiten wird bei ihnen nichts erwähnt, sei es daß sich zu solcher Erwähnung keine Gelegenheit bot, sei es, daß die ältesten Aerzte nichts davon verstanden und die Behandlung solcher Kranken den Priestern überließen. In ältester Zeit nämlich leitete man gemeiniglich die inneren Krankheiten von bösen Dämonen her oder von strafenden Göttern und suchte sie im ersten Fall durch Zaubermittel, im andern durch Gebet und versöhnende Opfer zu entfernen; hier also waren die Priester und Seher an ihrer Stelle. In der nachhomerischen Zeit begannen die Aerzte auch allmählich sich mit inneren Krankheiten zu beschäftigen, wie man aus der Sage des Asklepios und seiner Söhne ersieht. Bei dem Dichter Arktinos, der um die 1. Olympiade lebte, war Machaon Wundarzt (sein Name bedeutet den Schneider — mit dem Messer, nicht mit der Schere) und Podaleirios der Vertreter der inneren Heilkunde. Von Asklepios sagt Pindar, der 300 Jahre nach Arktinos lebte, daß er alle, die mit selbstentstandenen Wunden behaftet oder durch das Erz oder durch Steinwurf an den Gliedern verwundet waren, denen durch die Gluth des Sommers oder durch die Kälte der Leib hinschwand, durch lindernde Besprechung oder durch Tränke und Salben und den Schnitt des Messers heilte.

In dem Dienste des Asklepios hatte die Heilkunst ihre älteste Pflege und bis in späte Zeiten einen durch Glaube und alte Tradition geheiligten Anhalt. Mit den Heiligthümern desselben, den Asklepieen, waren Heilanstalten verbunden. Diese hatten durchgehends eine gesunde Lage an freien und hohen Orten mit schattigen Hainen, mit reiner Bergluft, frischem Wasser und mildem Sonnenlicht. Die Aerzte waren die Priester des Heiligthums, welche sich von Asklepios selbst herleiteten und ihre Kunst als eine Geheimlehre von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten. Sie wirkten auf die Kranken, die ihnen von allen Seiten zugebracht wurden, durch physische und psychische Mittel. Zur Einleitung der Kur diente gewöhnlich ein mehrtägiges Fasten und strenge Enthaltsamkeit, wodurch alles Verunreinigende von der Seele des Kranken ferngehalten werden sollte, dann Bäder, verbunden mit Reiben und Striegeln und Einreibung von Oelen und Salben. Hierauf ward der Kranke von den Priestern in den Tempel geführt, um dem heilenden Gotte ein Opfer, einen Widder oder einen Hahn, darzubringen, wobei er Gebete sprach, die der Priester ihm vorsagte. Nach diesen Vorbereitungen folgte die Incubation; der Kranke wurde nämlich an einem geweihten Orte, in der Nähe des Tempels, oder in dem Tempel bei dem Bildnisse des Gottes zum Schlafen niedergelegt, damit der Gott ihm im Traume das Heilmittel seiner Krankheit offenbare. Die Auslegung des Traumes, also die eigentliche Verordnung fiel den Priestern anheim, und diese träumten auch bisweilen anstatt der Kranken. Die Heilmittel, welche man in Folge des Traumes wählte, waren manchmal sehr starkwirkende Substanzen, in der Regel jedoch mögen sie gelinde und einfach gewesen sein. Man erwartete bei der Kur viel von der Zuversicht, welche der Kranke in die Hülfswilligkeit des nahen Gottes setzte, sowie von der Diät und der heilkräftigen Einwirkung der umgebenden Natur.

Für das älteste Asklepieion in Griechenland galt das zu Trikka, wo Asklepios geboren sein sollte, am berühmtesten aber und besuch-

testen wurde das in dem Gebiete von Epidauros, welches ebenfalls die Geburt des Gottes für sich in Anspruch nahm. Von da aus kamen unter Aussendung heiliger giftloser Schlangen, welche allein in dem Gebiete von Epidauros vorkamen und als dem Gott geweihte Thiere auch bei der Heilung der Kranken eine Rolle mögen gespielt haben, ähnliche Stiftungen unter andern nach Sikyon, nach Kos, Pergamon, Kyrene und zuletzt auch nach Rom. Zu Epidauros lag der heilige Bezirk des Gottes über eine Stunde von der Stadt entfernt und war ein von der Natur und der Kunst gegen die profane Welt abgeschlossenes hochgelegenes liebliches Thal mit vielen Tempeln und Festgebäuden, Heilanstalten und Denkmälern. Bis in die Römerzeit behielt das Heiligthum seinen Glanz und seinen großen Ruf; in den letzten Zeiten der römischen Republik aber erlitt es manche Schädigung und Plünderung, bis es in der Kaiserzeit wieder zu hohem Flor kam und von Antoninus mit bedeutenden Anlagen auf's Freigebigste ausgestattet ward. Eine Heilquelle von besonderer Naturkraft war hier so wenig, wie bei andern berühmten Asklepieen, aber das frische und reichliche Quellwasser, die Fülle von heilkräftigen Bergkräutern, die Lieblichkeit der von Bergen rings umschlossenen Ebene bezeichneten den Ort als eine von dem Heilgotte geliebte und gesegnete Stätte. Ganz besonders aber verdankt der Ort seinen Ruhm der Priesterschaft, welche in dem Rufe einer großen Erfahrung in der Krankenpflege und Heilkunde stand und diese Erfahrung durch mündliche Ueberlieferung wie durch sorgfältige Aufzeichnungen fortpflanzte. Die zahlreichen Kranken hatten ihre Wohnungen in dem heiligen Tempelbezirk, über welchem stets eine heitre friedliche Stille schwebte, und ergingen sich in dem Schatten des dichten von Heiligthümern und Heilanstalten erfüllten Haines. Nichts Verunreinigendes durfte über die Grenze des Tempelgebietes herein, und die dem Tode nahen Kranken mußten, bevor sie starben, hinausgebracht werden; ebenso durfte keine Geburt in demselben stattfinden. Deshalb erbaute Antoninus an der äußeren Grenze desselben ein eigenes Sterbe- und Entbindungshaus. Die Geheilten

ehrten den Gott mit Dankopfern und gaben ihm und seinen Priestern reiche Geschenke; sie hängten oft die geheilten Glieder abgebildet im Tempel auf, sie ließen in demselben Täfelchen zurück, auf welche ihre Namen, ihre Krankheit und die ihnen zu Theil gewordene Heilmethode geschrieben waren. Auch auf Steinpfeilern, welche innerhalb des heiligen Bezirks standen, waren dergleichen Angaben eingegraben. Zu des Pausanias Zeit waren deren noch sechs vorhanden. In deren Nähe stand die uralte Denksäule des Hippolytos, der hier durch Asklepios von den Todten auferweckt worden war. Auch in den Asklepieen anderer Orte herrschte dieser Brauch, die Krankengeschichte Einzelner in kurzen Aufzeichnungen öffentlich aufzustellen, so daß in diesen Heiligthümern das Studium der Heilkunst eine reiche Ausbeute fand. Der berühmte Hippokrates von Kos machte seine Studien an den aufgezeichneten Heilmethoden, die er im Asklepiosheiligthum seiner Vaterstadt fand.

Neben den Asklepieen, deren Priester ihre medicinische Kunst als eine Geheimlehre pflegten, bildete sich die Medicin ohne Zwang der Satzungen in freierer Weise einestheils durch die Philosophenschulen aus, welche auf ihre Lehren über die Entstehung und die Natur der Dinge medicinische Theorien gründeten, andererseits durch die Gymnasien, die nicht blos die Ausbildung des Körpers zu Gewandtheit und Kraft erstrebten, sondern auch die Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit im Auge hatten. Die Vorsteher der Gymnasien ordneten das diätetische Verhalten der Turnenden, und wenn Krankheiten vorkamen, so wurden sie von den Gymnasien behandelt durch zweckmäßige Diät, angemessene Leibesübungen, durch mannigfaltige Arten von Einreibungen. Solche Reibungen sowie überhaupt die niederen Chirurgendienste übten in den Gymnasien die sog. Jatraleipten; dann aber verstand man unter diesem Namen auch eine Classe von diätetischen und gymnastischen Aerzten, welche in der Mitte standen zwischen dem eigentlichen Arzt und dem Gymnasten. Als Begründer dieser Heilgymnastik gilt Herodikos von Selymbria, der ein Lehrer des großen Hippokrates gewesen sein soll.

Durch denkende Männer innerhalb und außerhalb der Asklepiosheiligthümer war die Heilkunde im Wetteifer der verschiedenen Schulen, indem auch die Priesterärzte zum Theil, besonders die zu Knidos und Kos, ihr Geheimwesen aufgaben und die Resultate ihrer Beobachtungen bekannt machten, allmählich zu einer wirklichen Wissenschaft erwachsen und als eine selbständige Kunst in das Leben eingetreten. Ihre tiefere wissenschaftliche Begründung aber erhielt sie erst durch den genialen Hippokrates von Kos, der aus der Schule der koischen Asklepiaden hervorgegangen ist und zur Zeit des peloponnesischen Krieges lebte. Er bildet den Abschluß aller bisherigen Bestrebungen und brachte die griechische Medicin durch seine auf langer und scharfer Beobachtung beruhende rationelle Behandlungsart, die sich gleich fern hielt von geistloser Empirie und von trügerischen Hypothesen, zu ihrer höchsten Ausbildung. Die späteren medicinischen Schulen, wenn sie auch noch manches Neue gefunden, können nicht als eine höhere Stufe der Medicin angesehen werden.

Schon geraume Zeit vor Hippokrates gab es Aerzte, welche an verschiedenen Orten ihre Kunst übten und in die Dienste von freien Städten und Fürstenhöfen traten. So erzählt Herodot von Demokedes von Kroton, dem geschicktesten Arzte seiner Zeit, der mehrere Jahrzehnden vor den Perserkriegen, um dem Jähzorn seines Vaters aus dem Wege zu gehen, von Hause weggezogen war und sich in Aegina niedergelassen hatte. „Schon im ersten Jahre übertraf er dort die ersten Aerzte, obgleich er ganz unvorbereitet war und keins von den Werkzeugen hatte, die zu der Kunst gehörten; daher mietheten ihn im zweiten Jahre die Aegineten auf öffentliche Kosten um ein Talent (1500 Thlr.), im dritten Jahre aber die Athener um 100 Minen (2000 Thlr.), im vierten Jahre Polykrates, der Tyrann von Samos, um zwei Talente (3000 Thlr.). Und diesem Manne haben die krotonischen Aerzte hauptsächlich ihren Ruhm zu danken, denn zu der Zeit hielt man die krotonischen Aerzte für die ersten in Hellas, die kyrenäischen aber für die zweiten." Nach der Ermordung des Polykrates kam Demokedes als Sklave nach Persien und an den

Hof des Dareios, vor dem er in Ketten und in Lumpen erschien. Er heilte diesem einen verrenkten Fuß, an welchem die ägyptischen Aerzte, die er immer um sich hielt und welche für die besten in ihrer Kunst galten, sich vergebens versucht hatten. Sie hatten den Fuß mit Gewalt wieder einrenken wollen, aber dadurch die Sache immer schlimmer gemacht, so daß der König sieben Tage und sieben Nächte vor Schmerz nicht schlafen konnte; Demokedes aber gebrauchte gelinde Mittel, daß er wieder schlafen konnte, und machte ihn in kurzer Zeit gesund, obwohl er nicht gehofft hatte, daß er je wieder auf dem Fuße ordentlich würde gehen können. „Dafür beschenkte ihn der König mit zwei Paar goldener Ketten; er aber fragte ihn, ob er ihm sein Unglück denn so gern verdoppeln wollte dafür, daß er ihn gesund gemacht. Dareios freute sich über die Rede und schickte ihn zu seinen Weibern. Und die Diener führten ihn hin und sagten den Weibern, das wäre der Mensch, der dem Könige das Leben gerettet. Und eine Jede von ihnen schöpfte mit einer Schale aus dem Goldkasten und schenkte sie dem Demokedes, und das war ein so reichliches Geschenk, daß der Diener, welcher hinter ihm ging, sich die Stateren, die von den Schalen herunterfielen, aufhob und sich dadurch eine große Menge Gold zusammenlas." Demokedes erhielt von dem König ein sehr großes Haus und speiste täglich an seinem Tische; er befreite durch seine Fürbitte die ägyptischen Aerzte, die Dareios ans Kreuz hatte schlagen lassen wollen, und galt überhaupt bei dem Könige alles. Später heilte er auch der Königin Atossa ein Geschwür an der Brust, und diese lohnte ihm auf seine Bitten dadurch, daß sie ihm Gelegenheit verschaffte, gegen den Willen des Königs wieder in sein Vaterland zu kommen, wohin er sich immer zurückgesehnt hatte.

Von den Lebensverhältnissen des Hippokrates ist uns wenig Sicheres bekannt, doch wissen wir, daß er in seinem langen Leben viel gereist ist, an verschiedenen Orten Studien gemacht und seine Kunst geübt hat. Auch soll er während der Pest im Jahre 430 in Athen gewesen sein und den Athenern große Dienste geleistet haben,

wofür sie ihm das Bürgerrecht, Speisung im Prytaneum und Aufnahme in die eleusinischen Weihen ertheilt hätten. Doch ist sein Aufenthalt in Athen gerade während dieser schlimmen Zeit sehr zweifelhaft, da Thukydides, der als Augenzeuge über die Pest uns ausführlich berichtet, nichts davon sagt und auch in den zahlreichen Schriften des Hippokrates selbst von jener Krankheit nirgends eine Erwähnung geschieht. Es wird ferner erzählt, der Perserkönig Artaxerxes habe ihn an seinen Hof geladen, was an und für sich nicht unwahrscheinlich ist, da die Perserkönige geschickte griechische Aerzte gerne an sich zogen. So war Ktesias, ein Asklepiade aus Knidos, 17 Jahre lang Leibarzt des ebengenannten Artaxerxes, bei dem er in hohen Ehren stand. In der Schlacht bei Kunaxa war er, wie wir bei Xenophon lesen, im Gefolge des Königs, und er heilte ihn von der damals erhaltenen Wunde.

Auch in Griechenland selbst genossen die Aerzte überhaupt Werthschätzung und Ansehen; sie waren ja im Besitz einer göttlichen Kunst und galten als Nachkommen des göttlichen Asklepios, weshalb noch in später römischer Zeit die Aerzte sich gern den Namen Asklepiades beilegten. Wie die Priesterärzte der Asklepieen eine Art von Orden bildeten, so scheinen auch die freien Aerzte der späteren Zeit gewissermaßen in einem zunftmäßigen Zusammenhang gestanden zu haben, so daß den Schülern erst nach einer bestandenen Prüfung und nach Ableistung des sog. Eides des Hippokrates die Erlaubniß zur Ausübung ihrer Kunst gegeben ward. Hauptpunkte in diesem Eide waren, daß man Keinem ein tödtliches Gift verabreichen oder Jemand zu dergleichen rathen, daß man keine Leibesfrucht vernichten, sondern Leben und Kunst rein und fromm halten wolle; „in die Häuser werde ich nur eingehen zum Beistand der Kranken, ohne irgend welche Verletzung oder Unrecht mir gegen einen Hausgenossen zu erlauben, sei es Weib oder Mann, Freier oder Sklave; wenn ich während der Krankenbehandlung oder auch sonst etwas sehe oder höre, das nicht ausgetragen werden soll, so will ich darüber schweigen u. s. w." Einer Prüfung dem Publikum gegenüber hatte sich kein

Arzt zu unterwerfen; aber wenn eine Gemeinde einen Arzt in öffentlichen Dienst nehmen wollte, dann mußte er wohl, falls er noch nicht das allgemeine Vertrauen sich erworben hatte, in einer Rede vor dem Volke nachweisen, daß er sich eine kunstgerechte Ausbildung verschafft. Solche öffentlichen Aerzte gab es an vielen Orten. Ihr Gehalt war, wie wir bei Demokedes gesehen, oft sehr bedeutend, doch waren sie verpflichtet, die Einzelnen umsonst zu behandeln. Die nicht angestellten Aerzte, die von jedem Kranken sich bezahlen ließen, mögen oft ein starkes Honorar gefordert haben. Oft ließen sie sich vor dem Beginn der Kur bezahlen, indem sie dann in der Regel als Grund angaben, daß sie die Ausgaben für die Medicamente selbst vorlegen müßten. Denn es gab keine Apotheken, in welchen die Arzneimittel zubereitet wurden; dies war die Sache des Arztes selbst. Die sog. Pharmakopolen (Medicamentenhändler) können nicht als Apotheker gelten; sie verkauften nach Quacksalberweise neben allerlei Arzneimitteln und Giften auch Schminken und Farben, Brenngläser und dergl., theils in den Straßen ausrufend umherziehend, theils in Buden. Lucian erzählt von einem solchen, der ein Mittel gegen den Husten anpries, das sofort helfe, aber dabei selbst vom Husten arg geschüttelt ward. Sie verhielten sich, wie Sextus Empiricus sagt, zu den Aerzten, wie der Demagog zu dem Staatsmann.

Die Aerzte besuchten theils die Kranken in ihren Häusern, theils empfingen sie deren Besuch in ihren Buden (*ἰατρεῖον*), welche übrigens, wie andre Werkstätten, auch Sammelplätze für gesunde Leute abgaben. Da die Aerzte nicht blos Mediciner sondern auch Chirurgen waren und auch die inneren Krankheiten viel häufiger als bei uns mit äußeren Mitteln curirten, so sah man in ihren Werkstätten mancherlei Geräthschaften, Schröpfköpfe und Badewannen, Klystirspritzen, Zangen und Messer, ferner Mörser, Schalen, allerlei Büchsen und Töpfe mit Salben und sonstigen Heilmitteln. Da gab es denn auch manchen Charlatan, der durch den Glanz seiner Geräthe zu imponiren suchte, der silberne Schröpfköpfe, elfen-

beinerne Büchschen, mit Gold ausgelegte Messer besaß; aber wenn er die Dinge gebrauchen sollte, wußte er sie nicht zu handhaben. Der Arzt behandelte die Kranken in seiner Bude vor Aller Augen; er bereitete seine Arzneien und ließ sie den Kranken trinken, er schröpfte, ließ zur Ader, amputirte u. s. w. Zu seiner Unterstützung hatte er die Schüler und andere Gehülfen, die er in die Technik des Heilverfahrens eingeweiht. Diese waren meistens Sklaven und behandelten in der Regel Sklaven und geringe Leute, und zwar ohne viel Rücksicht und Sorgfalt; sie nahmen sich kaum die Mühe, die Kranken auszufragen, ordinirten nach Gutdünken und eilten flüchtig von Einem zum Andern.

Die eigentlichen Aerzte und besonders die Hausärzte gingen gemeiniglich sehr gewissenhaft mit ihren Kranken um und beobachteten in ihrem äußeren Auftreten die Vorschriften des Hippokrates, der verlangt, daß der Arzt alles vermeide, was auf den Kranken einen unangenehmen Eindruck machen könnte. Er empfiehlt Reinlichkeit und Sauberkeit in Haar- und Barttracht, eine gewisse Eleganz der Kleidung und dem Kranken gegenüber eine ruhige würdige Haltung, welche gleich weit entfernt sei von schmeichlerischer Demuth und großsprecherischer Wichtigthuerei. Ueber den Zustand des Kranken soll sich der Arzt in dessen Gegenwart mit Behutsamkeit aussprechen. Indessen wurde natürlich von gar manchem Arzt gegen diese Vorschriften gesündigt. Es wird geklagt über rücksichtslose grobe Aerzte, die, selbst wenn der Kranke schläft, mit geräuschvollem Tritt und lauter Stimme eintreten, so daß sie den Kranken wecken und ihm beschwerlich fallen, die dem Kranken, statt ihm Muth einzusprechen, barsch und ohne Schonung das Gefährliche seiner Lage zugestehen. So antwortete Einer einem Kranken, welcher äußerte, daß er wohl sterben werde, mit dem Verse:

„Ja, wenn nicht Leto dich gebar, die glückliche."

Ein Andrer sprach auf dieselbe Aeußerung den Vers:

„Starb doch Patroklos auch, ein Mann viel höheren Werthes."

Das Verhalten schlechter Aerzte setzte bei Manchen die medicinische Kunst so herab, daß sie es vorzogen, sich nach schriftlicher Anweisung selbst zu behandeln, was übrigens bei den Römern viel häufiger vorkam als in Griechenland.

Bis zu welchem Hochmuth mancher Arzt sich durch das Glück seiner Praxis treiben ließ, davon ist Menekrates von Syrakus ein lächerliches Beispiel. Da er mehrere Kranke, die man schon aufgegeben, glücklich geheilt, überhob er sich so, daß er sich Zeus nannte. Einen Brief, den er dem König Agesilaos schrieb, begann er mit den Worten: „Menekrates Zeus wünscht dem Agesilaos Heil." Agesilaos schrieb zurück: „Der König Agesilaos wünscht dem Menekrates gesunden Verstand." Noch empfindlicher wurde er von dem König Philipp von Makedonien auf den richtigen Standpunkt verwiesen. Als er einst an dessen Hof zu einem prächtigen Gastmahl eingeladen war, erhielt er, der Gott, für sich ein besonderes Lager, und während man den übrigen Gästen die ausgesuchtesten Speisen vorsetzte, wurde vor ihn ein Rauchfaß gestellt. Die Andern aßen, ihm wurde geräuchert. Anfangs freute sich Menekrates über diese göttliche Ehre; als ihn aber allmählich der Hunger beschlich, ward er seiner Menschlichkeit inne. Er stand auf und entfernte sich, nüchtern und verlacht von den Gästen.

Wie noch heutigen Tages, so herrschte auch in alter heidnischer Zeit vielfacher medicinischer Aberglaube, der den rationellen Arzt in seinem Beruf behinderte. Man glaubte allgemein, daß es Menschen gebe, die durch geheime Zauberkünste Krankheiten bewirkten, und war deshalb darauf bedacht, sich durch allerlei Gegenzauber vor derartigen Einwirkungen zu schützen oder die Krankheit zu vertreiben. Zu solchen Zwecken suchte man nicht den Arzt auf, sondern Gaukler und alte Weiber, die ihre sympathetischen und magischen Künste im Geheimen trieben; sie heilten durch Anhauchen, durch Berühren und Streichen der leidenden Theile, wozu allerlei Bann- und Zaubersprüche gemurmelt wurden, durch Amulete mit bannenden Zeichen und Formeln und verschiedenen sonstigen Unsinn.

Kalte und besonders warme Heilquellen mögen in Griechenland von der nächsten Umgebung schon früh gebraucht worden sein; aber erst in der spätgriechischen Zeit entwickelte sich an verschiedenen Orten ein förmliches Badeleben, z. B. in Lebadeia, zu Phigalia und ganz besonders zu Aidepsos im nördlichen Euböa, wo theils wegen der heilkräftigen warmen Quellen, theils wegen der Anmuth der Gegend und des Reichthums an Genüssen viele Menschen sowohl der Gesundheit halber als auch zum Vergnügen zusammenkamen. Auch heute noch werden die Quellen von Aidepsos von Kranken besucht.

Das attische Seewesen.

Die Fahrzeuge, die in ältester Zeit auf den griechischen Meeren gingen, waren Kauffahrtei- und Frachtschiffe, keine Kriegsschiffe; auch die, welche im Kriege gebraucht wurden, dienten nur, wie im trojanischen Kriege, zum Uebersetzen der Krieger ins feindliche Land. Indeß fing man schon früh in den ersten geschichtlichen Jahrhunderten an auch Schiffe zu bauen, welche für den Kampf auf der See geeignet waren. „Als Hellas mächtiger wurde," sagt Thukydides (1, 13) von jener Zeit, „gründete es sich auch eine Seemacht, und man widmete sich mehr der Schifffahrt. Die Korinthier sollen die Ersten gewesen sein, welche den Schiffbau so umschufen, daß er der jetzigen Weise nahe kam; zu Korinth sollen die ersten Trieren (Dreiruderer) in Hellas gebaut worden sein; und es findet sich, daß Ameinokles, ein korinthischer Schiffsbaumeister, den Samiern vier Schiffe (Trieren) verfertigte. Nun sind es bis zum Ende des gegenwärtigen (peloponnesischen) Krieges ungefähr 300 Jahre, seit Ameinokles zu den Samiern kam. Die älteste bekannte Seeschlacht ereignete sich zwischen den Korinthiern und Kerkyräern; es sind aber von da bis auf denselben Zeitpunkt etwa 260 Jahre. — Auch die Jonier hatten später eine zahlreiche Seemacht, zur Zeit des Kyros, des ersten

Königs der Perser, und seines Sohnes Kambyses, und waren eine Zeitlang im Kriege mit Kyros Meister des Meeres an ihrer Küste. Auch Polykrates, der Tyrann von Samos zur Zeit des Kambyses, hatte eine starke Seemacht und unterwarf sich Rheneia neben andern Inseln und weihte jene dem delischen Apollon. Die Phokäer aber, welche die Pflanzstadt Massalia (Marseille) gründeten, gewannen ein Seetreffen gegen die Karthager. Dies waren nämlich die bedeutendsten Seemächte. Aber auch sie, obwohl sie viele Menschenalter nach dem trojanischen Kriege entstanden, hatten unleugbar noch wenige Schiffe mit drei Ruderbänken, sondern waren noch mit Fahrzeugen zu 50 Rudern (Pentekonteren) und mit langen Schiffen, wie damals, versehen. Aber kurz vor den Perserkriegen und dem Tode des Dareios hatten die Tyrannen in Sicilien und die Kerkyräer eine Menge dreirudriger Kriegsschiffe; denn dies waren unmittelbar vor dem Heereszuge des Xerxes die bedeutenden Seemächte in Hellas. Denn die Aegineten und Athener und vielleicht noch einige andere Völkerschaften besaßen kleine Flotten, und zwar meist von Fünfzigrudrern; und als auf Themistokles Rath die Athener im Kriege mit den Aegineten und zugleich wegen des erwarteten Angriffs der Barbaren sich lange nachher Schiffe bauten, mit welchen sie die Seeschlachten lieferten, so hatten auch diese noch keine vollständigen Verdecke."

Die Triere, ein Schiff mit drei Ruderreihen auf jeder Seite, war also schon vor den Perserkriegen neben den Fünfzigruderern bei den Griechen in Gebrauch; in der Blüthezeit der hellenischen Macht, seit dem Beginn der Perserkriege, war sie das herrschende Kriegsschiff, so sehr, daß bei der Angabe von der Größe einer Flotte das einfache Wort Schiff in der Regel die Triere bedeutet. Daneben dienten als Kriegsschaluppen die kleineren Schiffe mit Einer Ruderreihe, die Zwanzigruderer mit zehn Rudern auf jeder Seite, die Dreißig- und Fünfzig- und Hundertruderer. Kriegsschiffe mit zwei Ruderreihen kommen nicht häufig vor. Dagegen fing man ums Jahr 400 an größere Schiffe als die Trieren zu bauen. Der Tyrann

Dionysios I. von Syrakus, der einen bedeutenden Fortschritt in der Kriegsmechanik machte, baute Tetreren, Schiffe mit vier Ruderreihen oder Vierruderer, worin ihm die Karthager vorausgegangen waren, und auch Penteren, Fünfruderer. Sein Sohn Dionysios II. hatte auch schon Sechsruderer. Seit Alexander dem Großen kamen die größeren Kriegsschiffe sehr in Gebrauch, und es ist aus Polybios bekannt, daß der erste punische Krieg größtentheils mit Penteren geführt worden ist, welche 300 Ruderer und 180 Soldaten (Epibaten) an Bord hatten. Jetzt kommen Kriegsschiffe mit acht, zwölf und mehr Ruderreihen vor. Eine durch ihre Größe ausgezeichnete Oktere des Lysimachos hatte in jeder Reihe 100 Ruder, im Ganzen also 1600. Demetrios Poliorketes führte Schiffe von 15 und 16 Reihen, deren Kampftüchtigkeit von den alten Autoren verbürgt wird. Einen ungeheuren Koloß, ein Prachtschiff, das aber für den Krieg nicht wohl zu brauchen war, ließ Ptolemaios Philopator erbauen; es war eine Tessarakontere, ein Schiff mit 40 Ruderreihen übereinander, und hatte 420 Fuß Länge und 57 Fuß Breite, die Höhe bis zu der Spitze des Vordertheils betrug 72 Fuß. Die Zahl der Ruderer war 4000 oder noch mehr.

Sehen wir uns eine Triere, das gewöhnlichste Kriegsschiff der Griechen während ihrer Blüthezeit, etwas genauer an. Wie alle Arten von Kriegsschiffen, war auch die Triere im Vergleich zu den rundlichen weitbauchigen Frachtschiffen zum Behufe einer größeren Beweglichkeit und Schnelligkeit lang und schmal gebaut, und die drei Reihen der Ruder, welche durch in der Seitenwand angebrachte Scharten oder Ruderlöcher hinaus ins Meer gingen, zogen sich längs der ganzen Seite des Schiffes hin. Die Ruderer der untersten Reihe hießen Thalamiten, die der zweiten Zygiten, die der obersten Thraniten. Die Thalamiten saßen auf dem über das ganze Schiff hingehenden Verdeck auf Ruderbänken nahe an der Seitenwand. Die Scharten ihrer Ruder waren etwa $3^1/_2$ Fuß von einander entfernt und lagen ungefähr 2 Fuß über dem Wasserspiegel, nur wenig tiefer, als die Sitze der Ruderbänke in der Schiffswand eingelassen

waren. Auf demselben Verdecke, aber auf etwa 14 Zoll höheren Sitzen, als die der Thalamiten waren, saß die zweite Reihe der Ruderer, die Zygiten. Um eine Collision der Ruder beider Reihen zu verhindern, waren die Sitze der Zygiten etwas nach dem Vordertheile des Schiffes vorgerückt, ungefähr 14 Zoll, soviel, wie ihr vertikaler Abstand von den unteren Sitzen betrug. Die dritte Reihe der Ruderer, die Thraniten, saß auf einer Plateform, einem schmalen Gange (θράνος), der am Schiffe längs des Bordes etwa fünf Fuß über dem Wasserspiegel hinlief und wohl seewärts etwas über die Schiffswand hinausragte. In dem der Seeseite zugekehrten niederen Bord dieser Plateform befanden sich die Ruderscharten, von denen jede wieder 14 Zoll näher dem Vordertheil, als die Scharte des nächsten Zygiten, lag. Es lagen also jedesmal drei Ruderscharten der drei Reihen in einer Linie schräg übereinander, von den nächsten drei nach vorn und nach hinten je $3^1/_2$ Fuß entfernt. An jedem Ruder saß nur ein Mann, im Ganzen aber hatte die Triere 170 Ruderer, nämlich 54 Thalamiten, 54 Zygiten und 62 Thraniten. Da die Trieren nicht besonders hoch waren, so brauchten auch die Ruder nicht sehr lang zu sein; das Ruder des Thraniten hatte die Länge von etwa 14 Fuß, und wenn ein solches aus leichtem Tannenholze gearbeitet war, so konnte es von einem Manne mit Leichtigkeit regiert werden. Für die Gleichmäßigkeit des Ruderschlages sorgte der sogen. Keleustes (κελευστής), der mit einem monotonen Gesang den Takt angab, oder ein Flötenspieler (τριηραύλης), der dies mit den Tönen seiner Flöte that. Jede der drei Reihen der Ruderer, die in eine rechte und linke Seite zerfiel, stand unter einem besonderen Befehlshaber, einem Pentakontarchen, d. h. einem Befehlshaber von fünfzig; denn nicht viel mehr als fünfzig Mann betrug eine Ruderreihe.

Bei den Penteren oder Fünfruderern wurde noch eine dritte Reihe von Ruderern auf dem Verdecke eingeschoben und eine zweite auf der Plateform; ein Ruder dieser höchsten Reihe hatte ungefähr 20 Fuß Länge. Bei dem Sechsruderer befanden sich auf der Plate-

form drei Ruderreihen. Schiffe von noch mehr Ruderreihen hatten statt einer Plateform mehrere übereinander, von denen wahrscheinlich jede drei Ruderreihen enthielt und die höhere jedesmal etwas weiter, als die nächste unter ihr, seewärts hinausgebaut war.

Ein Hauptunterschied des antiken Schiffes von dem der Neuzeit besteht in der verschiedenen Construktion des Kiels. Während bei unseren Schiffen die Construktion des Hintertheils des Schiffes von der des Vordertheils wesentlich verschieden ist, war bei den Fahrzeugen des Alterthums die hintere Schiffshälfte hinsichtlich des Rumpfes eine genaue Nachbildung der vorderen. Der niedrigste Punkt des Verdecks fiel fast auf die Mitte des Schiffes, von welcher aus in sanft ansteigenden Linien nach beiden Seiten hin sich der Bord erhob. Ein Unterschied beider Schiffsenden bestand nur in der verschiedenen Ornamentik derselben. Beim Hintertheil (πρύμνα, puppis) erhob sich der Schiffskiel weit über die Wellen und endete in eine mit Schnitzwerk verzierte Spitze (ἄφλαστρον, aplustre), welche sich auf Bildwerken bald in der Form einer einfachen, dem Schiffe zugekehrten Volute, bald als Blatt- oder Federornament darstellt. Die Schiffsspitze dagegen (πρώρα, prora) lag niedriger als das Hintertheil. Der Kielbalken der Triere und anderer größerer Kriegsschiffe war hier unterhalb der Wasserfläche über den Rumpf hinaus verlängert und vorn mit zwei oder drei starken eisernen Spitzen, dem Schiffsschnabel (ἔμβολος, rostrum), bewehrt, welcher den Zweck hatte, bei einem Zusammenstoß mit einem feindlichen Schiffe dasselbe anzubohren und leck zu machen. Oberhalb des Wassers aber liefen die Seitenwände des Schiffes gleichfalls in einen mit Bildwerken verzierten massiven Knauf (ἀκροστόλια) aus, der nicht selten die Form eines Gänsehalses hatte. Indeß hatte auch das Hintertheil eines Schiffes öfter die Gestalt eines Gänsehalses. Wie bei vielen unserer Schiffe, so trugen auch die antiken an dem vorderen Theile des Rumpfes ein besonderes, wohl in Holz geschnitztes Sinnbild (παράσημον), nach welchem das Fahrzeug benannt wurde. Auf dem Schiffshintertheile hingegen befand sich das Bild

derjenigen Gottheit (σημεῖον, tutela navium), deren Schutz das Schiff anvertraut war. Auf attischen Schiffen war es das Bild der Athene. *)

Die Namen der Schiffe waren bei den Griechen durchgehends weiblich, während sich die Römer auch männlicher Namen bedienten. Böckh hat in seiner Schrift über die Urkunden des Seewesens des attischen Staates ein Verzeichniß von in seinen Urkunden vorkommenden Namen attischer Trieren gegeben; die mehr als 200 Namen sind theils Adjectiva, wie Tacheia (die Schnelle), Achilleia, Argyra (die Silberne), Chrysa (die Goldene), Delias, Aphrodisia, Dynate (die Mächtige), theils concrete oder abstracte Substantiva: Aichme (Lanze), Hamilla (Kampf), Nika (Sieg), Aura (Lufthauch), Gnome (Einsicht), Delphis (Delphin), Leaina (Löwin), Parthenos (Jungfrau); Namen von Ländern und Städten: Hellas, Eleusis, Delos, Thera, von Heroinen und Göttinnen: Amphitrite, Doris, Helle, Eris, Hebe, Peitho, Iris u. s. w.

Die Steuerung der Triere geschah durch zwei auf beiden Seiten des Hintertheils angebrachte breite Schaufelruder. Bei niederen Schiffen mit Einer Ruderreihe waren die Steuerruder mit Riemen oder eisernen Klammern in Einschnitten auf dem Schiffsbord befestigt, bei der Triere dagegen wurden sie durch große ringförmige Oeffnungen der Bordwand hindurchgesteckt, welche gleichzeitig auch zum Durchziehen der Ankertaue dienten. Der Steuermann saß bedeutend höher als die Ruderer in einer kleinen Cabine, die ihn gegen das Unwetter wie gegen die feindlichen Geschosse schützte. Dem Steuermann gegenüber auf dem Vordertheil (πρώρα) des Schiffes hatte der Proreus, der Untersteuermann, seine Stelle, mit dem Gesichte dem Steuermann zugekehrt und auf die Befehle desselben achtend.

Die Triere hatte einen großen, aus einem einzigen Stücke bestehenden Mast etwa in der Mitte des Schiffsrumpfes, doch konnte

*) Nach Guhl und Koner, Das Leben der Griechen und Römer. I. S. 281. 286.

noch ein zweiter kleinerer Mast nahe am Vordertheil angebracht werden. An dem großen Maste befand sich ein großes viereckiges Segel, das, an einer Raae befestigt, durch Flaschenzüge und Taue aufgerollt und herabgelassen werden konnte. Der kleine Mast war ebenfalls mit einem Segel versehen, und häufig wurde über den Hauptsegeln der beiden Maste noch ein kleineres Segel angebracht. Uebrigens waren die Segel bei den alten Schiffen, da die Bewegung derselben hauptsächlich den Rudern oblag, von secundärer Bedeutung; um ihnen eine größere Haltbarkeit zu verleihen und ein vollständiges Zerreißen zu verhindern, waren Seile gitterartig in dieselben hineingenäht.

Das gesammte Schiffsgeräthe wurde eingetheilt in hölzernes und hängendes. Zu dem hölzernen gehörten außer den schon genannten Rudern und Steuerrudern, den Masten und Segelstangen noch Stützen zur Befestigung des Mastes im Boden des Schiffes (παραστάται), Stangen (κοντοί) zum Fortstoßen des Schiffes im seichten Gewässer, zum Sondiren des Meeresgrundes, bewegliche Leitern, welche an dem hohen Bord des Hintertheiles zum Aus- und Einsteigen befestigt waren. Die Triere hatte deren zwei, eine auf jeder Seite. Zu dem hängenden Geräthe gehörten außer den Segeln die mannigfaltigen Seile und Taue, die zum Theil aus festem und elastischem Leder bestanden und von denen die schwereren aus mehreren dünneren Strängen zusammengedreht waren, verschiedenartiges Leder- und Schlauchwerk, wie z. B. die Fütterung der Ruderpforten, allerlei am Verdeck angebrachte Vorrichtungen von Holz, Häuten, Flechtwerk aus Weiden und Stricken zum Schutz gegen Wogen und Geschosse, sowie auch die Anker, welche theils aus Holz, meistens aber aus Eisen bestanden. Sie glichen den Ankern der Neuzeit; an einem mit einem Querholz oder eisernen Ringe zur Befestigung des Ankertaues versehenen Schafte saßen unten zwei einander gegenüberstehende Arme, welche Anfangs in gerader Richtung spitz zuliefen, in späterer Zeit dagegen gleich den unsrigen von gekrümmter Form und bereits mit spitzen Schaufeln versehen waren.

Auf den Kriegsschiffen befanden sich auch Kriegsmaschinen und Geschütze, wie Katapulten und Skorpionen, welche beide zum Abschießen von großen Pfeilen dienten. Die Bemannung der Triere bestand außer den 170 Ruderern, den Matrosen und Steuerleuten, den Befehlshabern und sonstiger Bedienung (Keleustes, Trieraules, Nauphylar, die Toicharchen, Diopen, der Eschareus u. s. f.) aus einer Anzahl von Seesoldaten (ἐπιβάται), welche sich im Laufe der Zeit in dem Maße verringerte, als die Kunst des Seegefechtes stieg. Als die Chier mit den übrigen kleinasiatischen Griechen ums Jahr 500 von den Persern abfielen, rüsteten sie 100 Schiffe und gaben auf jede Triere vierzig vermögende Bürger; aber in der Schlacht bei Salamis ist schon die Besatzung der attischen Trieren auffallend gering; denn es fochten damals nur achtzehn Mann vom Verdeck, unter diesen vier Bogenschützen, die andern schwer bewaffnet. Später scheinen die Athener, im Vertrauen auf ihre Manövrirkunst, noch weniger Schiffssoldaten angewandt zu haben; im peloponnesischen Kriege hatten sie nur zehn schwer bewaffnete Epibaten auf einer Triere. Die Epibaten fochten in den Schlachten mit Pfeilen und Wurfspießen in die Ferne, mit Speeren und Schwertern in der Nähe, und hatten ihren Standpunkt auf den früher erwähnten Plateformen oder Umgängen, welche längs des Bordes hinliefen und nach der Seeseite mit einer Balustrade versehen waren, über den Köpfen der tiefer sitzenden Ruderreihen hin.

Die Seetaktik, die hauptsächlich in den Händen der Ruderer lag, war im Anfang noch sehr roh und einfach; man suchte sobald als möglich handgemein zu werden und focht alsdann wie in einer Landschlacht. Die Korinthier und Kerkyräer, welche sich ganz kurz vor dem Anfang des peloponnesischen Krieges die große Seeschlacht bei Sybota lieferten, hatten noch nicht die damals von den Athenern schon ausgebildete feinere Seetaktik angenommen und fochten in der alten Weise. Thukydides (1, 49) erzählt darüber: „Die Kerkyräer wie die Korinthier hatten ihre sämmtlichen Schiffe in einer einzigen langen Linie aufgestellt, so daß jede Linie in drei Ab-

theilungen oder Geschwader zertheilt war. Nachdem von beiden Seiten das Zeichen gegeben war (durch Aufziehung der Flagge auf den Feldherrnschiffen), geriethen sie aneinander, und das Seetreffen begann. Beide Theile hatten auf den Verdecken viele Schwerbewaffnete, Bogenschützen und Lanzenträger; und ihre Rüstungsweise war noch nach alter Sitte ziemlich roh. Man focht mit Hitze, aber nicht mit verhältnißmäßiger Geschicklichkeit; die Seeschlacht hatte mit einem Landtreffen viele Aehnlichkeit. Denn wenn Schiffe zusammenstießen, so konnten sie wegen der Menge und des Getümmels der Fahrzeuge sich nicht leicht wieder losmachen. Man erwartete den Sieg mehr von den auf dem Verdecke befindlichen Schwerbewaffneten, welche in fester Stellung fochten, indem die Schiffe ruhig standen. Die Linien wurden nicht durchbrochen, und man kämpfte mehr mit Anstrengung und Erbitterung, als nach den Regeln der Kunst. Ueberall herrschte große Verwirrung und Unordnung in dieser Seeschlacht."

Die Evolutionen der von den Athenern ausgebildeten Taktik bezweckten weniger, es zu einem stehenden Kampfe in der Weise einer Landschlacht zu bringen, als durch geschickte Wendungen der Schiffe die feindlichen Fahrzeuge in Grund zu bohren oder durch Zerbrechen der Ruder lahm zu legen. Das Anrennen mit dem Schiffsschnabel war von dreierlei Art, entweder daß Vordertheil gegen Vordertheil stieß, ein schlechtes Manöver ohne besonderen Vortheil, oder man rannte das feindliche Schiff mitten in der Seitenwand an, oder umfuhr es und kam ihm in den Rücken. Ein Hauptmanöver war ferner das Durchfahren (διεκπλεῖν); man fuhr in rascher Fahrt durch die Reihe der feindlichen Aufstellung und suchte dem nächsten Schiffe im Vorbeifahren die Ruder abzubrechen. Dabei konnte ihm durch eine geschickte Wendung auch noch ein Loch in die Seite gestoßen werden, oder man brachte dem Feind eine Menge Schiffe in den Rücken. Das Hauptgegenmittel gegen dieses Manöver war ein geschicktes Begegnen; waren aber die Seeleute nicht so geschickt, so bildete man gleich Anfangs zwei Linien hinter

einander (ἐπιτάσσειν). Das Umschiffen (περιπλεῖν) war eine Umzingelung der feindlichen Schiffe. Dagegen war ein Mittel das Ausdehnen der Flügel. Gegen beide Manöver, das Durch- und das Umfahren, diente auch als Sicherung die Aufstellung im Kreise.

Die für den Seekampf bestimmten Trieren, die eigentlichen Kriegsschiffe, hießen die „schnellen"; daneben gab es noch Soldatentrieren (στρατιώτιδες), welche dazu dienten, Landtruppen irgendwohin überzusetzen. Diese waren unbehülflich und fochten nur im Nothfall. Ein Soldatenschiff nahm gewöhnlich mehr als 100 Krieger auf. Auch bloße Transportschiffe waren oft als Trieren gebaut, so besonders Schiffe zum Transport der Reiterei (ἱππηγοί), welche durch ihren Bau sowie in Rücksicht des Geräthes von den gewöhnlichen Trieren verschieden waren.

Athen hatte vor den Perserkriegen eine unbedeutende Seemacht. Vor Kleisthenes war die attische Bürgerschaft in zwölf Phratrien und jede Phratrie zum Behuf der Verwaltung in vier Naukrarien oder Naukarien getheilt; jede Naukrarie aber stellte ein Kriegsschiff und zwei Reiter, so daß der Staat damals 48 Schiffe und 96 Reiter hatte. Als Kleisthenes die Demen oder Gaue als Verwaltungskreise einführte, blieben die Naukrarien wenigstens für militärische Zwecke; aber er machte deren fünfzig, in jeder der zehn Phylen fünf, so daß jetzt Athen 50 Schiffe und 100 Reiter besaß. In einem Kriege mit den Aegineten, unmittelbar vor den Perserkriegen, liehen die Athener zu ihren 50 Schiffen noch 20 Trieren von den Korinthiern; als aber Miltiades in dem Jahre nach der Schlacht bei Marathon gegen Paros ausfuhr, bestand ihre Flotte aus 70 eigenen Trieren. Themistokles hatte einige Jahre vorher die Feindseligkeiten mit Aegina benutzt, um die Bürgerschaft zur Erbauung von 20 neuen Kriegsschiffen zu veranlassen und bereits begonnen, seine auf Athens Größe hinzielenden Pläne in Ausführung zu bringen. Themistokles ist der Schöpfer der attischen Seemacht. Er bewog die Athener zu den großen Hafenanlagen im Peiraieus und veranlaßte als Archon im Jahre 487 v. Chr. den Beschluß, daß von den Einkünften der dem Staate gehörigen

laurischen Silberbergwerke jedes Jahr 20 neue Trieren gebaut werden sollten. So kam es, daß im Jahre 480 in der Schlacht bei Salamis die Athener mit 200 Schiffen kämpften, während die gesammte hellenische Flotte damals nur 378 Trieren betrug.

Jetzt waren die Aegineten und Korinthier und alle anderen Seestaaten Griechenlands von Athen weit überflügelt. In den nächsten Jahren brachte es einerseits die Rührigkeit und der Eifer der Athener in Bekämpfung des Nationalfeindes, der Perser, und andrerseits der Uebermuth des Spartaners Pausanias dahin, daß die Hegemonie der Griechen zur See von den Spartanern auf die Athener überging, und Aristeides, der Gerechte, war es, der den neuen großen Seebund organisirte, auf welchem Athens Seeherrschaft sich erhob. Zu diesem Bunde schlossen sich zunächst die Griechenstädte der jonischen, der thrakischen und makedonischen Küste zusammen in der Form einer Amphiktyonie, einer Vereinigung freier Staaten um einen religiösen Mittelpunkt. Dieser war die Insel Delos, „der Stern des Meeres", wie Pindar sie nennt, mit dem weltberühmten Apolloheiligthum des jonischen Stammes. Hier versammelten sich die Vertreter des Bundes zur Tagung, hier war die Bundeskasse, die aus den Beiträgen der einzelnen Bundesglieder gebildet ward. Doch nicht alle Mitglieder zahlten Geld, nur die kleineren Staaten, welche es besser fanden, keine Schiffe zur Bundesflotte zu stellen; die größeren Staaten dagegen lieferten statt der Geldbeiträge eine Anzahl Schiffe mit ihrer Bemannung. Auf diese Weise floß doch jährlich eine Summe von 460 Talenten (690,000 Thlr.) in die Bundeskasse, deren Verwaltung den Athenern überlassen wurde. Die Athener standen an der Spitze des Bundes; sie hatten den Vorsitz in den Bundesversammlungen, wo über die Kriegsführung, die Verwendung der Gelder und andere Bundesangelegenheiten von den Abgeordneten sämmtlicher Eidgenossen Beschluß gefaßt wurde. Sie hatten die Anführung der Flotte, einen wesentlichen Einfluß auf die Kriegsführung, sie beriefen die Versammlungen, forderten die Gelder ein.

An der Spitze dieses Seebundes fochten die Athener ihre Kriege mit den Persern aus; aber es dauerte nicht lange, so gestalteten sich die Verhältnisse des Bundes der Art, daß die Mitglieder desselben mehr Unterthanen als Bundesgenossen der Athener waren. Dies geschah nicht ohne Schuld der Bundesgenossen selbst; denn um sich dem Kriegsdienste zu entziehen und ruhig ihren Handel und Feldbau betreiben zu können, verstanden sie sich dazu, leere Schiffe und Geld zu geben, und lieferten dadurch den Athenern die Mittel in die Hände, sie immer mehr zu unterdrücken; sie verloren ihre kriegerische Kraft, während die Athener, welche die Mühen und Gefahren des Krieges fast allein trugen, sich zu immer größerer Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit ausbildeten, so daß sie sich gegen die wehrlosen Bundesgenossen erlauben konnten, was sie wollten. Die Bundeskasse wurde von Perikles auf die Burg von Athen gebracht und als unbedingtes Eigenthum der Athener betrachtet, über dessen Verwendung sie den Bundesgenossen keine Rechenschaft schuldig wären; die Beiträge der Bundesgenossen wurden zu einem Tribut, dessen jährlicher Betrag unter Perikles bis zu 600 Talenten gestiegen war. Doch kam diese Vermehrung der Tribute unter Perikles wohl hauptsächlich daher, daß mit der Zeit die Zahl der bundesgenössischen Städte beträchtlich zugenommen hatte; denn Perikles vermied bei den Bundesgenossen, die ja die Hauptstütze der athenischen Macht waren, allen Druck, so streng er auch das Princip der Unterthänigkeit durchzuführen suchte. Später unter Alkibiades wurde der unter Perikles gezahlte Tribut verdoppelt, und er ward so drückend, daß viele Bundesgenossen aus dem Vaterlande auswanderten.

Das Gebiet der athenischen Bundesgenossenschaft umfaßte seit Perikles mit geringer Ausnahme alle Städte an den Küsten und auf den Inseln der Propontis, des Hellespont und des ägäischen Meeres, von Byzanz nach Süden herab bis zum Vorgebirge Malea im Westen und zur karischen Küste im Osten, und zerfiel in folgende fünf Provinzen: die karischen, die jonischen, die Inselstaaten, die hellespontischen und die thrakischen. Nach den vorhandenen Tributlisten zählt

Böckh 267 Städte; doch sind die Listen nicht vollständig, und nicht jede Stadt ist einzeln aufgeführt, sondern häufig zählen mehrere auf einen Posten. Wenn auch in einem Scherz des Aristophanes die Annahme von 1000 Bundesgenossenstädten übertrieben ist, so wird doch die wirkliche Zahl derselben nicht viel dahinter zurückgeblieben sein. Die meisten derselben waren, wie gesagt, unterthänig; sie hatten athenische Behörden und Befehlshaber, auch häufig Besatzungen, und mußten ihre wichtigeren Processe in Athen, ihrer Hauptstadt, entscheiden lassen, sie zahlten Tribut und leisteten dennoch ungeachtet der abgekauften Dienstpflicht Kriegsdienste oder freiwilligen Zuzug; denn sie mußten sich gefallen lassen, was sie nicht abwehren konnten. Einzelne bevorzugte Staaten hatten noch eine gewisse Selbständigkeit behalten; sie waren tributfrei und stellten nur Schiffe mit Mannschaft, auch hatten sie, wenigstens der Form nach, noch eine gewisse Selbstbestimmung über Krieg und Frieden und einen Antheil an den Beschlüssen. Bei dem Beginn des peloponnesischen Krieges waren aber nur noch drei verbündete Staaten selbständig: Chios und auf Lesbos die Städte Mytilene und Methymna; viele andere, wie Thasos, Samos, Naxos, hatten vorher schon wegen Unbotmäßigkeit Flotte und Freiheit verloren.

Die Athener waren seit den Perserkriegen stets bemüht, ihre Flotte zu verstärken und zu verbessern. Es wurden beständig neue Schiffe gebaut, denn die Trieren alterten bald, und gewöhnlich mußten 3—400 vorhanden sein. Die Schiffe selbst wurden immer mehr vervollkommnet, die Mannschaft blieb in beständiger Uebung, man erfand und entwickelte eine kunstvolle Seetaktik, die sich im peloponnesischen Kriege als ausgezeichnet bewährte. Beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges hatten die Athener nach der Rechnung des Perikles 300 zum Absegeln fertige Trieren, nach Xenophon auf den Werften und in See zusammen 400. Die Bemannung der 300 Trieren betrug etwa 60,000 Mann. Daneben rechnet Perikles 13,000 Mann zum Felddienst taugliche Schwerbewaffnete und 16,000 Mann aus den ältesten und jüngsten Bürgern und den

Bundesgenossen zu Besatzungen und zur Vertheidigung der Stadt, ferner 1200 Reiter mit Einschluß der berittenen Bogenschützen und 1600 Schützen zu Fuß. Auf der Burg lagen in dem Schatze 6000 Talente gemünzten Geldes. Mit einer solchen Macht konnten sie getrost den Krieg beginnen. Gleich Anfangs schickte Perikles 100 Schiffe nach dem Peloponnes, womit 50 kerkyräische Schiffe und andere der Bundesgenossen vereinigt waren; zu gleicher Zeit gingen 30 nach Lokris, 50 waren bei Potidaia aufgestellt und 100 dienten zur Deckung von Attika. Im vierten Jahre des Kriegs war nach Thukydides die Zahl der in Thätigkeit befindlichen Schiffe noch größer als im ersten Jahr. Großartig waren auch die Anstrengungen zur Zeit der Seeexpedition nach Sicilien im Jahr 415. Während der Krieg in Hellas fortgeführt wurde und kleinere Flotten beim Peloponnes und an verschiedenen andern Orten zerstreut waren, segelten 60 schnelle Trieren und 40 Soldatentrieren in stolzem Gepränge aus dem Peiraieus aus; als sie in Kerkyra anlangten, wo der Verabredung gemäß die Schiffe und Mannschaften der Bundesgenossen ihrer warteten, kamen noch hinzu 34 bundesgenössische Trieren, zwei rhodische Fünfzigruderer, ein Pferdeschiff und außer den freiwillig mitschiffenden Fahrzeugen 130 Proviantschiffe mit vielen Zimmerleuten und sonstigen Handwerkern. Die Kriegsleute bestanden aus 5100 Hopliten, 480 Bogenschützen, 700 rhodischen Schleuderern, 120 leichtbewaffneten megarischen Flüchtlingen und 30 Reitern; die gesammte Mannschaft auf den Kriegsschiffen, Soldaten, Schiffsleute und Diener, betrug ungefähr 36,000 Mann. Später folgten noch 250 Reiter ohne Pferde, die erst in Sicilien sollten beritten gemacht werden, und 30 berittene Bogenschützen, ferner 10 Trieren unter Eurymedon. Dann wieder ging im Jahre 413 eine Flotte von 73 Trieren mit 5000 Hopliten und einer ansehnlichen Zahl von leichten Truppen unter Demosthenes und Eurymedon zur Verstärkung nach Sicilien ab, so daß, was nach Absendung der ersten Flotte nach Sicilien ging, 83 Trieren und ungefähr 25,000 Mann ausmachte. Im Ganzen also wurde eine Kriegsmacht

von 217 Trieren und etwa 60,000 Mann nach Sicilien geschickt. Heer und Flotte gingen bekanntlich vor Syrakus vollends zu Grunde, aber fast noch 10 Jahre lang hielt sich die Stadt im Wechsel des Krieges aufrecht und stellte eine Flotte nach der andern auf, bis nach der Schlacht bei Aigospotamoi alle ihre Kräfte erschöpft waren und sie dem Feinde sich ausliefern mußte. Ihre stolze Seemacht ist gänzlich vernichtet.

Die Rüstkammer der attischen Seemacht war der Peiraieus mit den drei von Themistokles befestigten Häfen Zea, Munychia und Kantharos (S. 269). Innerhalb der Hafenbefestigungen befanden sich die Werften (νεώρια), d. h. die Räume, in welchen die Schiffshäuser und Zeughäuser enthalten waren, nebst den übrigen Plätzen, die zum Herausziehen und Aufstellen der Schiffe dienten, inwiefern sie nicht in den Häusern lagen, sowie auch die Bauplätze für die Schiffe (ναυπήγια). Der Kantharos oder der Peiraieus im engern Sinn war der eigentliche Kriegshafen, und an ihm lagen vorzugsweise die großartigen Gebäude für das Kriegsseewesen. Von den Schiffshäusern (νεώσοικοι) war hier allerdings nur der vierte Theil, etwa für 100 Schiffe; Zea hatte deren ungefähr 200, Munychia etwa 100. Im Ganzen waren sie auf 400 Schiffe berechnet, und sie bildeten Athens Stolz. Sie hatten mehr als 1000 Talente gekostet. Ihre Bestimmung war, die ans Land gezogenen Trieren gegen die Witterung zu schützen. Jedes Haus nahm nur ein Schiff auf. Die Zahl der Schiffe aber war größer als die der Schiffshäuser; waren also alle zu Hause, so mußte eine Anzahl im Freien liegen bleiben. Das hölzerne Geräthe lag meistens bei den Schiffen in den Häusern, das hängende dagegen wurde in der Skeuothek oder dem Seezeughause aufbewahrt. Als das alte Zeughaus nicht mehr genügte, wurden noch mehrere hölzerne erbaut, bis das neue berühmte Zeughaus des Philon erstand, das, um 330 v. Chr. nothdürftig vollendet, auf ein Geräthe von 1000 Schiffen berechnet war.

Die Gesetzgebung über das Seewesen stand der Volksversammlung zu, die höchste Verwaltung desselben aber dem Rath der

Fünfhundert. Er hatte namentlich auch für die jährliche Erbauung neuer Schiffe zu sorgen und ernannte zu diesem Zwecke als eine besondere Commission die Trieropöen (Trierenbauer), Einen aus jeder der zehn Phylen. Wenn der Rath diese Pflicht vernachlässigte, so wurde ihm der Kranz verweigert, der ihm gewöhnlich bei seinem Abgang als Anerkennung seiner guten Verwaltung ertheilt ward. Die speciellen Aufseher über das gesammte Material des Seewesens, über die Schiffs- und die Zeughäuser waren die jährlich erwählten zehn Aufseher der Werften (ἐπιμεληταὶ τῶν νεωρίων); sie bewahrten und beaufsichtigten die Schiffe und das Geräthe, gaben sie im Falle einer Rüstung an die Trierarchen aus, nahmen sie später wieder in Empfang. Ueber Alles hatten sie Listen zu führen; sie verzeichneten die, welche an die Werfte etwas schuldeten, und ließen sie auf der öffentlich aufgestellten Säule aufschreiben, sie trieben die Schulden ein. Auf Beschluß des Rathes verkauften sie Geräthschaften und schafften statt deren neue an.

Bei der Ausrüstung seiner Flotten diente dem Staate zu großer Erleichterung die sogen. Trierarchie, eine außerordentliche Leiturgie (s. S. 303), vermöge deren die einzelnen reichen Bürger verpflichtet waren, ein ihnen zugewiesenes Kriegsschiff auszurüsten und in See zu bringen. Zu der Zeit, wo Athen eine Seemacht geworden war, bestanden die Naukrarien nicht mehr. Als Themistokles die Trieren bauen ließ, soll er die Anordnung getroffen haben, daß hundert der reichsten Bürger vom Staat je ein Talent erhielten mit der Verpflichtung, dafür eine Triere zu liefern. Später wählten die Strategen jedesmal diejenigen aus, welche von ihrem Vermögen eine Trierarchie zu leisten hatten; wie groß aber ein Vermögen sein mußte, das zu solcher Leistung verpflichtete, wissen wir nicht. Der Leistende hieß Trierarch (Befehlshaber der Triere) und führte das Commando auf dem Schiffe über Matrosen und Soldaten entweder selbst oder durch einen Stellvertreter. Der Staat lieferte das Schiff mit dem Mast und gewöhnlich auch das Geräthe und ließ durch den Strategen dem Trierarchen den Sold und die Ver-

pflegungsgelder für die Schiffsmannschaft einhändigen. Die Hauptobliegenheiten des Trierarchen waren, daß er das Geräthe und das Schiff während des Jahres seiner Trierarchie in gutem Stande hielt, nöthigenfalls Reparaturen des Schiffes vornahm und neues Geräthe schaffte, daß er die Ruderer und Matrosen herbeischaffte, der Mannschaft den vom Staate gelieferten Sold auszahlte und die Lebensmittel besorgte. Die Ruderer und Matrosen wurden aus den Beisassen, aus Freigelassenen und Sklaven und nur im Nothfall aus den niedrigsten Bürgern ausgelesen, zum Theil auch bestanden sie aus Fremden, die um Lohn dienten. Der Trierarch hatte bei dieser Aushebung mancherlei Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten und mußte gewöhnlich noch aus seiner Tasche ein Handgeld zahlen; auch mußte er oft noch zu den Verpflegungsgeldern und dem Solde zulegen oder wenigstens Vorschüsse machen, wenn der Staat die nöthigen Gelder nicht sogleich bereit hatte. Manchmal geschah es auch, daß der Staat dem Trierarchen die Stellung des Geräthes auferlegte. In den Zeiten des lebendigen Patriotismus aber leisteten die Trierarchen in edlem Wetteifer viel mehr als sie schuldig waren; sie lieferten freiwillig das Geräthe, zahlten die Gelder für die Mannschaft oder legten wenigstens noch etwas zu dem Solde zu u. s. w.

Im Ganzen war die Trierarchie die kostspieligste Leiturgie, sie kostete 40 Minen bis 1 Talent. Daher kam es in späterer Zeit öfter vor, daß zwei oder auch drei Bürger zusammen eine Triere ausrüsteten. Der erste uns bekannte Fall einer solchen Syntrierarchie fällt in das Jahr 411. Wenn ein für die Trierarchie ausersehener Mann sich im Vergleich zu einem andern Bürger, der eher die Leistung übernehmen konnte, zu sehr belastet glaubte, so stand es ihm, wie auch bei andern Leiturgien, frei, dem Andern den Tausch des Vermögens anzubieten; im äußersten Falle wandte er sich flehend an das Volk oder floh schutzsuchend zum Altar der Artemis in Munychia. Während des Jahres, wo Einer Trierarch war, blieb er frei von den andern Leiturgien, und wie man überhaupt zu den Leiturgien nur ein Jahr um das andere verpflichtet war, so konnte wenigstens

in den letzten Zeiten des Redners Isäus (c. 350 v. Chr.) der Bürger nur nach zweijähriger Ruhe wieder zur Trierarchie gezogen werden.

Wenn die Trierarchien im Voraus für ein Jahr bestimmt waren, so konnte im Falle des Bedürfnisses eine Flotte sogleich und zu rechter Zeit zu einer Kriegsexpedition ausgesendet werden. Aber dies war bei weitem nicht immer der Fall; gar oft ernannte man die Trierarchen erst, wenn eine Flotte in Thätigkeit gesetzt werden sollte. Dann aber ging bei der mit der Trierarchie verbundenen Weitläufigkeit des Geschäftes der günstige Zeitpunkt nicht selten verloren. Um daher die Trierarchen zur Beschleunigung der Ausrüstung anzufeuern, beehrte man die drei, welche ihre Schiffe zuerst in die See gebracht, mit einem goldenen Kranze; die Säumigen aber konnten von den Apostoleis, zehn aus der Bürgerschaft erwählten Beamten, welchen die Aufsicht über die Ausrüstung und Absendung der Flotte oblag, sogar gebunden werden. Außer diesen Apostoleis (Absendern) hatte auch der Rath der Fünfhundert für die Beschleunigung der Ausrüstung Sorge zu tragen. So kommt der Fall vor, daß den Prytanen befohlen wird, den Rath täglich am Hafendamm zu versammeln, bis die Flotte abgegangen sei. Das Auslaufen der Flotte war mit einer religiösen Feierlichkeit verbunden. Von der Abfahrt der oben erwähnten sicilischen Expedition im Jahre 415 erzählt Thukydides Folgendes: An dem Tage, wo das Heer zu Schiffe gehen sollte, begaben sich am frühen Morgen die für den Auszug Bestimmten nach dem Peiraieus, und ganz Athen strömte zum Hafen hinab, die Bürger, um ihren abziehenden Söhnen, Verwandten und Freunden das Geleit zu geben, die Fremden und Schutzgenossen als neugierige Zuschauer eines so außerordentlichen Schauspiels; denn dies war die glänzendste und kostspieligste Flotte, welche bis dahin von einem einzigen Staate war ausgerüstet worden. Nachdem die Mannschaft an Bord gegangen und Alles auf die Schiffe gebracht worden war, ertönte das Signal der Trompete, und eine feierliche Stille trat ein. Der Herold sprach im Namen der ganzen Flotte ein Gebet, welches Alle von den einzelnen Schiffen und das

Volk am Ufer nachsprachen; die Rauchaltäre dampften, das gesammte Heer goß aus goldenen und silbernen Bechern Trankopfer aus und begann den Päan zu singen, darauf zogen die Schiffe in langer Linie aus dem Hafen auf die hohe See, begleitet von den Segenswünschen der zurückbleibenden Menge, welche mit stolzen Siegesgedanken ihnen nachblickte.

Trotz dem unheilvollen Ausgang des peloponnesischen Krieges und dem gänzlichen Verlust ihrer Seemacht erholten sich die Athener doch schneller wieder, als man erwartet, wenn auch die früheren Zeiten der Macht nie zurückkehrten. Sie stellten ihre Werften, ihre Schiffs- und Zeughäuser wieder her und bauten neue Schiffe. Doch behielten sie die Triere als Hauptkriegsschiff bei, obgleich die Griechen um diese Zeit den Bau von Tetreren, Penteren und noch größeren Schiffen bereits begonnen hatten. Tetreren und Penteren kommen bei ihnen nur in geringer Zahl vor. Olympiade 100, 3 (378 v. Chr.) konnten sie nach Polybius 100, nach Diodor 200 Schiffe ausrüsten. Die Macht, mit welcher Iphikrates, Chabrias, Timotheos ihre Siege erfochten, war nicht unbedeutend. Demosthenes rechnet um Olympiade 106 (356) als die Macht, welche der Staat aufstellen könne, 300 Schiffe, Lykurg brachte sie auf 400. Aus den im Peiraieus aufgefundenen Inschriften, welche Böckh eingehend behandelt hat, ergibt sich folgender Bestand der Schiffe:

Ol. 106, 1 (356 v. Chr.)	283 Trieren.
Ol. 112, 3 (330 v. Chr.)	392 Trieren.
	19 Tetreren.
Ol. 113, 3 (326 v. Chr.)	360 Trieren.
	.. Tetreren.
Ol. 113, 4 (325 v. Chr.)	360 Trieren.
	50 Tetreren.
	3 Penteren.
Ol. 114, 2 (323 v. Chr.)	365 Trieren.
	.. Tetreren.
	.. Penteren.

Aber dennoch ging die gesammte Kriegsmacht Athens immer mehr zurück, da der Patriotismus der Bürger dahin war. Man entzog sich dem Kriegsdienst und überließ die Führung der Kriege den Söldnern. Dadurch vermehrten sich die Kriegsausgaben, aber es fehlten gewöhnlich dem Staate die Gelder, welche die genußsüchtige Bürgerschaft daheim an glänzenden Festen vergeudete oder die Feldherren und sonstigen Beamten unterschlugen und verpraßten. Mit der makedonischen Zeit hörte der Schiffsbau auf, da Makedonien kein Holz mehr lieferte.

Statt der früheren Form der Trierarchie hatte man in dieser letzten Periode der attischen Seemacht ums Jahr 358 v. Chr. die sogen. Symmorien eingeführt. Die 1200 reichsten Bürger, welche jetzt ständig zur Trierarchie verpflichtet wurden, waren in zwanzig Abtheilungen, Symmorien, getheilt, und jeder Symmorie wurde eine gewisse Zahl von Schiffen zugewiesen, deren Ausrüstung sie zu besorgen hatte, in der Art, daß bald mehrere, bald wenigere, eine sogen. Syntelie bildend, für ein Schiff zusammenschießen mußten. Die 300 Reichsten hatten die Vorstandschaft der Symmorien; sie leisteten die Vorschüsse und gaben die Ausrüstung an den Mindestfordernden in Pacht, worauf sie dann von den Mitgliedern der Syntelie ihre Auslagen eintrieben. Dies richteten sie aber gewöhnlich so ein, daß sie die Last größtentheils von sich auf die Andern abwälzten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, schlug endlich Demosthenes ein gerechteres Verfahren vor, wonach alle Bürger mit Ausnahme der Aermeren nach Verhältniß ihres Vermögens die Kosten der Trierarchie tragen mußten, und zwar so, daß ein Steuerkapital von je 10 Talenten zur Ausrüstung eines Schiffes verpflichtete. Wer also 10 Talente besaß, leistete die Trierarchie für ein Schiff, wer 20 Talente, für zwei u. s. w. Wer dagegen weniger als 10 Talente besaß, wurde mit Andern so zusammengestellt, daß ihr Vermögen die Summe von 10 Talenten ausmachte; diese trugen dann Jeder nach Maßgabe seines Vermögens für die Ausrüstung des einen der Gesellschaft zugewiesenen Schiffes bei.

Zwei Städtebelagerungen.

Während des peloponnesischen Krieges war die Belagerungskunst noch unvollkommen. Wenn es nicht gelingen wollte, durch einfachen Sturm oder vermittelst hoher Dämme, die bis zur Mauerhöhe aufgeschüttet wurden, die Mauer zu ersteigen oder in die Mauer eine Lücke zur Erstürmung zu brechen durch Untergrabung derselben oder durch den Sturmbock, so blieb nichts übrig, als den Feind durch eine rings um die Stadt geführte Umwallung gänzlich von der Außenwelt abzuschneiden und durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. So wurden durch völlige Einschließung von der Land- und Seeseite Potidaia und Mytilene von den Athenern überwältigt, dasselbe versuchte Nikias vor Syrakus; auch Athen erlag zuletzt nicht der feindlichen Belagerungskunst, sondern dem Hunger, da es von zwei Landheeren und auf der Seite der Häfen von der spartanischen Flotte eingeschlossen gehalten wurde.

Von besonderem Interesse in den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges ist die Belagerung von Platäa, dessen Bürger sich hinter ihren engen Mauern mit bewunderungswürdiger Ausdauer gegen eine überlegene Macht lange Zeit behaupteten. Platäa, seiner Lage nach zu Böotien gehörig, war schon seit 519 v. Chr. eine treue Bundesgenossin von Athen und wurde deswegen von Theben, dem Haupte des böotischen Bundes, schwer gehaßt. Das erste Ereigniß des peloponnesischen Krieges war ein nächtlicher Ueberfall Platäa's von Seiten der Thebaner; aber die durch Verrath in die Stadt gedrungenen Thebaner fanden mit geringer Ausnahme theils im Kampfe den Tod, theils wurden sie nachher von den erbitterten Platäern hingerichtet. Die Thebaner warteten auf Rache, die Platäer aber, in Voraussicht eines wiederholten Angriffs, rüsteten sich, von den Athenern unterstützt, zur Gegenwehr. Die Athener ließen Kriegsvolk nach Platäa einrücken, brachten Lebensmittel hinein und ließen eine Besatzung dort, indem sie die zum Krieg Unbrauchbarsten nebst Weibern und Kindern aus der Stadt nach Athen

schafften. Indeß schob sich der gefürchtete neue Angriff noch hinaus bis in den Sommer des dritten Kriegsjahres (429).

Damals erschien ein peloponnesisches Heer unter Anführung des spartanischen Königs Archidamos, vereint mit den Truppen der Thebaner, vor der kleinen Stadt, deren Umfang zu jener Zeit viel geringer war, als die jetzigen, etwa eine Stunde im Umkreis betragenden Trümmer einer später bei der Erneuerung der Stadt aufgeführten Ringmauer. Nach vergeblichen Unterhandlungen eröffnete Archidamos die Feindseligkeiten, welche von Thukydides (2, 75 ff.) in folgender Weise beschrieben werden. „Zuerst errichtete er vermittelst der Bäume, die man umhieb, Pfahlwerke rings um die Stadt, so daß Niemand mehr herausgehen konnte. Hierauf warf man einen breiten Damm gegen die Stadt zu auf, in der Hoffnung, daß die Einnahme sehr bald erfolgen werde, da ein so zahlreiches Heer in Thätigkeit war. Sie fällten nun Holz auf dem benachbarten Kithäron und fügten es auf beiden Seiten in den Bau des Dammes ein, indem sie es in die Länge und die Quere nach Art eines Flechtwerkes statt einer Seitenwand aufstellten, damit das Erdreich des Dammes nicht auseinanderfalle, und trugen Holz und Steine und Erde, und was sonst dienlich schien, herbei, um es darauf zu werfen. An dem Damme bauten sie siebzig Tage und Nächte unausgesetzt fort, indem sie in Ablösungsposten getheilt waren, so daß, während die Einen zutrugen, die Andern schliefen oder aßen. Als die Platäer sahen, wie der Damm immer höher stieg, errichteten sie ein hölzernes Stockwerk und setzten es auf die Mauer, da wo gegen sie der Damm aufgeführt wurde, und fügten Ziegelsteine aus den benachbarten Häusern ein, welche sie niederrissen. Als Bindemittel diente ihnen das Holz, damit der Bau in der Höhe nicht zu schwach zum Widerstande wäre. Zur Bedeckung gebrauchte man dabei lederne Schläuche und Felle, damit die Arbeiter und das Holz nicht von Feuergeschossen getroffen werden könnten und in Sicherheit wären. So gedieh die Mauer zu einer bedeutenden Höhe; aber ebenso schnell erhob sich dagegen der Damm.

„Die Platäer kamen nun auf den Einfall, da wo der Damm an die Mauer stieß, eine Oeffnung in diese zu machen und den Schutt hereinzuschaffen. Als die Peloponnesier dies bemerkten, stampften sie in Schilfkörbe Lehm und setzten dieselben in die Lücke, damit nicht der Bau wie Schutt heruntersinken und fortgetragen werden könnte. Als den Platäern nun dieses Mittel versperrt war, enthielten sie sich desselben und gruben aus der Stadt einen unterirdischen Gang; und als sie muthmaßten, unter dem Damm zu sein, so schafften sie wieder den Schutt von unten hinweg in die Stadt. Und lange blieb dies von denen, die außerhalb waren, unbemerkt, so daß das Aufschütten wenig mehr fruchtete, indem der Schutt unten sich verminderte und immer nach der leeren Stelle zu einsank. Da die Platäer aber befürchteten, sie möchten mit so weniger Mannschaft gegen eine solche Ueberzahl sich doch nicht halten können, so ersannen sie noch folgendes Mittel. Sie hörten auf, an dem großen Bau, den sie dem Damme gegenüber auf die Mauer gesetzt, zu arbeiten und fingen an, in der Gegend der beiden Enden dieses Baues, da wo die Mauer niedrig war, nach innen zu in die Stadt herein eine andere, mondförmige Mauer anzulegen, damit, wenn auch die große Mauer erstürmt würde, diese zweite dahinter noch behauptet werden könnte und die Feinde einen neuen Damm gegen sie aufführen müßten und bei dem Hereindringen doppelte Arbeit hätten und von zwei Seiten in Gefahr wären beschossen zu werden. Zugleich nun mit der Errichtung des Dammes brachten die Peloponnesier ihr Sturmzeug gegen die Stadt heran, um die Mauer einzustoßen. Eine der Maschinen wurde gegen das hohe Mauerstockwerk auf dem Damme aufgeführt, erschütterte dasselbe gewaltig und setzte die Platäer in Schrecken. Andere Sturmbalken wurden gegen andere Punkte der Mauer gerichtet; aber die Platäer zogen diese durch Stricke, welche sie von oben um dieselben warfen, in die Höhe. Auch befestigten die Belagerten große schwere Balken an beiden Enden an lange eiserne Ketten und hängten sie quer an zwei auf die Mauer gestützten und darüber hinausragenden Stangen

auf; einen solchen Balken zogen sie schräg nach der Mauer zu in die Höhe, und wenn dann das Sturmzeug im Begriff war heranzustoßen, so ließen sie den Balken an den sich schnell abspannenden Ketten aus den Händen los, und da er mit Gewalt auffiel, so schlug er den Kopf des Mauerbrechers ab.

„Als nun das Sturmzeug nichts ausrichtete und dem Damme jene Vertheidigungswerke entgegengesetzt wurden, so hielten die Peloponnesier es für allzuschwierig, die Stadt einzunehmen, und schickten sich daher an, sie nur einzuschließen. Doch wollten sie vorher einen Versuch machen, die Stadt, die nicht sehr groß war, wo möglich, wenn ein Wind sich erhöbe, in Brand zu stecken; denn sie sannen auf alle möglichen Mittel, sie ohne großen Aufwand und ohne förmliche Belagerung in ihre Gewalt zu bringen. Sie trugen daher Reiserbündel zusammen und warfen sie vom Damme herab zuerst in den Raum zwischen Mauer und Damm, und als dieser wegen der vielen arbeitenden Hände bald ausgefüllt war, so häuften sie solche auch an den übrigen Seiten der Stadt auf, soweit sie dieselbe von der Höhe herab erreichen konnten. Hierauf schleuderten sie Feuerbrände mit Schwefel und Pech gegen das Holz und zündeten es an, und die Flamme wurde so gewaltig, wie man bis auf diesen Tag noch nie eine, von Menschenhänden angelegt, gesehen hatte. Es fehlte wenig, so wären die Platäer, die den bisherigen Angriffen entgangen waren, verloren gewesen. Denn innerhalb der Stadt konnte man auf eine weite Strecke dieser Gegend nicht nahe kommen, und hätte noch in dieser Richtung, worauf die Feinde rechneten, ein ihnen günstiger Wind sich erhoben, so wären die Belagerten nicht zu retten gewesen. Nun aber soll noch der Glücksfall eingetreten sein, daß ein starker Regen und ein Gewitter die Flammen löschte und so die Gefahr verschwand.

„Als nun die Peloponnesier auch hierin ihre Absicht verfehlten, so behielten sie nur einen Theil ihres Heeres dort und entließen die Uebrigen. Die Stadt schlossen sie ringsum mit Verschanzungen ein, indem sie die Arbeit unter die Truppen der Städte vertheilten.

Es lief an der innern und der äußern Seite der Verschanzungen ein Graben hin, aus dessen Schutt sie die Backsteine gebrannt hatten, und nachdem um die Mitte des September Alles fertig war, ließen sie für die eine Hälfte der Verschanzung eine Besatzung zurück, indem die andere Hälfte von den Böotiern bewacht war, zogen sich mit dem Heere zurück und gingen auseinander, ein Jeder in seine Heimat. Die Platäer, welche belagert wurden, waren 400 Mann, dazu 80 Athener und 110 Weiber, welche das Essen bereiteten; sonst war weder ein Sklave noch ein Freigelassener innerhalb der Mauern, denn man hatte vorher Alles nach Athen geschafft."

Die Platäer harrten in ihrem Verschlusse muthig aus bis in den Winter 428—27, immer von der Hoffnung getragen, daß die Athener, ihre Bundesfreunde, sie doch endlich befreien würden. Als aber jetzt die Lebensmittel ihnen auf bedenkliche Weise zusammengeschmolzen waren, beschlossen sie, auf den Vorschlag des Wahrsagers Theainetos und ihres Anführers Eupompidas, alle zusammen einen Ausfall zu machen und womöglich die feindliche Mauer zu übersteigen. Nachher wurde etwa die Hälfte bedenklich, aber ungefähr 220 Mann blieben bei dem Vorhaben. Ueber diesen Ausfall berichtet Thukydides (3, 20 ff.), wie folgt. „Sie verfertigten sich Leitern nach der Höhe der feindlichen Mauer, wozu sie das Maß nach den Lagen der Ziegelsteine nahmen, an solchen Stellen, wo dieselben nach der Stadt zu nicht überschmiert waren. Es zählten aber Viele zugleich, damit, wenn Einer oder der Andre unrichtig zählte, doch die Meisten die Rechnung richtig treffen möchten. Dies konnte um so eher geschehen, da sie zu wiederholten Malen nachzählten, auch die Entfernung eben nicht groß war. Auf diese Art nahmen sie mit Rücksicht auf die Dicke der Ziegelsteine das Maß zu den Leitern.

„Nun waren die Werke der Peloponnesier auf folgende Art angelegt. Sie bestanden aus zwei Ringmauern, deren eine gegen die Platäer und die andere gegen einen etwaigen Ueberfall der Athener von außen her aufgeführt war. Diese beiden Ringmauern waren

etwa 16 Fuß von einander entfernt, und dieser Zwischenraum von 16 Fuß war unter die Belagerer zu Kasernen vertheilt, welche darin dicht eine neben der andern gebaut waren, so daß das Ganze als eine ausgefüllte Mauer mit Brustwehren auf beiden Seiten anzusehen war. Bei der zehnten Brustwehr kam jedesmal ein hoher Thurm, der mit der doppelten Mauer von gleicher Dicke war und sowohl an die innere als äußere Seite derselben reichte, so daß man nicht bei dem Thurme vorbeigehen konnte, sondern mitten hindurch gehen mußte. Die Nächte hindurch, wenn es stürmisch und regnicht war, ließen sie die Brustwehren unbesetzt und versahen die Wache auf den Thürmen, die einander ziemlich nahe standen und mit einem Dache versehen waren.

„Die Platäer nahmen denn, sobald sie mit ihren Anstalten fertig waren, eine stürmische und regnichte Nacht wahr, worin der Mond nicht schien, und begaben sich aus der Stadt hinaus. Ihre Anführer waren eben diejenigen, welche das ganze Unternehmen veranlaßt hatten. Erst setzten sie über den inneren Graben, dann kamen sie an die feindliche Mauer, ohne von der Wache bemerkt zu werden, welche sie wegen der Dunkelheit der Nacht nicht sehen und auch vor dem brausenden Winde das Geräusch von ihrer Annäherung nicht hören konnte; auch hielten sie sich im Gehen weit auseinander, damit ihre Waffen nicht aneinander stoßen und sie verrathen möchten. Uebrigens hatten sie sich nur leicht gewappnet und nur den linken Fuß beschuht, um auf dem lehmigen Boden fest zu stehn. So näherten sie sich einem Raum zwischen zwei Thürmen, an einer Stelle, die sie unbesetzt wußten, und zwar zuerst die mit den Leitern, welche sie an die Mauer legten. Darauf stiegen zwölf Leichtbewaffnete, mit Brustharnischen und mit Dolchen in den Händen, hinan; Ammeas führte dieselben an und stieg zuerst auf die Mauer, und sie ihm nach, je sechs nach jedem Thurm hin. Hierauf folgten andere Leichtbewaffnete mit Spießen, welchen Andere die Schilde nachtrugen, damit sie desto leichter hinaufkämen und die Schilde erhielten, wenn sie sich den Feinden nähern würden. Als ihrer eine ziemliche Zahl

oben war, wurde die Wache auf den Thürmen sie gewahr, da Einer von den Platäern, indem er sich an der Mauer halten wollte, einen Ziegel herunterwarf. Auf das Getöse entstand gleich Lärm, und die feindliche Mannschaft eilte sofort nach der Mauer zu, ohne wegen der Dunkelheit der Nacht und des stürmischen Wetters zu wissen, was dieser Lärm eigentlich bedeute. Zugleich hatten die in der Stadt gebliebenen Platäer einen Ausfall gemacht und stürmten die Mauer an einem andern Ort, als wo ihre Landsleute über dieselbe hinüberstiegen, damit die Feinde um so weniger an dieselben dächten. Dieses hatte die Wirkung, daß die Feinde in der größten Verwirrung auf dem Fleck blieben, wo sie waren, und Niemand sich getraute von seinem Posten zu gehen. Inzwischen begaben sich die 300 Mann von ihnen, welche dazu bestellt waren, nöthigen Falls mit den Waffen bei der Hand zu sein, auswärts vor die Mauer hinaus. Auch zündeten die Feinde auf der Seite gegen Theben hin Alarmfeuer an. Doch die Platäer steckten ebenfalls viele Feuer auf den Mauern ihrer Stadt an, damit die Thebaner nicht wüßten, was sie aus den Feuern machen sollten.

„Unterdessen hatten die Platäer, welche übersteigen wollten, sobald die Vordersten sich oben befanden und sich der Thürme auf beiden Seiten nach Erlegung der Wache bemächtigt hatten, die Durchgänge der Thürme mit einiger Mannschaft besetzt, damit Keiner zur Vertheidigung der Mauer hier hindurchkommen könnte, und sodann von der Mauer an die Thürme Leitern gelegt und verschiedene von ihren Leuten hineinsteigen lassen, so daß jetzt ein Theil von den Thürmen herunter den vordringenden Feind von oben und unten her beschoß und abwehrte, die Uebrigen aber, welche den größten Theil ausmachten, unterdessen auf einer Menge angelegter Leitern und mit Niederreißung der Brustwehren zwischen den Thürmen über die Mauer setzten. Sowie nun Einer nach dem Andern hinüber gekommen war, stellten sie sich unten am Rande des Grabens auf und setzten von da dem Feinde mit Pfeilen und Wurfspießen zu, wenn von denselben etwa Einige sie neben der

Mauer anfallen und den Uebergang hindern wollten. Als sie alle hinüber waren, stiegen auch die, welche in den Thürmen waren, als die Letzten, nicht ohne Schwierigkeit hinunter und zogen sich nach dem Graben zu. Hier stießen die 300 Mann des Feindes mit Fackeln in den Händen auf sie. Die Platäer, welche an dem Rande des Grabens im Finstern standen, konnten jene besser sehen und schossen daher auf diese von Rüstung entblößten Leute eine Menge von Pfeilen und Wurfspießen ab; sie selbst hingegen konnten von den Feinden der Fackeln wegen nicht so gut gesehen werden. Währenddem kamen auch die, welche zuletzt über den Graben gesetzt waren, an, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr. Denn derselbe war oben zugefroren, aber nicht so stark, daß man darüber gehen konnte, sondern er war nur mit einem feuchten Eise bedeckt, und die Nacht hindurch war Schnee gefallen, der eine Menge Wasser in den Graben gebracht hatte, so daß sie kaum die Köpfe über dem Wasser behielten. Indessen diente auch dieses Wetter dazu, ihre Entweichung zu befördern."

Die Platäer schlugen nun vom Graben aus den Weg nach Theben ein, weil sie voraussetzten, daß der Feind sie auf der nach Athen führenden Straße verfolgen werde, und wendeten sich erst nach einem längeren Marsche rechts ins Gebirge, um nach Athen zu kommen, wo sie des Morgens anlangten. Es waren 212 Mann; Einige der Ausfallenden waren noch vor dem Uebersteigen der Mauer in die Stadt zurückgekehrt, und ein Bogenschütze war bei dem äußeren Graben den Feinden in die Hände gefallen. Die in Platäa Zurückgebliebenen erhielten sich noch von den geringen Vorräthen bis in den nächsten Sommer. Als alle Lebensmittel aufgezehrt und alle ihre Kräfte erschöpft waren, ergaben sie sich. Ihr edler Muth, ihre bewundernswürdige Ausdauer fand bei der spartanischen Barbarei keine Anerkennung. Sie wurden vor ein, aus fünf spartanischen Abgeordneten bestehendes Gericht gestellt, das sie auf eine höchst widerrechtliche Weise zum Tode verurtheilte, 200 Platäer und 25 Athener.

Bald nach dem peloponnesischen Kriege nahm das Belagerungswesen einen bedeutenden Aufschwung durch Dionysios den Aelteren, die Makedonier Philipp und Alexander den Großen und dessen nächste Nachfolger. Eine ausgebildete Mechanik vervollkommnete die bisherigen Maschinen, wie die Mauerbrecher, die Wurfmaschinen, viele neue wurden erfunden, Schirmdächer verschiedener Art, große bewegliche Thürme mit vielen Stockwerken und dergl.; man machte Fortschritte in der Anlage von Schanzen, von verdeckten Gängen und Minen, und in demselben Maße, wie die Angriffsmittel sich vermehrten und vervollkommneten, wuchs auch die Kunst der Befestigung, wuchsen die Mittel der Vertheidigung. Am großartigsten in derartigen Erfindungen und Unternehmungen zeigte sich Demetrios, der Sohn des Antigonos, der deswegen den Beinamen Poliorketes, „Städtebestürmer", erhielt. Seine berühmteste Belagerung war die von Rhodos, von der wir hier eine Darstellung geben wollen, und zwar, da wir es besser nicht vermögen, mit den meist unveränderten Worten Droysens in dessen Geschichte des Hellenismus I. S. 473 ff.

Der rhodische Staat war durch seine überaus glückliche Lage während Alexanders Lebzeiten und noch mehr während der Diadochenkämpfe ungemein emporgeblüht. Aller Handel zwischen Europa und dem Osten concentrirte sich fast auf dieser Insel; die Rhodier waren ausgezeichnete Seeleute und standen durch ihren ruhigen gesetzlichen Sinn, ihre Betriebsamkeit, ihr geordnetes Staatswesen und ihre trefflichen See- und Handelsgesetze in allgemeiner Achtung. Nach Alexanders Tod hatten sie die makedonische Besatzung vertrieben und sich frei gemacht; aber während der nun folgenden beständigen Kämpfe der Nachfolger des großen Königs beobachteten sie im Interesse ihres Handels und ihrer Selbständigkeit eine kluge Neutralität. Mit allen Herrschern standen sie in Freundschaft, besonders aber mit Ptolemaios, dem König von Aegypten, weil dorthin vornehmlich ihr Handel gerichtet war. Ihre bedeutende Seemacht gebrauchten sie blos zur Bekämpfung der Piraten und zum Schutz des Handels.

Antigonos, der Herrscher des ganzen vorderen Asiens, hatte im Jahre 306 v. Chr. einen verunglückten Zug gegen Aegypten gemacht, das Land des Ptolemaios. Den Rhodiern nahm er übel, daß sie ihn nicht unterstützt, und um nun bei seinen weiteren Unternehmungen gegen Ptolemaios die rhodische Seemacht nicht etwa gegen sich zu haben, sondern für sich benutzen zu können, beschloß er im Jahre 305 die Rhodier sich unterthänig zu machen. Zunächst untersagte er ihnen allen Verkehr mit Aegypten, und als die Rhodier des Friedens halber eine Gesandtschaft schickten, wurde ihnen gedroht, wenn sie sich nicht sofort fügten, würde mit aller Macht gegen sie verfahren werden. Neue Gesandtschaften halfen nichts. Antigonos schickte seinen Sohn Demetrios Poliorketes mit seiner gesammten Seemacht, den mächtigsten Maschinen, bedeutenden Truppen in See, den gedrohten Angriff ins Werk zu setzen. Die Rhodier entschlossen sich, Widerstand zu leisten und bereiteten sich zum Kampfe gegen die ungeheure Uebermacht.

Die Stadt Rhodos, auf der Nordostseite der gleichnamigen Insel, zog sich von einem von Osten her ins Land hereingehenden Meerbusen an in Form eines halben Ovals in südwestlicher Richtung nach einem Berge hin, auf dessen felsiger Höhe die Akropolis eine weite Aussicht bot über die Stadt mit ihren Häfen und das offene Meer. Die Stadt, in der Zeit des peloponnesischen Krieges gebaut, war schöner und regelmäßiger als die meisten griechischen Städte. Namentlich die Häfen waren vortrefflich angelegt; in den Meerbusen, in dessen Winkel die Stadt lag, reichten zwei Molen hinein, welche ein Bassin von fast 600 Schritt Durchmesser umschlossen; hinter diesem größeren Hafen befand sich ein kleinerer mit engerer Mündung, ausschließlich für die rhodische Seemacht bestimmt. Am Hafenbollwerk entlang und rings um die Stadt hin zog sich eine starke mit vielen Thürmen versehene Mauer, außerhalb derer sich nordwärts und südwärts bedeutende Vorstädte befanden. Diese mußten preisgegeben werden; Häfen und Stadt zu behaupten, forderte schon alle Aufmerksamkeit des Staates. Alles unnütze Ge-

sindel wurde aus der Stadt gewiesen, die Fremden wurden aufgefordert, zum Schirm der Stadt die Waffen mit zu ergreifen. Es fanden sich 6000 waffenfähige Bürger und 1000 Fremde, die die Waffen nahmen. Die Reichen brachten freiwillig Geld zusammen, die Handwerker bereiteten Waffen und Geschosse, Andere arbeiteten an den Mauern und Thürmen, Andere an den Maschinen und Schiffen, selbst die Weiber halfen Steine herantragen oder gaben ihr langes Haar, um Bogensehnen daraus zu drehen.

Indeß kam Demetrios mit seinen Geschwadern in voller Schlachtordnung herangesegelt. Voran gingen 200 Kriegsschiffe von namhafter Größe, jedes auf dem Vorderdeck mit leichtem Geschütz versehen; dann folgten 170 Transportschiffe, von Ruderbooten bugsirt, mit nicht weniger als 40,000 Mann Besatzung, eine nicht geringe Zahl Reiter mit eingerechnet; zuletzt die Kaperschiffe, die Vorraths- und Packschiffe in großer Zahl. Die Flotte landete nicht weit nordwärts von der Stadt. Demetrios schiffte dort seine Truppen aus, ließ sie bis über Wurfweite von der Stadt vorrücken und daselbst ein Lager aufschlagen. Dann sandte er Kaperschiffe zur See und leichtes Volk zu Lande aus, die Küsten und das Innere der Insel zu verwüsten. Um zur Befestigung des Lagers Holz und Steine zu erhalten, wurden die Gehölze, die Gärten und Gehöfte im Norden der Stadt verwüstet, mit dem so gewonnenen Material ein dreifacher Graben mit starken und dichten Pallisaden um das Lager gezogen; während der nächsten Tage war das ganze Schiffsvolk und die Truppen beschäftigt, das Erdreich zwischen der Stadt und dem Landungsplatz zu ebenen und die Bucht, in der sie gelandet, zum Hafen zu machen. Die Rhodier begannen auch ihrerseits die Feindseligkeiten; sie schickten drei Schnellsegler aus, welche viele umherschweifende Fahrzeuge des Feindes theils versenkten, theils verbrannten.

Indeß begann Demetrios die Belagerungsarbeiten, in denen er sein staunenswürdiges Talent auf die großartigste Weise zu entfalten Gelegenheit fand; ihm ging der Ruf voraus, daß keine Festung, so stark sie auch wäre, ihm widerstehen könne; unerschöpf-

lich in immer neuen Erfindungen, riesenhaft in Entwürfen, die, so unausführbar sie schienen, ebenso schnell, sicher und ihrem Zweck entsprechend ins Werk gesetzt wurden, mit Werkmeistern und Architekten, mit Werkzeug und Material auf das reichlichste versehen, begann er eine Reihe von Belagerungsarbeiten, welche während des Alterthums Muster der Kriegsbaukunst geblieben sind. Seine Absicht war, sich zunächst des Hafens von Rhodus zu bemächtigen, theils um die Verbindung der Stadt mit dem Meere zu sperren, theils weil die mächtigen Mauern von der Hafenseite am leichtesten zu erstürmen schienen. Zuerst wurden zwei Schirmdächer, ein jedes von zwei gekoppelten Prahmen getragen, das eine gegen den horizontalen Wurf der Katapulten, das andre gegen den Bogenwurf der Schleudermaschinen errichtet; ingleichen zwei vierstöckige Thürme, die höher waren als die der Hafenmauer, ebenfalls auf zwei Prahmen, die an einander gekettet und so wohlgebaut waren, daß sie die hohen Gebäude mit vollem Gleichgewicht trugen; ein schwimmendes Pfahlwerk mit vier Fuß langen Pallisaden sollte in einiger Entfernung vor den Maschinen treibend dazu dienen, die Boote, die sie hereinbugsirten, vor dem Angriff der Feinde zu schützen.

Als die Arbeiten fast vollendet waren, wurde eine große Zahl Seeboote versammelt, mit Verdecken geschützt, die Seiten mit Luken verwahrt, leichte Katapulten bis 1000 Schritt Wurfweite mit ihrer Mannschaft und kretischen Bogenschützen auf dieselben gebracht, und nun gegen die Molen herangefahren. Die Katapulten begannen gegen die Rhodier, die die Hafenmauer höher zu bauen beschäftigt waren, mit bestem Erfolg zu arbeiten; es war Gefahr, daß der Hafen in Demetrios' Hände fiel; schleunigst brachten die Rhodier zwei Maschinen auf den Hafendamm und postirten drei andere auf Lastschiffen nebst vielen Katapulten und Wurfgeschützen im Eingang des kleinen Hafens, um jeder Möglichkeit der Landung auf den Molen oder des Eindringens in den Hafen zu begegnen; zugleich wurden auf den verschiedenen Schiffen im Hafen große Vorräthe von Geschossen aufgehäuft, damit die Maschinen nicht Mangel an

Munition hätten. So arbeiteten die Geschütze hier und dort aus der Ferne gegen einander; heftiger Wellenschlag hinderte Demetrios mit den großen Maschinen auszulaufen; als endlich stille See ward, landete er über Nacht an der Spitze des äußeren Hafendammes, warf dort schnell eine Schanze auf, die mit Felsstücken und Holzwerk möglichst gedeckt wurde, und gab ihr 400 Mann Besatzung nebst einem großen Vorrath von Geschossen aller Art. So hatte er 250 Schritt von der Mauer einen festen Punkt, der ihm zugleich die Einfahrt in den Hafen möglich machte.

Mit dem nächsten Morgen fuhren nun die Maschinen, mit dem schwimmenden Bollwerk umgeben, unter dem Schmettern der Trompeten ungehindert in den Hafen hinein, die Seeboote vorauf, die mit ihren leichten Katapulten die auf der Hafenmauer Arbeitenden arg mitnahmen, während die großen Wurfgeschütze der Thürme auf die feindlichen Maschinen und die Mauer, die den Hafendamm schloß und niedrig und schwach war, mit bestem Erfolge gerichtet wurden. Die Rhodier arbeiteten mit nicht geringer Anstrengung dagegen; der Tag verging unter dem heftigsten Schleudern herüber und hinüber, mit Einbruch der Nacht endlich ließ Demetrios seine Maschinen außer Schußweite zurückbugsiren. Die Rhodier aber folgten mit vielen Booten, die als Brander eingerichtet wurden, und zündeten diese an, sobald sie den Maschinen nahe genug zu sein glaubten; aber das schwimmende Pfahlwerk hielt sie zurück, ein Hagel von Geschossen zwang sie zum Rückzuge, das Feuer griff um sich, die meisten Boote verbrannten, wenige kamen in den kleinen Hafen unversehrt zurück; die Mannschaft hatte Mühe, sich schwimmend zu retten.

An den nächsten Tagen wiederholte Demetrios seine Angriffe in derselben Art, indem er auch von der Landseite stürmen ließ. Endlich, am dreizehnten Tage, gelang es, mit den Wurfmaschinen von größter Mächtigkeit (sie warfen Steine von 1/2 Centner), die vom Hafen aus gegen die Mauer am Hafen gerichtet wurden, die Thürme und die dazwischenliegende Mauer zu stürzen. Schleunigst landeten

einige Boote mit Truppen, die Bresche zu stürmem; aber sie wurden blutig zurückgeworfen. Unterdeß rudern von allen Seiten her neue Boote der Belagerer an das Hafenbollwerk, neue, zahlreichere Truppen rücken heran; mit Sturmleitern geht es gegen die Bresche, gegen die Mauer, zugleich stürmen die Truppen von der Landseite her. Lange wurde mit größter Anstrengung gekämpft; zuletzt zwingen die Rhodier die Belagerer, mit Verlust vieler Todten sich zurückzuziehen. Der erste furchtbare Sturm ist abgeschlagen. Ein zweiter Sturm nach sieben Tagen, ein dritter an derselben Stelle, mit neuen, größeren Maschinen unternommen, mißlingen ebenfalls, und die 400 Mann des Demetrios auf der Mole werden gefangen. Nach Verlust dieser Position hat er auch die Einfahrt in den Hafen verloren, und damit die Aussicht, von der Hafenseite der Stadt beizukommen. Da unterdeß auch die winterliche Jahreszeit begann, so stellte Demetrios seine Angriffe von der See aus ein und wandte sich jetzt mit allem Eifer darauf, die Belagerung vom Lande her fortzusetzten.

Noch furchtbarer und riesenhafter waren die Arbeiten, die er jetzt vollbrachte. „Er hatte", sagt Diodor, „fast 30,000 Werkleute und Aufseher über die Arbeit zusammengebracht; weil daher Alles, was begonnen ward, schneller, als man denken konnte, vollendet ward, so war Demetrios den Rhodiern äußerst furchtbar. Nicht blos die Größe der Maschinen und die Menge der zusammengebrachten Werkleute, sondern ganz besonders des jungen Königs unternehmender Geist und seine Geschicklichkeit in den Künsten der Belagerung schreckte sie; denn er selbst war in Erfindung neuer Werke ausgezeichnet und machte zu dem, was von seinen Kriegsbaumeistern angegeben wurde, vielfache Verbesserungen und neue Erfindungen." Zu der weiteren Belagerung der Stadt ließ er eine ungeheure Maschine, Helepolis, „Städteeroberin," genannt, erbauen. Auf einer vierseitigen Basis von je 50 Ellen erhob sich dies thurmartige Gebäude von fast 100 Ellen Höhe; auf drei Seiten war es, um gegen Feuer geschützt zu sein, mit starkem Eisenblech überzogen

die Fronte mit Oeffnungen für die verschiedenen Arten Geschütze versehen, welche von ledernen, mit Wolle ausgefütterten Vorhängen zum Auffangen der Geschosse verdeckt waren; die neun Geschosse des Thurms waren mit zwei breiten Treppen verbunden, deren die eine hinauf, die andre hinabführte; das ganze Gebäude ruhte auf acht Rädern, deren Speichen von zwei Ellen Dicke und stark mit Eisen beschlagen waren; es war so eingerichtet, daß es nach jeder Richtung hin bewegt werden konnte; 3400 starke Leute wurden ausgesucht, die Maschine, theils in ihr, theils hinter ihr aufgestellt, in Bewegung zu setzen. Außer der Helepolis wurden bedeckte Gänge, Schildkrötendächer, theils zur Anbringung der Sturmböcke, theils zum Schutz der Erdarbeiten errichtet; durch das Schiffsvolk wurde das Terrain für diese Maschinen in der Breite von 1200 Schritten geebnet, so daß sich der eigentliche Angriff gegen sieben Mauerthürme und die dazwischen liegenden Mauern wenden konnte.

Mit Entsetzen sahen die Rhodier diese Riesenbauten emporsteigen. Sie hatten bereits auf den Fall, daß ihre Mauer erliegen würde, den Bau einer zweiten Mauer hinter der ersten begonnen und das Theater, die nächstliegenden Häuser, die Tempel der Götter, um Werkstücke zu erhalten, eingerissen. Sie sandten neun Schiffe aus, mit dem Befehl, wo sie könnten, feindliche Schiffe zu überfallen und in den Grund zu bohren; und diese neun Schiffe thaten dem Feinde vielfachen Abbruch. Indeß hatte Demetrios neben dem fortgehenden Bau der großen Maschinen Minengänge gegraben, die bereits unter der Mauer hin vorgerückt waren. Die Rhodier, denen die Sache durch einen Ueberläufer verrathen ward, machten eine Gegenmine. Die Minen begegneten einander, man machte Halt und beobachtete sich gegenseitig mit starken Posten. Demetrios bestach mit vielem Gelde den Commandanten des feindlichen Postens, einen Milesier, daß er seine Truppen in die Stadt ließe; allein der Milesier offenbarte den Verrath den Rhodiern, und als in der Nacht ein feindlicher Anführer verabredeter Maßen durch die Mine in die Stadt kam, um einen Platz zum Aufstellen seiner Truppen auf-

zusuchen, wurde er ergriffen und in Haft geführt. Die Mine war umsonst gegraben.

Jetzt waren draußen die großen Maschinen und die Ebenung des Terrains beendet; in der Mitte des geebneten Feldes erhob sich der Thurm der Helepolis, zu ihren beiden Seiten je vier Schildkrötendächer, an die sich ebenso viele bedeckte Gänge, die die Verbindung zwischen den Maschinen und dem Lager sicherten, anschlossen. Endlich wurden zwei ungeheure Sturmböcke errichtet, von 125 Ellen Länge, mit Eisen beschlagen, gleich Schiffsschnäbeln gestaltet, für jeden 1000 Mann bestimmt, ihn zu schwingen, die Gebäude selbst auf Rädern ruhend und verhältnißmäßig leicht zu bewegen. Die Maschinen standen fertig, die Helepolis war mit Katapulten und Wurfgeschützen stark versehen, Tausende an den Tauen, die Riesengebäude zu bewegen; zu gleicher Zeit gingen die Schiffe in See, den Hafen anzugreifen, Kriegsschaaren umzingelten die Stadt, um zu stürmen, wo nur irgend zugängliches Terrain war. Auf ein Zeichen schmetterten von der See, von den Maschinen, von jenseits der Stadt her die Trompeten, und die Truppen erhoben das Kriegsgeschrei. Ohne Wanken und mit mächtigem Rauschen rückten die Maschinen gegen die Mauern, sie begannen ihre furchtbare Arbeit, von allen Seiten zugleich wurde gestürmt; schon brachen unter den Sturmböcken Mauerstücke herab. Da erschienen Gesandte der Knidier, um Frieden zu stiften. Man vereinigte sich nicht, und sofort begann der Sturm, die Arbeit der Wurfgeschosse, der Sturmböcke von Neuem. Endlich stürzte der stärkste der Thürme, der aus mächtigen Quaderstücken erbaut war, es stürzte die nächstliegende Mauer, es lag eine mächtige Bresche — aber hinter ihr stand schon die neue Mauer, durch den vorliegenden Schutt der Bresche unangreifbar. Demetrios mußte sich den weiteren Sturm versagen.

In diesen Tagen kamen ägyptische Schiffe mit großen Getreidevorräthen glücklich in den rhodischen Hafen. Auch die Könige Lysimachos und Kassander schickten Getreide, und so waren die Rhodier, denen bereits die Vorräthe zu mangeln begonnen hatten, wieder auf

lange Zeit geborgen, wenn sie nur der Maschinen des Gegners sich zu erwehren vermochten. Sie beschlossen, einen Angriff mit der Gewalt der Flammen gegen sie zu wagen; sie bereiteten eine Menge Feuerpfeile, sie brachten eine große Zahl von Wurfgeschützen auf die Zinnen. Es war eine mondlose und finstere Nacht, im Lager war tiefe Ruhe, bei den Maschinen standen Wachtposten, nichts ahnend; plötzlich, um die zweite Nachtwache, begann ein heftiges Schleudern der Wurfgeschütze, der Feuerpfeile dazwischen, die das Feld und die Maschinen beleuchteten. Schnell wurde Lärm, die Wachttruppen eilten herbei, zu retten; schon stürzten Blechstücke von dem Thurm und den Dächern, immer dichter fielen Feuerpfeile, den Raum zu erhellen; Stein und Geschoß wirkten um so furchtbarer, da Niemand ihr Heranfliegen sehen konnte, es war nicht möglich Stand zu halten. Feuerpfeile hafteten in dem entblößten Holzwerk, die Flammen begannen emporzulecken, es war Gefahr, daß Thurm und Maschinen zu Grunde gingen. Demetrios eilte mit Truppen aus dem Lager herbei; mit dem Wasser, das in den Gebäuden vorräthig war, gelang es, der Flamme Einhalt zu thun, während neue Feuerpfeile die Gefahr stets erneuten, die Arbeit erschwerten; die Lärmtrompete rief die zum Ziehen der Maschinen bestimmte Mannschaft auf ihren Posten; mit dem Morgen waren sie außer Schußweite, sie waren gerettet. Demetrios ließ, um sich von den Kriegsmitteln der Belagerten in Kenntniß zu setzen, die verschossenen Pfeile zählen; man fand deren 1500 Katapulten- und 800 Feuerpfeile, andere Geschosse ungerechnet; in der That, Ungeheures für die eine Stadt.

In der Voraussicht, daß der Sturm bald erneuert werden würde, bauten die Rhodier auf der Seite der Stadt, gegen welche die Maschinen errichtet waren, eine dritte Mauer, auch gruben sie vor der Bresche einen tiefen Graben, damit den Belagerern hier zu stürmen möglichst erschwert würde. Nachdem Demetrios seine Maschinen wieder hergestellt hatte, versuchte er einen neuen Sturm. In Kurzem stürzte die Mauer zu beiden Seiten eines Thurmes, dieser allein hielt sich, wurde mit höchster Anstrengung vertheidigt,

so daß der Sturm für jetzt aufgegeben werden mußte. Nach einigen Tagen sollte ein Angriff durch die Bresche gemacht werden. In der Nacht vorher drangen auf des Demetrios Anordnung 1500 der tapfersten Männer, nachdem sie die Wache niedergemacht, durch die Bresche in die Stadt und setzten sich in den Mauern des Theaters fest, um am nächsten Morgen von da aus die von außen Stürmenden zu unterstützen. Demetrios hatte wohl gehofft, daß, wenn seine Schaar in die Stadt gedrungen, die feindlichen Besatzungen von der Mauer und dem Hafen ihren Posten verlassen und gegen diese zusammenströmen würden, um sie zu vernichten, und dann wäre ihm das Eindringen in die Stadt leicht geworden. Allein Keiner verließ seinen Posten, und gegen die Eingedrungenen wurde eine besondere ausreichende Schaar commandirt. Als am Morgen der Sturm begann, tobte der Kampf am Theater und an den Mauern lange hin und her; die Rhodier fochten wie Verzweifelte, und es gelang ihnen, den Sturm an den Mauern abzuschlagen und die eingedrungenen Feinde zum größten Theil niederzumachen. Die Stadt war wieder für diesmal gerettet, obgleich sie schon so gut wie genommen gewesen.

Demetrios gab seine Hoffnung, die Stadt zu überwältigen, noch nicht auf. Eben rüstete er zu neuem Angriff, da kamen Boten seines Vaters, er möge, wenn er mit annehmbaren Bedingungen könnte, mit den Rhodiern Frieden schließen, die Angelegenheiten in Griechenland erforderten seine Gegenwart. Die Rhodier waren gern zum Frieden bereit, denn sie hatten durch das Stocken ihres Handels, durch die Belagerung und die wiederholten Kämpfe unglaublich gelitten; und so kam denn durch Vermittelung ätolischer Gesandten der Friede unter folgenden Bedingungen zu Stande: „Die Stadt Rhodus soll frei und selbständig sein, keine Besatzung erhalten, die Abgaben untergebener Städte, sowie die früheren Zölle und Einkünfte selbst haben; die Rhodier sollen Bundesgenossen der Könige Antigonos und Demetrios sein außer gegen Ptolemaios, sie sollen dessen zum Zeugniß hundert Geißeln stellen, die Demetrios aus der

Bürgerschaft mit Ausschluß der Beamten wählen wird." Dieser Vergleich wurde etwa im Sommer 304 abgeschlossen, nachdem die Belagerung über ein Jahr gedauert. Man beglückwünschte sich nach der ritterlicher Weise der damaligen Kriegsführung gegenseitig; Demetrios ließ den Rhodiern zum ewigen Gedächtniß seiner großartigen Belagerungsarbeiten und ihrer außerordentlichen Tapferkeit die Helepolis zurück.

Die Jagd.

Die Jagd war, wie wir aus den homerischen Gedichten erfahren, den Männern der heroischen Zeit eine Lieblingsbeschäftigung; sie war es zu allen Zeiten allen kräftigen, unverweichlichten Völkern. Auch die Griechen der späteren Jahrhunderte liebten die Jagd, und ihre Wälder und Felder lieferten ihnen noch immer ein zahlreiches Wild, Hasen, Hirsche, Rehe, Wildschwein, Bären und Wolf. Den Athenern war der Parnes ein Revier für Eber- und Bärenjagd, und auch der Wolf war noch nicht ganz aus ihrem Lande vertrieben; wer einen Wolf erlegte, erhielt nach solonischem Gesetz fünf Drachmen zum Lohn, aber er mußte ihm, dem heiligen Thier des Apollon, einen Hügel aufwerfen. Die Spartaner, denen nach altem Gesetz die Jagd für die schönste und ehrenvollste Beschäftigung gelten sollte, suchten vorzüglich ihr Jagdvergnügen in den Wäldern und Schluchten des Taygetos. Was die Jagd von jeher den Griechen galt, das haben sie in ihren Sagen niedergelegt. Xenophon sagt im Anfang seines Buches über die Jagd, sie sei eine Erfindung der Götter, des Apollon und der Artemis, und diese hätten sie den Cheiron gelehrt, um ihn wegen seiner Gerechtigkeit zu ehren. Cheiron erfreute sich an dem göttlichen Geschenke, und die Ersten der Helden wurden darin seine Schüler, Meleager und Theseus, Peleus und Telamon, Nestor und Odysseus und Achilleus, der, wie Pindar meldet, als sechsjähriger Knabe schon Löwen und Eber erlegte und

den schnellen Hirsch einholte ohne Hunde und Netz. Weil sie die Jagd geübt, darum wurden sie, sagt Xenophon, so ausgezeichnete Helden.

Unter den Helden, welche bei Cheiron die Künste der Jagd lernten, waren auch Asklepios, Machaon und Podaleirios, die Heroen der Heilkunde; dadurch deutet die Sage an, in wie enger Beziehung die Jagd zur Diätetik stand. Die Jagd wurde empfohlen nicht blos, weil sie ein des Mannes würdiges Vergnügen sei, sondern auch, weil sie dem Körper Gesundheit, Gewandtheit und Stärke gebe, die Sinne, namentlich Augen und Ohren schärfe und das Leben verlängere. Auch ward sie geachtet und von Gesetzgebern, wie Lykurg, geboten als eine treffliche Vorübung für den Krieg. Xenophon aber, der Freund und Lobredner der Jagd, schreibt ihr eine noch viel höhere, eine sittliche und intellectuelle Bedeutung zu; sie lehre den Menschen Besonnenheit, schärfe die Aufmerksamkeit des Geistes und bilde den Jüngling viel mehr, als die Schulen der Sophisten, zu trefflichen, gerechten und nützlichen Staatsbürgern. Darum sollen die jungen Leute, sobald sie aus dem Knabenalter herausgetreten sind, in den Künsten der Jagd unterrichtet werden und der Jagd sich widmen. Auch Platon und Aristoteles empfehlen der Jugend die Jagd wegen ihres erziehlichen Einflusses, den nach Isokrates schon die Altvordern frühe erkannt hätten; denn der Areopag habe die ärmeren Bürgerssöhne zum Betrieb des Ackerbaues und des Handels angehalten, die wohlhabenderen aber gezwungen, sich der Reitkunst, der Jagd, der Ringschule, der Philosophie zu befleißigen. Die vornehmen athenischen Jünglinge zur Zeit des Xenophon und des Isokrates trieben mit Jagdhunden wie mit schönen Pferden einen großen Luxus und erzählten gern in feiner Gesellschaft von ihren Jagdabenteuern; ob sie aber im Sinne des Xenophon die Jagd geübt, steht dahin. Unter den berühmten Männern der Geschichte wird mancher genannt, der in den Stunden der Muße dem Vergnügen der Jagd huldigte, ein Pelopidas, Alexander der Große und seine Feldherren, Pyrrhus, Philopoimen.

Xenophon handelt in seinem Buche ausführlich über die Jagd der verschiedenen Thiere, am ausführlichsten über die Hasenjagd, welche am meisten mag betrieben worden sein. Die Jagdhunde, von denen er vorher spricht, scheinen gerade die gewesen zu sein, welche vornehmlich zur Hasenjagd gebraucht wurden. Er sagt, es gebe zwei Arten von Hunden, die kastorischen, deren sich in alter Zeit Kastor bei seinen Jagden bedient habe, und die Fuchshunde, welche ursprünglich von Hund und Fuchs abstammen. Diese letzteren wären sehr zahlreich, aber nicht besonders geeignet für die Jagd. Desto besser waren die kastorischen. Als Kennzeichen eines guten Jagdhundes, der aber einer langen und sorgfältigen Erziehung bedarf, werden angegeben: Große Gestalt, feiner concav eingebogener, gelenker und nerviger Kopf, hohe schwarze glänzende Augen, große und breite Stirn, lange dünne, auf der hinteren Seite kahle Ohren, langer geschmeidiger runder Hals, breite fleischige Brust, ein wenig vorstehende Schulterblätter, die Vorderbeine gedrungen und kleiner als die hinteren, nicht zu tief einfallende Rippen, nicht zu starke Hüften, ein langer gerader Schweif. Bei solchen Eigenschaften sind sie stark, gewandt und schnell, wohlproportionirt und schön und haben ein gutes Gebiß. Außerdem müssen sie eine gute Spürnase haben und viel Ausdauer, daß sie auch in erstickender Hitze nicht ermatten. Die Farbe eines edlen Jagdhundes darf nicht durchaus roth oder schwarz oder weiß sein, denn das ist ein Zeichen gewöhnlicher und wilder Art; sondern die rothen und die schwarzen müssen um die Stirne herum weiß aufsprossendes Haar haben, und die weißen röthliches. Die Haare, dicht und weich, müssen an den obersten Theilen der Schenkel gerade und lang sein, eben so an den Hüften und unten am Schwanz.

Der Jagdhund muß ein Jagdband haben, an welchem ein Seil befestigt ist mit einer Schlinge für die Hand des Führers; das Halsband aber muß breit und weich sein, damit es die Haare nicht abschabt. Aus dem Seil soll man kein Band um den Hals machen. Außerdem spricht Xenophon noch von einem Gürtel, den man dem

Hunde umbindet, von recht breiten Riemen, damit sie die Weichen nicht reiben. Die Namen der Jagdhunde sollen kurz sein, damit man sie leicht rufen kann, wie z. B. Psyche (Seele), Londche (Lanze), Alke (Stärke), Phylar (Wächter), Hyleus (Waldmann), Aktis (Strahl) u. s. f.

Von den Hasen unterscheidet Xenophon eine größere und eine kleinere Art. Die großen seien bräunlich und hätten das Weiße auf der Stirn groß, während die kleineren mehr gelblich seien und nur eine kleine Bläſſe hätten. Auch die Farbe des Schwanzes, die schwarze Färbung der Ohrenspitzen, der Glanz und die Farbe des Auges sei bei beiden Arten verschieden. Die kleineren Hasen fänden sich auf den meisten Inseln, bewohnten und unbewohnten, in viel größerer Menge als auf dem Festlande. Denn auf den Inseln gäbe es keine Füchse und keine Adler, welche lieber auf hohen zusammenhängenden Gebirgen, als auf den niederen Bergen der Inseln hausten, und da außerdem der Hase auf den Inseln von den Menschen viel weniger gejagt werde, aber sich außerordentlich schnell vermehre, so sei er dort in ungeheurer Zahl vorhanden.

Bei der Jagd und zumal bei der Hasenjagd spielten die Netze eine Hauptrolle; doch war diese anstrengender, als man denken sollte. Vor Tagesanbruch geht der Jäger mit seinen Hunden und dem Netzwächter hinaus; der Netzwächter trägt in einem Ranzen von Kalbleder die Netze und die Hippen, mit denen er sich die Stellen für die zu spannenden Netze säubern und das zum Aufstellen und Verzäunen der Netze nöthige Holz und Reiswerk abhauen kann; der Jäger trägt keine Waffe, höchstens eine Keule, wenn er es nicht vorzieht, erst draußen im Walde sich einen keulenartigen Prügel zu verschaffen. Beide sind leicht gekleidet und haben Sohlen unter die Füße gebunden. Schweigend nahen sie dem Walde, damit ihre Stimme nicht das Wild vor der Zeit aufscheucht. Außerhalb des Waldes binden sie die Hunde, jeden einzeln, an, so daß sie leicht gelöst werden können. Nun stellen sie vermittelst gabelförmiger Stützen die Netze halbmondförmig auf in verwachsenen Waldwegen, in Schluchten

und an Bächen und überhaupt an solchen Orten, nach denen das Wild am meisten zu flüchten pflegt. Der Wächter bleibt Wache haltend bei den Netzen zurück, der Jäger aber geht mit den Hunden fort, um das Wild aufzuscheuchen und nach den Netzen zu treiben. Bevor er sein Werk beginnt, gelobt er dem Apollon und der Artemis einen Theil der Beute, dann löst er einen der Hunde, der der geschickteste Spürer ist, und hat dieser die Spur eines Hasen gefunden, so wird der zweite Hund losgelassen und in kurzen Zwischenräumen nach einander auch die andern. Er selbst folgt, ohne die Hunde zu drängen, und ruft jeden einzeln mit Namen. Mit blitzenden Augen und gesenkten Ohren, mit den Schwänzen wedelnd, gehen die Hunde freudig vor, nach allen Richtungen hin, im Zickzack, im Kreise der Spur folgend. Jetzt sind sie dem Lager des Hasen nah — das erkennt der Jäger an dem Eifer der Hunde, die hitzig hin und her laufen und mit den Schwänzen den ganzen Körper schütteln — jetzt stürzen sie auf ihn; aber der Hase springt rasch davon, und die Hunde ihm nach mit Lärm und Gebell, angefeuert von dem Jäger, der, sein leichtes Gewand um die linke Hand gewickelt und die Keule in der Rechten, ihnen in raschem Laufe folgt. Doch hütet er sich, dem flüchtenden Hasen entgegen zu laufen; das thun nur die schlechten Jäger. Wenn der Hase immer in gleicher Richtung fortliefe, so würde er seltener in die Netze gerathen und auch so leicht nicht von den Hunden und dem Jäger erreicht werden, denn kein Thier, das an Größe ihm gleich, hat eine solche Schnelligkeit wie er. Gewöhnlich aber läuft der Hase, ohnedies blind gemacht durch die Angst der Verfolgung, nach derselben Stelle zurück, wo er zuerst aufgespürt ward, da er den Ort nicht gern verläßt, wo er geheckt ist, und darum wird er entweder endlich im Laufe gefangen, oder er stürzt in die ihm gestellten Netze. Wenn er dem verhängnißvollen Netze naht, ist es die Sache des Netzwächters, schreiend hinter ihm her zu laufen und ihn ins Netz zu treiben. Dann beruhigt er mit Worten die Wuth der Hunde, ohne sie anzurühren, und ruft dem Jäger zu, daß das Thier gefangen. Ist das gefangene Thierchen noch ganz

jung, so läßt der ächte Jäger es wieder laufen, der Artemis zu Ehren. Diese Scenen wiederholen sich im Laufe des Tages so lange, als dem Jäger die Lust und die Kräfte bleiben; denn eine solche Hetzjagd erfordert eine große Anstrengung. Der Jäger muß ein guter ausdauernder Läufer sein, damit er bei der Verfolgung stets in der Nähe seiner Hunde ist. Zu Roß aber jagte der Grieche nicht.

Noch anstrengender war die Hasenjagd im Winter; denn dann zog man ohne Hunde aus, weil man glaubte, daß der Schnee der Nase des Hundes nachtheilig sei. Der Jäger mußte also allein das schnellfüßige Thier verfolgen. Er suchte es gewöhnlich an schneefreien Stellen auf, wo die Hasen am liebsten im Winter liegen, trieb es in seine Netze, oder wenn ihm dies nicht gelang, so lief er ihm so lange nach, bis er es gefangen. Das war wohl möglich, weil der Hase in dem tiefen Schnee, der außerdem sich auch an seine Füße fest hängte, bald ermüdete.

Auf der Reh- und Hirschjagd gebrauchte man den Wurfspieß und indische Hunde, große starke und schnelle Thiere. Im Frühjahre, wo die Hirschkälber noch klein sind, suchte man diese in seine Gewalt zu bringen, um durch sie die Alten zum Wurf heranzulocken. Der Jäger begab sich mit seinem Hundeführer vor Tag nach den grasreichen Waldgründen, von denen er wußte, daß die Hirsche dahin zur Weide kamen. Die Hunde werden vorerst außerhalb des Waldes angebunden, und der Jäger stellt sich in einem Verstecke auf die Lauer. Mit Tagesanbruch kommen die Hindinnen mit ihren Jungen, und wenn sie diese gesäugt und die Gegend recognoscirt, gehen sie eine jede mit ihrem Jungen nach verschiedenen Seiten auseinander. Die Kälber lagern sich im Grase, während die Mütter weiden. Jetzt werden die Hunde losgelassen, und der Jäger geht mit dem Spieß auf das nächste Hirschkalb los. Dies bleibt ruhig, sich niederduckend, auf dem Boden liegen und läßt sich aufnehmen; wenn es flieht, so wird es bald von den Hunden eingeholt. Sobald die Hindin merkt, daß ihr Junges in der Menschen Gewalt ist,

stürzt sie ohne Vorsicht herbei, um es zu befreien, und wird dann von den Hunden erfaßt und mit dem Wurfspieß durchbohrt. Wenn die Hirschkälber größer sind, so daß sie mit den Alten auf der Weide umhergehen, so sind sie schon schwerer zu fangen; denn sie suchen Schutz hinter den Alten, und diese treten die angreifenden Hunde nieder. Man thut daher am besten, sogleich mitten unter die Thiere zu springen und sie auseinander zu jagen, so daß eins der Jungen isolirt wird. Es läuft zwar schnell und läßt Anfangs die Hunde weit hinter sich; bald aber ermüdet seine Kraft, und es wird gefangen.

Man fing die Hirsche auch mit Fußschlingen. Ein runder Rahmen aus Holz, ringsum mit hölzernen und eisernen Spitzen besetzt, wurde in eine Grube eingepaßt, welche etwa fünf Handbreit tief war. In der Mitte des Rahmens befand sich eine Schlinge, welche von einer langen Schnur gebildet ward, an deren vorderem Ende ein eichenes, noch mit der Rinde versehenes Holz, drei Spannen lang und eine Hand breit, befestigt war. Die Grube mit Rahmen und Schlinge ward mit Zweigen und Erde überdeckt und ebenso der Holzklotz in einem vorderen Loche versteckt. Wenn der Hirsch in die Grube tritt und gestochen den Fuß mit heftigem Rucke herauszieht, so bleibt die Schlinge an seinem Fuße hangen. Nun eilt er mit dem Strick und dem daran gebundenen Klotze davon; aber durch das Anschlagen des Holzes wird er im Laufe gehemmt und ermüdet, und dem Jäger wird es leicht, seinen durch das geschleppte Holz gekennzeichneten Weg aufzufinden und ihn einzuholen. Ist es ein männlicher Hirsch, so gehe man nicht nahe zu ihm heran, sondern tödte ihn aus der Ferne mit dem Jagdspieß; denn das Thier ist gefährlich durch sein Gehörn und den Tritt seiner Füße. Im heißen Sommer kann man auch einen nicht mit der Schlinge gefangenen Hirsch durch schnelle Verfolgung erreichen, da er durch die Hitze leicht ermattet, so daß er zuletzt entweder zusammenstürzt oder stille steht und sich mit dem Wurfspieß tödten läßt.

Eine gefährliche Jagd war die des Wildschweins, weshalb man sie gewöhnlich mit mehreren Jagdgenossen zusammen übte. Man bediente sich bei derselben der indischen, kretischen, lokrischen und lakonischen Hunde, die vermöge ihrer Stärke einen Kampf mit dem Eber aufnehmen konnten; die Waffen waren der Jagdspieß mit scharfer breiter Spitze und festem Schafte und der Saufänger, eine Stoßwaffe, mit der man das Thier abfing. Der Saufänger (προβόλιον) hatte einen Schaft von Hartriegel von der Dicke einer Lanze und eine Spitze in der Länge von fünf Handbreiten; in der Mitte saßen quer an dem Schaft zwei lange starke Zähne von Eisen oder Erz, dazu bestimmt, den anlaufenden Eber aufzuhalten. War die Jagdgesellschaft an ein Dickicht gelangt, in dem sie einen Eber vermuthete, so ließ sie erst einen einzigen Hund der Spur nachgehen und folgte ihm mit den andern Hunden, die an der Leine blieben. Wenn der Spürhund den Eber in seinem Lager gefunden hat und ihn anbellt, so bleibt dieser gewöhnlich ruhig liegen und läßt den Jägern Zeit, an den passenden Stellen ihre starken Netze zu spannen. Dann werden alle Hunde gelöst, und die Jäger, mit Spießen und Fängern bewaffnet, folgen ihnen nach in das Dickicht in bestimmter Ordnung in großen Zwischenräumen, damit das Thier Platz zum Durchbrechen behält und die Jäger in seinem Zorn nicht angreift. Eben kommen die Hunde an das Lager des Ebers; er springt auf, wirft den Hund, der ihm entgegen springt, in die Höhe und läuft schnaubend davon, die Jäger mit den Hunden ihm nach, in lautem Hallo, mit Spießen und mit Steinen werfend, um ihn ins Netz zu treiben. Verstrickt er sich im Netz, so tritt der Erfahrenste und Stärkste der Jäger zu ihm heran, um ihn von vorn mit dem Fänger zu durchbohren. Oft aber geschieht es, daß das Thier sich nicht verstrickt, sondern vor dem Netze sich umwendet und auf den Angreifer losgeht. Dann muß dieser mit dem Fänger ihm entschlossen entgegen treten. Nur wenig ausschreitend, den linken Fuß vor, gibt er mit der linken Hand der Waffe die Richtung, mit der Rechten, welche den Schaft hinten gefaßt hält, thut er den

Stoß nach der Brust des Ebers, mit aller Kraft nachdrängend, während der Eber selbst, voll Wuth auf den Mann eindringend, sich tiefer in den Speer bohrt. Wären die eisernen Querzähne nicht, das Thier käme an den Mann. Der Eber hat eine solch' heiße Wuth, sagt Xenophon, daß, wenn er eben getödtet ist, Haare, die man auf seine Hauer legt, durch die Hitze sich zusammenziehen, daß seine Hauer, wenn er lebend gereizt wird, glühend werden und den Hunden die Spitzen der Haare versengen.

Beim Abfangen des Ebers muß der Jäger dem Thier scharf ins Auge sehen und aufmerksam die Bewegung seines Kopfes beobachten, damit es nicht ihm den Fänger aus den Händen schlägt. Geschieht dies, so muß er sich rasch mit dem Gesicht auf den Boden werfen und sich fest halten, sonst rennt der Eber ihm den wüthenden Zahn in den Leib. Der Eber zerrt an ihm und sucht ihn aufzuheben, er stampft mit den Füßen auf ihm; da läuft, ihn zu retten, Einer der Andern mit dem Fänger auf den Eber los, wie wenn er ihn werfen wollte, aber werfen darf er nicht, sonst trifft er vielleicht den gefährdeten Freund; doch es gelingt ihm, den Zorn des Thieres gegen sich zu wenden. Der Erste springt auf, mit dem Fänger in der Hand, und greift das Thier auf's Neue an. Der Stoß glückt, das Thier ist überwältigt. Bei einem weiblichen Wildschwein darf der Jäger sich nicht auf die Erde werfen; denn dieses stampft nicht blos auf ihm herum, sondern beißt ihn auch. Das Wildschwein wird, wenn es nicht in die Netze geräth oder wenn es dieselben durchbricht, von den Jägern und Hunden oft so lange verfolgt, bis es erschöpft und außer Athem zusammenbricht; dabei ist der Jäger aber immer in Gefahr, und mancher Hund geht zu Grunde. Auch legte man den Wildschweinen Fußangeln wie den Hirschen.

Löwen, Pardel, Luchse und Panther fanden sich zu Xenophons Zeit nicht mehr in Griechenland, wohl aber noch in Makedonien, Thrakien und Kleinasien. Herodot gibt als die Grenzen, innerhalb deren es in Europa noch Löwen gegeben habe, die Flüsse Nestos in Thrakien und Acheloos in Akarnanien an. Als Xerxes mit seinem

Heere durch Thrakien zog, kamen des Nachts die Löwen von ihren Bergen herab und würgten die Kameele; andere Thiere und die Menschen griffen sie nicht an. — Die Landeseinwohner tödteten das genannte Raubwild entweder in den Gebirgen durch Gift, durch Akonit, das sie, mit dem Lieblingsfraß der Thiere gemischt, an den Trinkstellen und andern Orten, die sie gerne besuchten, niederlegten, oder sie umzingelten diejenigen, die Nachts in die Ebenen herabkamen, und verjagten sie, wenigstens zu Roß, nicht ohne Gefahr. Auch in großen Gruben wurde das Raubwild gefangen. In der Mitte der Grube ließ man eine hohe Stelle, auf welcher man des Nachts eine Ziege anband. Die Grube wurde ringsum mit dichtem Gezweig und Laubwerk umgeben, und wenn dann in der Nacht der Räuber, durch den Schrei der Ziege herbeigelockt, eine Zeitlang vergebens um die Verzäunung herumgelaufen war, sprang er hinüber in die Grube und war gefangen.

Register.

